Hand in Hand.

Hand in Hand.

Eine Reihe von Geschichten

für

Reich und Arm in jedem Stande.

Von

W. O. von Horn.

Mit Illustrationen, gezeichnet von Rothbart.

Stuttgart. 1852.

C. P. Scheitlin's Verlagshandlung.

...

I.

Eine Hand waſcht die andre.

Eine Geſchichte.

inen Freund hab' ich, einen alten, treuen, der die Feuerprobe von nahezu fünfzig Jahren in Leid und Freude bestanden hat. Das ist einer von Denen, auf die man in andrer Weise ein biblisches Wort anwenden kann, das nämlich: „Ich habe dich gewogen, aber nicht zu leicht erfunden." Es ist der Kaufmann Alberti aus F., meiner Vaterstadt. Die Jugend, die schöne, frohe, sorgenfreie, haben wir zusammen gelebt, und, ob uns gleich seitdem die Lebenswege selten mehr nahe zusammenbrachten, so ist das Band doch ein unzerreißbares geblieben, das uns vereinigt. Alle Jahre sehen und besuchen wir uns, und dann taucht nicht selten hier und da eine Erinnerung aus der Vergangenheit in unsern Gesprächen auf. Als wir im abgelaufenen Sommer uns wiedersahen, saßen wir eines

Tages gemüthlich zusammen in der schattig-grünen Weinlaube meines Gartens. Da redeten wir viel ernste Dinge und der Weltlauf mit seinem wenigen Lichte und vielen, tiefdunkeln Schatten ging an uns vorüber; dabei weilten unsre Seelen am längsten, wie sich doch die schroffen Abstände und Gegensätze von Arm und Reich so mildiglich und leicht versöhnen und ausgleichen ließen, wenn die Liebe die Herzen erfüllte, die der Heiland Jesus Christus lehrte und übte, die dem Menschenbruder alles Gute wünscht, erbetet, gönnt und zu erweisen bereit ist, die nur segnet und nie flucht.

„Ich weiß nicht," hob da mein treuer Jugendfreund an, „ob Du Dich noch der alten Aepfelliese erinnerst, die an unserm Hause in F. ihren Obststand hatte?"

„Ei freilich," rief ich aus, und das Bild der gutmüthigen alten Obstverkäuferin, die wir „die Aepfelliese" nannten, stand wieder lebendig vor meiner Seele.

„Laß mich dieß Bild aus unsrer Jugend auffrischen, und Dir dann eine Geschichte von ihr erzählen, die Dir Vieles von dem lebendig beweisen wird, was wir eben besprachen," sagte der treue Freund.

„Wenn Dir Dein Gedächtniß noch treu ist, Alterchen," fuhr er fort, „so weißt Du gewiß noch, daß, wenn man zum Oberthore hereinkam, links die Neugasse in einem Bogen gegen die Schulgebäude abbiegt, während die Obergasse schnurstracks in das Innere der Stadt führt, wo man immer den hohen Glockenthurm der großen Marktkirche mit seinem großen, vergoldeten Zifferblatt vor sich sieht."

Mein Vaterhaus, dessen Vorderseite dieser Neugasse zugewendet ist, steht dadurch etwas schief, und es ist zwi-

schen dem Thore und des Hauses Giebelseite ein Winkel, den die Stadtmauer und eben diese Giebelseite begränzen. Fenster gingen aus unserem Hause im Erdgeschosse nicht auf diesen Winkel, wohl aber aus dem zweiten Stockwerke. — Dort saß die Aepfelliese und hatte den entschiedenen Vortheil, daß ihr Obst vom Thore, von der Neugasse und Obergasse aus gesehen wurde von den lüsternen Augen naschhaftiger Buben, zu deren übergroßer Zahl wir Beide denn auch gehörten.

Da saß sie Jahr aus, Jahr ein bei ihrem Stande, und hatte, wenn's regnete, einen Schirm von Wachstuch über sich gebreitet, der Raum für Sechse gehabt hätte. Ihr Stand hatte ein ebensolches Dach auf vier Stangen, die vornen so weit hinausreichten, daß etwa Käufer zur Regenzeit trocken standen, wenn sie klug genug waren, die derbe Traufe zu vermeiden. Im Winter hatte sie das messing'ne Kohlenbehälterchen unter den Füßen, welches die Holländer „Stooschen" nennen, und ihr alter Kattunmantel, mit Flanellfutter und der weitausgreifenden Kapuze, gab hinlängliche Wärme. Niemals ruhte ihre thätige Hand. Entweder strickte oder nähte sie, und diese Thätigkeit ruhte eben nur so lange, als sie mit ihrem freundlichen Gesichte und Worte die Käufer bediente, die sich ihrem Stande naheten.

„Man meint, Du maltest," rief ich aus, „so genau kannst Du das schildern! Ich sehe Stand und Aepfelliese lebendig vor meinen Augen, wie damals, da ich als zehnjähriger Knabe mir Obst kaufte bei ihr."

Alberti lächelte gemüthlich, und fuhr fort: „dann ge-

denkst Du auch noch, daß die damals schon ziemlich alternde Frau immer so nett und sauber dasaß, als käme sie, wie man in F. sagt, aus dem Puppenschränkchen, und daß ihr wunderschönes Obst immer so außerordentlich schön geordnet, und so erstaunlich appetitlich war?"

„Gewiß!" versetzte ich.

„Die köstlichsten Früchte jeder Jahreszeit fand man bei ihr, und im Frühlinge, wenn eben das Obst seltener wurde, und am Ende ganz ausging, bot sie Nüsse, Lebkuchen und köstliche mürbe Wecken feil, und den kostbaren Zwiebelkuchen, dessen Du Dich auch noch erinnern wirst?"

„Wahrhaftig!" rief ich aus, und hätte auf der Stelle eine Schnitte dieses vortrefflichen Backwerks gegessen, das aber nur die Aepfelliese in solcher Vortrefflichkeit zu bereiten verstand.

„Kunden," fuhr Alberti lächelnd fort, „hatte sie in Hüll' und Fülle; denn das Oberthor war das belebteste der Stadt, und die Volksschulen nebst der lateinischen, in der wir unsre Weisheit einkramten, lagen ganz in der Nähe ihres Standortes. Aber nicht bloß die Kinder, sondern auch die Alten kauften bei ihr, und wer einmal ihr Kunde war, blieb ihr gewiß treu, denn die gutmüthige Freundlichkeit ihrer Art und Weise mußte Jedermann anziehen, und um so mehr, als sonsthin die Zunft der Höckerinnen ihrer Unart und losen Zungen wegen in dem besten Rufe nicht zu stehen pflegen. Ich, meines Orts, war einer ihrer besten Kunden. Jeder Kreuzer, den mir Vater oder Mutter gaben, wanderte in ihren Kattunsäckel, der, breit und tief, an der rechten Seite unter der weiten Schürze hing. Meine

Eltern hielten sie auch werth und gute Nachbarschaft mit ihr. Jeden Morgen brachte ich ihr eine warme Tasse Kaffee und Nachmittags ebenso. Mittags erhielt sie Suppe, einen Teller Gemüße und ein Stück Fleisch. Das war ein altes Herkommen, und wenn's ja einmal hätte können vergessen werden, etwa, wenn Besuch da war, so stand ich als ihr getreuer Fürsorger da, und erinnerte meine gute Mutter an die Aepfelliese. Dafür war sie außerordentlich dankbar, und der Spezereiladen meines Vaters hatte das wohl zu merken; denn, kamen Landleute zum Thore herein, so kannte sie sie gewiß bei Namen, da sie ein bodenloses Gedächtniß besaß, und rief dann die Leute in ihrer freundlichen Weise an: guten Morgen, Hans, Peter, Eva, Kathrine oder wie sie hießen; dann traten die Leute zu ihr. Sie fragte: ob sie kein feines, schönes Obst hätten, und dergleichen. War das vorüber, so folgte jedesmal regelmäßig die Ermahnung: 'wenn Ihr gute Waare kaufen wollt, extra und billig, so geht in Albert's; dort findet Ihr's am besten in der ganzen Stadt, und ich weiß, Ihr dankt mir's!" — Dann folgten die Leute ihr sicher, und in unserm Laden zu kaufen, wurde ihnen dann bald zur Gewohnheit. Sie beobachtete so scharf, daß sie es gewiß weg hatte, wenn die Leute anderswo gekauft hatten, und dann konnten sie darauf rechnen, daß sie bei'm nächsten Hereinkommen in die Stadt ihr Kapitel aus den Leviten zu besehen hatten, ohne daß sie ihr böse werden konnten. Ich stand noch in besonderer Gunst, und diese kam mir mannigfaltig zu Statten. Du weißt, ich war ein toller, unvorsichtiger Bube, der über Stock und Steine sprang, kletterte und — purzelte. Da

gab's denn oft Oeffnungen in Hosen und Wamms, wo sie nicht hingehörten, solche rechtwinkelige Löcher und Lappen. Meine gute Mutter war eine sehr tüchtige Hausfrau, die mich auch in diesem Artikel scharf in der Zucht hielt. Ebensowenig mochte sie Schmutz leiden. Nun kam letzteres eben auch oft genug frühzeitig am Tage an die Kleider, die ich Morgens rein angezogen hatte. Merkte ich so etwas, so war die Aepfelliese mein letzter Trost, der mich aber auch nie im Stiche ließ. Wußte ich's selber nicht, daß mir ein Unglück der Art passirt war, so musterte sie mich allemal mit scharfem Blicke, wenn ich heimkehrte, und rief dann allemal, wenn sie etwas entdeckt hatte. War's ein Loch, so wurde es im Stehen vortrefflich geflickt, da sie ihr Nähezeug immer bei der Hand hatte; war's ein Schmutzfleck, dann war ihr Schwämmchen da, und schaffte ihn weg, daß ihn das Mutterauge nicht mehr fand. Oft lange nachher entdeckte sie erst die Flicke, und wenn ich dann auch eine Strafpredigt empfing, so war sie doch milde und schloß allemal mit der Frage: „Gelt, das hat wieder die barmherzige Schwester, die Aepfelliese, geflickt?" —

So dauerte das Verhältniß zur Alten fort, bis ich auswärts in die Lehre kam. Nur selten durfte ich heimkehren, denn mein Vater pflegte zu sagen: das gibt eitel Nestquakerei! Aber kam ich dann einmal, so streckte Aepfelliese ihre treue Hand mir von ferne schon entgegen. Und wenn ich sie ihr herzlich drückte, sagte sie: „Musje Karl, Er läßt mich doch auch gar nichts mehr mit Hosenflicken und Fleckenauswaschen verdienen!" — Dabei lachte sie dann aus Herzensgrunde.

Später wurde ich Reisender für ein auswärtiges Haus, und kam noch seltener nach F. zurück.

Du weißt, daß meine trefflichen Eltern schnell nach einander starben. Ich mußte zurück, und das Geschäft übernehmen. Das Vermögen war geringe, aber Schulden hatte mein braver Vater keine, da es bei ihm Grundsatz war, Nichts auf Kredit zu nehmen. Er bezahlte alle Waaren baar und Zug gegen Zug. Du siehst wohl, er war nicht von dem Schlage der heutigen Welt. Ich war ihr einziges Kind. Als ich zurückkam — denn ich war in den Niederlanden, als meine Eltern schnell an einer damals herrschenden Seuche hinstarben, reichte mir Aepfelliese weinend ihre Hand. „Ach, Herr Alberti," sagte sie, „da sind mir zwei Herzen kalt geworden, wie sie selten zu finden sind! Nun, ich denke, wir Zweie werden auch gute Nachbarschaft halten? Nicht wahr?"

„Gewiß," sagte ich, tief ergriffen. „Ihr sollt's nicht empfinden, daß die guten Eltern nicht mehr leben!" Und dabei blieb's. Sie erhielt ihren Kaffee und ihr Mittagessen nach wie vor; denn die alte Magd, die ich von den Eltern erbte, und die treu wie Gold war, führte im Auftrage meiner seligen Mutter es ebenso gewissenhaft aus, wie ich es ihr selber zur Pflicht machte, und auf die Seele band.

Ein Kaufmann mit einer Junggesellenwirthschaft kommt nicht weit. Das hatte ich mir nach dem ersten Jahre meiner Wirthschaft nicht verhehlen können. Ich mußte d'ran denken, mich zu verheirathen. Geld ist für einen Handelsmann ein wichtiger Träger seiner Wirksamkeit. Das erkannte ich auch, und wußte es schon lange; aber einen

Geldsack zu heirathen, und eine Frau als Zugabe, das widerstrebte meinem Gefühl, und, ich will's nur gestehen, mein Herz hatte schon so seine Wahl getroffen. Pastors Adelheid war die Erwählte. Bei ihr trafen zuerst drei der „F" ein, die man in der Regel als wünschenswerth bei einer Braut sucht, nur das vierte fehlte. Sie war fromm, fröhlich, frisch — aber friedrichsd'orreich war sie nicht. Klein und rein anfangen, fleißig und sparsam erwerben, schien mir darin der langsame, aber sichere Weg, den auch meine Eltern gegangen waren — und Adelheid war eben mein Herzblatt und blieb's. Ich hatte sie oft getroffen, aber das schüchterne Mädchen zog sich immer, wenn ich mich ihr näherte, scheu in sich selbst zurück. Manchmal glaubte ich, sie sey mir gut; dann aber zweifelte ich wieder selbst daran, und wagte nicht, mich ihr zu erklären.

Eines Tages, es war schon fast in der Dämmerung, wollte ich noch vor das Thor hinaus, um mich ein wenig in der frischen Luft zu ergehen.

Als ich der Aepfelliese den freundlichen „guten Abend" zurief, winkte sie mich zu sich heran.

„Herr Nachbar," sagte sie leise, „nehmen Sie's der alten Aepfelliese nicht übel, wenn sie einmal ein Wörtlein im Vertrauen mit Ihnen reden möchte. Ich meine nämlich, mit der Junggesellenwirthschaft ging's nicht; Sie müßten heirathen. Ich lachte herzlich über die gutmüthige Alte, und sagte, das sey auch meine Meinung schon lange gewesen."

„Das ist schön," rief sie aus. „Haben Sie sich denn noch nicht nach den Töchtern der Stadt umgesehen? He?"

„Doch, doch, liebe Nachbarin," entgegnete ich.

„Das dacht' ich mir," versetzte sie. „Ich hätte schon die Perle für Sie gefunden."

„So?" sagte ich lachend. „Darf's ich denn nicht wissen, wer die Perle ist?"

„Ja, ja," fuhr sie fort. „Hören Sie nur — wen ich meine. Es ist Pastors Adelheidchen! — Hi! wie der junge Herr roth wird! Die Flamme schlägt ja schier aus Ihrem Gesichte! Hab' ich das rechte Tippchen auf das J gefunden? Nun, nun," setzte sie begütigend hinzu. „Bin auch mal jung gewesen, und weiß, wie das ist. Mein guter Conrad ist mir leider frühe gestorben und zur zweiten Ehe mochte ich nicht schreiten. Aber, denken Sie, am Sonntage, als ich aus der Kirche kam, wo drei Paare ausgerufen wurden, ging ich neben Adelheidchen her. Ach, das ist ein Engelskind! Schön, wie ein Engel, und gut, wie so Einer. Dabei wirthlich, fleißig, wie kaum eine Andre. Als wir an ihren Hausgarten kamen, sagt ich: 'Schöne Blumen, Adelheidchen?'"

„Komm' Sie einmal mit herein, Frau Wetter," sagte sie liebreich, „und sehe Sie sie einmal selber an. Ein Sträußlein steht schon zu Diensten."

Wissen Sie, Herr Alberti, ich war mein Lebtag geckig auf die Blumen; aber dießmal hatt' ich etwas Andres im Sinn. So geh' ich mit ihr in den Garten. Da war's wunderhübsch. Rein, wie geblasen! In den Wegen kein Gräslein und das Unkraut scheint den Garten gar nicht zu kennen. Da standen die prächtigsten Blumen, und es duftete erquicklich überall Einem entgegen.

Wie wir so in den Wegen gehen und das herzige Mädchen mir einen Prachtstrauß pflückt, sag' ich: „Ach, wenn doch mein wackerer Nachbar einmal diesen Schmuck sähe!"

„Wen meint Sie denn, Frau Wetter?" fragte sie.

„Ei, den Herrn Alberti", sag' ich; „aber Herr Nachbar, da schlug auch so 'ne Flamme aus dem bildhübschen Gesichtchen heraus, wie eben bei Ihnen, und ich dachte: Holla! da ist's nicht ganz richtig. Du mußt mal weiter fingern! Gedacht, gethan! Ich sage: aber ich glaube, der sähe nur Eine Blume, und die ist auch die Schönste! — So Einer hat seine Augen; noch besser, als ich!" Da bückte sie sich tief, tief zum Beet, um mir Reseda zu pflücken, aber ich sah die Gluth doch, die bis hinter die kleinen, schönen Ohren des Mädchens stieg.

„Unsereins läßt sich nicht irre machen," fuhr sie fort; ich sagte: „Ja, Adelheidchen, das ist ein braver, lieber Mann, und nun kram' ich Ihr Lob aus, Herr Nachbar, wie Sie Ihre besten Waaren in's Schaufenster stellen, und das Adelheidchen richtete sich gar nicht mehr auf, und war, als sie mich ansehen mußte, noch roth, wie eine Essigrose. Nun, sehen Sie, hab' ich herausgebracht, daß Sie das Mädchen lieb hat, und ich meine, Sie wären ihr auch nicht feind. Da sollten Sie mal rasch an's Werk gehen. Viel Vermögen kriegen Sie freilich nicht; denn die Pastöre haben in der Regel ihr Kapital in Büchern, und die gelten nichts; aber Sie kriegen da ein liebreiches Wesen in Ihr Haus, einen Engel, wie Ihre Mutter einer war, und das ist mehr werth; und, das müssen Sie bedenken, auf jedem

Kreuzer, den Ihnen der Pastor gibt, ruht ein Segen, und das ist auch mehr, als der Geldsack eines Wucherers oder eines sogenannten Kassern, auf dem tausendfacher Fluch ruht. Ueberlegen Sie sich das. — Es wird Abend, und ich muß schon aufbrechen. Gute Nacht, Herr Nachbar, Nichts für ungut!"

Ich will Dir's ehrlich gestehen, lieber Freund, ich stand vor der Alten wie eine nasse Katze. Die hatte, Gott weiß wie, in meiner Seele gelesen. Ich konnte kein Wort herausbringen. Endlich sagte ich offen und ehrlich: „Liebe Frau Nachbarin, da hat Sie den Nagel auf den Kopf getroffen; das wär' die Rechte für mich — aber — wie soll ich's anfangen?"

„Gehen Sie jetzt ein Bißchen spazieren," sagte die Alte mit komischem Ausdruck und packte ihre Siebensachen ein, um sie in mein Haus zu tragen, wo sie sie zu verwahren pflegte seit langen Jahren, und ich ging.

Mein Kopf brannte mich und ebenso mein Herz. Ich rannte spazieren, und kam bald wieder heim, war aber so zerstreut, daß ich einer Magd ein Pfund Pfeffer darwog, statt eines Pfundes Kaffee, und das Mädchen kicherte laut, als sie mir's sagte und ich las in den schelmischen Augen, daß sie dachte: Der ist verliebt!

Fehlgeschossen hatte sie nicht.

Es vergingen Wochen und ich traf Pastors Adelheidchen nicht, ob ich sie gleich hier und da in den Häusern suchte, wo sie bisweilen hinkam.

Die Aepfelliese aber nickte mir alle Tage freundlich

und bedeutsam zu, als wollte sie sagen, ich bin meiner Sache gewiß. Was zögerst Du so lange?

Endlich traf ich Adelheidchen bei einer befreundeten Familie. Es wurde, da das Wetter so schön war, ein Spaziergang vorgeschlagen und angenommen, und ich wußte es zu machen, daß ich das liebenswürdige Mädchen führte. Anfangs gingen wir stille nebeneinander dahin; mir war die Brust zugeschnürt; aber, als wir in die grünen, duftigen Hallen des Waldes traten, und die Gesellschaft sich zerstreute, um Erdbeeren zu pflücken, da bekam ich Muth und, wie es kam, ich weiß es selber nicht, ich sagte ihr, daß ich sie lieb habe und sie verhehlte mir's auch nicht, daß sie mir gut sey; kurz, wir waren am Abend Ein Herz und Eine Seele, und unser Bund war geschlossen für diese Welt.

Ganz glückselig kam ich heim und die Aepfelliese, die uns hatte vorbeigehen sehen, saß noch da, weil sie offenbar auf mich gewartet hatte.

„Bst!" zischte sie, „Herr Nachbar, auf ein Wort! — Wie viel Uhr ist's?" fragte sie schelmisch.

„S' hat ausgeschlagen!" rief ich ihr zu. „Wir sind einig! Gott sey hochgelobt!" sagte die Alte mit vor Rührung gebrochener Stimme. „Was Gott für einander geschaffen hat, das findet sich und wenn Berge und Meere dazwischen liegen! — Nun lassen Sie's bei dem Alten nicht anbrennen!" sagte sie wohlmeinend.

Ich nahm mir das zu Herzen und ging gradezu zum Vater. Ich sagte ihm ehrlich, wie es um mein Geschäft stehe, welche Aussichten ich habe und bat um seine Erlaub-

niß, sein Haus und Adelheid besuchen zu dürfen, damit er mich kennen lerne.

Der Pastor war einer von den offenen, biedern Leuten, die es sagen, wie es ihnen um das ehrliche Herz ist. Er sprach es grade aus, daß er mich kenne; daß er mich mit sorgsam prüfendem Blicke verfolgt habe. Er glaube die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß er mir sein Kind vertrauensvoll an's Herz legen könne. Adelheid habe kein Geheimniß vor ihren Eltern; sie habe ihnen ihre Liebe zu mir und das mitgetheilt, was zwischen uns vorgefallen sey. Wenn ich, schloß er, sie treu liebe, so würde es mir auch kein Anstoß seyn, daß er seinem Kinde nur ein kleines Vermögen mitgeben könne und so weiter. — Daß ich es kurz mache — wir gingen zu Adelheid und zur Mutter und sie wurde meine Braut mit dem Segen der wackern Eltern.

Wenn man im Sprüchworte sagt: Brautleuten hänge der Himmel voller Baßgeigen, so liegt darin eine tiefe Erfahrungswahrheit. Ich ging in einem seligen Taumel heim und die Aepfelliese war die Erste, die es erfuhr, die aber auch Freudenthränen vergoß, weil ihr höchster Wunsch wahr geworden war.

Alberti schwieg eine Weile; dann fuhr er fort, und es legte sich eine Wolke auf sein Angesicht: Nahe dem höchsten Glücke, liegt oft in dieser Welt das Unglück. Ich war an jenem Abende der Glücklichste aller Menschen und ich vergaß nicht, Gott herzinniglich zu danken. Einschlafen konnte ich lange nicht. Endlich, als schon der Wächter die Mitternachtsstunde geblasen hatte, sank ich in einen tiefen,

festen Schlaf; aber plötzlich wurde an meiner Thüre furchtbar gepoltert. Ich fahre auf und sehe mit Entsetzen, daß eine Helle mein Schlafzimmer erleuchtet, die nur von Brand herkommen konnte. Die Sturmglocke heulte schon durch die Nacht. Alsbald klopfte und polterte es an meiner Thüre noch mehr. „Was gibt's?“ rufe ich voll Entsetzen.

„Es brennt neben uns!“ rief meine alte Magd. „Schnell heraus, Herr, schnell! Es ist Gefahr!“

Ich fuhr in die Kleider so schnell ich konnte; ach, mein Haus brannte schon lichterlohe. Kaum konnte ich mein Bißchen Geld und die wichtigsten Papiere retten. Das vielfache brennbare Material, welches im Hause war, die große Quantität Schießpulver, die ich erst erhalten hatte, machten eilige Flucht nöthig. Trotz der angestrengtesten Hülfe der Bürger und der benachbarten Orte, brannte die halbe Neugasse nieder und die Morgensonne beschien eine gräuliche Stätte der Vernichtung und Verwüstung, und mich — als einen Bettler; denn Alles, Alles war mir verbrannt. Man wußte, wie Du Dich erinnerst, damals noch kaum etwas von Feuerversicherungsanstalten, und ich hatte nichts, gar nichts versichert.

Da stand ich denn an der Stätte des Jammers, selber ein Jammerbild, als der Pastor meine Hand ergriff und sagte: „Kommen Sie, lieber Alberti, mit mir. Der Herr hat Sie schwer heimgesucht, aber er schlägt und heilt auch wieder. Jetzt bedürfen Sie des Trostes der Liebe, und den finden Sie bei uns!“

Das war ein Wort, das mich tief ergriff. Ich folgte ihm. Ueberall reichte man mir theilnehmend die Hand, und auch

meine treue Freundin, die gute Aepfelliese, drückte sie mir fest und herzlich, aber vor Weinen konnte sie nicht reden. Du kannst Dir meine Lage kaum vorstellen. Was mein Laden, mein Magazin, mein Haus an Weißzeug, Betten, Geräthe enthielt, Alles war zu Asche verbrannt. Ich hatte nichts mehr, als die halbe Bekleidung, die ich in der Angst umgeworfen hatte; ein paar Hundert Gulden an Geld und das Hemd auf dem Leibe! So heruntergestürzt werden von dem Gipfel eines nahen Glückes in die bodenlose Tiefe der Armuth und des Elendes — Freund, es gehört die ganze Kraft eines innigen, frommen Glaubens, und die darin allein vollkräftig wurzelnde Charakterkraft dazu, nicht unterzugehen in der Verzweiflung, oder — es gehört die reichste Liebe dazu, die uns zu Theil wird aus edeln Herzen.

Ja, diese wurde mir. Grade das Unglück war der Probstein ächter Lieb und Treue, und ist es überhaupt. Was da besteht, das ist ächtes Gold. Wie weit Pastors von jeder eigennützigen Gesinnung entfernt waren, zeigte sich jetzt erst. Ich war im schönsten Sinne des Wortes ihr Sohn. Adelheid und ihre Eltern boten Alles auf, mich aufzurichten, mir wieder Muth für die Zukunft einzuflößen. Ihnen, den vortrefflichen Menschen, verdankte ich's, daß ich nach und nach mit neuem Muthe in die Zukunft blickte.

Am Tage nach dem Brande kam die alte Aepfelliese zu mir. Sie war außerordentlich ergriffen und ihre Thränen flossen stromweise. Sie hielt unaufhörlich meine Hand in der ihrigen und sprach mir Trost zu. Dennoch sah ich es ihr an, sie hatte etwas auf dem Herzen, was sie in der Gegenwart der Familie des Pastors nicht sagen mochte

oder konnte. Endlich, als sie sich in der Hoffnung getäuscht sah, mich allein zu sprechen, bat sie sich diese Erlaubniß aus und ich trat mit ihr in ein Nebenzimmer.

Was wird sie nur wollen? dachte ich; aber ich konnte es nicht errathen.

Als sie endlich die Thüre sorgfältig hinter sich geschlossen, sich in dem Zimmer umgesehen hatte, ob wir auch nicht belauscht wurden, hob sie stotternd an: „Herr Alberti, setzen Sie sich doch einmal zu mir. Meine alten Beine sind des Stehens ganz entwöhnt."

Sie setzte sich, und ich mich neben sie.

„Hören Sie mich einmal geduldig an," begann sie endlich, nachdem sie ordentlich gerungen hatte, den rechten Ausdruck zu finden, „aber das halt' ich mir aus, Sie dürfen mich nicht abweisen! — Sie wissen — ich habe mich mein Lebtag ehrlich geplagt. Ich dachte immer: Liese, du kannst alt werden; spare dir einen Rothpfennig für dein Alter, daß du, wenn du einmal nicht mehr das Sitzen in Wind und Wetter vertragen kannst, nicht darben mußt. Daß ich mir etwas ersparen konnte, daran waren Ihre Eltern, Gott lohn's ihnen und hab' sie selig, und Sie, die alleinige Ursache; denn Sie haben mich ernährt, daß ich nichts auszugeben brauchte, und jedes verdiente Kreuzerchen zurücklegen konnte. Andre Leute leihen ihr Geld aus und ziehen davon Zinsen, kommen aber auch oft um das Ihrige; ich konnte das nicht. Wenn ich einen Thaler in kleiner Münze erworben hatte, so wechselte ich mir dafür einen harten Thaler ein und steckte ihn zu den andern in einen Strumpf in meine Kiste. Was ich da hatte, wußte

ich nicht, denn gezählt hab' ich's nicht, daß ich nicht das Herz an den blinkenden Mammon hinge. Als ich das Unglück sah und nun dachte, der Sohn deiner Wohlthäter, selbst dein Wohlthäter, ist jetzt ärmer als du selbst, Herr, da fiel mir eine Last auf das alte Herz, daß es schier brechen wollte. Ich dachte über Ihre Lage nach und fand, was alle Leute sagen, Ihnen müsse geholfen werden. Was Sie brauchen, ist Geld, damit Sie das Haus Ihrer Eltern wieder aufbauen können, aber, dacht' ich weiter, woher es nehmen? Alles ist Ihnen verbrannt. Und als ich das so bedachte, fiel mir mein Geld ein. Ich ging dran und zählte es, an dem mein Mann, seliger, noch sammeln half und siehe da, es waren zwei Tausend Thaler, die Frucht eines langen, sparsamen Lebens. Da ruht ein Segen drauf. Es sind lauter Heckethaler, sonst hätten sie sich so nicht vermehren können. Herr, da ist eine Freude in meine Seele gekommen, wie ich niemals eine gefühlt; nicht über den Mammon, sondern darüber, daß ich's Ihnen anbieten konnte, als Beisprung zu dem Hausbau. Ach, dachte ich, wird er es dir aber auch abnehmen? Wird er nicht zu stolz seyn, von der alten Aepfelliese das Geld zu nehmen, wo er überall kriegen kann, so viel er haben will? Aber da dachte ich wieder: Nein, das ist er nicht. Er hat ja mit dir über sein Liebstes in der Welt, über sein holdselig Adelheidchen geredet, und hat den guten Rath der alten Aepfelliese nicht verschmäht; er wird auch den Sparpfennig der redlichen Armuth in der Stunde der Noth nicht verschmähen; und da hab' ich's mitgebracht und geb's Ihnen denn hier treulich und ehrlich, und bitte Sie aus Herzensgrund, nehmen

Sie es doch! Es ist besser, Sie verwenden's, als daß es in meiner Kiste, als todter Mammon, liegt."

Mit diesen Worten schob sie den Deckel von ihrem Körbchen weg und legte die Thalerrollen auf das Tischchen, das neben ihr stand. Dann sah sie mich so bittend, so beweglich an, daß ich meiner Gefühle nicht länger Herr bleiben konnte.

Die hellen Thränen perlten mir aus den Augen, und ich fiel der treuen Seele um den Hals.

„Ach Gott!" sagte sie, und wollte es aus Respekt abwehren. Aber ich ließ es nicht zu. Ich mußte mein volles Herz ausweinen, und dann sagte ich: „Ja, ich — nehm's von Euch, Frau Wetter. Es ruht gewiß darauf ein Segen Gottes, und so wird es mir auch der Gott aller Gnade möglich werden lassen, es Euch ehrlich zu verzinsen und wieder zu geben." — „Was denken Sie?" fragte sie mich groß ansehend. „Verzinsen? Davon reden Sie mir nicht! In meiner Kiste trug's auch keine Zinsen. Daraus wird nichts! Und wieder geben — ja, wenn ich es brauche, so hol' ich mir, so viel ich brauche, und sterb' ich und hab's noch nicht alle verbraucht, so lassen Sie mich ehrlich dafür begraben, und was übrig ist, das behalten Sie als ein Erbe von der alten Aepfelliese, der Sie so viel Lieb's und Gut's erwiesen. Dabei bleibt's. Nun aber halten sie reinen Mund, Niemand darf es wissen. Versprechen Sie mir das?"

„Das kann ich nicht," sagte ich; „denn gesetzt, ich sterbe, so wär' es ja für Euch verloren. Erlaubt mir, daß ich es Pastors sage!"

Sie sann einige Augenblicke.

„Meinetwegen denn, sagen Sie's den lieben Leuten, aber, wenn ich fort bin, und halten Sie es sich aus, daß sie schweigen, wie das Grab!" —

Sie stand auf und eilte, so schnell sie konnte, hinweg. Ich rief den Pastor, Adelheid und ihre Mutter, und erzählte ihnen den Hergang. Sie waren, wie ich, tiefgerührt von dem Edelmuth der trefflichen Frau.

„Sehen Sie," sagte der Pastor, „es wird wahr, was ich Ihnen sagte: Gott verläßt die Seinen nicht. Hier bringt die Armuth Ihnen ihren Sparpfennig, und es ist ein schöner Anfang. Da zeigt sich's wieder, daß Wohlthun Zinsen trägt, und Almosengeben nicht armet; aber auch das bewährt sich, daß frommer Eltern Segen den Kindern Häuser bauet!"

Der Alten Liebesgabe war ein Lichtstrahl in meine Seele. Mein Muth hob sich. Ich sah wieder ruhig in die Zukunft.

Mit dem Pastor berieth ich meinen Plan, und er billigte es, daß ich sobald als möglich die Brandstätte zu räumen begann.

Da zeigte sich auch wieder der wackere Sinn meiner Mitbürger. Arm und Reich stellte freiwillige Arbeiten und in kurzer Zeit war die Stätte vom Schutte befreit. Die Gewölbe waren unbeschädigt, ich konnte auf die alten Fundamente wieder das neue Haus stellen; allein ich hütete mich vor dem Uebermuthe anderer Verunglückten, die nun mit geliehenem Gelde Häuser aufführten, welche größer und prächtiger als die waren, welche niedergebrannt waren. Ich

baute bloß ein Stockwerk, und ſetzte das Dach darauf, ein zweites Stockwerk beſſern Zeiten verſparend.

„Du haſt recht gethan,“ ſagte meine theure Adelheid, „wir haben Raum genug, und ſegnet uns Gott, ſo können wir, wenn wir uns Etwas geſpart haben, und mehr Raum brauchen, das andere Stockwerk drauf ſetzen.“ Auch da erwieſen ſich meine Mitbürger edel, daß ſie mir die Bauſteine alle unentgeldlich herbeiführten, und ebenſo Kalk und Sand. Das Holz erhielt ich um einen billigen Anſchlag aus dem Stadtwalde. So kam mich der Bau ungemein billig. Ich brauchte kein Geld zu leihen, ſoviel mir auch angeboten wurde, denn, was noch fehlte, ſchoß mir der Paſtor zu, in deſſen Familie ich lebte, überglücklich in Adelheids Liebe, die ſich täglich mehr in ihrer Vortrefflichkeit zeigte. Eins aber that ich noch; ich kaufte das Eck, wo die gute Aepfelliese geſeſſen, an mich und ließ ein Dach darüber bauen, und es plätten, daß ſie einen geſchützten Sitz bekam und ich den Raum ſpäter als Holz- oder Eiſenmagazin brauchen konnte.

Du kannſt Dir nicht denken, wie das die alte Frau erfreute. Sie zerdrückte mir faſt die Hände aus Dankbarkeit. Als das Haus fertig war, ſegnete der Paſtor am Altare unſern Lebens- und Liebesbund, und bei der Hochzeit, wo nur ein kleiner, vertrauter Kreis um uns war, ſaß die gute Aepfelliese oben an bei meinen Schwiegereltern.

Sie dazu zu bewegen, überhaupt unſrer Hochzeit beizuwohnen, koſtete unſägliche Mühe. Mir gelang's nicht; als aber Adelheid zu ihr ging, der denn überhaupt Niemand widerſtehen kann, da gab ſie endlich nach und in

ihren leuchtenden Augen sah man ihre Freude und ihr Glück.

Mit uns zog sie wieder an die alte Stätte ihrer Thätigkeit. Aus meiner Adelheid lieber Hand empfing sie ihren Kaffee, ihr Mittagessen, wie früher, und allemal sagte sie, aus dieser Hand schmecke das Alles noch viel besser, wie gut es auch sonst geschmeckt.

Was sie prophetisch vorausgesagt, wurde wahr. Der Segen Gottes ruhte auf ihrem Gelde. Sie sah, wie wieder der alte Zugang zu unserm Laden einkehrte; wie er wuchs von Jahr zu Jahr. Sie sah, wie ich das zweite Stockwerk aufsetzte, und mein neues, großes Magazin hinter dem Hause aufbaute; sie sah, wie blühende Kinder uns umspielten und mit dem wachsenden Wohlstande das Familienglück wuchs, und nur das Eine bedauerte sie, daß sie nun nicht mehr so gut sähe, um auch meinen Buben, wie einst ihrem wilden Vater, die etwa defect gewordenen Stellen des Anzugs herzustellen.

Längst wäre ich im Stande gewesen, ihr das Kapital mit Zinsen zurückzugeben; aber das gab sie nicht zu. „Verwahren Sie es mir," sagte sie. „Es ist besser aufgehoben, als in meiner Kiste."

Längst aber sah es meine Adelheid ungerne, daß die alte Frau, sie war ja nun achtzig Jahre alt, noch ihr Obst verkaufte. Sie hatte den Plan gemacht, sie zu uns zu nehmen und sie in ihren alten Tagen zu pflegen. Da fand sie aber den heftigsten Widerstand. Adelheid ließ indessen nicht nach, und endlich gab sie es denn zu. Ihren Obsthandel gab sie auf, und da sie gar Niemanden hatte,

dem ſie oder der ihr angehörte, ſo zog ſie denn zu uns und ſonnte ſich an unſerm Glücke. Sie war glückſelig in unſrer Liebe. Unſre Kinder waren ihre Freude, und eine Tochter hätte ihrer leiblichen Mutter nicht ſorglichere und liebevollere Pflege widmen können, als Adelheid ihr.

Es war eine ſeltene Gnade Gottes, daß ſie bis zum neunzigſten Jahre verhältnißmäßig rüſtig und geſund blieb. Selbſt ihre Sinne waren noch faſt ungeſchwächt. Erſt im neunzigſten Jahre ſtellten ſich in einer allgemeinen Entkräftung die Vorboten ihrer nahenden Auflöſung ein. Sie ruhte nicht, bis ein Notar kam, der uns zu ihren Erben einſetzte. Kaum acht Tage hütete ſie das Bette und ſanft, und uns Alle ſegnend, entſchlief ſie in Adelheids Armen.

O es war eine Trauer in unſerm Hauſe, wie wenn uns die Mutter geſtorben wäre! Wie ſie uns Allen, den Kindern, die an ihr hingen mit ganzer Seele, und uns Alten fehlte, kann ich kaum ſagen. Nur das konnte die Lücke ausfüllen, daß nun die theuern Eltern meiner Adelheid zu uns zogen, da mein Schwiegervater ſein Amt niederlegte. Aber das Andenken der uns theuern Aepfelliefe, dieſer ſeltenen, edeln Seele, iſt bei uns im Segen und ihr Andenken wird faſt jeden Tag erneuert, und niemals, ohne daß wir ſie ſegnen in Liebe und Dankbarkeit.

II.

Umstände verändern die Sache.

Eine Geschichte.

Es iſt Sonntag Morgen. Die Sonne ſteht hell und ſtrahlend am tiefblauen Junihimmel. Die Glocken haben längſt die Gemeinde der anſehnlichen Stadt zu den Kirchen gerufen. Endlich ſind die erbaueten Schaaren aus den Gotteshäuſern in die friedlichen Wohnungen zurückgekehrt. Die Landleute ſtrömen durch die lange Gaſſe der Vorſtadt ſchon in die gewerbfleißige Stadt hinein. Es wird Mittag; aber droben in dem kleinen Dachſtübchen, wo der junge Seidenweber Gottfried wohnt, iſt's noch ſtille, und das aufmerkſame Ohr eines Lauſchers hätte nichts hören können als die tiefen Athemzüge eines Schlafenden.

Der hat gewiß bis tief in die Nacht hinein am künſtlichen Webſtuhle, den der Franzoſe Jacquard erfunden, gearbeitet, und iſt todtmüde niedergeſunken auf ſein armes Bettchen? Wollte Gott, es wäre ſo geweſen, und der

Samstag hätte ſo ihn in den Abendſtunden gefunden! Dem war aber nicht ſo, und ein Blick in das Stübchen möchte auf andere, wenn auch nicht beſſere, Gedanken führen.

Es iſt ein Stübchen unter dem abſchüſſigen Dache. Es iſt nur wenige Quadratfuß groß; hat nur ein Fenſterchen, und außer der elenden Bettſtelle, in welcher der Schlafende auf einem harten Strohſacke liegt, ſieht man nur einen kleinen, alten Tiſch und einen Stuhl, deſſen Strohſitz zerriſſen iſt, in dem Stübchen. Auf dem Boden liegen die Werktagskleider und Stiefeln. Auf dem Tiſche liegt eine alte Mütze, ein neuer Hut, eine Bürſte, ein Schächtelchen mit Stiefelwichſe und eine Wichsbürſte. An der Wand, an einem Nagel, hängt ein feiner Anzug, eine ſeidene Weſte, eine ſeidene Halsbinde und ein noch ziemlich reines Vorhemdchen. Unter dem Tiſche ſtehen ein Paar feiner Stiefeln. Sonſt iſt nichts mehr ſichtbar, als eine lange Tabackspfeife, eine Cigarre und ein ſeidener Regenſchirm. Armuth und Lüderlichkeit überall, und das Bißchen, was vor den Augen der Welt am Sonntage prunkt und das Elend darunter verbirgt! —

Sehen wir den Schläfer an, deſſen Geſicht jetzt von den Strahlen der hochſtehenden Sonne beleuchtet und beſchienen zu werden beginnt, ſo iſt der Eindruck, den die Züge machen, kein günſtiger, obwohl dieſe Züge ſchön ſind. Bleich iſt dieß Geſicht, das von Jugend zeugt, und ſein Ausdruck iſt der, welchen die Züge eines Menſchen zu haben pflegen, der im wüſten Taumel der Kneipe den Tag oder die Nacht vorher durchſchwärmt hat und nun ſeinen wüſten Rauſch ausſchläft.

Die Sonnenstrahlen wecken ihn. Ein Paar blauer großer Augen öffnen sich und starren eine Weile in das Stübchen hinein, als wollten sie sich die Bilder der jüngsten Vergangenheit zurückrufen. Ein wilder Bart umgibt das Kinn und die Oberlippe, und das lange Haar hängt wild um den Kopf. Eine Weile starrt er in das hellerleuchtete Stübchen, fühlt mit der Hand an die Stirne, weil ihn der Kopf schmerzt, und fällt dann noch einmal zurück auf das mit Stroh gefüllte Kopfkissen. — Die Augen schließen sich zwar noch einmal, aber kein Schlaf will mehr kommen. Es ist nur noch so ein Duseln.

Da schlägt der Hammer an die große Glocke auf dem nächsten Kirchthurm: Eins; er zählt: Zwei, Drei, Vier. Es viertelt, sagt er und horcht. Der Hammer schlägt jetzt auf die große Glocke — Eins.

Ein Uhr! ruft der Bewohner des Stübchens, und fährt empor. Das heiß' ich schlafen! sagt er halb lachend, halb ernst. Hab' den ganzen Morgen verschlafen! Nun, es ist ja Sonntag! Das tröstet ihn. Es wird ja heute nichts versäumt! — Daß er die Kirche nicht besucht, das achtet er nicht für eine Versäumniß, denn Beten hat er längst verlernt, und das Kirchengehen ist ja nur für die alten Leute und die Schulkinder, die hinein müssen. Ein Mensch, wie Gottfried, ist längst darüber hinaus. Das sind so altmodische Bräuche, die ein neumodischer Mensch, wie er, nicht mehr mitmacht. — Das war aber auch wieder einmal gejubelt gestern! Freilich ist das Erbe Kopfweh, Unmuth, Unbehagen oder was man Katzenjammer nennt; aber er war ja auch in lustiger Gesellschaft, und

wenn man eine Woche gearbeitet hat, will man auch seine Plaisir haben! — So ist's der Gang. — Aber er hat unglücklich gespielt. Sie haben den Vogel gerupft, der mit vollen Federn angeflogen kam.

Wie viel mag ich denn noch haben? — sagte er, bückte sich, und zog seine Hosen heran; suchte in dem Sacke und fand noch — einen Thaler. Von Zehn noch Einen! sagt er — und ich wollte die Miethe bezahlen; wollte mir zwei Hemden kaufen, da ich das letzte auf dem Leibe trage —! Er seufzte; aber schnell fuhr er mit der Hand über die Stirne und rief: Pah! das kann Alles die nächste Woche geschehen! Man lebt nur einmal! — Mein Vorhemdchen deckt das unreine, zerrissene Hemde zu. Die Welt sieht nur, was Außen ist. Was geht's auch andre Leute an? — Aber — fuhr er fort — meine Kost? — Er seufzte. Nach einer Weile sagte er: Ich zahle dem Wirth auf Abschlag den Thaler und heute — hungre ich; dann ist Ein Tag gespart! — So mach' ich's! —

Lassen wir den leichtsinnigen Menschen, der ein ächter Lump war, und treten auf die Straße. Nach einer halben Stunde tritt er zur Thüre heraus. Man kennt ihn kaum wieder! Einen feinen, glänzenden, schwarzen Anzug trägt er, feine Handschuhe, eine buntseidene Weste; eine schwarze Atlas-Halsbinde; einen neuen, modischen Hut. Die Weste ist weit zugeknöpft, und das Hemde schaut weiß und fein hervor. Die Cigarre dampft. Er schwenkt den seidenen Schirm nachläßig in der Hand. Das Haar liegt glatt; der Bart ist fein aufwärts gestrichen; auf den so bleichen Wangen zeigt sich etwas Roth und stolz geht er gegen das

Thor, um auf einem Spaziergang das fehlende Mittagsbrod zu vergessen. Im Gasthaus zur weiten Welt oder zur Sonne ist für so einen Vogel gedeckt, aber, was den Hunger stillt, das fehlt.

Als er nahe an's Stadtthor kommt, blickt er forschend nach dem Fenster eines kleinen, niedlichen Häuschens; aber, ob er gleich die Scheiben fast durchsieht, es läßt sich Niemand blicken. Hätte er nach dem Fenster der Oberstube gesehen, er würde in ein liebliches, engelreines Mädchenangesicht geblickt haben, das hinter dem rothen, baumwollzeugenen Vorhängelchen ihm nachlugte. Er sah's nicht, und den Seufzer hörte er auch nicht, der ihm folgte, und den schmerzlichen Ausdruck in dem schönen Gesichtchen sah er vollends nicht. Und doch galt er ihm, wie auch die Worte: Ach, er hat wieder geschwärmt! Ach, Gott führe ihn doch einmal auf bessere Wege! —

Auch in Gottfrieds Gesichte war der Ausdruck ein anderer geworden, seit er an dem Häuschen vorüber war, und er die nicht gesehen, die sein Auge gesucht. Sollte sie gehört haben, was ich diese Nacht wieder getrieben? fragte er sich. Sollte sie in Abscheu die Stelle verlassen haben, wo sie gewöhnlich sitzt? Ich hätte doch so gerne mit ihr ein Wörtchen gewechselt, da ich sie die ganze Woche nicht sah! — Nach einer Weile, in der er still dahingeschritten war, sagte er: Es ist gut so, denn ohne Scham hätt' ich dem reinen, frommen Kinde doch nicht in die tiefen, schönen Augen sehen können! So wandelte er unter dem Schatten der prächtigen Linden hin, die die Landstraße auf beiden Seiten einschlossen. Leute kamen und gingen.

Vornehme flogen auf ihren schönen Pferden dahin. Prächtige Wagen rollten daher, von schnaubenden Rossen gezogen. Ueberall Prunk und Glanz! — Und er hatte das einzige Hemde auf dem Leibe; sein Geldbeutel war leer, wie sein Magen, und nicht ein Heller war ihm geblieben, nachdem er dem über das Wenige brummenden Hauswirth den Thaler gegeben. Der Mann hatte gesagt: „Das sind die Folgen des lüderlichen Lebens — Schulden — Lumperei, die der Flitter nicht zudeckt; kranker Kopf, leerer Beutel und, wenn das Gewissen noch Zähne hätte, Gewissensbisse! — Schöne Zucht! Wohin soll's kommen, Gottfried, wenn Sie einmal krank werden — und vollends im Alter? Junges Blut, spar' dein Gut; darben im Alter wehe thut!" Und mit diesen Worten hatte er ihn stehen lassen. Welche Grobheit? Gottfried wäre auf der Stelle ausgezogen, wenn er nicht von einem Vierteljahre Miethe und Kostgeld schuldig gewesen wäre. Das ist der Fluch der Armuth, rief er jetzt, wo ihm das erst recht wurmte, daß man sich so eine Grobheit muß unter die Nase sagen lassen, und schweigen und hungern dazu! — Und diese Reichen! Da leben sie im Ueberfluß! da reiten und fahren sie in ihrer Herrlichkeit, und wir arbeiten und darben. Ist das Gerechtigkeit? Und unser Schweiß und Blut ist's, was die Meisten reich macht! — Sein Blut kam immer mehr in Wallung. Warum bin ich zum Elende bestimmt, fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, und diese Reichen zum Ueberfluß? Gerechtigkeit wär's, wenn Jeder hätte, so viel er bedarf. Darin liegt das Unerträgliche unsrer Zeit und Zustände, daß Tausende mit Hunger und Noth ringen, und

Zehn oder Zwanzig im Ueberfluſſe praſſen; daß Die faullenzen und ſich bene thun, und wir uns plagen die ganze Woche, und doch nicht ſo viel erwerben können, um einmal zwei Tage ſorglos und glücklich zu leben!

In dieſem Augenblicke rollte der Prachtwagen ſeines Brodherrn, des Seidenfabrikanten Südhof, vorüber. Er ſah hinein, riß den Hut vom Kopfe und grüßte, und der Gegengruß war nur ein leichtes, gnädiges Nicken mit dem Kopfe ohne alle Freundlichkeit, ja in dem Geſichte des Herrn ſprach ſich Widerwillen aus. — Gottfried blieb ſtehen und ſah dem Wagen nach. Er ballte ſeine Fauſt vor Ingrimm und ſchleuderte ihm einen grimmigen Fluch nach.

Da rollt er hin, der Manichäer, der Blutſauger, der Geldmops, rief er aus, der Tauſende an uns verdient und nicht einmal einen Lohn gibt für unſre Arbeit, von dem wir leben und uns einen guten Tag machen könnten! Aber wartet nur, ihr Geldſäcke, es iſt noch nicht aller Tage Abend da! Die Stunde kommt, wo wir abrechnen, und — mit euch theilen! — Die letzten Worte ſagte er leiſe in ſich hinein, und ſah ſich etwas ſcheu um, ob ihn Niemand behorcht habe.

Da ſah er einen Mann vor ſich hinſchreiten, der mit einem zehnjährigen Knaben liebreich ſich unterredete. Er rauchte aus einer langen Pfeife, und war angethan, wie ein ſchlichter Bürgersmann, anſtändig zwar, aber doch altmodiſch und ſehr einfach.

Jetzt war der Wagen des Fabrikanten gegen ihm über. Er ſchien ihn nicht bemerkt zu haben. Der Fabri-

lant aber lehnte ſich weit heraus, zog ſeinen Hut tief gegen den Mann und rief ihm ein paar freundliche Worte zu, die aber Gottfried nicht verſtand.

Nun ſieh' mal, ſagte Gottfried, wie der reiche Spitzbube gegen den alten Winkel ſo herablaſſend iſt? Ja, ja, der iſt ſchmiegſam, geduldig, zufrieden, und er braucht ihn, weil er ein vorzüglicher Arbeiter iſt. Was hat er gegen mich, daß er mich ſo hochmüthig abflattern läßt? Bin ich nicht ein ſo tüchtiger Weber, wie Winkel auch? Arbeite ich nicht ſo fleißig? — Er ſtand ſtille und ſann. Sollte — er etwa mein luſtiges Leben mißbilligen? — Was geht's ihn an, was ich mit meinem magern Verdienſt mache? Bin ich etwa gar dem Tagedieb, der nichts thut, als einnehmen, Rechenſchaft ſchuldig? Hol' ihn —! Ich arbeite für ihn; er bezahlt mich; damit ſind wir fertig. Wüßt' ich nur, ob ich in Lyon wieder eine Stelle fände — und hätte ich Geld! Morgen wanderte ich wieder nach Frankreich. Ja, ja, in der Vorſtadt Croix rousse dā hab' ich gelebt! Hier verkümmere ich am Ende, wenn nicht endlich einmal der Bogen bricht, der auf's Aeußerſte geſpannt iſt. Oder — ſollte der feine Fuchs wittern, daß ich ihm bisweilen ein Bischen Seide in die Taſche ſchiebe und in ſichere Hand verkaufe? — Aber das thun ſie Alle, und damit gleichen wir das Unrecht aus, das uns geſchieht. Recht iſt's freilich nicht; aber recht iſt's auch nicht, daß wir darben, und er praßt! — Wie's in den Wald ſchallt, ſchallt's heraus! — Das iſt das End' vom Liede.

Mit dieſem Troſte ging er weiter. Der Wagen ſeines Brodherrn war ihm aus den Augen, und der vor ihm

dahinschreitende Winkel hatte einen tüchtigen Vorsprung gewonnen.

Soll ich zu ihm gehen? fragte sich Gottfried. Warum nicht? Das Alleingehen ist doch langweilig!

Er griff nun tüchtig aus und erreichte bald den schlichten Mann, der seinen Gruß herzlich und freundlich erwiederte.

„Wohin des Weges?" fragte er den Winkel.

„In's Grüne hinein," sagte lächelnd Winkel. „Ich habe meiner Christenpflicht genügt, habe das Loblied mit der Gemeinde gesungen, gebetet, Gottes Wort gehört und in meinem Hause gelesen; nun will ich Gottes schöne Welt anschauen und mich ihrer freuen, denn sie ist voll seiner Güter." Gottfried schwieg. Es wollte ihm vorkommen, als klänge das Bekenntniß des ehrlichen Winkel wie ein harter, bitterer, aber wohlverdienter Vorwurf in seine Seele hinein; denn er konnte von dem Allem nichts sagen, und die Heiterkeit und der Frieden dieses Mannes war ihm vollends fremd, — und schon gar lange fremd. — Er schwieg, und da auch Winkel nichts weiter sagte, gingen sie einige Schritte stillschweigend neben einander her. Der Eindruck der Worte Winkels verschwand übrigens schnell, und die alte Mißstimmung kehrte wieder in Gottfrieds Seele ein.

„Ihr habt ja einen recht gnädigen Gruß von unserm Herrn bekommen;" sagte er, und ein Lächeln des Hohnes und Spottes flog über sein Gesicht.

Winkel sah das zwar nicht; aber er merkte an dem Tone, mit dem die Worte gesprochen wurden, aus welcher Seelenstimmung sie hervorgegangen waren.

„Er ist mir niemals unfreundlich gewesen," sagte Winkel mit Ruhe; „aber ich habe auch seine Gunst niemals durch Augendienerei gesucht. Daß es mir lieb ist, wenn der Herr mir freundlich ist, liegt, denk' ich, nahe; denn ich lebe von ihm. Ich thue redlich meine Pflicht, veruntreue nichts und danke ihm für den Lohn, den er mir gibt. So liegt's. Will er mir deßwegen wohl, so freut es mich von Herzen."

„Darin eben liegt das Unheil," rief Gottfried entrüstet, „daß wir für das, was wir von Gott und Rechtswegen fordern können, noch danken sollen! Und wir kriegen nicht, was wir verdienen!"

Winkel sah den jungen Mann betroffen an.

„Gottfried," sagte er mit dem Ausdrucke sorglichen Wohlwollens, „das ist wieder das unselige Gerede, das Du führst, seitdem Du von Lyon zurück bist, und das, wie es mir vorkommen will, in dem wilden Barte und den langen Haaren steckt. Du wirst roth, Gottfried, und mein Wort ärgert Dich, aber laß mich einen Augenblick reden. Du weißt, Dein braver Vater war mein Lehrmeister, und er hielt mich werth bis zu seinem Tode, und noch auf dem Todesbette, wo ich ihm die trostreichen Stellen des göttlichen Wortes vorlas, sagte er zu mir: Winkel, du hast meinen Gottfried auf deinen Armen getragen, bleib' ihm, wenn er heimkehrt, ein guter Freund; aber ich meine, ein rechter; nicht so Einer, der ihm allezeit freundlich ist, sondern, der ihm die Wahrheit sagt, dick und dünne; denn Jugend hat nicht Tugend. Er wird außer seiner Kunst möglicher Weise auch noch viel andre Dinge mitbringen,

die uns alten Leuten nicht gefallen. Willſt du ihn warnen, zurechtweiſen, belehren, ſtrafen, wenn's Noth iſt, wie ein väterlicher Freund? — Ja, ſagt' ich. Gib mir die Hand drauf, ſagte er, und ich gab ſie ihm, und er hielt ſie feſt, bis die Seine ſtarr und kalt wurde. Gottfried, das hab' ich Deinem Vater gelobt, und das will ich halten. An Dir iſt es, daß Du es anhöreſt oder, nach Art der Gelbſchnäbel dieſer Zeit hoffährtig zurückweiſeſt. Ich bin auf Beides gefaßt!"

In Gottfrieds Herzen wohnte zuviel natürliche Gutmüthigkeit, als daß er dem aufwallenden Zorne hätte Raum geben können; dennoch aber war jene wilde, widerſpenſtige Aufwallung nicht ganz vorüber. Er that ſich aber Gewalt an und ſchwieg. Nicht die Erinnerung an ſeinen ſterbenden Vater, nicht der Ton liebreichen Wohlwollens, in dem Winkel das geſagt hatte, war es allein, was ihm Schweigen auferlegte gegen Worte, die er von keinem Andern würde geduldet haben, ſondern der Umſtand fiel ſchwerer noch in die Schaale, daß Winkel der Vater des holdſeligen Mädchens war, deſſen Liebe er ſuchte, und das er gar ſehr lieb hatte. Mit ihm durfte er es nicht verderben, denn ſonſt waren alle ſeine Hoffnungen vernichtet, die er doch noch insgeheim hegte.

Winkel, der es ſo gut mit Gottfried meinte, nahm ſein Schweigen im beſten Sinne, und fuhr fort:

„Du ſagteſt, das ſey das Unheil, daß wir für das danken müßten, was wir von Gott und Rechtswegen fordern könnten, und darauf möcht' ich eingehen. Für's Erſte," ſagte er, „freut es mich, daß Du noch Dinge anerkennſt,

die von Gottes und Rechtswegen beſtehen. Leider hab' ich dem Gedanken Raum geben müſſen, es gäbe bei Dir keinen Gott und kein Recht mehr, weil ich Dich in keiner Kirche ſehe, und ſo oft das franzöſiſche, ſchöne Sprüchlein höre: Mit dem Rechte ſey es, wie man es mache. Danken aber, lieber Gottfried, ſollen wir für Alles, zuerſt Dem, von dem Alles kommt, und dann den Menſchen, durch deren Hand es uns Gott gibt. Unſer Fabrikherr hat nie Dank von mir gefordert, wenn er mir meinen Wochenlohn gab; aber ich dachte: ſeine Hand iſt der Kanal, durch den mir Gott den Lohn zufließen läßt. Es iſt ja doch im Grunde ſehr dankenswerth, daß er uns Arbeit gibt. Wenn er nicht wollte, wer könnte ihn zwingen, uns nicht laufen zu laſſen? Was dann, Gottfried? Du biſt ein lediger Menſch; Du könnteſt etwa ſagen: die Welt iſt groß; iſt's hier nicht, ſo iſt es dort, wo ich mein Brod finde. Siehſt Du, mit mir iſt's anders. Ich habe mir das Häuschen und ein paar Grundſtücke angeſchafft, und bin alſo hier ſeßhaft, und bin dabei Familienvater. Wenn zu mir der Herr ſagte: Winkel, Er kann gehen, und ſich anderswo Brod ſuchen; ſo wär' mir das ein Donnerſchlag. Und, wie geſagt, es iſt ja ſein freier Wille. Es gibt mehr Leute, wie ich. Er iſt mit mir, wie man ſagt, nicht verheirathet. Es iſt alſo Wohlwollen, daß er mir Arbeit und Brod gibt, und dafür muß ich ihm danken, und thue es, und thue es gerne, daher es mir denn auch noch niemals ſchwer geworden iſt. Wie meinſt Du?" —

Gottfried war allmählig ruhiger geworden. Die milde Weiſe des Mannes hatte den Einfluß, daß ſich ſein Zorn

legte. Er hörte ihm mit Aufmerkſamkeit zu, und jene bittere Pille in Bezug auf Gott und Recht verſchluckte er, und ſagte kleinlaut: „Wenn man die Sache ſo anſieht, wie Ihr, ſo habt Ihr Recht.“

„Wenn man ſie anſieht, wie ich?“ nahm Winkel das Wort wieder. „Du ſiehſt ſie anders alſo an, ſag' mir doch Deine Anſicht, Gottfried!“

Gottfried erröthete. „Nun,“ ſagte er endlich, „ich ſehe das Verhältniß des Arbeiters zum Fabrikherrn als einen Vertrag an. Ich leihe ihm meine Kräfte, und er belohnt mich dafür, wie wir einig wurden.“

„Ganz recht, Gottfried,“ entgegnete Winkel ruhig; „wenn aber nun der Herr ſagte: Gottfried, ich brauche Deine Kräfte nicht mehr, kannſt Du ihn zwingen, daß er ſie nehme? Kannſt Du einen andern Fabrikherrn nöthigen, ſie anzunehmen? Und wenn ſie nun alle ſagen: wir mögen ſie nicht; Gottfried, wie ſteht's dann um Deinen Jacquardſtuhl, um Deine Weberkunſt, um Dein täglich Brod? — In Abrede ſtellen kannſt Du es nicht, daß das auf Eins hinausläuft, und daß es immer des Fabrikanten freier Wille iſt, von Dir arbeiten zu laſſen, und Du ihm dafür Dank ſchuldeſt.“

„Aber es iſt nicht Wohlwollen,“ rief Gottfried, „von dem Geldmops, ſondern ſein Vortheil, daß er mich in Arbeit nimmt!“

„Gottfried, biſt Du denn der alleinige, einzige Jacquardweber in der Welt?“

„O nein;“ ſagte Gottfried.

„O dann ſchlägſt Du Dich ja doch ſelbſt auf den

Mund," fiel ihm Winkel in die Rede. „So könnte er Dir ja heute noch den Laufpaß geben, und jeder Andere könnt's ebenso, und Du wärst da, wo ich Dich vorhin hingewiesen habe. Sieh', Gottfried, es ist, wie es das Wort Gottes sagt: Dienet einander mit der Gabe, die ihr empfangen habet. Du dienest ihm mit Deiner Kunst, er Dir mit seinem Gelde; denn Dich regiert ja auch nur Dein Vortheil. Thuest Du aber nur die Zuthat christlicher Gesinnung hinzu und thuest es um Gottes willen, weil es Gott so geordnet hat, und thuest es gerne, so ist Dein Dank nicht mehr weit weg für den Lohn, und die Freundlichkeit Deines Brodherrn ist zum Dank gegen Dich."

„Mag's so seyn," sagte Gottfried etwas kleinlauter, „wenn er uns nur gäbe, was wir verdienten! Man kann mit solchem Lohne nicht auskommen und bestehen. Man plagt sich und darbt." — Ihm wurmte der leere Magen, und der leere Geldbeutel wieder, und er setzte hinzu: „Er praßt und wir darben; er rollt im Prachtwagen dahin, und wir werden von dem Staube dieses Wagens bedeckt, den unser Fleiß ihm erworben hat; er trinkt die feinsten Weine, und wir — Wasser; er ißt die feinsten Leckerbissen, und wir — trocknes Brod, wenn wir es nämlich erst noch haben."

Winkel hörte ihm ruhig zu und sagte dann zu ihm: „Du hast da Viel in Eins zusammengepackt, Gottfried, und ich möchte Dir doch gerne auf Alles antworten. Zuerst sagtest Du: Wenn er uns nur das gäbe, was wir verdienten. Darauf sag' ich für mein Theil, ich glaube, daß ich das bekomme, und so bin ich zufrieden, und wäre es

auch, wenn ich weniger bekäme. Hierbei denke ich an das heilige Wort Christi: Wenn wir Alles gethan haben, was wir ſollten, ſo bleiben wir doch unnütze Knechte. Der Fabrikant ſtellt mir den theuren Stuhl; er ſtellt mir die Rohſtoffe und ich webe bloß nach einem Muſter, das nicht ich erfunden habe, ſondern der Fabrikant mir angibt. Wenn ich mir nun einbilde, ich verdiente zwanzig Thaler, und er gibt mir nur zehn, dann freilich müßte ich unzufrieden werden oder gehen dahin, wo ich die zwanzig etwa bekäme. Bleibe ich, ſo iſt und muß es mir genug ſeyn. Keiner halte von ſich mehr, als ſich gebühret zu halten, ſagt das Wort Gottes. Das iſt Eins und die Nutzanwendung gibt das genannte Gotteswort oder der Rath: Geh' und ſuche Dir anderswo den Lohn! Nehm' ich hinzu, daß der Fabrikant nicht bloß leben, ſondern gewinnen will und muß, gerade, wie ich durch meine Arbeit und er durch das Arbeitenlaſſen, ſo denke ich, er gibt, was er billiger Weiſe geben kann."

„Und nun das Andre," fuhr Winkel fort: „Du ſagſt: Man kommt mit dem Bettellohn nicht aus. Es iſt wahr, in dieſem 1847er Jahre iſt Alles, was man zum Leben braucht, ganz ſündlich theuer; aber ich lebe mit meinen zehn Thalern mit meinen zwei Kindern ganz gut, kleide mich und ſie, und lege, wenn auch dieſes Jahr ſehr wenig, dennoch aber etwas zurück, weil mein Lorchen zu hauſen verſteht. Du lebſt alleine von Deinen zehn Thalern und kommſt nicht aus!" — Er blieb hier ſtehen und faßte Gottfrieds Hand zutraulich. „Laß mich reden, Gottfried, wie ich es Deinem gottesfürchtigen Vater auf dem Todes-

bette in die erkaltende Hand gelobt habe? Iſt es anders möglich? — Geſtern Abend erhieltſt Du blanke zehn Thaler. Wie viel haſt Du noch davon? Ich bitte Dich, ſey ehrlich, offen, zutraulich! Denke, Dein wohlmeinendſter Freund, denke, Dein treuer Vater fragte Dich ſo! — Und dann, Gottfried, rede Wahrheit!"

Gottfried erröthete zuerſt, dann erbleichte er und ſah unter ſich mit einem Gefühle der Scham und Scheu, wie er es nie empfunden. Er wagte es nicht, in des Biedermannes Auge zu blicken. Es war ihm zu Muthe, als ſtünde er vor ſeinem Richter.

Endlich ſtotterte er: „Keinen Pfennig mehr!"

„Wahrſcheinlich iſt davon Deine Miethe bezahlt?" fragte Winkel.

„Nein!" beichtete Gottfried, dem dieſem Manne gegenüber alle Macht der Frechheit verſagte, die er ſonſt ungelegenen Fragen gegenüber losfahren ließ.

„Doch das Koſtgeld?"

„Nein! nur Ein Thaler auf das Vierteljahr?" — ſagte er.

„Doch die Wäſcherin, der Schneider und Schuſter?"

„Nein! Nein!" rief Gottfried, dem es eiskalt zu werden anfing, und der, wie vernichtet, vor dem ehrlichen Manne ſtand.

„So iſt alſo der ganze Wochenlohn geſtern Abend in der Kneipe verjubelt, verludert und verſpielt worden, bis auf einen Thaler, den Dir heute der Hauswirth abpreßte?" fragte Winkel. „Ja, ja, lieber Gottfried, da gibt Dir der Fabrikant zu wenig, und Du müßteſt nothwendig ſeine

Einnahme haben! Da begreif' ich Deine Beſchwerde! Aber nicht der Fabrikant, denn er gibt Dir einen Lohn, von dem eine Familie leben könnte, ſondern Du, Du trägſt die Schuld, daß er Dir zu wenig gibt! Ich thue es ungerne," fuhr er fort, „daß ich mich zu einem Beiſpiele aufſtelle, und Gott wolle es mir verzeihen, und Du es nicht als Hoch- oder Uebermuth und Selbſtgerechtigkeit auslegen; aber ich muß, um den Maßſtab zu finden. Ich habe ſo viel Lohn, als Du. Ich lebe in dieſer theuern Zeit genüglich mit meinen zwei Kindern. Ich kaufe meine Brandkohlen, mein Oel, alle meine Lebensmittel zwar nicht, aber doch mein Salz und Brod, und dann und wann Fleiſch — und ich habe weder bei dem Schuſter, noch Schneider, noch Bäcker, noch Fleiſcher eine Rechnung, und ich ſpare noch etwas, freilich wenig, und könnte mir in dieſem Jahre allerdings kein Aeckerchen kaufen, wenn ich es in beſſern Jahren nicht gethan; könnte mir kein Häuschen bauen oder kaufen, wenn's nicht in beſſeren Tagen geſchehen wäre. Und Du kommſt allein nicht aus und haſt dicke Schulden? Gottfried, Gottfried, wohin ſoll das führen? Ach, laß ein treugemeintes Wort in Dein Herz dringen. Kehre um! Erkenne, daß ſolch ein lüderlich Leben der Grund iſt, daß Du nicht genug haſt. Lerne haushalten; lerne Dein Gelüſten bezähmen; lerne die verworfene Geſellſchaft meiden; lerne den unſeligen Vorſtellungen entſagen, die Du in Frankreich eingeſogen; lerne beſcheiden und gottesfürchtig werden, und es wird auch Dir genügen, was Du ehrlich verdienſt, und mehr noch, es wird Dir übrig bleiben für

die Tage der Noth und Sorge und des Alters. Wohl dem, der gottſelig iſt, und läßt ſich begnügen!"

„Ich bin noch nicht fertig," ſagte Winkel, als der bewegte Gottfried reden wollte. „Höre mich erſt völlig aus! Du ſagteſt: er rolle im Prachtwagen dahin und der aufwirbelnde Staub deſſelben bedecke uns beſcheidene Fußgänger, und wir hätten's ihm doch erworben; er trinke die feinſten Weine, und wir — Waſſer; er verzehre Leckerbiſſen, und wir — trocknes Brod, wenn wir das noch hätten. Du ſiehſt, ich habe Deine Worte wohl behalten. Lieber Gottfried, ſie ſind mir wie ein zweiſchneidig Schwert durch die Seele gegangen!" —

„Könnt Ihr ſie denn entkräften?" fragte Gottfried. „Thut's, ich bitte Euch!"

„Ich will's verſuchen," ſprach der ehrliche Winkel. „Du ſagſt, wie Deine Lehrmeiſter in der Vorſtadt Croix rousse in Lyon, das Eigenthum ſey eigentlich geſtohlen. Es müſſe Alles Allen Gemeingut ſeyn! Darum müſſe es den Reichen genommen, und vertheilt werden, und ſo lange dieß nicht geſchähe, herrſche das himmelſchreiende Unrecht der Unterdrückung, der Gewalt und des Frevels. Weißt Du, von wem ich dieſe Deine Grundſätze kenne? Mir gegenüber haſt Du ſie nie ausgeſprochen. Von dem Fabrikherrn hörte ich ſie!" —

„Was ſagt Ihr?" rief erſchrocken Gottfried.

„Du haſt es ja gehört," fuhr Winkel fort, „und magſt es wohl abnehmen, daß Deine ſauberen Freunde es ihm hinterbracht haben. Er wollte Dich ſchon fortſchicken und ich — das ſage ich Dir jetzt vor Gott, der uns ſieht

und hört, ich habe ihn vermocht, Dir die Schmach und das Elend nicht zuzufügen, weil ich hoffte, Dein gesunder Verstand werde noch siegen."

Gottfried stand bleich, wie eine Leiche, vor dem biedern Manne da und es überlief ihn eiskalt. Nun konnte er sich seines Brodherrn Abneigung gegen ihn erst recht denken.

„Nun sage ich Dir einfach," fuhr, seinen Schrecken nicht beachtend, Winkel fort, „solcher Lehren freut sich der Teufel, denn sie sind seines Sinnes. Es sind die edeln Grundsätze aller Diebe, Räuber und Spitzbuben, wenn die Lust hätten, nach Lehren und Grundsätzen zu handeln, und nicht das frische Zugreifen vorzögen, weil's sicherer dahin führt, wohin Ihr Leute auf dem Wege der Lehre kommt, nämlich zu Raub, Mord, Brand und allen Greueln, die ein Menschenherz erschüttern können, das noch einen Rest von Gewissen im Leibe hat. Denke Dir einmal, Gottfried, ich habe mir durch Fleiß, Genügsamkeit, Sparsamkeit und Entbehrung so viel erspart, daß ich mir mein niedliches Häuschen erkauft und einige Feldstücke angeschafft habe. Das ist durch redliche Bezahlung mein Eigenthum geworden. Nun sagst Du: Es ist gestohlen! Es gehört Allen! Du kommst und willst die Hälfte haben, der Du bei Karten und Saufereien Dein erworbenes Gut durchbringst — wie der verlorne Sohn im Evangelium — mit Prassen! — Was hältst Du davon? — Was muß ich davon halten?"

Gottfried stand wie eingewurzelt. Sein Auge war an dem Boden geheftet. Er war bleich, wie eine Leiche.

„Ich bin ein Dieb, Gottfried," fuhr Winkel fort, „denn ich habe mir gegen alles Recht ein Eigenthum angemaßt und meine Sparſamkeit, Beſcheidenheit, Entbehrung war nichts, als Frevel. Ich hätte Spielen, Saufen, Lüderlichen müſſen! Das Wort der Schrift, daß wir ſchaffen und arbeiten ſollen, um unſer eignes Brod zu eſſen, und dem Dürftigen geben zu können; die Lobpreiſung deſſen, der ſich nähret von ſeiner Hände Arbeit, weil er es gut habe — iſt eitel! Was meinſt Du, Gottfried? — Was muß ich meinen?"

„Alle die fleißigen, ehrlichen Leute ſind Diebe, weil ſie ſich etwas erwarben. Dein Vater, Gott hab' ihn ſelig, war auch ein ſolcher, denn er hinterließ Dir Vermögen, das Du freilich durchgebracht haſt; Du ſelbſt warſt ein Dieb, denn wo durfteſt Du erben, was Dein Vater kümmerlich erſpart hatte? Gottfried, wie ſteht's? Ich wende jetzt nur Deine Grundſätze und Lehren an."

„Unſer Fabrikherr fährt im Prachtwagen und wir gehen. Theilen wir und die Lumpen, die theilen wollen, weil ſie zum ehrlichen Erwerben zu faul und zu ſchlecht ſind, mit ihm, nun dann werden wir freilich alle für's Erſte gleich; aber wie lange dauert's, ſo haſt Du und Deine verworfenen Genoſſen das Ihrige durchgebracht. Die Sparſamen behalten's, was ſie haben und mehren es, und in kurzer Friſt ſind wieder Reiche und Arme da, denn ſie müſſen unter einander ſeyn, weil ſie der Herr Alle gemacht hat. Unrecht Gut gedeiht ohnehin nicht, und es iſt ſchon nach dem Sprichwort dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen.

„Wenn aber nun das Theilen, die allgemeine Lumperei und Spitzbüberei, vollzogen ist, so frage ich Dich ehrlich: Was machen dann die Wagenbauer, Schmiede, Sattler, Posamentirer und wie die Handwerker alle heißen, welche bei dem Baue solcher schöner Prachtwagen thätig sind und davon leben? — Wenn die Reichen sie nicht beschäftigen, wir arme Schelmen können's nicht. Ich gehe weiter, das Fahren in den schönen Prachtwagen ist's nicht allein. Die Reichen tragen seidene Gewänder, mein Lorchen gedruckte, baumwollzeugene. Wenn nun die Reichen nicht wären und nicht den Aufwand machten und machen könnten, sage mir, Gottfried, was fingest Du, was finge ich an, die wir Seide weben? — Kommt denn ihr Geld nicht in unsre Hand, in die Hand derer, die den Seidenbau und die Pflege der Seidenraupe treiben? Wenn wir kein Brod mehr äßen, was würde aus dem Bauersmanne, der den Acker baut?

„Du sagst, er, der Fabrikherr, ißt Leckerbissen, wir trocknes Brod. Kann er mehr thun, als sich satt essen? Und wenn es den Gaumen passirt hat, ist's nicht einerlei, ob's ein feiner Leckerbissen oder trocknes Brod war? Aber bedenk's einmal: die Leckerbissen bauen die Gärtner, und leben davon; sie schießen die Jäger, und leben davon; sie bringen die Schiffer aus fernen Ländern, und nähren sich von diesem Fahren; sie verkaufen die Händler und Kaufleute, und es ist ihr Lebensunterhalt, daß sie sie verkaufen. Was soll aus alle den Leuten werden, wenn es keine Reichen mehr gibt, die die Leckerbissen kaufen? Nicht anders ist es mit den feinen Weinen, welche die Winzer

pflanzen, um sie zu verkaufen und die Weinhändler als Handelsartikel verkaufen; aber erst leben noch Küfer, Schiffer und Frachtfuhrleute davon und die Glashütten und ihre Glasbläser und Arbeiter leben davon und das steigt hinab, Gott weiß, wie weit — so weit, daß ich unmöglich alle diejenigen herzählen kann, die davon ihren ehrlichen Erwerb haben."

Sie waren unter diesen Gesprächen weiter gegangen, und der Wagen ihres Fabrikherrn kehrte langsam zurück von der Spazierfahrt. Er sah, wie Gottfried neben dem Meister Winkel ging und dieser so lebhaft mit ihm sprach. Er grüßte wieder zuerst herzlich und freundlich und man mochte es ihm ansehen, wie es ihn erfreute, den jungen, talentvollen und leider so lüderlichen Seidenweber bei dem wackern Manne zu sehen.

Gottfried sah ihm lange und nachdenklich nach, und da jetzt Winkel schwieg, sagte er: „Ich danke Euch, Winkel, für das, was Ihr mir gesagt. Ich will's Euch offen gestehen, Euer ehrlich, einfach Wort ist mir durch die Seele gegangen. Ich sehe ein, daß mein Leben ein anderes werden muß; daß die Vorstellungen, die ich in meiner Seele gehegt, unrichtig und in ihren Folgen entsetzlich sind, und daß sie zu hegen ein Unrecht ist. Aber sagt doch selbst: Wenn der Mann sich bescheidener hielte, unsern Lohn erhöhte, besser für uns sorgte, wie viel Gutes könnte er thun?"

„Möglich, Gottfried," sagte Winkel; „aber bedenk's einmal, was ich vorhin sagte. Würden nicht alle die Handwerker dann den Verdienst entbehren müssen und

darben, während unser Lohn erhöht würde? Unser augenblicklicher Vortheil wäre ihr Nachtheil. Könntest Du das wünschen? Dürftest Du auf Andrer Unglück Dein Glück, wenn's Eins wäre, bauen? Wollte aber der Fabrikant unsern Lohn erhöhen, und er selber ginge seinem Verderben entgegen, so wäre unsere Lage eine Zeitlang verbessert, und dann wären wir ganz brodlos?"

„Ein Andrer würde die Fabrik kaufen!" sagte Gottfried.

„Gut, und es ginge ihm doch am Ende grade so!" sprach der ehrliche Winkel.

„Ich will Dir, mit Bezug auf das bessere für uns Sorgen, etwas sagen," fuhr er fort. „Gestern sind wir alten Meister zum Herrn gerufen worden, wie Du weißt. Er hat uns Zweierlei gesagt. Einmal, daß er die Fabrik wohl ehestens verkaufen wird, um sich vom Geschäfte zurückzuziehen; dann aber, daß er große Fruchtvorräthe im Stillen angekauft hat, die er uns nun um den sehr geringen Ankaufspreis abgeben wird. Da wirst Du sehen, wie er an uns denkt. Aber wie es der neue Inhaber der Fabrik halten wird, ob der's nicht etwa macht, wie Andre, und uns theilweise mit Waaren bezahlt, die er nicht verkaufen kann, das weiß Gott allein; aber ich bete herzlich, daß Gott uns Herrn Südhoff erhalte."

Gottfried sah ihn mit Schrecken an. „Gott lohn's ihm," sagte er, „wenn er das gethan. Es ist doch das erste Zeichen, daß er ein menschlich Herz hat; aber ich bebe bei dem Gedanken an einen andern Fabrikanten. Es bessert sich halt nichts, sagte der Schwabe, als der neue

Amtmann um zehn Uhr strenge die Polizeistunde halten ließ, was sein Vorgänger nicht gethan hatte."

„Du bist dem Manne feind, Gottfried," sagte Winkel, „sonst würdest Du das nicht sagen. Ich will Dir eine Geschichte erzählen, die wird Dir das als Unwahrheit erscheinen lassen, was Du eben gesagt."

„Vor etwa zwanzig Jahren, unser Fabrikherr hatte eben die Fabrik erweitert, die er von seinem Vater ererbt, lebte hier ein Seidenweber, der sich ehrlich umthat, etwas zu erwerben. Sein Fleiß war eben so groß, als seine Ehrlichkeit. Er hatte aber eine kränkliche Frau und fünf Kinder, und es hielt ihm sehr schwer, bei dem damals viel geringeren Lohne, etwas vor sich zu bringen. Damals wurde ein Haus feil. Es war klein, aber wohnlich, und der Seidenweber hätte es gerne gehabt. Doch dazu fehlten ihm die Mittel gänzlich.

„Die Versteigerung kam und — der Fabrikant ersteigerte es zur nicht geringen Verwunderung aller Leute. Niemand wagte zu bieten, und er bekam es ungemein billig.

„Eine Stunde nach der Versteigerung wurde der Seidenweber zum Herrn gerufen. Er trat ihm freundlich lächelnd entgegen. Meister, sagte er, ich habe gehört, Ihr hättet das Häuschen gerne. Ich hab es für Euch gesteigert, weil ich es wohlfeiler bekam, als Ihr. Mich bot Niemand ab. Nun könnt Ihr Morgen einziehen.

„Der Mann stand da, wie Lot's Weib in der Bibel, die zu einer Salzsäule wurde.

„Ach, Herr, scherzet nicht mit einem armen Manne, sagte der Weber.

„Scherzen? rief der Herr. Gott strafe mich, wenn daran meine Seele gedacht hätte. Nein, das Häuschen ist Euer. Ich hab's auf Euren Namen einschreiben lassen.

„Ach Gott, rief da halb voll Freude, halb voll Schrecken der Weber, wie soll ich's denn bezahlen?

„Hört, sprach der Herr, das hab' ich Alles überlegt. Ihr seyd ein braver Mann, dem ich gerne helfen möchte. Das Kapital von sechs Hundert Gulden leih' ich Euch ohne Zinsen. Alle Woche laßt Ihr einen Gulden Lohn abgehen, wenn Ihr's nämlich könnt, und das schreib ich Euch gut auf die Schuld. Nun rechne ich per Jahr nur fünfzig Gulden, die Ihr abtragt, dann ist in zwölf Jahren Euer Haus bezahlt. Ist's Euch recht so?

„Du kannst Dir denken, mit welch heißem Danke das der Meister annahm; aber leider kam bald Kreuz über ihn. Seine Frau wurde krank und siechte dreiviertel Jahre. Vier seiner Kinder erkrankten, und starben in Einem Jahre. Da war's nichts mit dem Gulden per Woche. Ja, die Familie des Fabrikanten sandte ihren Hausarzt auf ihre Kosten, zahlte die ungeheure Apothekerrechnung, und am 31. December kam der Bediente und brachte eine Quittung über bezahlte 52 fl., die auf die Schuld abbezahlt wären. Gottfried, das that unser Fabrikherr und der Weber — war Dein Vater!"

Da stand Gottfried stille und eine Thräne glänzte in seinem Auge. Er faßte Winkels Hand und sagte: „Ihr habt mich geheilt! Gott vergebe mir mein Unrecht, das ich dem Manne that!"

Winkel drückte die Hand warm und herzlich.

„Gott sey gepriesen!“ rief er aus. „Aber nun, Gottfried, vollende, und werde ein andrer Mensch!“

Gottfried gelobte das treulich, und sie kehrten um.

Gottfried ging gesenkten Hauptes stille neben Winkel her und dieser überließ ihn gerne seinen Gedanken, und sandte ein frommes Gebet zum Herrn, daß er den Thau und Sonnenschein seiner Gnade in das erweichte Herz sende, und seine Heilung von Thorheit und Verblendung vollende. So kamen sie zur Stadt zurück.

Als sie an Winkels freundlichem Häuschen anlangten, sagte Winkel: „Tritt ein bei mir, Gottfried. Lorchen wird uns wohl einen Kaffee gekocht haben, der uns auch als Abendsuppe dienen kann, wenn's auch noch frühe ist.“

Gottfried hatte zwei gewichtige Gründe, diese freundliche Einladung anzunehmen. Erstlich zog ihn sein Herz hin, das liebliche Kind des braven Vaters zu sehen, das er herzinnig lieb hatte, und das ihm, betrog ihn nicht Alles, gut war, und zum Zweiten bellte sein Magen gewaltig. Jugend und Fasten sind ohnehin zwei Dinge, die sich nicht reimen lassen, und auf dem ziemlich langen Spaziergange war sein Hunger mit Riesenkraft erwacht.

Lorchen war ein liebliches Mädchen von achtzehn Jahren, sinnig, sittig, häuslich und demüthig. Aus ihren schönen, blauen Augen blickte ein treues Gemüth. Die Rosen der Gesundheit blühten auf ihren Wangen, und die Freundlichkeit machte das holdselige Gesichtchen noch schöner. Erröthend kam sie den Eintretenden entgegen.

„Ich bringe Dir einen Gast,“ sagte der Vater.

„Er sey willkommen,“ war ihre Antwort, und die

ſchöne volltönende Stimme drang wohlthuend in Gottfrieds Inneres.

Sie traten in das Stübchen, wo Alles ſo nett, ſo reinlich war. Auf dem Tiſche lag die aufgeſchlagene Bibel, die es kund gab, was Lorchen in der Stille des Sonntagsmittags gethan hatte.

Es war Gottfried wunderbar zu Muthe. Welcher Friede herrſchte hier! Gottes Wort, ihm fremd ſeit ſeiner Kindheit, lag hier offen und hatte des Mädchens Seele erquickt. Das ſchien ihm jetzt die Quelle dieſer herzinnigen Freundlichkeit zu ſeyn. Wie hatte er den Sabbath begonnen? Hier herrſchte eine Ordnung und Reinlichkeit, die ihm anmuthig entgegentrat. Wie ſah es in ſeiner Dachkammer aus! Hier herrſchte, trotz der ärmlichen Einrichtung, ein gewiſſer Wohlſtand, und doch verdiente er für ſich alleine eben ſo viel, wie Winkel, und bei ihm war Armuth, Mangel, Elend! Das fiel ihm ſchwer auf's Herz, und es war ihm, als ſey das zerriſſene, unreine Hemde, das unter dem trügeriſchen Vorhemdchen war, eine Qual für ihn. Er kam ſich hier recht verworfen vor. Und doch lächelte ihn das Mädchen an, wie ein freundlicher Engel!

Gottfrieds Seele war weich geſtimmt. Es war ihm, als ſähe er in ein verlornes Paradies zurück; als müſſe das Herz brechen vor Trauer, daß er ſchon ſo lange aller Häuslichkeit entfremdet war. Es kam ein Heimweh in ſeine Seele nach den Tagen, wo er es ebenſo im Vaterhauſe gehabt. Er hätte weinen mögen, und würde es, wäre er jetzt alleine geweſen, gethan haben.

Winkels und Lorchens Herzlichkeit und Freundlichkeit

war ihm gar wohlthätig und es wurde ihm ſo wohl und behaglich, wie er ſich eines ähnlichen Zuſtandes kaum mehr entſinnen konnte. Ja, ſagte er zu ſich und ſah hinauf gegen den blauen Himmel, es muß anders werden! Und es ſoll's! Er ſah lange da hinauf und ſtille, und ſeine Seele wurde immer bewegter.

Winkel war hinaufgegangen, ſein Wamms anzuziehen und Lorchen war in der Küche.

Gottfried ſetzte ſich und zog die große Bas'ler Bibel zu ſich heran. Die Geſchichte des verlornen Sohnes, welche im Evangelium Lucä, im 15. Kapitel, vom 11. bis zum 32. Verſe ſteht, lag aufgeſchlagen. Er las ſie; las ſie noch einmal, und die Macht des heiligen Wortes ergriff ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt und riß ihn hin. Das iſt mein Bild! ſagte er in ſich hinein, und blickte wieder durch helle, reine Fenſter in den blauen Himmel, und immer tiefer ergriff ihn der Gedanke, wie ſehr er auf die Irrwege gerathen ſey und das erſte Gebot ſeit ſeiner Kinderzeit rang ſich los aus ſeiner Bruſt und ſtieg empor zum Himmel und es lautete: Herr, ſey mir Sünder gnädig!

Winkel kam und ſah ihn an der Bibel ſitzen. Sein Herz frohlockte; aber, ob er gleich die Rührung in ſeinen Zügen wahrnahm, ſo ſprach er doch nichts.

Nun kam Lorchen und brachte den Kaffee und appetitliche Butter und Brod.

Sie ſetzten ſich.

„Das iſt von unſrer Kuh gewonnene Butter," ſagte Winkel.

„Haſt Du ſie bereitet?" fragte Gottfried das Mädchen.

Sie bejahte.

„So soll sie mir doppelt schmecken. Ueberhaupt wird mir's schmecken," sagte Gottfried, „denn" — eine Schamröthe bedeckte sein Gesicht — „ich habe heute Fasttag gehabt."

„Fasttag?" fragten Lorchen und Winkel zugleich mit Erstaunen.

„Ach," sagte Gottfried, „ich fühl's, wenn ich ein andrer Mensch werden soll, muß ich Alles gestehen. Ich hatte keinen Pfennig mehr heute und weil ich meine Schulden nicht mehren wollte, so wollte ich fasten. Es ist mir schwer geworden."

Lorchen sah ihn mitleidig an.

„Ach," fuhr er fort, „lieber Winkel, Ihr habt Euch heute an mir als den bewiesen, der zu seyn Ihr meinem sterbenden Vater gelobt habet; darum bitte ich Euch, gebt

mir Eure Hand, daß ich nicht wieder falle und strauchle. Euch will ich meinen Wochenlohn bringen, damit er nicht durchgehe."

„Wohlan," sagte Winkel, „ich will Dir mehr sagen: bleibe in Deinem Hause, bis Du Deine Schuld getilgt hast und dann ziehe zu uns. Wir haben eben das leere Stübchen. Mein Tisch wird Dir recht seyn. Lorchen sorgt für Deine Wasche und Du kommst sicherlich zu etwas."

Gottfried sah ihn mit Thränen an und faßte seine Hand.

„Ich muß recht vor Euch gedemüthigt werden," sagte tief betrübt Gottfried. „Ich habe nur Ein Hemd, und das trage ich auf dem Leibe und dieß lüngerische Läppchen deckt die Schmach zu. So tief bin ich heruntergekommen; aber Gott wird mir ja Kraft und Muth geben, dem Allem ein Ende zu machen. Ach, gebt mir Euren Rath, Beistand, ja Eure Hände dazu, daß sie mich stützen."

Er weinte fast laut.

Lorchen weinte mit ihm und der alte Winkel hatte auch Thränen in den Augen.

„Weißt Du was, Gottfried," sagte er nach einigem Nachdenken, „es wäre besser, Du zögest Morgen schon zu uns. Wie viel beträgt Deine Schuld bei Deinem Hausherrn für Kost und Wohnung?"

„Es werden leicht neun Thaler seyn!" sagte schmerzlich Gottfried.

„Und was kosten zwei neue Hemden?" fragte er Lorchen.

„Ich weiß das nicht genau," sagte sie; „aber es mag auch etwa zwei bis drei Thaler zusammen kosten. Ich

würde aber zu linnenen Hemden rathen. Sind sie auch theurer, so sind sie doch auch besser und dauerhafter.

„Gottlob," sagte Winkel, „das Geld kann ich Dir geben, Gottfried. Dann steht nichts im Wege, daß Du Morgen schon zu uns ziehest und ich denke, es soll dann bald Dir einleuchten, was ich Dir gesagt habe."

Gottfried fiel Winkeln um den Hals und weinte lange an seinem Halse. Da faßte und gelobte er ein neues Leben, und in Lorchens Augen las er die stille Seligkeit über seinen Entschluß.

Nun tranken sie ihren Kaffee und aßen und nie hatte es Gottfried besser geschmeckt. Er fühlte dazu eine Freude, einen Frieden in sich, wie er ihn nie gefühlt.

Als sie so da saßen und vergnüglich plauderten, klopfte es an die Thüre.

Auf Winkels Hereinruf trat ein Jude in das Gemach, der sich damit befaßte, Lotterieloose anzubieten.

„Nu," sagte er, „Meister Winkel, es zog mich zu Euch herein und ich mein', es wär' ein Beweis, daß Euch das Glück suchen will. Uebermorgen ist die Ziehung. Das große Loos mit 250,000 Thaler ist noch drinne. Nehmt ein Löschen, und gewinnt's! dann seyd Ihr mit einmal ein reicher Mann, und könnt zum Herrn Südhoff sagen: Wie theuer ist die Fabrik?"

In Gottfrieds Seele fing der Gedanke an rege zu werden: Könntest du doch dein Glück versuchen!

Winkel sagte bestimmt: „Geht ein Haus weiter, Izzik, mit mir ist nichts zu machen. Ich will so nicht reich werden. Mein sauer erworbenes Geld will ich sparen

und behalten, und keine thörichten Hoffnungen dafür ankaufen, die unter 100 Fällen 99¾mal trügen.

Der Jude war zähe. Er ließ sich so leicht nicht abschrecken. Er erzählte eine große Zahl von Geschichten, wie Leute aus den niedrigsten Ständen das große Loos gewonnen hätten und reich, angesehen und glücklich geworden wären. Es sey ein Schicksal, das Gott auch sende; aber man müsse etwas dazu thun, und die gebratenen Tauben flögen Niemand in den Mund.

Winkel widerlegte ihn kräftig und stellte viele Geschichten dagegen, wie wohlhabende Familien in Armuth und Dürftigkeit sanken, weil sie in der trügerischen Lotterie Hab und Gut verspielt, wenn auch nicht auf einmal, doch nach und nach.

Endlich ging der Jude, als er sah, daß hier nichts zu machen sey; aber an Gottfried hatte er wahrgenommen, wie er lüstern war nach dem verbotenen Apfel.

Und er war es auch wirklich, und nur sein Geldmangel, nur die Einwirkung Winkels war es, die ihn wieder in das Geleise zurückführten, in dem Winkels Wagen so sicher und ruhig ging.

Einen glücklicheren Abend hatte Gottfried noch nicht verlebt, als diesen. Nicht nur daß ihn das Bewußtseyn, auf den guten Weg zurückgekehrt zu seyn, erhob und erquickte; auch die Gewißheit, daß Lorchen ihm gut sey und der Glaube, daß Winkel ihm die Hand seiner Tochter nicht versage, erfüllte seine Seele mit hoher Freude.

Als es zehn schlug, ging er, und Winkel händigte ihm das Geld ein.

Freudig stieg er die Treppe zu seinem Dachstübchen hinauf; aber der Tag war zu reich, zu bedeutungsvoll gewesen, als daß er sich hätte schon können zu Bette legen.

In dem Stübchen war eine dumpfe, schwüle Hitze. Gottfried öffnete das Fenster und ließ die laue, erquickende Sommerabendluft herein, und setzte sich in das offene Fenster. Der Himmel war so rein. Der Mond stand in voller Scheibe gegen ihm über, und warf sein wundervolles Licht auf die Dächer der Stadt, über die er theilweise hinausschaute, und auf die fernen Berge. Der Fluß rauschte in die Nacht hinein, und eine Nachtigall schlug in einem nahen Garten. Es war ein herrlicher Abend, den man nicht verschlafen durfte.

Hinausgehen mochte er aber nicht. Er zündete sich seine Pfeife an und dachte dem nach, was er heute erfahren und erlebt, und alle die guten Entschlüsse erneuerte er in dieser beschaulichen Stille.

Allmählig wurde es kühler. Gottfried schloß das Fenster, blieb aber sitzen und, da seine Pfeife ausgegangen war, stützte er den Kopf in die Hand und, da er in der letzten Nacht bis zwei Uhr gejubelt hatte, mochte ihn der späte Schlaf nicht vollständig erquickt haben. Jetzt kam er mit Macht. Die Augen sanken zu und bald lag der Schlaf mit bleierner Schwere auf seinen Augen. Da schien es ihm, als komme Jemand die Treppe herauf. Er horchte und richtig! es klopfte leicht an seiner Thüre — und als er Herein! gerufen, trat Izzik, der Jude, in das Stübchen.

„Mai," sagte er, nach einem freundlichen guten Abend, „alte Leut' sind kuriose Leut'. Sie habe sich verbisse in

ihre Meinung wie ein Metzgerhund in den Knochen. Junge Leut' gebe noch Etwas auf Hoffnung. Stoße Sie Ihr Glück jetzt nicht fort! Es kommt zu Ihne in's Dachstübche und sucht Sie! Uebermorge iſt die Ziehung. Greife Sie zu! 250,000 Thaler iſt die Prob werth. Ich' mein', Sie wäre das Glückskind. Ich ſeh's Ihne an der Naſ' an!"

So und in der Weiſe plauderte der Jude fort und in Gottfrieds Seele, die ſich ſo ſchnell ihres Leichtſinns noch nicht entſchlagen konnte, regte ſich die verbotene Luſt nach dem, was er doch nach Winkels einleuchtenden Gründen hätte verwerfen müſſen.

Der Jude merkte ſchnell, wie ſich die Seele des Verſuchten vor der Luſt, die der Verſucher geweckt, zu beugen begann. Er ſagte zu Gottfried, wenn ihm etwa Geld fehle, ſo wolle er ihm leihen.

Das fiel, wie ein Funke in's Pulverfaß, in Gottfrieds Seele und zündete.

Er nahm das Loos, gab dem Juden dafür theilweiſe das von Winkel geliehene Geld und am andern Morgen brachte ihm der Jude das, was noch fehlte, um ſeinen Wirth zu bezahlen und zwei Hemden zu kaufen.

Es fiel ihm freilich reuig auf's Herz, daß er Winkel täuſchte — und er hätte das Loos gerne dem Juden wieder gegeben, aber er ſah ihn nicht und ſo hoffte er die geheime Schuld nach und nach zu tilgen und gelobte ſich nun fortab, deſto geharniſchter gegen Verſuchungen dazuſtehen; aber dennoch durchzuckte ihn oft die Hoffnung wunderbar.

Er zog zu Winkel hinüber und ein neues und, weil

beſſeres, auch glücklicheres und geordneteres Leben begann für ihn.

Am Mittwoche Abends, nachdem der Jude war zu ihm geſchlichen, ſaß er bei Winkel und Lorchen vor der Thüre in der Kühle und erging ſich mit ihnen im gemüthlichen Geſpräche. Da ſah er, triefend von Schweiß, und athemlos den Juden Izzik daher kommen. Er ſchwenkte ſein Tuch und rief: Victoria!

Winkel wußte nicht, was das zu bedeuten habe; aber Gottfried konnte ſich nicht regen, ſo hatte ihn der Gedanke gelähmt, des Juden Prophezeihung ſey wahr geworden.

Und richtig! er kam auf Gottfried zu. „Ich gratulire Ihne!“ rief er. „Sie Glückskind! Sie habe das große Loos gewonne! 250,000 Thaler!“

Da ſtarrte Winkel Gottfried an und dieſer begann ſeine zweite Beichte. Obwohl über Winkels Angeſicht eine Wolke der Mißbilligung flog, ſo gab er ſich doch drein, und ſtimmte nun mit ein in die Freude.

Bald lief das Gerüchte des ungeheuern Glückes durch die ganze Stadt. Gottfrieds lüderliche Genoſſen waren die Erſten, die ihn aufſuchten, weil ſie ſich nun ein Leben in Herrlichkeit verſprachen und die Ausſicht hatten, ihm einen guten Theil ſeiner Reichthümer im Spiele wieder abzunehmen. Sie erſtaunten aber, ihn nicht in ſeinem Dachſtübchen, ſondern in Winkels Hauſe zu finden; ſie erſtaunten noch mehr, als er ihre Glückwünſche kalt hinnahm, und ſie kalt und mit leeren Händen abfertigte; am meiſten aber verwunderten ſie ſich darüber, daß er ihre

Einladung, heute mit ihnen ein Freudenfeſt zu feiern, entſchieden ablehnte und beſtimmt ausſprach, die Zeit ſey vorüber, wo er mit Menſchen ihres Gelichters gemeinſame Sache machen werde.

Niemand war deſſen froher, als Winkel, der die Früchte ſeiner Sonntagsunterredung reifen ſah, und zwar in einem Augenblicke, wo die Verſuchung mächtiger als je an Gottfried herantrat. Er war nun ſeiner Sache gewiß, daß Gottfried nicht wieder in den Pfuhl des Laſters zurückfallen würde, dem er ſich kräftig entrungen hatte.

„Gott hat mich wunderbar geſegnet," ſagte er am Abende, als ſie in das Haus gegangen waren und ſtille bei einander ſaßen, zu Winkel; „aber meinem Glücke würde die Krone fehlen, ohne Lorchen. Ich kann ihr jetzt ein Leben bieten, das ohne die drückenden Sorgen des Lebens iſt. Ich habe ſie all mein Lebtag lieb gehabt, und wenn ich mich nicht getäuſcht habe, ſo hätte ſie dem armen Weber ihre treue Hand zum Lebensgange gereicht. Sie wird ſie ja nun auch dem Manne nicht verſagen, den Gott über Hoffen und Verſtehen und weit über ſeine Würdigkeit geſegnet hat. Willſt Du mein treues Weib werden, Lorchen?" fragte er ſie, ihr ſeine Rechte reichend, „und wollt Ihr uns ſegnen, Vater?" fragte er Winkel, die Linke ihm darbietend.

Lorchen hatte Gottfried zu lieb, daß ſie hätte Nein ſagen können, und Winkel, der ſich der Sinnesänderung Gottfrieds mehr freute, als ſeines gewonnenen Reichthums, gab ihm um ſo lieber ſeine vortreffliche Tochter, als er dadurch die Gewißheit empfing, daß durch dieſe Verbindung

jedem möglichen Rückfalle Gottfrieds ein kräftiger Damm entgegengesetzt würde. Noch an diesem Abende feierten sie stille ihre Verlobung.

„Nun aber zieht Ihr zu mir," sagte Gottfried zu Winkel, „und genießt die Ruhe, die Ihr so sehr verdient und sonnet Euch im Glücke Eurer Kinder."

Winkel lächelte bei diesen treu gemeinten Worten.

„Das werde ich nicht," sagte er. „So lange mir der Herr Kräfte und Gesundheit erhält, bleibe ich in meinem Häuschen, und webe; erziehe meinen Fritz zu einem braven Manne und besuche Euch oft."

Da entstand ein Wettstreit der Liebe zwischen Lorchen und Gottfried; aber der alte Mann wich nicht von seinem Plane. Die Hochzeit wurde in bescheidener Stille gefeiert, wie es Winkel wünschte, und nun entstand die wichtige Frage, was wohl Gottfried mit seinem Gelde beginnen sollte.

Herr Südhoff ließ ihm den Kauf der Fabrik antragen, da es von ihm ernstlich mit dem Zurückziehen vom Geschäfte gemeint war. Der Handel wurde geschlossen, und Gottfried trat in die Rechte des Fabrikherrn ein. Die Buchhalter und Faktore behielt er, weil er eben doch zu wenig von dem Ganzen verstand. Es waren brave, umsichtige Leute, treu und erprobt.

Gottfried suchte sie durch Erhöhung ihrer Gehälter recht an sich zu fesseln. Jetzt war ihm ein Feld eröffnet, wo er die Ansichten, die er einst von Herrn Südhoff gewünscht, verwirklichen konnte. Die Erhöhung der Löhne war das Erste. Aber Gottfried erfuhr große Schwierig-

seiten; denn die Anmaßungen, der Ungehorsam, die Betrügereien seiner ehemaligen Kameraden duldete er nicht. Das verbitterte ihm ungemein das Leben. Er errichtete eine Sparkasse, eine Krankenkasse; aber er mußte die lüderlichen Gesellen zu den Einlagen durch Abzüge an ihrem Lohne zwingen. Unmuth, Widerwillen, Haß war die Folge. Man beschuldigte ihn der Unterdrückung und Bevormundung. Da er strenge auf die Heilighaltung des Sonntags, auf den Besuch des Gottesdienstes hielt, weil ihm das selber ein Bedürfniß geworden, nannten sie ihn Frömmler, Kopfhänger; machten sich lustig über ihn und höhnten. Ihre Betrügereien wurden nicht geringer, aber schlauer und pfiffiger. Er kaufte Lebensmittel und gab sie ihnen billig; er ließ ein Kohlenmagazin anlegen, und gab die Kohlen um den billigen Preis, den sie ihn kosteten; aber für das Alles erndtete er keinen Dank, sondern den schnödesten Undank, weil man ihn noch des Wuchers beschuldigte.

Da er sehr einfach mit seinem theuern Lorchen lebte, verschrie man ihn als Geizhals, und ihm legte man es zur Last, daß sein Schwiegervater Weber bliebe. Ja, man erdichtete die schnödesten Geschichten, um ihn zu verkleinern, herabzusetzen und zu verleumden. Gottfried wich nicht von seinem Wege. Die wenigen Bessern achteten ihn, aber die Uebrigen grollten ihm, und der große Haufe war gegen ihn. Der alte Winkel schüttelte den Kopf zu seines Schwiegersohnes Handlungen (so sehr er auch seine Bestrebungen für das Gute ehren mußte), weil er die meisten als unzweckmäßig erachtete und einsah, daß sie nichts helfen könnten.

So kamen die Stürme des Februars 1848 heran, und alle Bestellungen blieben aus; aller Verkehr stockte. Der ehrliche Buchhalter trat zu Gottfried und sagte: „Herr, wir können nicht mehr den höheren Lohn geben, denn der geringere, den Herr Südhoff gab, wird uns unmöglich. Wir müssen die Arbeiter vermindern und das Weben einstellen, wenn Sie nicht unerschöpfliche Geldquellen haben, die Sie in den Stand setzen, große Opfer zu bringen. Unsre Magazine sind mit Rohstoffen zwar gefüllt, aber auch unser Waarenlager, und Niemand will kaufen. Lassen Sie fortarbeiten, wenn Sie es können und die Mittel haben, so ist es möglich, daß Ihnen, wenn auch diese Zeiten der völligen Zerrüttung aufhören, die Waaren doch liegen bleiben, weil dann die Mode andre Stoffe, Farben, Gewebe und so weiter bringt, und die Ihrigen altmodisch sind. Ueberdieß ist unsre Kasse fast leer und es ist noch Vieles zu bezahlen. Die Einlagen in die Sparkasse sind fast alle zurückgezogen von den Leuten und neue werden nicht gemacht. Der Preis der Brodfrüchte ist gefallen, und Ihre Vorräthe für die Fabrikarbeiter liegen noch. Sie müssen sie mit Verlust verkaufen. Das Kohlenmagazin ist ebenfalls noch fast voll. Man will sie böswillig nicht haben, und das Kapital steckt doch darin! — Ueberdieß reden sie vom Theilen und dergleichen."

Gottfried, dessen Freudigkeit die Umstände der Zeit ohnehin gebrochen hatten, erbleichte und ließ seufzend den Kopf sinken. Er fühlte in diesem Augenblick, wie wahr Winkel geredet.

„Ach," sagte er nach einiger Minuten kummervollen Schweigens, „mit den Geldquellen ist es alle! Ich sehe nun meinen Ruin vor Augen!"

Der ehrliche Buchhalter zuckte die Achseln mit wahrer Theilnahme und Betrübniß.

„Was rathen Sie?“ fragte Gottfried, der völlig rathlos war.

„Wir müssen für's Erste die Stühle still stehen lassen. Das ist das einzige, ausreichende Mittel. Sodann würde ich rathen, die Kornvorräthe um jeden Preis loszuschlagen, und ebenso die fertigen Waaren, die Seidenstoffe und so weiter.“

„Wenn nichts Andres übrig bleibt, so muß das geschehen,“ sagte Gottfried aus kummervollem Herzen. „Ich sehe jetzt ein, daß Südhoff in seiner Weise sichrer ging als ich, mit Plänen, deren Ausführung meine Mittel überstiegen; doch lassen Sie Alles noch bis morgen Abend, dann ist ja ohnehin die Woche zu Ende und Zahltag. Ich will dann selbst mit den Leuten reden.“

Der Buchhalter ging und Gottfried saß in seinem Gemache in kummervollem Sinnen, bis die Dämmerung hereinbrach, da ging er zu seinem Schwiegervater Winkel.

Dieser sprach sich fest aus und unterließ es nicht, auf das Gespräch in der Lindenallee hinzuweisen, und darauf, daß Gottfried seinem klugen Rathe nicht gefolgt, und zu schnell alles das in's Werk gesetzt hätte, was er als gut erkannt zu haben glaubte.

Um die scharfe Ecke der Noth war nun nicht mehr zu schiffen. Am Samstag Abend wurden die Weber entlassen. Gottfried selbst setzte ihnen seine Lage auseinander.

Anfangs waren sie betäubt von der niederschlagenden Nachricht; aber als sie draußen waren, als sie, nach ihrer gewohnten Weise, in den Wirthshäusern saßen, da brach

der Sturm los. Da schimpften sie in maaßlosem Grimm auf Gottfried. Seine besten Absichten wurden entstellt, seine Maßregeln verdächtigt, und jetzt wurde das Einstellen der Arbeit, zu dem ihn die eigene Noth zwang, als Unterdrückung, als Geiz, und Gott weiß, was mehr, erklärt. Die Leidenschaften gährten; der Haß kochte in den Herzen; die Zügellosigkeit war ohnehin herrschend, und vor dem Heiligthum des Gesetzes hatte fast Niemand mehr Achtung, am wenigsten Die, welchen Gottfried einst seine aus Lyon mitgebrachten Grundsätze mitgetheilt und eingeimpft hatte. Seine eigne Saat reifte.

Einer der Wildesten und Verworfensten warf sich zum Wortführer auf. „An ihm sieht man," rief er, „wie der unverdiente Reichthum verstockt macht. Seine verrückten Plane hat er an uns probirt, und nun, wo die Gefahr naht, rettet er seinen Geldsack, und stößt uns Alle erbarmungslos in's Elend. Wir wollen uns selber Recht schaffen und ihn züchtigen, der ohnehin sich, seit er reich ist, um uns nicht mehr kümmert!"

Das Jahr 1848 war so recht die Zeit, wo jede Leidenschaft ihren Muth kühlen wollte. Alle Wirthshäuser waren mit Unzufriedenen, Aufrührerischen, mit der Regierung und den Reichen im Hader Stehenden, Faullenzern, Tagedieben und Solchen angefüllt, die, weil sie vor Schulden sich nicht mehr retten konnten, im Trüben zu fischen bereit waren, und im Plündern ihr Heil sahen. Alles war reif zum Ausbruche eines wüthenden Aufruhrs, und jenes Wort fiel wie ein Funken in die Pulvertonne. Immer mehr stieg Wein und Branntwein in die Köpfe; immer wilder wurde

das Geſchrei. Die Köpfe erhitzten ſich in dem Grade mehr, als das Getränke den Verſtand mit einem Nebel umgab, und die Beſonnenheit verdrängte.

So ſaßen in einem Branntweinhauſe die wildeſten und verworfenſten Geſellen zuſammen. Der Plan, den der Wildeſte unter ihnen zur Sprache gebracht, ſchritt allmählig ſeiner Reife zu. Gottfrieds Fabrik zu zerſtören, ihn ſelbſt zu mißhandeln, ſein Vermögen zu plündern, inſonderheit ſeine Magazine von fertiger Waare in Stoffen und einzelnen Hals- und Taſchentüchern, die man dann verkaufen könne, das war der Plan, dem Alle ihren Beifall zollten. Es war Mitternacht, als der zügelloſe Haufe aufbrach, um ſich mit Brecheiſen und Aexten zu verſehen. Bald wuchs er durch Zulauf des zuchtloſeſten Geſindels aus der Stadt, wo leider die Polizei, weil ſie den Kopf verloren, auch keine Thatkraft und keinen Muth für Recht und Ordnung mehr hatte. Der wüthende Haufe, der in der dunkeln Nacht einige Fackeln zur Hülfe nahm, rückte mit wüthendem Geſchrei und Gebrülle gegen die Fabrikgebäude an. Dieſe lagen vor dem Thore der Stadt und bildeten ein großes Viereck von Gebäuden, die durch überwölbte Gänge in Verbindung ſtanden.

Gottfried lag noch wachend da. Die Sorge, der Kummer über die Maßregel, zu der ihn die Noth gezwungen, und über ihre möglichen Folgen in der ſo bedenklich aufgeregten Zeit, ließen keinen Schlaf in ſeine Augen kommen. Von ferne ſchon vernahm er das Toben und Brüllen der Wüthenden und Trunkenen und klar trat vor ſeine Seele, was er zu erwarten habe.

Er weckte ſein Lorchen und die Beamten und Dienſtleute des Hauſes, auf die er ſich verlaſſen konnte. Die Thüren wurden feſter verſchloſſen und bewegliches Geräthe davor aufgethürmt. Gewehre wurden zur Selbſtvertheidigung geladen. Das Wenige an Geld, was er hatte, und die beſte Habe zuſammen gefaßt, und Lorchen beſtimmt, mit einer treuen Dienerin durch eine Hinterpforte zu entfliehen. Sie wollte Gottfried aber durchaus nicht verlaſſen, und ſein Schickſal theilen. Alle überredeten ſie und endlich, als ſie nachgeben wollte, war es zu ſpät; bereits vor allen Zugängen des Hauſes tobten die Aufrührer. Axtſchläge erſchütterten die Thüren ſchon. Vergeblich war es, daß Gottfried zum Fenſter hinaus zu ihnen redete. Steine flogen gegen ihn. Er mußte zurück, wenn er nicht ein Opfer ihrer Wuth hier ſchon werden ſollte.

Die Thüren leiſteten nicht lange Widerſtand. Unglücklicher Weiſe gaben zwei Hitzköpfe Feuer auf die Anſtürmenden und dieß fachte ihre Wuth zum Aeußerſten an. Alles vor ſich her zertrümmernd, drangen ſie ein, und brachen plündernd in alle Räume.

Gottfried hatte ſich mit ſeiner verzweifelnden Gattin in ſein Gemach eingeſchloſſen; die Thüre verrammelt, ſo gut er konnte, und erwartete mit dumpfer Ergebung den Ausgang ſeines Schickſals.

Da erhellte plötzlich eine grelle Flamme das Gemach. — Die Magazine brannten, von der wilden Horde angezündet, lichterlohe. Lorchen rang verzweifelnd die Hände. Gottfried blickte in die Flammen und rief verzweifelnd: „Das ſind die Früchte meiner eig'nen Ausſaat! Nun

erndte ich! Ich habe selber den Wind gesäet, der nun als Sturm mich zu Grunde richtet!"

In demselben Augenblicke brach die Thüre zu dem Gemache. Die Blutgierigen stürzten herein — es waren Gottfrieds einstige Spießgesellen, sie schwangen ihre Aexte über seinem Haupte — und — —

Gottfried erwachte mit einem lauten Angstrufe aus dem Schlafe, in den er, auf dem Stuhle sitzend, am Fenster seines Dachkämmerchens gesunken war. Der Mond stand erbleichend am Himmel und die ersten Lichter der Morgenröthe färbten den Himmel im Osten.

Er rieb sich die Augen und starrte seine Umgebung in seinem engen Stübchen an. Allmählig erst erwachte er zum vollen Bewußtseyn, daß er einen furchtbar schweren Traum geträumt hatte; daß Alles, was er so lebhaft erlebt zu haben schien, nur wilde Traumgebilde erregter Einbildungskraft, Folgen der ernsten Unterredung mit Winkel und seines Nachdenkens vor dem Einschlafen gewesen waren.

Er sah, daß er noch der arme Weber war, wie er am Abend vorher gewesen; daß er das von Winkel geliehene Geld noch in der Tasche hatte; daß der ganze Traum von seinem Gelüsten nach dem Gewinne der Lotterie ausgegangen und das Wort Winkels, Herr Südhoff wolle die Fabrik verkaufen, der Faden gewesen war, an dem sich seine schrecklichen Traumgebilde fortgesponnen hatten. Er erkannte in dem Traume eine prophetische Weisung Gottes, wohin seine unseligen Vorstellungen und Hirngespinnste hinführen mußten, und — überwältigt von dem tiefen und nachhaltigen Eindruck des furchtbaren Traumes — sank er

nieder auf ſeine Kniee und erhob Herz, Augen und Hände im Gebete zu Dem, der ihm die Augen des Verſtändniſſes ſo gnädiglich geöffnet hatte; ſein Dank war heiß und innig; ſeine Gelübde kamen aus tief erregter Seele; das neue Leben, zu dem er auferſtehen wollte, lag vor ihm in ſeiner ſtillen Herrlichkeit, wie er ſie bei Winkel ſo beſeligend kennen gelernt, und wunderbar geſtärkt und erquickt ſtand er auf, um ſeinem Hauswirthe, den er ſchon arbeiten hörte, Koſt und Miethe zu bezahlen. Dann legte er ſeine Werktagskleider an und eilte in die Fabrik.

Er war der Erſte — zum Erſtenmale; denn ſonſt war er gerade Der geweſen, der den blauen Montag ſelten zu verlüderlichen unterließ.

Herr Südhoff ſtand am Fenſter, als er kam. Er erwiederte ſehr freundlich den Gruß, den Gottfried zu ihm herauf ſandte.

„Das iſt die Frucht der Unterredung mit dem braven Winkel!“ dachte der Fabrikherr, und freute ſich innig, daß der tüchtige Gottfried einem geordneten, beſſeren Leben gewonnen worden ſey, und wünſchte nichts aufrichtiger, als daß dieſe glückliche Aenderung Beſtand gewinne. Gleich hinter Gottfried kam Winkel.

Der Fabrikant hatte am Mittage des geſtrigen Tages eine Probe eines neuen, künſtlichen und ſehr ſchönen Gewebes durch Vermittelung eines Freundes in London erhalten.

Er nahm die Probe, und ging herab zu den beiden Meiſtern, die alleine an ihren Stühlen arbeiteten, denn noch war die eigentliche Arbeitsſtunde nicht da.

Er rief Beide zu ſich und legte ihnen das Seidenge-

webe vor. Sie prüften es mit ihm sorgfältig und antworteten dann auf seine Frage: Ob sie sich getrauten, den Stoff ebenso tüchtig herzurichten? mit einem festen Ja. Da es dem Fabrikanten darauf ankam, daß das Gewebe, von dem er wußte, daß man weder in Lyon, noch in Berlin, noch an andern Orten, wo die Seidenfabrikation betrieben wurde, ihn noch kannte, von ihm zuerst auf den Markt des Handels gebracht würde, so sprach er den Wunsch aus, daß sie Beide in ihrem Gemache sich abschlössen, und ihn alsbald auf den Stuhl nähmen; wenn sie, fuhr er fort, ihn so herstellten, wie das Muster, so wolle er ihren Lohn bei fleißiger Arbeit um zwei, selbst drei Thaler die Woche erhöhen.

Das war ein doppelter Antrieb zur tüchtigen Arbeit. Die Stücke, welche sie auf ihren Stühlen hatten, waren bald vollendet. Beide lösten den Stoff auf und erkannten genau die Weise seines Gewebes, und erfüllten ihres Brodherrn Wunsch auf's Genaueste. Schon mit dem ersten Grauen des Tages kamen Beide zu der Arbeit, denn Gottfried war zu Winkel gezogen, und der wunderbare Einfluß stiller Häuslichkeit, die Nähe des innig geliebten Lorchens, und, ich möchte sagen, die reine Luft, die ihn hier umgab, wirkten wahrhaft neubelebend auf ihn ein.

Mit den lüderlichen Gesellen, deren gottloses, zuchtloses Leben er getheilt, hatte er keine Gemeinschaft mehr. Mit dem braven Winkel ging er an die Arbeit, mit ihm kehrte er am Abend in das freundliche Häuschen zurück, um in seines Lorchens Nähe die Stunden erquickender Ruhe zu verleben.

An Lockungen seiner ehemaligen Genossen, an Spöt-

tereien und Verhöhnung fehlte es nicht; aber Gottfried hatte vom alten Winkel gelernt, das entweder zu ertragen oder mit einem solchen Ernst zurückzuweisen, daß ihnen die Wiederholung verging. Sie sahen, daß er für sie verloren sey und ließen ihn in Ruhe.

An einen Rückfall war nicht zu denken. Winkels Unterredungen zerstörten den letzten Rest seiner unglückseligen Vorstellungen, die er mit aus Lyon gebracht; das christliche Leben seines Hauses vollendete das Werk der sittlichen Umwandlung in Gottfried, und der Traum, von dem er jedoch niemals Winkel etwas sagte, stand wie ein stummer Warner immer vor ihm da.

Auch Lorchens Einfluß war groß. Dieß stillfromme Walten und Wirken im Hause, diese sittliche Reinheit, diese Ordnung in Allem war heilbringend für ihn. Sie sorgte für ihn, wie eine treue Mutter für ihr Kind. Bald brauchte kein Vorhemdchen mehr die unreine, zerrissene Wäsche zu bedecken. Sein erhöheter Lohn ließ es ihm zu, seine Schuld an Winkel zu tilgen und sich das Mangelnde anzuschaffen.

Welche selige Freude gewährte es ihm, als er schon nach dem ersten Monate wöchentlich eine ansehnliche Ersparniß Lorchen zum Aufheben geben konnte? Und wie anders wurde nun sein Verhältniß zu dem Fabrikherrn. Er erkannte es wohl, wie unrecht er dem Manne gethan, der es treu und gut mit seinen Arbeitern meinte, und nun selbst darauf kam, eine Sparkasse einzurichten und eine Krankenkasse. Anfänglich benützten sie die ausschweifenden Gesellen nicht; als sie aber sahen, wie ganz anders es jetzt

mit Gottfried ſtand; als dieſer und Winkel ſich bemüheten, ihnen die Wohlthätigkeit einer ſolchen Anſtalt für Arbeiter, die ein geordnetes Leben führten, nachzuweiſen, und überhaupt auf ſie wohlthätig einzuwirken begannen, da ließ jenes verruchte Leben nach und allmählig kam ein andrer Geiſt in die Leute. Und mit der Ordnung kehrte auch ein chriſtliches Leben bei ihnen ein. Der Sonntag wurde wieder geheiligt, der Gottesdienſt beſucht, und allgemach bahnte ſich zwiſchen den Fabrikarbeitern und ihrem wohlwollenden, wohlmeinenden Fabrikherrn ein Verhältniß an, das nach und nach ein ſolches wurde, wie zwiſchen dem Vater und den Kindern. Nur wenige, völlig unverbeſſerliche wurden entlaſſen.

So kam denn wirklich das traurige Jahr 1848 heran; aber während in andern Fabriken die Arbeiten eingeſtellt wurden, ließ Herr Südhoff, wenn auch in verminderten Maße, fortarbeiten. Keiner ſeiner Arbeiter wurde brodlos. Während in andern Gegenden wilder Aufruhr ausbrach, blieb es in dieſer Stadt ruhig, und keinen Augenblick hatte Herr Südhoff das zu befürchten, was andern Fabrikanten drohte oder doch ihre Ruhe ſtörte durch bange Beſorgniſſe, und — was Gottfried im greulichen Traume erlebt.

Die Jahre der Unruhe gingen mit Gottes Hülfe vorüber, und die friedlichen Zuſtände ließen die Seidenfabrikation wieder aufleben. Gottfried hatte die Probe beſtanden, und war, geläutert und gebeſſert, würdig der Liebe Lorchens, die ſie ſchon lange im ſtillen, treuen Herzen trug.

Eines Tages, es war an einem Sonntage im Frühlinge des Jahres 1850, trat er in die Stube, und Lorchen

ſah ihn ganz erſtaunt an. Der lange Bart war abraſirt, das Haar kurz geſtutzt. Er lächelte. „Warum verwunderſt Du Dich ſo?“ fragte er. „Ein Freier muß ſein anſtändig kommen, wenn er kein Körbchen haben will!“

Lorchen erröthete tief; aber Gottfried trat zu ihr und faßte ihre Hand. „Lorchen,“ ſagte er, „daß ich Dich mehr liebe, als mein Leben, brauch' ich Dir nicht erſt zu ſagen, Du weißt es; daß ich ein andrer Menſch geworden bin, das verdank' ich, nächſt Gott, Deinem guten Vater und Dir. Und jetzt, wo ich mir ein hübſches Sümmchen erſpart habe, und ſehe, daß ich ein liebes Weib ernähren kann, komm' ich und frage Dich vor Gott, willſt Du mein liebes, treues Weib werden?“ —

Obwohl erglühend und erbleichend in Einem Augenblicke, ſah ihn Lorchen mit den lieben, treuen Augen, in denen helle Thränen glänzten, an, reichte ihm die Rechte und ſagte feſt: „Ja, Gottfried!“

Da zog er ſie an ſein Herz und ſie wehrte ſich nicht, und der Brautkuß beſiegelte ihren Lebensbund. Als ſie aber ſo ſtanden und Beide ſchwiegen, da dankten ſie Gott im ſtillen Herzen, und ſie wußten Beide wofür.

Darauf gingen ſie Hand in Hand zum Vater Winkel, und der Alte, der das längſt hatte vorher geſehen, ſegnete ihren Bund.

An ihrem ſtillen Hochzeitstage ſaßen ſie Nachmittags beiſammen, das junge Paar, Winkel, zwei treue Freunde und Lorchens jüngerer Bruder. Da ging die Thüre auf und Herr Südhoff und ſeine Frau traten herein.

„Wenn Einer meiner brav'ſten Weber ſeinen Ehren-

tag hält," ſagte er, „ſo möcht' ich auch theilnehmen und meinen Glückwunſch bringen. Gottfried," ſagte er, „Sie haben mir früher viel Kummer und Sorge gemacht. Es war nahe daran, daß ich Sie verabſchiedet hätte. Ihr braver Schwiegervater, dem ich es im Vertrauen mittheilte, bat für Sie und ſagte, Gottfried ſcheint nur ein räudiges Schaf, er iſt es nicht. Haben Sie noch Geduld mit ihm. Ich will noch mein Möglichſtes verſuchen. Ich gedenke noch des grimmigen Blickes, den Sie in der Lindenallee mir zuwarfen. Es war der Blick des Haſſes, der mir ſagen ſollte: Bald theilen wir! Damals war mein Entſchluß feſt. Am andern Morgen wollte ich Sie wegſchicken; aber als ich mit meiner Familie zurückfuhr, ſah ich Sie mit unſerem braven Winkel gehen; ich ſah, wie dieſer brave Mann ſeine geſunden, verſtändigen Worte an Sie richtete; ich ſah an Ihrem Geſichte, wie Sie nicht ohne Eindruck geblieben waren, und ich dachte, ich ſollte nicht gleich mit der harten Strenge dreinfahren und noch einmal abwarten, welche Frucht Winkels Unterredung tragen möchte. Gottlob, ſie trug geſegnete Frucht, und der Athem der göttlichen Gnade berührte Ihr Herz. Als ich Sie Morgens frühe kommen ſah, jubelte ich in meinem Herzen, und dankte Gott.

„Jetzt aber, dachte ich, iſt es auch Zeit, die Pflanze zu begießen, daß ſie nicht wieder durch den Sonnenbrand hinſtirbt. Ich brachte Ihnen und Winkel den neuen Stoff. Und ich ſah mit Dank gegen Gott, und hörte es von Winkel, den ich oft heimlich fragte, daß es mit Ihnen Beſtand halte, daß Sie ſelbſt auf Ihre ehemaligen Spießgeſellen wohlthätig einwirkten. Da konnte ich mit meinem

längſt gefaßten Plan, mit der Spar- und Krankenkaſſe hervortreten, und Sie haben wacker geholfen. Darum hat es mich ſo ſehr gefreut, daß Sie zu Winkels gezogen. Daß daraus eine Heirath würde, ahnete ich ſchon lange; denn ein braver junger Menſch kann nicht lange in der Nähe eines ſo muſterhaften, ſittigen, frommen und ſchönen Mädchens ſeyn, wie Lorchen, ohne ſie lieb zu haben und den Wunſch zu hegen, mit ihr für das ganze Leben verbunden zu ſeyn. So iſt denn gekommen, was ich erwartete und was ich hoffte, und ich glaube zuverſichtlich, daß die Feſtlichkeit dieſes Tages eine Quelle vielfachen und reichen Segens für Sie, Lorchen und Winkel werden wird; denn ich zähle feſt darauf, daß Sie, wie Sie ein braver Mann geworden ſind, ebenſo auch ein guter Gatte und Sohn werden!"

„Das walte Gott," ſagte, mit einer Thräne der Rührung im Auge, der alte Winkel.

„Ich aber," nahm Frau Südhoff das Wort, „habe nun mit der jungen Hausfrau noch etwas abzuthun. Es iſt die alte, löbliche Landesſitte, daß die Hochzeitgäſte auch ihre Hausſteuer mitbringen. So hab' ich auch thun wollen!"

Darauf öffnete ſie die Thüre und zwei ihrer Mägde traten herein mit ſchweren Körben. Frau Südhoff deckte ſie auf und legte nun vor das erglühende Lorchen prächtige Gebilde zu Tiſchtüchern, Leinwand zu Betttüchern und ähnlichen häuslichen Zwecken; ein Stück Hemdentuch für Gottfried; dann ſchönes Porzellain, Küchengeräthe von Kupfer und Blech. Das ganze Geſchenk war zweckmäßig für ihre Umſtände berechnet; nichts Ueberflüſſiges oder Ueppiges,

Alles ächt, tüchtig und gut und von bedeutendem Werthe. Lorchens Angesicht glänzte von Lust und Freude über diesen Reichthum, und sie wußte kaum Worte für ihre Dankbarkeit zu finden. Und zum Schlusse sagte die Frau Südhoff ihr etwas in's Ohr, das eine Gluth über ihr Antlitz jagte. Nun setzten sie sich zu der Gesellschaft, theilten ihr einfaches Mahl und gingen ziemlich spät, begleitet von dem Danke und den Segenswünschen des jungen Paares, weg.

Tief drückte dieß schöne Benehmen des Fabrikherrn den Stachel der Reue in Gottfrieds Herz, aber dennoch that es so wohl wieder, sich Liebe und Achtung errungen zu haben. Und in Winkels und Gottfrieds Hause blieb das stille häusliche Glück heimisch. Oft hatte Gottfried scherzend sein Lorchen gequält, ihm zu sagen, was ihr am Hochzeitabende Frau Südhoff in's Ohr geflüstert. Als sie aber ihr erstgebornes Kind an der glücklichen Mutterbrust hielt, ein wunderschönes Mädchen, da sagte sie lächelnd: „Gottfried, ziehe Deinen Sonntagsrock an und gehe in's Herrenhaus zu Frau Südhoff, vermelde meinen achtungsvollen Gruß und sage ihr: Da sie am Hochzeitabend nur etwas auf die Seele gebunden, so müsse ich dem Worte gehorchen, und ließe mir die Ehre ausbitten, daß sie Pathenstelle bei der Kleinen übernähme!"

Und der glückliche Gottfried drohte der schönen Mutter mit dem Zeigefinger und sagte: „Warte nur, Du verschwiegene Tuckmäuserin! Jetzt erst komme ich dahinter, warum Du damals so roth wurdest!"

III.

Der Schein trügt.

Eine Geschichte.

Vor nicht langer Zeit mußte ich eine längere Reise in dem Postwagen machen. Jedermann weiß, daß da von Station zu Station die Reisegesellschaft in der Regel wechselt, man selten auf eine größere Strecke dieselben Mitreisenden behält, die man anfänglich hatte.

Auf dieser Reise verhielt es sich anders; ich hatte mehrere Tage einen älteren Mann zum Reisegesellschafter, dessen Einsicht und Welterfahrung mir manche Stunde angenehm verkürzte.

In einer Stadt, welche in fruchtbarer Feldmark lag, und deren Aussehen von Wohlstand zeugte, wurden die Pferde gewechselt, und, müde des langen Sitzens, stiegen wir aus; wir hatten aber nicht sobald den Fuß auf die Erde gesetzt, als ein Schwarm von Bettelbuben, deren Zudringlichkeit und Frechheit alles Maaß überstieg, uns umringte und zu quälen begann.

Mehr, um ſie los zu werden, als aus wirklichem Mitleide, griff ich in den Sack, um ihnen etwas zu geben. Als das mein Reiſegefährte bemerkte, hielt er mir die Hand feſt.

„Um Alles in der Welt, geben Sie den Strolchen nichts," rief er aus. „Es iſt eine Sünde und Schande, und legt ein ſicheres Zeugniß dafür ab, daß die Verwaltung dieſer Stadt in den beſten Händen nicht liegt, daß ſolcher Unfug geduldet wird! Wenn für die wirkliche Armuth geſorgt würde, dürfte ſolch ein Unweſen nicht Statt haben. Ich ſollte die Polizei zu handhaben berufen ſeyn, wahrlich, ich wollte ihm ſteuern! Aber warten Sie, ich will Ruhe ſchaffen!"

Und mit dieſen Worten hob er ſeinen Stock und ging auf die wilde Schaar los, die nun alsbald, lachend, höhnend, drohend und ſchimpfend auseinanderſtob.

„Ich will's nur ehrlich geſtehen, daß mir das an dem ſonſt ſehr achtbaren Manne im höchſten Grade mißfiel. Zu einer Aeußerung hierüber blieb mir indeſſen keine Zeit mehr, denn die friſchen Pferde waren vorgeſpannt und der Poſtillon blies.

Als wir wieder im Wagen ſaßen, hob er ſelber an, ſich über den Punkt auszuſprechen.

„Ich glaube bemerkt zu haben," ſagte er, „daß mein Verfahren gegen die Bettelbuben Ihren Beifall nicht erhalten hat."

„Ich will's Ihnen nicht leugnen," entgegnete ich, „daß ich es für zu hart hielt; denn ich pflege in ſolchen Fällen zu denken, du gibſt in guter Abſicht; mögen ſie es nun

auch nicht in der besten nehmen, es nicht auf die beste Weise verwenden, meine Absicht war doch gut. Und in Ihrem Verfahren kann doch eine Ungerechtigkeit gegen, wenn auch nur Einen wirklich Armen gelegen haben."

„Ich mache zwischen Bettlern nur selten einen Unterschied," sagte er, „und diesen rufen nur hohes Alter und etwa Gebrechlichkeit hervor, ob ich gleich auch da und besonders bei Gebrechlichen höchst unangenehmes Lehrgeld bezahlt habe. Es ist mir indessen nicht gleichgültig, wie Sie über mich urtheilen, und ich will Ihnen darum meine Gründe sagen und nebenbei, wenn es Sie nicht langweilt, eine Geschichte erzählen."

„Das Betteln halte ich, namentlich bei Kindern, für ein Verderben, und zwar für ein leibliches und geistiges. Sehen Sie bettelnde Kinder an! In der Regel ist ihr Gesicht bleich, hohläugig; sie haben unverhältnißmäßig dicke Leiber bei sonstiger Magerkeit. Das ist eines Theils die Folge des unordentlichen und unmäßigen Essens; weil sie nämlich meist Brod erhalten, so essen sie unaufhörlich. Der Magen behält keine Ruhe, da er immer verdauen muß, was die Gesundheit zerstört und zu unzähligen Uebeln den Grund legt; andern Theils ist es die Folge unglückseliger Naschhaftigkeit, indem die Kinder die empfangenen Pfennige und Kreuzer, statt sie ihren Eltern zu bringen, meist vernaschen und dadurch hinwiederum den Grund zu späterer sittlichen Verderbniß, zu Begehrlichkeit und Lüsternheit legen, die zum Diebstahle führt. Das ist aber nicht die schlimmste Seite der Kinderbettelei. Diese liegt vielmehr darin, daß das Scham- und Ehrgefühl zerrüttet wird, Zügellosigkeit

und Frechheit einreißt, und somit dem Laster und der Verworfenheit Thür' und Thor geöffnet wird. Hierzu kommt die Arbeitsscheu und Faulheit, welche durch den Bettel begründet wird. Wer einmal diesen Weg betreten hat, und nicht zeitig davon abgezogen wird, ist zeitlebens verdorben. Sagen Sie mir nicht, daß es Ausnahmen gibt. Ich rechne nur Eine auf Hundert Bettler. Wenn ich deßwegen eine Stadtverwaltung schwer table, die den Bettel zuläßt und nicht die Hand bietet, durch Ansprache an die Mildthätigkeit der Bewohner, wenn etwa andre Mittel völlig gebrechen, dem Uebel zu steuern und Unterstützungsvereine zu begründen, so bin ich erfahrungsmäßig in meinem vollen und guten Rechte. Darauf gründe ich nun den Schluß, daß durch Gaben an solche Buben, wie die, welche ich verscheucht habe, deren unverschämte Frechheit meine Erfahrung wieder nach allen Seiten hin bestätigt, dem Unsegen des Bettelns und der üppig fortwuchernden Schlechtigkeit nur der größte und — nehmen Sie es mir nicht übel, zugleich auch strafbarste Vorschub geleistet wird. Wollte die Verwaltung und die mit der öffentlichen Wohlthätigkeit betrauten Personen ihren Mitmenschen wahrhaft wohl, so müßten sie solche Knaben und Kinder ohne Weiteres aufgreifen, sie in Rettungshäuser oder bei braven Familien oder Meistern unterbringen, wo für ihre Erziehung und Bildung für das Leben gesorgt würde, und müßten sie dann ferner genau nachsehen, wie es um die Eltern steht, denen sie angehören. Da würde man nur zu oft finden, daß es träge, verkommene, nicht selten verschwenderische Menschen

ſind, die dann durch Darben nur gebeſſert werden möchten; die wahrhaft Nothleidenden aber müßten unterſtützt werden."

Was der wackere Mann geſagt, ließ ſich kaum widerlegen. Nach kurzem Gedankenaustauſch ſagte er: „Nun will ich Ihnen die verſprochene Geſchichte erzählen," und hob an:

„Der Ort, wo ich zu Hauſe bin, iſt eine kleine Landſtadt von etwa achttauſend Einwohnern. Obgleich vielfacher Verkehr Statt fand, ſo gab es doch auch viele Arme und nicht wenige Bettler. Die Mildthätigkeit der Bewohner wurde ſehr ſtark in Anſpruch genommen.

„Sie wiſſen, in einer ſolchen Stadt kennt man ſeine Leute ziemlich genau, und das Räſonniren iſt dasjenige Geſchäft, welches am beſten im Schwunge geht. Ueber Einen Bewohner der Stadt waren alle Stimmen einig, und ihr Ausſpruch lautete: der alte Brett iſt ein ſchäbiger Geizhals. Dieſer alte Brett war allerdings ein kurioſer Heiliger, wie man zu ſagen pflegt. Ein Geſicht machte er, wie ein Pfalzvergifter, was in der Pfalz eine gebräuchliche Redensart iſt, und auf die Franzoſen gemünzt iſt, die Anno 1689 die Pfalz verbrannten und verheerten. Unfreundlich war ſein Aeußeres; rauh und hart ſeine Schale. Er ging mit keinem Menſchen um, als mit ſeinem alten Diener, der Koch, Kellner, Hausknecht, Leibdiener, in Summa Alles in Allem war. Und dieſer Leibdiener Valentin war bucklig und der bärbeißigſte, unfreundlichſte Menſch unter der Sonne. Zudem war der alte Brett ſteinreich, und man ſagte, er wiſſe ſelber nicht, wie reich er ſey, was doch viel ſagen will.

„Und dieſer alte Brett gab niemals einem Bettler einen Heller, ja der bucklige Valentin jagte ſie alle mit harten Worten von der Thüre weg, und ſein Herr, der rein gar nichts zu thun hatte, als Taback zu rauchen, zu eſſen und zu ſchlafen, ſtand dann allemal hinter dem durchbrochenen Fenſterladen und ſah zu, ohne daß ihn der Anblick bewegt hätte.

„'Ein Menſchenfeind iſt er!' ſagten die Meiſten.

„'Ein ſchäbiger Geizhals!' Andre.

„'Ein Unhold, der einen Stein hat, wo Andre das Herz haben!' ſagten noch Andre.

„Aber Liebe hatte der Mann von Niemanden.

„'Er iſt doch ſelber ein Bettelbub' geweſen,' meinten Alle. 'Da müßte er's doch wiſſen, wie es dem Armen zu Muthe iſt!'

„Mit dem alten Brett hatte es nämlich dieſe Bewandtniß: Seine Eltern ſtammten aus dieſer Stadt und waren blutarme Tagelöhner, die ſich aber kümmerlich ernährten. Sie hatten nur das einzige Kind, eben den alten Brett. Beide Eltern ſtarben kurz nach einander, und ein entfernter Anverwandter, ein Branntweinſäufer, der mit ſeiner Frau im Lande Lumpen für eine Papiermühle ſammelte, nahm ihn zu ſich. Da war er ſich denn ſelber überlaſſen, und die durch und durch verlüderlichten Lumpenſammler ließen ihn gewähren und gingen oft wochenlang draußen umher, ohne nach dem Knaben zu fragen. Da blieb dem Kinde nichts übrig, als ſich ſeinen Unterhalt zu erbetteln, zumal nicht im Mindeſten für die Armen geſorgt wurde, obwohl die Stadt reich war. Der Knabe mochte damals

zehn Jahre alt seyn und man sagte mir, es sey ein bildhübscher, blühender Junge gewesen, mit sonnenklaren Augen und verständigem Gesichte.

„An einem schönen Morgen war mein Junge fort und nirgends eine Spur von ihm. Die wohllöbliche Polizei und der wohledle Stadtrath fragten nicht darnach, wo er hingekommen, und es mag auch ziemlich lange gedauert haben, ehe man es bemerkte, daß er abhanden gekommen sey. In Summa, es krähte kein Hahn nach dem armen Knaben. — Der hatte derweile, wie man zu sagen pflegt, den Weg unter die Füße genommen, und wollte sich einmal die Welt besehen, die jenseits der edlen Vaterstadt lag, wo man so väterlich für die Armen sorgte.

„Das wäre in unsrer Zeit, wo die Polizei eine feinere Nase gekriegt hat, ein gewagteres Unternehmen gewesen, als in des alten Bretts Jugend, wo man noch die Billigkeit hatte, Jeden gehen zu lassen, wohin er wollte. Von dieser Billigkeit machte Kaspar Brett den weitesten Gebrauch, und zog singend und pfeifend, fechtend und bettelnd in die weite, offene Welt hinein. Keiner Menschenseele fiel es ein, ihm das verwehren zu wollen. Und da er alle Tage Neues sah, war ihm das grade Recht.

„Um sein Fortkommen hatte er sich gar keine Sorgen gemacht. Brod gaben ihm gute Menschen. Wasser lieferte ihm der Schooß der Erde durch Quellen, Brunnen und Bäche. Schlafstätten fand er auf den Dörfern und Höfen, wo man noch der christlichen Mahnung des Apostels eingedenk ist: Herberget gerne! Kleider, um seine Blöße zu decken, und Schuhe an die Füße bettelte er sich, wie er

deren bedurfte. Wind und Wetter, Froſt und Hitze konnte er, da er hart wie ein Holzapfel war, prächtig ertragen, und das Heimweh bekam er nicht, da es ihm draußen beſſer ging, als bei dem branntweinſeligen Lumpenſammlerpaare ſeiner Verwandtſchaft, das ihm dann und wann, wenn er ihnen allzu unbequem war, eine Tracht Prügel beimaß. Für die Bettelvögte hatte er einen ſechsten Sinn. Er witterte ſie auf eine Viertelſtunde weit und — ging ihnen beſcheiden aus dem Wege.

„So zog er ungehemmt durch das liebe deutſche Reich, das damals noch, recht baufällig, wie ein altes Weib, dahinſchlockerte. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß ein ſolcher Spaziergang durch das Reich etwas Bedenkliches auf ſich habe.

„Nach manchen Abenteuern kam Kaspar Brett einmal eines Tages nach Roſtock. Da gab's denn viel zu ſehen, und die Seeſchiffe waren ihm fremde Vögel, die ihn aber mit ihren großen, mächtigen Segelflügeln gewaltig anzogen. Als er nun einmal ſo auf dem Hafendamm von Warnemünde kauerte, kam ihm der Wunſch in die Seele, auch einmal auf ſo einem Schiffe in's Meer hinaus zu ſegeln.

„Wie er nun ſo daſaß und mit den ſonnenklaren Augen ſo verſtändig auf Hafen, Schiffe und Meer blickte, trat ein Mann zu ihm und ſagte: 'Was treibſt du hier, Junge?'

„Darnach, was er treibe, hatte ihn eigentlich noch kein Menſch gefragt.

„Er ſah ſich daher den Mann etwas groß an und

mochte denken, was geht's den an? Er antwortete aber keck: 'Das seht Ihr ja. Ich besehe mir die Schiffe!'

„War's die kecke, feste Antwort des Buben oder war es sein hübsches Gesicht, seine kernhafte Gestalt und frische Gesundheit oder Gott weiß, was, der Junge gefiel dem Manne. Es war ein Schiffskapitän aus dem sogenannten Mecklenburgischen „Fischlande", der eben einen Schiffsjungen brauchte.

„'Wo bist Du denn her?' fragte der Mann weiter, da der Junge eine deutsche Mundart sprach, die der Mann nicht kannte.

„Hätte der Mann grob und barsch gefragt, ich glaube, mein kleiner Landsmann, Kaspar Brett, hätte ihm einen Trumpf gegeben, aber in der Stimme und in dem Ausdrucke des Mannes lag sehr viel Gutmüthigkeit.

„Kaspar sah ihn wieder fest an und sagte: 'Meine Heimath liegt am Rheine.'

„'Am Rheine?' fragte erstaunt der Mann. 'Bist Du toll, Junge?'

„Kaspar, der sich die Schiffe unverwandt ansah, blickte wieder dem Manne in's Angesicht und sagte: 'Ihr habt mich gefragt und ich hab' Euch ehrlich geantwortet, wie's ist. Wenn Ihr's nicht glauben wollt, so laßt's bleiben!'

„Das war grob, und ein Andrer wäre fortgegangen oder hätte ein Uebriges gethan und dem Buben Eine hinter's Ohr gegeben. Das that aber in beidem Betrachte der Mann nicht, sondern er blieb stehen bei dem Buben, der ihm mit jeder Minute besser gefiel.

„'Biſt Du Deinen Eltern denn durchgebrannt, Kind?' fragte er weiter.

„'Nein,' erwiederte Kaspar Brett, 'wenn ſie noch lebten, könntet Ihr hier das Fragen ſparen.'

„'Hat denn Niemand ſich Deiner angenommen, mein Sohn?' fragte wieder der Mann, und dießmal, als er „mein Sohn" ſagte, ſah ihm Kaspar Brett freundlicher in's Geſicht, denn ſo hatte ihn auch noch Keiner auf ſeiner Reiſe durch's Reich genannt.

„'Leider nein,' ſagte er und es wurde dem Knaben ganz eigen zu Muthe.

„'Du armes Kind!" ſprach bewegt der gutmüthige, fiſchländiſche Seemann. 'So biſt Du alſo eine von aller Welt verlaſſene Waiſe?'

„'So iſt es,' ſprach darauf noch bewegter der Knabe.

„Jetzt ſchwieg der Seemann eine Weile und ließ ſeine Gedanken ihre eigenen Wege gehen; dann ſagte er: 'Möchteſt Du auf ſo einem Schiffe mitfahren in die See hinaus?'

„Da ſprang blitzſchnell der Knabe auf und aus ſeinen Augen blitzte Feuer. 'Ja,' ſagte er, 'das möcht' ich ſchon — aber — wer wird mich mitnehmen wollen?' ſetzte er faſt wehmüthig hinzu.

„'Ich,' verſetzte der Mann, und Kaspar Brett maß ihn feſten Blickes von oben bis unten.

„'Ihr?' ſagte er. 'Dürft Ihr denn?'

„'Freilich darf ich,' entgegnete der Seemann. 'Ich bin der Kapitän des prächtigen Schiffes, das dort liegt und morgen abſegelt.'

„'Was iſt denn das, der Kapitän?' fragte Kaspar Brett.

„'Ei nun, der Oberſte auf dem Schiffe, der Allen zu befehlen hat,' ſagte der Seemann.

„Kaspar Brett maß ihn noch einmal und ſagte dann gedehnt: 'So! Aber wozu wollt Ihr mich denn haben?'

„'Du ſollſt Schiffsjunge werden, und wenn Du Dich gut hältſt, Matroſe, und dann iſt Dir, aber das kommt auf Dich allein an, der Weg gebahnt, einmal Steuermann, und ſelbſt Kapitän zu werden.'

„'So geh' ich mit Euch!' verſetzte der Knabe mit Feſtigkeit.

„Der Kapitän ſchilderte ihm aber nun kurz die Obliegenheiten und Beſchwerden eines Schiffsjungen; die Leiden und Beſchwerden der Seefahrt, aber das Alles konnte den Knaben nicht mehr irre machen. Er begleitete den Kapitän nach der Stadt, wo ihm dieſer noch in der Eile einen Anzug für die Seereiſe und Hemden und Stiefel, wie auch einen ſogenannten „Nordweſter" oder einen mit Wachstuch überzogenen Seemannshut kaufte und ihn dann noch an dieſem Abende mit auf das Schiff nahm.

„Kaspar Brett ertrug Seekrankheit, Wind und Wetter mit der Ausdauer eines ſogenannten „alten Seehundes," wie ſich die Matroſen nennen. Seine Gelenkigkeit, Gelehrigkeit, Ordnung, Dienſtfertigkeit und Freundlichkeit machten ihn bald zum Liebling der Schiffsmannſchaft, wie er der des Kapitäns bereits war. Er machte im erſten Jahre eine Reiſe nach Amerika, und dann eine nach Spanien mit, und blieb den Winter bei dem Kapitän, der keine Familie hatte, in Roſtock. Er liebte ihn wie ſein Kind. Während des Winters ließ ihn der wackere Mann

unterrichten, weil Kaspar auch rein nichts wußte. Sein Eifer und Fleiß und sein offener Kopf ließen ihn Riesenfortschritte machen. Was er während des Winters in Rostock gelernt, wurde im Sommer zur See praktisch angewendet und geübt. So ging es vier Jahre hindurch. Kaspar Brett war Matrose geworden, und dann Untersteuermann. Ueberall und jederzeit war er als ein tüchtiger Mensch erschienen, der trotz seiner großen Jugend, wie körperliche Kraft und Größe, so geistige Einsicht und unerschütterlichen Muth bewiesen hatte.

„Der Kapitän hing mit aller Liebe an ihm, die Schiffsmannschaft schätzte ihn hoch, und hatte einen ganz außerordentlichen Respekt vor seinem Wissen und seiner gewonnenen Kenntniß des Seewesens.

„Als darum im fünften Sommer seiner Seefahrten der Obersteuermann starb, wurde er unter dem Jubel der Mannschaft an dessen Stelle gesetzt.

„Das Glück schien auch auf allen Wegen den jungen Seemann zu begleiten. Das Schiff, welches einem Rostocker Rheder gehörte, hatte noch keinen erheblichen Unfall erlebt. Die Reisen hatten erklecklichen Vortheil gebracht. In Summa, der Schiffsrheder war eben so wohl mit Kaspar Brett zufrieden, als der Kapitän.

„Seine Stellung war jetzt schon eine sehr vortheilhafte, und seine Einnahme eine tüchtige; aber er nahm nur das Nothwendigste von dem Schiffsherrn und ließ das Uebrige auf übliche Zinsen stehen, was der Schiffsherr um so lieber that, als er so den jungen Mann, der ein ausgezeichneter Kapitän zu werden verhieß, an seinen Dienst festband.

„'Um aber nicht zu breit in meiner Erzählung zu werden,' ſagte mein Reiſegefährte, 'will ich's kurz zuſammenfaſſen. Kaspar Brett erwarb ſich immer größere Brauchbarkeit und Vertrauen, der Kapitän wurde alt und zog ſich zurück, um ſeine Tage in Ruhe zu verleben, und mit achtundzwanzig Jahren war Kaspar Brett Kapitän des Handelsſchiffes „Edda von Roſtock."'

„'Sie wiſſen,' fuhr mein Reiſegefährte fort, 'die Weiſe der Seeleute hat immer etwas Beſonderes, Feſtes, Abgeſchloſſenes. Sie ſind meiſt ernſt, gehalten, ſchweigſam und kalt. Auch Kaspar Brett hatte dieſe Eigenthümlichkeit angenommen, aber unter der rauhen Schale ſchlug ein treues, warmes Herz.' Die drei bis vier Monate der Winterruhe verlebte er allemal bei ſeinem väterlichen Freunde, dem Kapitän in Roſtock, und im Frühlinge ging's dann wieder in die See. Der Kapitän war ein Greis geworden, und die vielen Strapazen ſeines früheren Lebens machten ſich jetzt alle geltend, und die Beſchwerden des Alters, welche in ſehr geſteigertem Grade eintraten, legten ihm den Gedanken an das Ende ſehr nahe. Er hatte nur Einen Wunſch, den nämlich, in Kaspar Bretts Armen zu ſterben; allein der Wunſch ſollte ihm nicht erfüllt werden. Er erkrankte plötzlich, und wie es bei ſolchen Perſonen iſt, welche nie in ihrem Leben krank waren, es ging ſchnell zu Ende. Der Kapitän war ein überlegender Mann. Ehe er ſtarb, ließ er einen Gerichtsbeamten kommen und machte ſein Teſtament; verſiegelte und hinterlegte es bei dem Gerichte, um es zu eröffnen, wenn der Schiffskapitän Kaspar Brett wieder nach Roſtock zurückgekehrt ſeyn würde.'

„Darauf ſtarb er ſchnell und leicht.

„Kaspar Brett ahnete es nicht, welch ein harter Schlag ihn in Roſtock getroffen habe; als er mit einem heftigen Sturme in der Tafelbai kämpfen mußte. Dennoch aber entging er dem Verderben und kam im Herbſte glücklich in Roſtock an. Kaum hatte er den Fuß auf das Land geſetzt, als er auch zu ſeinem väterlichen Freunde eilen wollte; aber der Schiffsherr, der den Kapitän auch werth gehalten, ſagte betrübt: 'Eilet nicht ſo ſehr, Herr Kapitän; den Ihr ſuchet, findet Ihr nicht mehr. Er iſt endlich in den letzten Hafen der Ruhe eingelaufen.'

„Kaspar Bretts Angeſicht, wie wetterhart es auch zur See geworden war, erbleichte vor Schrecken.

„'Todt, ſagt Ihr?' fragte er.

„'Ja, ſeit vier Monaten;' war des Schiffsrheders Antwort.

„Kaspar Brett ſtand eine Weile ganz ſtarr da, als ob kein Leben in ihm wäre; aber die Thränen, welche über ſeine wetterdurchfurchten Wangen liefen, gaben Zeugniß dafür, wie tief ihn die Nachricht erſchüttert hatte.

„Kaum war es bekannt, daß Kapitän Brett wieder eingelaufen ſey, als er vor Gericht citirt wurde, um auf des Erblaſſers Wunſch der Entſiegelung und Eröffnung des Teſtaments des verſtorbenen Kapitäns beizuwohnen. Wie erſtaunte aber Brett, als es ſich herausſtellte, daß er der alleinige Voll-Erbe des verſtorbenen Kapitäns ſey, der ihn geliebt hatte wie ſein eignes Kind. Mit Einemmale war er nun zu einem ſteinreichen Manne geworden, denn das Vermögen des Verſtorbenen war ſehr groß und er

ſelbſt hatte ſich nun auch ſchon ein ſchönes Vermögen erworben.

„Da waren denn Leute genug, die ihm riethen, die See zu verlaſſen. Er aber ſagte: 'Redet dem Delphin zu, er ſolle auf's Trockene gehen! So wenig Euch das gelingt, ſo wenig kann ich das Meer verlaſſen. Schon die drei Monate Winterruhe bringen mich auf dem Lande ſchier zur Verzweiflung!'

„Darüber wunderten ſich Manche; Andere lachten darüber, aber der Schiffsherr war ſeelenvergnügt darüber und Brett ging wieder in See und allemal wieder, bis er ſiebzig Jahre alt war, und nicht mehr konnte.

„Aber merkwürdig war's, in Roſtock wollte er nicht bleiben. Es kam ihn eine Sehnſucht nach der Heimath, ein Heimweh an, nach ſeiner Vaterſtadt. Sein Vermögen ſicherte er, und zog dann vor ſieben Jahren in meine liebenswürdige Vaterſtadt. Anfangs wollte ihn Niemand mehr kennen; als man aber erfuhr, wie es um die Kaſſe des „alten Brett" ſtehe, da erinnerte ſich Jeder des Knaben. Dieſer hatte ihm einmal ſatt zu eſſen, Jener ihm ein abgelegtes Wamms gegeben. Ein Dritter hatte immer geſagt, daß in dem armen Buben etwas Tüchtiges ſtecke, und ein Vierter hatte ihn eben zu ſich nehmen und erziehen wollen, als er ſich fortgemacht hatte. Alle Welt drängte ſich heran an den alten Mann und Viele ſtellten prächtige Stammbäume auf, um mit Glanz nachzuweiſen, ſie ſeyen auch Bretts Verwandte und Jeder hoffte von den fetten Braten der Erbſchaft einen Brocken zu erhaſchen.

„Was meinen Sie, was es gab? — Valentin Bucke-

lorum, wie ihn die bösen Mäuler meiner guten Vaterstadt nannten, wieß sie Alle ab; sagte ihnen kurz und gut, sein Herr lasse für all die Aufmerksamkeit danken. Er liebe einmal die Gesellschaft nicht, sie möge heißen, wie sie wolle. Und als die, die Stammbäume in der Tasche hatten, sich als nahe Verwandte ausweisen wollten, meinte Valentin: Sein Herr bedaure, daß sie das nicht geltend gemacht, als er noch hier gewesen sey; damals sey ihm die liebe Verwandtschaft nothwendiger gewesen als heute.

„Da hätten Sie einmal hören sollen, wie die Zungen droschen und draufhämmerten! An dem ganzen Kapitän Kaspar Brett blieb kein Fleckchen gut, so groß, wie ein Stecknadelkopf! — Als er vollends den Bettelbuben nichts gab, da war's rein aus. Niemand wurde aber mehr beneidet, als der Pfarrer der Stadt, der allein mit ihm umging, mit ihm ausfuhr und den allein der alte Mann besuchte. Er war fast so alt, als Brett selber. Niemanden fiel es auf, daß dieser Pfarrer, der ohnehin ein rechter Armenvater ist, jetzt noch reichlichere Spenden in die Wohnungen armer Kranker trug; noch mehr als früher arme, sogenannte hausarme Familien unterstützte. Niemand war so klug, dabei an den alten Brett zu denken, der nun einmal die Suppe versalzt hatte, weil er mit Niemanden von dem Volke, das sich an ihn drängte, etwas zu thun haben wollte.

„Der alte Brett war nun ungefähr ein Jahr in der Stadt, als er vor dem Kreuzthore ein weites Feld, das wüst lag, an sich kaufte.

„'Aha,' sagten sie, 'nun baut er sich ein Schloß!'

„Das that er auch. Aber dieß Schloß war doch ganz abſonderlich eingerichtet. Das bildete eigentlich vier großmächtige Gebäude, die einen gemeinſamen Hof von weiter Ausdehnung umſchloſſen. In Mitten dieſes Hofes — die waſſerreiche Gegend machte es ihm leicht — ließ er einen prächtigen Springbrunnen errichten und jedes der vier Gebäude hatte vor ſich einen großen Garten, der aber eigentlich nicht abgeſondert war, ſondern um das Ganze der vier ſchloßähnlichen Gebäude herumlief, und von einer großen Mauer umſchloſſen wurde.

„'Seht Ihr's', ſagten meine lieben Landsleute, 'der alte Brett hat wirklich ein Brett vor dem Hirne. Er iſt nicht bloß ein Menſchenfeind, ein herzloſer Menſch, ein Geizhals — er iſt ein Narr von Grund aus. Wann iſt es einem vernünftigen Menſchen eingefallen, ſich ein ſo verrücktes Schloß zu bauen, wie der es baut? Kein Menſch weiß, was er damit will! Und nicht einmal ein Treibhaus iſt dabei!'

„Den Plan hatte der alte Brett ſelber gemacht. Den Bau leitete er ſelber. Die Arbeiter und Meiſter bezahlte er tüchtig. Wer nur arbeiten wollte, wurde angenommen, angeſtellt und angewieſen. Man ſah den ſtattlichen alten Herrn den ganzen Tag in ſeinem weiten Schlafrocke, ſeine Pfeife rauchend da herum gehen und Valentin ſeine Befehle geben, der dann, wie ein Irrwiſch, hier und dorthin flog, obgleich ſeine Beine auch alt genug waren.

„Daß am Ende die Leute doch auf den Gedanken kamen, der alte Brett wolle etwas Anderes mit dem ſeltſamen Baue, als ein Schloß, konnte nicht fehlen, denn es fiel Jedem in die Augen. Nun ſagten ſie, es gäbe eine

Fabrik und jetzt hatte das Judiziren wieder ein sehr weites Feld. Was er fabriciren wolle und ob es der Stadt Vor- oder Nachtheil bringen werde, das Alles gab reichen Stoff.

„Den Pfarrer Albrecht, der Bretts Helfer und Freund war, bestürmten sie mit Fragen; aber der alte Mann sagte einfach und kurz, der Herr Kapitän sey ein gar verschwiegener Mann, er wisse selber kaum, was er beabsichtige, und, was er wisse, dürfe er nicht sagen, weil er sein Wort verpfändet habe.

„Die Anlage des ganzen Baues war so gro[illegible]tig, daß er täglich mehr die Augen auf sich zog, selbst von Außen her. Er mußte ungeheures Geld kosten, denn nichts wurde von dem alten Brett gespart, den Bau fest, dauer[illegible] und zweckmäßig zu machen. Endlich waren die Gebäude fertig.

„Da fuhr eines Tags der alte Brett vor dem Rathhause vor, wo der hochedle Rath versammelt war, und trat unerwartet in den Sitzungssaal, begleitet von dem Pfarrer Albrecht.

„Wenn Sie sich eine riesig große, muskelkräftige Gestalt denken, schneeweißes Haar und ernste, strenge Gesichtszüge, so haben Sie etwa ein Bild von dem alten Herrn. Die Krautköpfe des wohlweisen Rathes flogen von ihren Sitzen auf und beugten sich tief vor der ehrfurchtgebietenden Gestalt des alten, strengen Mannes.

Der Bürgermeister, der am meisten über ihn räsonnirt hatte, war freundlich, wie ein Ohrwürmchen, und offerirte ihm seinen Ehrensessel, wovon Brett ohne Weiteres Besitz nahm.

„'Meine Herren!' nahm er hier das Wort, 'ich habe Ihnen Einiges mitzutheilen. Da ich aber die langen Brühen nicht liebe, so will ich's kurz machen. Passen Sie auf! Sie wissen, ich bin hier geboren und wäre hier verhungert,

weil meine saubere Vaterstadt und ihr wohledler Rath für die Armen, Waisen und Nothleidenden zu sorgen nicht Lust trug. So bin ich in die Welt gegangen und Gott hat mich reich gesegnet. In dieser meiner Vaterstadt ist's in der langen Zeit um kein Haar besser geworden. Sie sind reiche Leute, und thun nichts für die Armen; Väter der Stadt lassen Sie sich nennen, und die Bettler treiben sich schamlos herum; für Wittwen und Waisen wird nicht gesorgt, und nicht einmal Armenschulen haben Sie. Und die Stadt hat Mittel genug. Wo nun die Stadt und ihr Rath nichts thun will, da hab' ich selbst Hand angelegt. Sie wissen, ich habe die vier Häuser gebaut und werde sie demnächst einrichten lassen, so weit sie es noch nicht hinlänglich sind. — Das erste, zunächst dem Thore, ist für ein Bürgerhospital bestimmt, damit arme und kranke Bürger, aber auch hier etwa erkrankende Fremde Pflege und Heilung finden. Eine Apotheke muß darin seyn, und ein eigener

Arzt. Für Alles iſt geſorgt und wird geſorgt, und für die Unterhaltung und Erhaltung iſt ein Kapital ausgeſetzt. Ich lege die Urkunde, wodurch ich es der Stadt ſchenke, mit den nöthigen Bedingungen hier nieder, und bemerke nur noch, daß die Regierung die Urkunde bereits beſtätigt hat, und Sie zur Erfüllung der geſtellten Bedingungen werden angehalten werden.

„Das zweite Gebäude iſt von mir zu einem Waiſenhauſe beſtimmt. Auch ihm habe ich die Einrichtung gegeben, die ich auf meinen Reiſen, wo ich mich um ſolche Anſtalten ſtets beſonders bekümmert habe, als die beſte erkannt habe. Auch dieſes wird eingerichtet werden, und habe ich für den Hausvater und die nöthigen Leute die Erhaltung zu beſtreiten, ebenſo Nahrung und Pflege in geſunden und kranken Tagen, das nöthige Kapital angewieſen.

„Das dritte iſt ein Zufluchtshaus für Alte, Verunglückte und Hülfloſe, namentlich für die Krüppel und Lahmen, die in unſerer Stadt an den Straßenecken und Kirchenthüren betteln. Sie ſollen da verpflegt werden bis an ihr ſelig Ende. Daß ihnen nichts abgeht, habe ich hinlänglich bedacht und vorgeſehen. Auch den Arzt des Krankenhauſes verpflichtet, alle Kranken der Anſtalten überhaupt die leibliche Pflege zu überwachen, wie die Geiſtlichen der Stadt hinlänglich entſchädigt ſind für die Sorge Derer, die in der Anſtalt ſind. Auch hier iſt für die nöthige Erhaltung geſorgt durch Gründungskapitalien. Alles liegt in dieſer Urkunde.

„Das vierte Gebäude iſt von mir zu einer Arbeitsanſtalt für ſolche beſtimmt, die betteln, ſie mögen Kinder oder Erwachſene ſeyn; ebenfalls zu einer Beſſerungsanſtalt für Säufer, Tagediebe und ſolche, die nicht thun, was

ihres Berufes ist. Meine Herren, Sie sehen, das ist ein weites Feld und wäre auch Platz und Raum für Leute Ihrer Art darin, die nicht thun, wozu sie von Gottes und Rechtswegen verpflichtet sind. Ueber die Verwendung dieses Hauses ist ein eigenes Statut entworfen, und von der Regierung genehmigt. Auch hier ist für Alles gesorgt.

„'Nun lege ich diese Urkunden alle, als Schenkungen an die Stadt, hier nieder; aber ich habe mir die Oberaufsicht vorbehalten, so lange ich lebe. Wenn ich sterbe, so treten mit Ihnen die Geistlichkeit und die Lehrer der Stadt an meine Stelle, und zwar Alle gleich berechtigt.

„'Noch Eins. Das Arbeitshaus ist fix und fertig. Einen Aufseher habe ich verschrieben. Er ist da. Ich fordre von Ihnen, Kraft der Vollmacht, welche ich von der Regierung erhalten habe, daß am morgenden Tage Polizei und Flurschützen aufgeboten, und alle Bettler ohne Ausnahme an mich abgeliefert werden. Hier ist das Verzeichniß, das ich selbst aufgestellt habe; ferner lege ich Ihnen hier ein Verzeichniß der Vagabunden und Säufer hiesiger Stadt vor. Ich erwarte sie alle Morgen früh, und hüten Sie sich wohl, auch nur ein Jota von dem unausgeführt zu lassen, was ich bestimmt habe!' —

„Der Bürgermeister und der wohlweise Rath saß starr und stumm da. So etwas wäre ihnen Allen im Traume nicht eingefallen. Als Brett geendet hatte, stand der Bürgermeister auf, räusperte sich dreimal, und wollte eben einen Anlauf nehmen, um eine Dankrede zu halten; aber Brett fiel ihm in das Wort: 'Geben Sie sich keine Mühe,' sagte er. 'Dank will ich nicht; nur Pflichterfüllung fordre

ich. Ich weiß, wie man mich hier durch die Hechel gezogen hat, weil ich keinem Bettler gebe. Ich weiß aus eigner Erfahrung, daß das Betteln Leib und Seele verdirbt. Ich bin ein Bettelbube gewesen, aber bei Weitem nicht der Schlimmsten Einer. Ich weiß genau, wohin er führt, der schamlose Bettel. Des Herrn Gnade hat mich gerettet, darum will ich helfen, wo ich kann. Das Betteln verbieten, ohne gründlich für die Armen und Verdorbenen zu sorgen, ist eine Unmenschlichkeit. Sie wollen leben. Dürfen sie nicht betteln, woran sie gewöhnt sind, so werden sie Diebe. Verbieten Sie nun hier das Betteln, so ist's in der Ordnung, und ist für Alles gesorgt. Herr Pfarrer Albrecht wird mir einstweilen helfend zur Seite stehen. Thun Sie Ihre Pflicht, meine Herrn, und damit Gott befohlen!' Er ging.

„Kurz war das und bündig, höflich aber nicht. Nun, der wohlweise Rath hatte so eigentlich und bei'm Lichte betrachtet, ein Besseres auch nicht verdient, und des Seemanns Weise war's eben so. Das Wortgeklingel und die Säcke voll Redensarten, hinter denen in der Regel nichts ist, liebte er einmal nicht.

„Pfarrer Albrecht blieb zurück, um nun dem Rathe Alles zurecht und aus einander zu legen.

„Wie erstaunten da die Herren über die wahrhaft königliche Wohlthätigkeit des wackern Mannes; über die durchdachte Vortrefflichkeit seiner Plane und Einrichtungen. Was er verlangte, geschah. Jeder Bettler, der sich am andern Morgen blicken ließ, wurde gefaßt und in das Arbeitshaus geschickt. Hier mußten sie in ein Bad gehen,

ſich reinigen und ſäuberen; dann empfingen ſie eine paſſende Kleidung und nun ging's an's Arbeiten. Da war eine Schneiderei, bei der ein Meiſter angeſtellt war; eine Schuſterei, eine Schreinerwerkſtätte, eine Drechslerbank, Schmiede und Schloſſerei. Alsbald hatten die Buben einen Meiſter, die Mädchen wurden auf einer andern Seite des Gebäudes beſchäftigt, wo die Küche für die geſammte Anſtalt war, und zu thun genug.

„Da gab's große Augen; Thränen, Widerſpenſtigkeit, beſonders bei den Alten und Erwachſenen; aber das half nichts. An ein Herauskommen war gar nicht zu denken. Sehr bald konnte man die Beſſeren ausſcheiden, und in's Waiſenhaus bringen oder in das Zufluchtshaus für Alte und Arme. Die Kinder hatten ihre Stunden, wo ſie im Waiſenhauſe Unterricht empfingen, und dann bei den Meiſtern zur Arbeit gingen.

„Das war ein wahrer Aufruhr in unſrer guten Stadt. Man ſchimpfte über Gewaltherrſchaft, über Tyrannei, man fluchte über den alten Brett; aber die Bettler waren verſchwunden, und die Leute athmeten frei auf.

„Als die armen Alten in das Zufluchtshaus einzogen, war ſchon des Schimpfens und Fluchens Ende da. Man hörte von allen Seiten, wie menſchenfreundlich und edel der reiche Mann gehandelt hatte.

„Als die Waiſen aufgenommen und gepflegt, und es bekannt wurde, daß die Schule eine Freiſchule für Arme ſey; als endlich die Kranken im Hospitale eine liebevolle Pflege fanden, da ſchlug der Wind um. Aus Fluch wurde Segen. Wo ſich Brett ſehen ließ, da wurden ihm die

Hände gedrückt, da flogen aus wahrer Ehrfurcht die Mützen und Hüte ab. Aber der alte Mann blieb ſich gleich. Nur in ſeinen Anſtalten lebte er, und da zeigte ſich ſein mildes, liebreiches Herz. Ueberall war er ſelbſt. Ueberall half, rieth und ordnete er, und wurde in dieſem Walten ächter, reicher Liebe wieder wahrhaft jung. Sie können ſich wohl denken, daß das Arbeitshaus nach und nach leer wurde. Die wahrhaft Gebeſſerten wurden entlaſſen und von Seiten der Stadtverwaltung, die nun nicht zurückbleiben konnte und durfte, für ſie geſorgt. Aus den Bettelbuben wurden brave Leute, und tüchtige Geſellen; ſpäter wackere Meiſter und Bürger. Schon im fünften Jahre des Beſtehens konnte die eine Seite des Gebäudes zu einer Kleinkinderbewahranſtalt, wie ſie von Wilberſplim in England angeregt worden und ſpäter ihre Förderung von Kaiſerswerth am Rheine aus fand, eingerichtet werden.

„Der „alte Brett," dieſer große Wohlthäter der Armen und Hülfloſen, der ſelbſt aus einem Armen und Hülfloſen zu dem Retter und Helfer Vieler geworden war, ſtarb hochbetagt, beweint, beklagt von vielen Tauſenden, geſegnet von Allen; aber ſeine Anſtalten blühen und gedeihen, und wirken im Segen, und meine Vaterſtadt hat keine Bettler. Mögen Sie mir es nun verargen, wenn ich nach ſolchen Erfahrungen, nach dieſer Geſchichte, die Ihnen in meiner Vaterſtadt jedes Kind zu erzählen weiß, unerbittlich gegen Bettler bin, zornig gegen jede Stadt, die nicht Hülfe ſchafft?" — Ich dankte dem Manne für ſeine Geſchichte; aber ich bemerkte, daß doch nicht jede Stadt ihren „alten Brett" habe und haben könne.

„Sie haben darin wohl Recht," entgegnete er mir; „aber Sie vergeſſen, daß jede Stadt, jedes Dorf die Mittel hat, dem unſeligen Thürenbetteln zu ſteuern. Wenn jeder Hausvater das, was er an die Bettler an ſeiner Thüre abgibt, berechnet, und dieſelbe Summe in eine wohlgeordnete Armenkaſſe legt, und der Ertrag dieſer Armenkaſſe wöchentlich an die wirklich Nothleidenden vertheilt wird in Brod und andern Lebensmitteln; wenn Denen, die arbeiten können im Winter, angemeſſener Verdienſt gegeben wird, je nach Kräften und Fähigkeiten, und nun kein Müſſiggang und kein Betteln geduldet wird, ſo kann überall geholfen werden. Nur muß der gute Sinn, das warme Herz da ſeyn, das erkennt, wo und wie die rechte Hülfe geleiſtet werden kann. O, das Sprüchwort ſagt ſo wahr: Müſſiggang, aller Laſter Anfang und des Teufels Ruhebank; aber ein andres ſagt auch ebenſo wahr: Junge Bettler, alte Diebe.

„Wie viel Gutes könnte geſchehen, wie viel Böſes verhindert, wie viel Seelen gerettet, wie viel Segen für die Menſchheit gewonnen werden, wenn man dem Bettel zuvorkäme durch zweckmäßige Hülfe oder ihm ſteuerte! Was der „alte Brett" im Großen that, kann überall im Kleinen ausgeführt werden. Und jeder Stadt wünſcht' ich von ganzer Seele einen 'alten Brett.'"

So ſprach der Mann und ſeine Worte ſind mir in der Seele geblieben. Was er wünſchend zuletzt ausſprach, begleitete ich mit einem Blicke nach Oben und dachte dabei an ſo viele Reiche, die ebenſo handeln könnten; aber ich dachte auch an viele Arme, die gewiſſenlos ihre Kinder zum Betteln anhalten, während ſie, wenn ſie ſich etwas

verſagen gelernt hätten, und nicht in guten Tagen, das heißt, wenn ſie etwas haben, es in Saus und Braus durchbrächten, es vernaſchten an Leckerbiſſen und Branntwein, recht gut auskommen könnten. So gehen ihre Kinder den breiten Weg, der zum Verderben führt. Scham und Zucht geht dahin. Die Mädchen fallen in Schande und Verderben; die Knaben werden Diebe, Hanslüderliche, Säufer, Auswürfe der Menſchheit, wenn nicht die Gnade Gottes an ihnen ein Wunder thut, wie am „alten Brett" oder die Schmach das Betteln ihnen ſelber zum Abſcheu werden läßt.

Ich dachte endlich daran, wie ſo oft der Menſch in der Welt falſch beurtheilt wird. Wie über manchen Reichen ein herbes Urtheil ſelbſt von den Armen gefällt wird, der doch im Stillen ſein Gutes reichlich thut, während er dem Betteln mit aller Strenge und aus guten Gründen entgegentritt. Wie maßlos und unverſchämt ſind oft die Anforderungen, und, wenn ſie nicht befriedigt werden können, und das iſt doch kaum möglich, wie lieblos und herzlos ſind die Urtheile, und wie ſchnell ſind die Armen oft mit dem Fluche bei der Hand, wo ſie auch die kleine Gabe ſegnen, und dafür dankbar ſeyn ſollten!

Solchen Gedanken hing ich nach, und ſprach ſie gegen den Reiſegefährten aus, den ich recht herzlich um Vergebung bat, daß ich ihn über das Wegjagen der Bettelbuben getadelt, als der Poſtwagen ſtille hielt.

Wir waren an Ort und Stelle und trennten uns mit herzlichem Händedrucke und den beſten Wünſchen.

IV.

Der Stelzfuß.

Eine Geſchichte.

Blickt man heutzutage auf die große Zahl Nothleidender hin, und hört die Klagen, die oft so stürmisch ausgestoßen werden, so drängt sich Einem die Frage auf: Hat es denn in früheren Zeiten nicht so viele Arme gegeben? War die Noth gar nicht da?

Mir gedenkt's schon ziemlich lange. Ueber ein halbes Jahrhundert blicke ich zurück, und wenn ich mich entsinne, wenn ich meiner nächsten Umgebung gedenke, so ist es heute, wie damals. Es war das Wort des Herrn damals, wie heute, wahr: Arme habt Ihr immer bei Euch! — Aber ich finde, wenn ich so nachdenke, die Armen früherer Zeit machten weniger Lärm, waren bescheidener, demüthiger, zufriedener. Wie der Strom der Genußsucht breiter und tiefer geworden ist; wie die Unzufriedenheit im Allgemeinen mit den größeren Ansprüchen und Anforderungen an das Leben größer wuchs, so ist die Armuth mit fortgerissen worden. Man findet so selten stilles Dulden, genügsames Ertragen, Zufriedenheit mit Wenigem; gutes Haus- und Zurathehalten, daß es Einem im Herzen wehe thut.

Ich bin gewiß nicht geneigt, meine nothleidenden Brüder zu beſchuldigen ohne Grund; aber ich möchte die Ehrlichen, Wahrhaftigen unter ihnen zum Zeugniß aufrufen, ob es nicht an dem, ob es nicht gegründet iſt, daß eben darum die Noth größer iſt, weil man nicht mehr ſo viel ſittliche und fromme Kraft hat, ſtille zu dulden? — Wie der Mangel an Gottesfurcht überhaupt alles Elends und Verderbens letzter und tiefſter Grund iſt in dieſer traurigen Zeit, ſo iſt er auch die Urſache ſo vieler lauter, ſchreiender Klagen und Unzufriedenheit, Mißmuths, Drängens, ja der Erbitterung gegen die Reicheren.

Mir ſteht, wenn ich ſolchen Gedanken nachhänge, immer ein Bild vor der Seele, bei dem ich gerne verweile. Ich ſehe da im Geiſte einen Mann, der längſt zum Frieden eingegangen iſt, der es aber verdient, daß er einmal in ſeiner Eigenthümlichkeit dargeſtellt werde.

Es ſind wohl vierzig Jahre her. Ich war damals noch ein Knabe, und ein friſcher, fröhlicher Knabe, der aber die beſondre Neigung hatte, mit alten Leuten am liebſten umzugehen, eine Neigung, der ich ſehr viel zu verdanken habe.

So hatte ich meine drei Hauptſpeziale, bei denen ich jede freie Stunde zubrachte. Der Eine war ein alter, in Ruhe verſetzter Lehrer. Er zählte damals ſchier neunzig Jahre und wohnte hinter meinem elterlichen Hauſe. Des alten Mannes größte Freude war, Mühle zu ſpielen, und er hatte darin eine Kunſt und Gewandtheit, wie ich ſie nicht beſaß. Aber ich hatte meine Freude dran, dem

alten, braven Manne eine Freude damit zu machen, daß ich mit ihm ſpielte.

Der Zweite war ein alter Schneider, ein wohlſtehender Bürgersmann, der aber im Außenthalte ſaß, und, weil ſeine Augen ſchwach geworden waren, der Nadel, die er lange und mit gutem Erfolg geführt hatte, entſagen mußte. Was mich zu ihm hinzog, war die prächtige Art, wie er in Scherz und Ernſt die Erlebniſſe ſeiner vielfachen Reiſen als Handwerksburſche zu erzählen verſtand. Ob ich gleich die Geſchichten faſt alle kannte, ſo wurde ich doch nicht müde, ſie wieder zu hören, und es war ein Zeichen ſeiner Wahrhaftigkeit, daß er ſie allemal ganz mit denſelben Worten wiedererzählte. Außerdem wußte er aber auch Mährlein, Geſpenſtergeſchichten, Sagen von Kobolden und Niren, von ſchwarzen Höllenhunden, deren Athem feurig glühte, und die verborgne Schätze bewachten; von Heren und dergleichen ſchauerlichem Gezüchte. Zulezt wußte er jede Stelle der lieben Vaterſtadt, wo es nicht „juſt" war, oder wo ein ſchwarzer Mann, der den Kopf unter dem Arme trug, eine dreibeinige Katze oder irgend ein fabelhaftes Ungethüm „ging." Solche Geſchichten, ſo unwahr ſie ſind, hört aber die Jugend gern. Da gab's haarſträubende Geſchichten. Die Gänſehäute und das gläubige Schauern und Fröſteln nahm gar kein Ende. Man mag es ſich denken, daß ich da oft wie gebannt ſaß und zuhorchte dem unermüdlichen, vortrefflichen Erzähler.

Wie dieſer die Friedensgeſchichten auftiſchte, ſo hatte ich aber auch einen Spezial, der die grauſenhafteſten Kriegs-

geſchichten mit nicht geringerer Meiſterſchaft zu erzählen verſtand, und der war unſtreitig für mich der Wichtigſte Kam er in's rechte Feuer, ſo pfiff er die Märſche der Regimenter, wie ſie in's Feuer rückten, beſonders den alten Deſſauer, in deſſen Regiment er geſtanden; er trommelte, wenn die Infanterie vorrückte; machte das knackernde Kleingewehrfeuer täuſchend nach und das: Biff, Baff, Bumm der Kanonen, wenn dieſe ihre mörderiſche Arbeit begannen. Ich war allemal mit Leib und Seele dabei, wenn's recht losging und vergaß mehr als einmal Schule und Kirche über dieſen Geſchichten, die ich mir noch heute vorſtellen kann, und dann den ſchönen Greis mit ſeinem Stelzfuße vor mir ſehe, als leibte und lebte er noch, und ich könnt' ihn wahrhaftig malen, wenn's eben nöthig wäre. Er hieß nur ſchlechthin in der Stadt und im Lande: der Stelzfuß. Sein Name war Conrad Faßbender.

Alle Kriege des alten Fritz hatte er mitgemacht und in einer der letzten Schlachten ſein linkes Bein verloren, daher er mit einem hölzernen Stelzfuße beſchwerlich gehen mußte, und bei ſchlimmer Witterung viel auszuſtehen hatte. Er nannte daher ſein abgeſchoſſenes Bein ſeinen lebendigen Kalender, und meinte, er könne beſſer das Wetter vorausſagen, als alle Kalendermacher, und er treffe es allemal ſicher, dahingegen dieſe im Nebel herumführen. Nie habe ich größere Armuth kennen gelernt, als bei dem Stelzfuß, und doch war wohl ſelten ein Menſch zufriedener, als er. Wenn er ein paar Kartoffeln hatte und ein Bißchen Salz, ſo war er ſo zufrieden, wie kaum der Reichſte in ſeinem

Ueberfluß. Man hätte glauben ſollen, er wäre, wie in der Regel die alten Soldaten, ein Branntweintrinker geweſen, aber das war er nicht im Mindeſten. Morgens traf ich ihn nicht ſelten, daß er eine harte Brodkruſte kaute und kaltes Waſſer dazu trank. Und der Mann war doch ſeine ſechzig Jahre alt, vielleicht noch älter. Sein Bettchen beſtand aus Haferſpreu. Damit waren ſeine Züge gefüllt, und auch ſein ſchneeweißes Haupt ruhte auf einem Pülven von gleicher Füllung. Dagegen war ſein grobes Linnentuch darüber weiß, wie Schnee, und er wuſch es ſich ſelber. In ſeinem Stübchen ſtand ein tannenes Tiſchchen, ein ebenſolcher Stuhl und dann war das Mobiliar zu Ende; allein Tiſchchen und Schemel waren ſchneeweiß geſcheuert. In der Schublade des Tiſchchens lagen ſeine nöthigen Geräthe, namentlich ſeine Scheere, ſein Raſiermeſſer, ſein Fingerhut und ſein Zwirn. Seine Hemden, und deren hatte er dreie, die vielfach geflickt waren, wuſch er ſich ſelbſt und nie ſah ihn ein Menſch mit einem unreinen Hemde. Nie habe ich ein Loch in ſeinen Kleidern geſehen und doch war ſein langſchößiges Wamms ſo geflickt und mit Placken der verſchiedenſten Farben bedeckt, daß auch das ſchärfſte Auge außer Stande geweſen wäre, die uranfängliche Grundfarbe deſſelben zu beſtimmen; denn ſo viel Flächenraum war nicht ohne einen oder mehre Placken. Alle waren ſie mit ordentlichen Stichen feſtgenäht, und die Metallknöpfe daran glänzten, wie ſie einſt mochten geglänzt haben, wenn der Deſſauer oder der alte Fritz ſelbſt (bei deſſen Namen griff der Stelzfuß allemal ehrfurchtsvoll an die Mütze oder an den Kopf, wenn

er keine aufhatte) einmal das Regiment zur Parade aufmarſchiren ließ.

Seine Hoſen machten ihm weniger Arbeit, denn es waren noch alte, ehrliche Hirſchlederhoſen, die er von einem Bauersmanne gekauft hatte, nachdem vielleicht ſchon ſechs Geſchlechter draus herausgeſtorben waren, die ſie ein Menſchenleben hindurch getragen. Am rechten Beine trug er einen Ueſinger, von Wolle gewobenen, Gamaſchen mit Beinknöpfen, und da er ein Paar hatte, ſo waren eine Woche die Knöpfe inwendig, die andre auswendig des Beines, weil er den linken Gamaſchen nicht wollte unbenützt laſſen, und ihn doch, des Stelzfußes wegen, nicht tragen konnte. Das Stübchen bewohneten mit ihm zwei alte Freunde, eine zahme Turteltaube, welche die Brodkrümmchen auflas, und eine alte, graue Katze. Es war ein ſeltſam Schauſpiel, daß bisweilen die Taube auf der Katze an dem kleinen Ofen ſaß. So ſehr auch dieſe beiden Thiergattungen natürlich entgegengeſetzt waren, ſo friedlich und einträchtig lebten ſie hier bei einander, und der Stelzfuß hatte ſie ſo gewöhnt.

Wenn der Stelzfuß oft wochenlang abweſend war, ſo fütterten ſeine Hausleute ſeine Thierchen auf's Sorgſamſte. Kam er heim, ſo hatte er ein Säcklein voll Erbſen oder Linſen, auch wohl mit Kohl für ſein Täubchen mitgebracht. Dann flog es ihm ruckſend auf die Schulter und küßte ihn mit dem Schnäbelchen, und dann erfreute er es auch ſogleich mit dem mitgebrachten Leckerbiſſen. Die Katze ſtrich um ſeine Beine und ſchnurrte vor Freude

und der alte Mann war glückſelig in der Liebe ſeiner beiden treuen Lieblinge.

Die einzige Unterſtützung, welche der brave Stelzfuß empfing, war die Hausmiethe aus dem Almoſen der Kirche und ſein Brennholz; denn jeder Bürger erhielt aus dem Stadtwalde ein halbes Klafter Scheitholz und ein Hundert Wellen. Damit reichte er vollkommen aus; ſägte und ſpaltete es ſich ſelbſt und ſetzte es ſich ſorgfältig vor ſeinem Stübchen auf.

Nie bettelte er. Nie bat er, ſelbſt ſeine Bekannten nicht, um eine Gabe. Nie klagte er, wenn er auch manchmal etwa darben mußte. Seine Hausleute, bei denen er ſchon, ſeit er in die Stadt zurückgekehrt war, wohnte, waren ſelber ſehr dürftige Leute, aber ſie lauſchten es ihm ordent-

lich ab, wenn er darbte und theilten mit ihm oder ich las es ihm auf dem Geſichte, das dann einen gar wehmüthigen Ausdruck annahm. Dann eilte ich zu meiner lieben Mutter und brachte dem Freunde mehr, als er, der Genügſame, für eine halbe Woche brauchte.

Sein Dank war allemal wahrhaft rührend.

Von was er denn eigentlich lebte? fragen vielleicht meine lieben Leſer.

Er hatte einen kleinen Kram, und von dem lebte er.

Dieſer Kram beſtand in Feuerſchwamm oder Zunder, Feuerſteinen, Feuerſtahlen, Schwefelhölzchen, die er ſelber machte, und wozu ich ihm manches Brettchen herbeitrug; Drahtnadeln mit Kettchen dran, zum Fegen der Dochte an den Oellichtern und Ampeln, und Dochtengarn. Alle dieſe Waaren trug er in einem viereckigen, niedrigen Tragkorbe, der für jeden Artikel ein Gefach hatte. Zur Frühlingszeit kamen noch, als gangbarer Handelsartikel, Klikker oder kleine Steinkugeln hinzu, mit denen wir Buben bis tief in den Sommer hinein zu ſpielen pflegten. Dieſen Korb trug er an ſeinem ehemaligen Säbelriemen vor ſich und wanderte damit von Markt zu Markt, Kirchweih zu Kirchweih, und Haus zu Haus.

Und ich darf ſagen, es war kein Haus, das ihm nicht etwas abkaufte. Kein Menſch, der ihn kannte, den ehrlichen, armen Invaliden, der ihm nicht etwas zu löſen gab. Da den leeren Korb jeder Kaufladen wieder füllte, und ihm gerne den nöthigen Vortheil gönnte, ſo ſetzte er ſehr ſchnell um, und gewann damit ſein kümmerlich Auskommen.

Wenn er in der guten Jahreszeit auf dem Lande herum hausirte, so kostete ihn freilich sein Essen, Trinken und Schlafen nichts. Jedermann kannte ihn, hatte ihn lieb und hielt ihn gerne an seinem Tische und über Nacht. Wußten wir Buben, daß der Stelzfuß Klikker hatte, so war es eine Gewissensache, unser Bedürfniß bei ihm, und nur bei ihm zu befriedigen.

Die schlimmste Zeit war der Winter für ihn. Dann durfte er es nicht wagen, auf den Handel auszugehen, weil Schnee und Eis die Wege bedeckten und er leicht hätte Schaden nehmen können. Da saß er denn in seinem Stübchen, machte Schwefelhölzchen, Drahtkettchen und Dochtputzer, und band seinen Zunder in kleine Bündelchen, je zu einem Kreuzer. Wir suchten ihm dazu die Tannenbrettchen und halfen ihm wohl auch die Schwefelhölzchen spalten und in Kreuzersbündel binden. Dafür ergötzte er uns durch seine Kriegsgeschichten, und wir hatten auch die Erlaubniß, uns Kartoffeln mitzubringen, die wir auf oder in seinem kleinen Ofen brieten, und die er mit uns verzehrte, und wohl oft seinen Hunger damit stillte. Das waren köstliche Mahlzeiten!

Nie habe ich aus seinem Munde, wie ich schon bemerkte, eine bitterliche Klage gehört, höchstens einen Seufzer; daran wußte ich aber auch allemal, wie es um ihn stand. Sonst war er stets heitern Gemüthes, dabei sehr gottesfürchtig. Seine Bibel, sein Gesang- und sein Gebetbuch waren seine Schätze, und seine Erbauung, wenn er wegen des Eises im Winter nicht in die Kirche gehen

konnte, die er ſonſt nie verſäumte, wo er auch auf dem Handel ſeyn mochte.

In den letzten Jahren ſeines Lebens konnte er nicht mehr ſeinem Handelserwerbe nachgehen, und er hätte bittern Mangel leiden müſſen, wenn nicht meine gute Mutter ihn, als täglichen Gaſt, von unſerm Tiſche verſorgt hätte, und zwar Morgens, Mittags und Abends. Da er ganz nahe bei uns wohnte, ſo wurde mir das Glück zu Theil, ihm in einem Handkorbe die Speiſen zu bringen. Das war mir die größte Freude; denn er war dann ſo froh und dankbar, und ſeine Segenswünſche nahm ich allemal mit zurück. Noch iſt mir der ſchmerzliche Augenblick erinnerlich, als ich eines Morgens den Kaffee brachte, und die alte Frau, bei der er wohnte, mir entgegentrat, weinend, und ſagte: „Wilhelmchen, nun brauchſt Du Deinem lieben Stelzfuß keinen Kaffee mehr zu bringen.“

„Warum?“ fragte ich erſchrocken.

„Ach, der liebe Gott hat ihn zu ſich genommen,“ ſagte die Frau.

Da entfiel vor Schrecken der Korb meiner Hand und Alles drin zerbrach. Ich fing laut an zu weinen.

„Komm,“ ſagte ſie, mich an der Hand faſſend, „ich will Dir ihn zeigen. Der liebe Gott hat ihm ein gar ſanftes, friedliches Stündlein beſchert, denn ſein Geſicht iſt ordentlich lächelnd, und ſeine Hände ſind gefaltet. Ich glaub', er iſt im Gebete geſtorben!“

So war es denn. O auf dieſen Zügen lag ein Frie-

den, wie ich ihn nie wieder auf einem Menschenantlitze im Tode gesehen habe.

In der ganzen Stadt herrschte eine wahre Trauer um den alten Stelzfuß. Sein Begräbniß war sehr feierlich. Es war fast kein Haus in der Stadt, das nicht bei dem Zuge ein Glied der Seinen gestellt hätte.

Niemand aber betrauerte ihn inniger und länger, als ich, und ich glaube, Niemand hatte ihn lieber gehabt. Sein Turteltäubchen erbte ich. Ich bat es mir von seinen braven Hausleuten aus. In meiner Stube hatte es seine Herberge, und wenn auch meine Mutter damit nicht recht zufrieden war, so schwieg sie doch, weil sie die Liebe ihres Kindes zu einem guten Menschen ehrte, die sich noch an dieß Thierchen festhielt, als an das Letzte, was ich von ihm hatte.

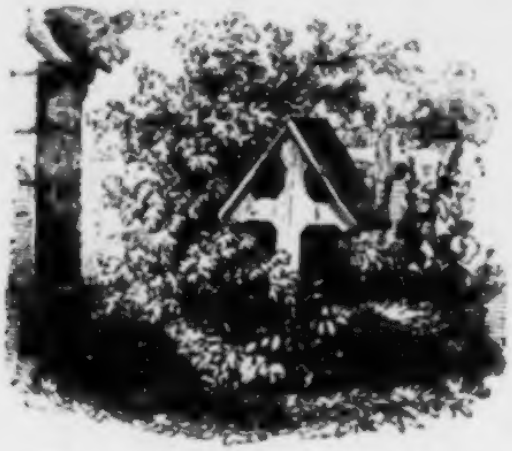
Viele Jahre besaß ich es und pflegte es in Liebe. Es war mir so freundlich, wie meinem lieben, alten Freunde. Aber endlich starb es aus Alter, und ich empfand noch einmal den Schmerz, den ich bei seines ersten Herrn Verlust empfunden hatte. Ich hab's unter einem Rosenstrauche im Garten begraben.

Das Gedächtniß des Gerechten bleibet im Segen, sagt das Wort Gottes. Das bestätigt sich auch an seinem Andenken, das ich hier mit alter Liebe erneuert habe, und doch liegen vierzig Jahre dazwischen, und ich bin vielleicht der Einzige, der seiner liebevoll gedenkt, überhaupt noch an ihn denkt.

Mein Stelzfuß war Einer von den stillen, demüthigen,

mit Wenigem zufriedenen Armen. Und ihm gaben die Menſchen am liebſten, eben, weil er genüglich war; weil er Andre nicht quälte; weil er ſo gut, und ſo lange er konnte, ſich ehrlich zu ernähren ſuchte. Heutzutage ſind ſolche ſelten!

Friede ſey mit ihm!



V.

Wie's in den Wald ſchallt, ſo ſchallt's heraus.

Eine Geſchichte.

Das Sprüchwort, welches ich vor die Geschichte gesetzt habe, die ich jetzt erzählen will, hat manchmal einen entsetzlichen Klang, namentlich dann, wenn es als Deckmantel und Beschönigung schnöder Rachsucht gebraucht wird, wo ein gottvergessenes, verderbenes Menschenherz sein Müthchen an dem Feinde kühlt, und frohlockend Böses mit Bösem vergilt.

Nicht davon will ich erzählen, sondern eine Geschichte, die den bessern Klang des Sprüchwortes nachhallen und nachtönen läßt, nämlich das treue Vergelten des Guten durch Gutes. In Preußen weiß ich ein kleines, armes Dörfchen. Es zählt nur dreizehn Hofstätten. Das Land ist sandig und seine Fruchtbarkeit nur sehr geringe. Die Häuser waren damals, als sich meine Geschichte dort zutrug, gar ärmlich, mit Stroh gedeckt, und die Scheunen standen damit im Einklang. Wer das Dörfchen sah, sagte sich ohne Weiteres, daß diese Bauern keine Seide spännen, und damit war er der Wahrheit ganz nahe gekommen.

Aber nahe der tiefen Armuth wohnte der Reichthum. Ungefähr zweihundert Schritte hinter dem Dorfe zeigte sich ein künstlich angelegter Wald, wie man solche Zierwälder denn auch mit dem Namen „Park" benennt. Vor dem herrlich grünenden, mit schweren Kosten angelegten und gepflegten Wäldchen, und damit zusammenhängend, lag ein prachtvoller Garten mit großen Glashäusern, darinnen ausländische, seltene Pflanzen, die nicht mit kleinem Geldaufwande gepflegt wurden, und an diese Gewächshäuser schloß sich das Prachtgebäude eines adeligen Schlosses. Das Gut, welches zu dem Schlosse gehörte, war indessen nur klein.

Die adelige Familie, welche das Schloß bewohnte, war reich; allein sie war nicht, wie manche Andere, stolz und hart gegen die armen Bauersleute im Dörfchen, sondern mildthätig und freundlich. Man konnte sagen, die Bauern lebten von der adeligen Familie. Sie taglöhnerten in den Gärten; sie bauten gegen guten Lohn das kleine Feldgut, und zahllose Wohlthaten erwies der Baron den armen Leuten.

Es war kurz nach der Aerndte im Jahr 1805, in heißen Sommertagen, als die Bauern ihre volle Aerndte eingescheuert hatten, und einmal froheren Muthes, als sonst, der kommenden Zeit entgegensahen. Da zog eines Tags ein Hochgewitter über das Land, wie man lange keines erlebt hatte. Der Himmel war dunkel schwarz, und die Blitze zuckten, als jagten sie einander an dem dunkeln Himmel nach. Der Donner rollte in Einem fort, nur dann und wann von heftigen, hellklingenden Schlägen

unterbrochen. Die Leute saßen angstvoll in ihren Wohnungen und beteten zu dem Herrn um Schutz. Da zuckte ein Blitz so hell, so nahe, so gräßlich, und ein Donnerschlag folgte unmittelbar darauf, so rasselnd, gellend und entsetzlich, daß ein Angstschrei jeder Lippe entfuhr; aber in demselben Augenblicke loderte die Flamme aus einer vollen Scheune auf und der wilde Sturm legte die Flammensäule über die zwei nächsten Strohdächer hin, daß sie auch aufloheten; dann führte der Wind die Büschel brennenden Strohes an den Dächern immer weiter, bis in wenigen Minuten das ganze Dörfchen in Flammen stand.

An Rettung der ärmlichen Habe da war gar nicht zu denken, denn die gierige Flamme verzehrte zusehends die hölzernen Wohnungen bis auf die Erde. Kaum ihr Vieh, kaum das eigene, arme Leben konnten die Unglücklichen retten.

In weniger als einer Stunde war vom Dörfchen nichts übrig, als rauchende Trümmer.

Ein wahres Wunder war es, daß nicht das Schloß und der schöne Park mit niederbrannte, denn der Sturm hatte die Büschel brennenden Strohes in die Lüfte getrillt, und weithin getragen.

Mitten unter die weinenden Landleute trat der Baron und redete Worte tröstender Liebe; allein dabei ließ er es nicht. Er beschränkte sich selbst auf den kleinsten Raum mit seiner Gemahlin und seinem Sohne, und nahm die Verunglückten alle in die Gebäude seines Schlosses auf. Ja, er that noch mehr, er ernährte sie den ganzen Winter und steuerte noch bedeutende Summen zu den Gaben der

Barmherzigkeit, die von nah und ferne, von Hohen und Niedern, insbesondere von dem Könige kamen, damit die Leute wieder ihre Wohnungen aufbauen konnten.

Das geschah denn allerdings, wenn auch mit Belastung nicht geringer Schulden.

Alles Saatkorn kaufte den Armen der Baron überdieß aus seinen Mitteln, und steuerte aus seinem Schlosse an Linnenzeug, Bettwerk und Hausrath Vieles.

Wenn das je die Bauersleute hätten vergessen können, sie wären solcher Liebe nicht werth gewesen; denn der Baron, wenn er auch ein geldreicher Mann war, hatte in der That mehr gethan, als er nach seinen Kräften thun konnte. Er hatte es aber gerne und aus Liebe gethan, und die

rechte christliche Liebe rechnet nicht und sieht nicht zurück. Die Rechte gibt, ohne daß es die Linke weiß, sagt der Herr.

So war denn für's Erste den armen Leuten geholfen, und viele Zähren des Dankes flossen für des Barons Wohlthaten, und viele Gebete stiegen für ihn zum Himmel auf.

Die Wunden dieser Heimsuchung waren noch nicht geheilt, da brach der Krieg der Franzosen mit Preußen aus, und die siegreichen Wälschen drangen in das Herz des Landes ein, und hauseten unmenschlich. Alle Vaterlandsfreunde sahen blutenden Herzens den Strom des Verderbens daherbrausen, ohne ihn hemmen oder dämmen zu können.

Der Baron hatte ein treues Herz für seinen König, und haßte glühend die wilden Dränger und Feinde, die mit schweren Brandschatzungen das Land völlig aussaugten. Des Feindes Schaaren überschwemmten das Land und verfolgten das fliehende preußische Heer.

Da fügte es sich, daß ein Reiterregiment eine Stunde von dem Dörfchen rasten wollte, um seinen Rückzug dann schneller bewerkstelligen zu können. Menschen und Pferde waren völlig erschöpft. Der Obrist des preußischen Regiments ahnete nicht, daß die Feinde ihm auf der Fährte seyen. Und diese waren es. Durch Spione war es den Franzosen verrathen worden, wo das Regiment rastete.

Wie und auf welche Weise des Barons Gärtner Kunde von der heimlichen Annäherung der Franzosen erhielt, ist unbekannt, allein er kam zum Barone und sagte es ihm, was die Franzosen beabsichtigten, und wie nahe sie seyen.

Ein Todesschrecken überfiel den Baron. Er ließ sich

ſchnell ſein beſtes Pferd ſatteln und jagte mit verhängtem Zügel dem Orte zu, wo die preußiſchen Reiter lagen, benachrichtigte noch zeitig die Preußen, die ſchnell aufſaßen, und rit dann ſchnell davon, um noch rechtzeitig auf ſeinem Schloſſe wieder eintreffen zu können, um ſchnell noch Geld und Geldeswerth zu retten; aber als er, mit verhängtem Zügel voraneilend, vor ein Nadelgehölz kam, das er hatte durchreiten müſſen, ſah er ſich plötzlich von franzöſiſchen Reitern umgeben, die ihn alsbald richtig für den hielten, der den Preußen die Gefahr gemeldet hatte. Ohne Weiteres riſſen ſie den edeln Mann vom Pferde und knüpften ihn am erſten, beſten Baume am Wege auf. Nun kehrte dieß kleine Vortrabhäuflein nach dem Dorfe zurück, wo im Schloſſe der Kommandirende ſaß, und ſich einſtweilen gütlich that auf Koſten des abweſenden Schloßherrn.

Sie rapportirten ihm, wie der Herr dieſes Schloſſes den Preußen die Botſchaft ihrer Annäherung gebracht, und wie ſie ihn auf friſcher That ertappt und ſofort aufgeknüpft hätten. Der ganze Zug ſey aber nun mißglückt, denn die Preußen ſeyen auf und davon; auch ſey es, bei dem bedeutenden Vorſprung, den ſie gewonnen hätten, ein fruchtloſes Bemühen, ihnen nachzuſetzen.

Der Franzoſe ſchäumte vor Wuth, und da er ohnehin die Gemahlin und den Sohn des Baron nicht gefunden, die ſich in einem Bauernhauſe des Dorfes verborgen hatten, ſo beſchloß er, ehe er zu der Hauptarmee ſich zurückziehe, eine glänzende Rache zu nehmen.

Schnell wurde nun das Schloß ausgeplündert und

dann sammt den Wirthschaftsgebäuden und Gewächshäusern angesteckt. Der Garten wurde mit den Säbeln zerhauen und einer Tenne gleich gemacht. Ja, selbst der herrliche Park wurde angesteckt. Offenbar würden sie auch das Dorf angesteckt haben, hätten sie nicht, da sie sich zu weit vorgewagt hatten, gedacht, die Preußen könnten zurückkommen. Ein Glück für das Dorf war es, daß der Sturm das Flammenmeer von dem Dorfe abwehte. Als Alles bis weit über die Hälfte niedergebrannt war, machten sie sich mit ihrer Beute aus dem Staube.

Das Schloß und Alles, was dazu gehörte, brannte nieder, da dem Feuer, als die Franzosen weg waren, auch nicht der geringste Widerstand mehr konnte geleistet werden.

Als die Baronin und ihr siebzehnjähriger Sohn die Greuel der Verwüstung sahen, rangen sie verzweifelnd die Hände, denn sie konnten es sich nicht eine Minute verhehlen, daß sie im Zeitraume weniger Stunden bis zum Bettelstabe herabgesunken seyen. Aber noch kannten sie das schrecklichste Schicksal nicht, das sie betroffen hatte, bis am andern Morgen Bauern aus dem Dörfchen den erhängten Herrn fanden, und seine Leiche der unglücklichen Wittwe brachten.

Das war zu viel für die zarte Frau! Sie erlag dem allzuschweren Schlage. Niedergeworfen auf das Krankenbette im Hause eines Bauern, starb sie nach wenigen Tagen. Der Jüngling, fast erliegend unter der Last seines Elends, war völlig trostlos.

Unter heißen Thränen dankbarer Liebe begruben die

Bauern das vielelde Paar, und als sie von dem Leichenbegängniß heimkehrten, rief sie der Schulze zusammen. Lange beriethen sie, was zu thun sey. Endlich einigten sie sich darin, der junge Herr müsse für's Erste im Dorfe heimlich gehalten werden, bis die Gefahr für ihn vorüber sey; bis dahin wollten sie gemeinsam das Schloßgut bebauen, aber auch das köstliche Land, wo der Park gestanden, das zudem durch die Menge der Asche von den verbrannten Bäumen gedüngt sey, einsäen, um so dem Jüngling etwas zu erringen für seine Zukunft. Das theilten sie dem jungen Baron mit, und schritten rasch an die Ausführung des Planes, da die Saatzeit nahete.

Den jungen Baron aber hielten sie heimlich, nährten und pflegten ihn so sorgfältig, wie eine Mutter ihr Kind, und ermüdeten nicht in aufopfernder Treue und Sorgfalt. Als die Aerndte eingethan wurde, zeigte sich ein ungeheurer Ertrag auf der Stätte des Parks, und ohne Bedenken konnte das Land zum zweiten Male im Herbst mit Korn besäet werden. Gewissenhaft wurden die Früchte verkauft und das Geld getreulich aufgespart.

Der junge Baron lebte in dem Hause eines Bauern, als sein Sohn. Er trug die Bauernkleider und legte selbst Hand an den Pflug. Die Bauern aber gestatteten das nicht und wetteiferten in aufopfernder Treue gegen ihren Wohlthäter. Auch die zweite, nicht minder reiche Aerndte, wurde eingethan und verwerthet, und so wurde es dem jungen Baron möglich, nach Schlesien sich durchzuschaffen, wo er Verwandte hatte, die ihn mit Freuden aufnahmen.

Unterdessen ließen die dankbaren Bauersleute nichts an sich stehen, die Felder sorgfältig zu bebauen für den jungen Herrn, und ihm Geldmittel zu sammeln. Sie standeten den Park aus und machten treffliches Ackerland daraus, wie auch aus dem Schloßgarten. Soviel Schweres sie auch in jenen Tagen zu dulden und zu leisten hatten, das Geld für ihren jungen Herrn war ein unantastbares Heiligthum.

Bei seinen Verwandten in Schlesien lebte er, die für seine Bildung getreulich sorgten.

Die Jahre der furchtbaren Drangsal für Preußen dauerten lange. Als aber endlich der König den Aufruf an sein Volk erließ, da durchzuckte eine heilige Begeisterung jede Brust, und auch der junge Baron ergriff die Waffen für des Vaterlandes Rettung und zog mit in den Kampf.

Es war eine große, herrliche Zeit damals, als ein tapferes Volk gegen den Feind des Vaterlandes aufstand, und wer in ihm nur die Waffen tragen konnte, sie mit Freuden ergriff, um an seinem Theile sein Blut für die Rettung vom fremden, blutigdrückenden Joche hinzugeben. Da wurden schwere Kämpfe gekämpft; da wurde viel edles Blut vergossen, und die Jahre 1813 und 1814, ja das von 1815 noch miteingerechnet, haben viele Herzen hart und schwer getroffen; aber sie haben auch gezeigt, was ein tapferes Volk vermag.

Drei Jahre hindurch hatte der junge Baron nichts gehört von seinem Gute, nichts von den Bauern, und er dachte oft, es würde ihnen wohl zu viel gewesen seyn, fort und fort es zu bebauen, und er würde es wohl wüste finden, wenn er darnach sähe.

Gerne wäre er nach dem ersten Frieden von Paris im Jahr 1814 heimgeeilt, und hätte nach vollbrachtem Waffenwerke sein Schwert zur Pflugschaar umgeschaffen, allein sein Regiment kehrte nicht heim, sondern blieb am Rheine stehen, und bald genug kam der Napoleon wieder nach Paris zurück, daß auf's Neue zu den Waffen mußte gegriffen werden.

Sein Sinn stand nicht nach dem sogenannten Soldatenhandwerke. Er war vielmehr ein stiller, weicher Mensch, der mehr Neigung hatte zum Werke des Friedens. Er war in dem Gange seiner Ausbildung durch den Krieg gehemmt worden, und wünschte nichts sehnlicher, als die Mittel zu gewinnen, ferner auf einer Universität sich auszubilden, damit er in irgend einem Amte dem Vaterlande in einer Weise nützen könne, die mit seinen Wünschen mehr im Einklange stünde, als der Stand des Kriegers. Aber wo sollte er die Mittel hernehmen? Wenn er auch einen Pächter für das Gut seiner Eltern finden sollte, so mußte er ihm erst Haus, Scheune und Ställe bauen, damit er doch im Stande wäre, das Feld zu benutzen, und dann erst war die Aussicht auf die Wüstenei des Gutes eine solche, die es sehr zweifelhaft machte, ob er, wenn das Alles erbaut wäre, einen Pacht erhielte, der nur hinreichte, ihn nothdürftig auf einer Universität zu erhalten. So standen seine Hoffnungen niedrig, und seine Aussichten in die Zukunft waren so trübe, als möglich.

Als endlich Paris zum Zweitenmale erobert, der Friedestörer der Welt unschädlich gemacht und der Friede gesichert

war, kehrten die siegreichen Heere in die ferne Heimath zurück. Der junge Baron nahm seinen Abschied und reiste mit Besorgniß auf die Stätte, wo einst seiner theuern Eltern Glück zertrümmert worden war.

Er kam an, und Niemand im Dorfe erkannte den jungen, kräftigen Mann.

Mit Erstaunen sah er, wie seine Felder prangten in frischer, grüner Saat; wie Alles wohlbestellt war, gleich als ob ein sorglicher Pächter da für seinen eigenen Vortheil gewirthschaftet hätte.

Als er sich genauer erkundigte, vernahm er mit tiefer Rührung, daß die Bauern des Dörfchens das uneigennützig für den jungen Gutsherrn thäten, und daß sie die Aerndten der vergangenen Jahre verwerthet und den sehr bedeutenden Erlös ihm sorgfältig bewahrten. Da gab er sich den treuen Menschen erst zu erkennen, und ein Jubel erfüllte das Dorf. Der Vorstand händigte ihm eine sehr bedeutende Baarsumme ein, die seine kühnsten Hoffnungen überstieg. Jetzt sah er sich im Stande, seine Ausbildung vollständig bewerkstelligen zu können, und die guten Menschen waren glücklich in dem Gedanken, einen Theil der Schuld haben abtragen zu können, welche ihnen die Dankbarkeit gegen die verstorbenen Eltern des jungen Mannes auferlegt hatte.

Vorerst verpachtete er nun den guten Menschen die Güter und führte seinen Plan aus. Er wurde ein tüchtiger Mann, der später hohe Ehrenstellen im Staate erlangte, und seine Vermählung mit einer reichen Erbin

machte es ihm möglich, das Schloß, wenn auch weniger prachtvoll, zu erbauen.

Das Verhältniß aber zu den braven Bauern des Dörfchens blieb fort und fort ein liebevolles, und seine Freude war es, ihnen wohlzuthun nach oefter Einsicht und Kraft, während sie mit unerschütterlicher Treue das Andenken an die großen Wohlthaten bewahrten, und es gewissenhaft vererbten auf ihre Nachkommen.

VI.

Die Liebe suchet nicht das Ihre.

Eine Geschichte.

Die nachfolgende Erzählung verdanke ich der Mittheilung eines Freundes, der vor einigen Jahren eine Reise nach Mecklenburg machte. Ich habe sie gerade so niedergeschrieben, wie ich sie aus seinem Munde vernahm, und lasse ihn darin auch sie selbst erzählen, und zwar mit seinen eigensten Worten.

Es war, erzählte er, im Jahre 1846, als ich endlich den oft wiederholten Bitten eines wackeren Mannes nachgab, ihn in Mecklenburg zu besuchen.

Wir hatten vor etwa achtzehn Jahren miteinander in der Universitätsstadt Heidelberg studirt und waren in treuer Freundschaft eng verbunden geblieben, auch nach den schönen Jugendjahren. Er war in seine ferne Heimath zurückgekehrt und hatte ein großes, einträgliches Landgut über-

nommen, welches er selber bebaute, und ich war in ein mühevolles Amt getreten. Die weite Entfernung schwächte aber die Liebe nicht, und wenn es uns auch nicht vergönnt war, uns von Angesicht zu Angesicht zu sehen, so wechselten wir doch ununterbrochen Briefe, und diese erhielten das alte Band der Liebe, das wir in den Tagen der Jugend so fest geknüpft hatten.

Wie gesagt, der Freund bestürmte mich mit Bitten, ihm doch nur einmal die Freude zu machen, ihn in seiner fernen Heimath zu besuchen.

Die Eisenbahnen, welche heutzutage das Reisen so leicht und so billig machen, brachten mich endlich zu dem Entschlusse, den lang genährten Wunsch auszuführen. Ich nahm Urlaub und trat mit den ersten schönen Junitagen meine Reise an.

Nachdem ich unterwegs viel Schönes gesehen und meine Kenntnisse mit manchem Nützlichen bereichert hatte, kam ich auf dem ausgedehnten Gute meines alten Freundes an, das in der Nähe eines großen Dorfes lag.

In einem schönen Hause, das fast das Ansehen eines Schlosses hatte, fand ich meinen Freund im Schooße des glücklichsten Familienlebens, in blühendem Wohlstande, ein sorgenfreies, glückliches Leben führend.

Ach, es war eine hohe Freude für mich, als er nach achtzehn Jahren der Trennung mich auf den ersten Blick wiedererkannte, und mit all der Liebe, die er einst in der Jugend für mich hegte, mir um den Hals fiel und Freudenthränen vergoß, daß ich ihm das Opfer der Liebe gebracht, und zu ihm gekommen war. Er wußte gar nicht, was er

vor Freude und Herrlichkeit thun sollte, und seine liebenswürdige Familie wetteiferte mit ihm, mir durch ihre Liebe den Aufenthalt angenehm zu machen. Als wir am andern Morgen nach dem Frühstücke im schönen Garten saßen, und, unsre Pfeife rauchend, uns unsre Schicksale und Erlebnisse aus den hingeschwundenen achtzehn Jahren zu erzählen begannen, ging die Gartenthüre auf, und ein Mann in dürftiger Kleidung kam den breiten Weg zu der Laube heran, wo wir saßen.

Mein Freund sah den Mann kommen, aber er war nicht nur nicht ungehalten über die drohende Störung, sondern er sah ihm vergnüglich lächelnd entgegen.

Bald darauf trat der Mann in die Thüre der Laube. Er hatte seine Mütze in der Hand, grüßte mit großer Freundlichkeit und Bescheidenheit, und sagte, als er mich sah: „Ich komme zur Unzeit, Herr; befehlt, wenn ich wiederkommen soll!“

Es war eine der stattlichen, kräftigen Gestalten, wie man sie dort fast überall findet. Sein Aussehen war frisch, obwohl sein Haar schon weiß war. Die Last der Jahre hatte den starken Nacken gebeugt, obwohl seine Gestalt noch kräftig war. Im Gesichte spiegelte sich eine große Gutmüthigkeit, aber auch der Ausdruck eines Schmerzes stand darin zu lesen, der auf schwere Lebenserfahrungen hinzudeuten schien.

„Jens,“ sagte mein Freund, „Ihr kommt nie ungelegen, und der da (er deutete auf mich) ist der Mann gar nicht, dem Ihr unangenehm wäret.“

Der Bauersmann, denn das war er seiner ganzen

Kleidung und seinem Wesen nach, blickte mir zutraulich in die Augen, aber er schwieg.

„Indem," hob mein Freund an, „habt Ihr es heute ganz absonderlich getroffen, denn wenn das Herz froh ist, ist's auch gebschnitzig *).

„Nun," sagte Jens, „so ist mir's doppelt lieb, wenn Ihr des göttlichen Wortes eingedenk seyd: Vergiß des Armen nicht, wenn du den fröhlichen Tag hast."

„Den hab' ich heute grade, Jens," fuhr mein Freund fort, „denn ich habe meinen ältesten und besten Freund bei mir, den ich seit achtzehn Jahren nicht sah. Und nun redet, Jens, wie steht's?"

„Ihr könnet's Euch schon halb und halb denken, Herr," sagte Jens, gemüthlich lächelnd; „wenn ich komme, fehlt's allemal und überall. Die Meinigen wollen Brod essen, und ich habe keins mehr; sie wollen Kartoffeln, und sie sind alle; sie brauchen Schuhe und Kleider, und mir fehlt das Geld. Ihr seht schon, Herr, es ist starke Ebbe."

„Gott sorgt auch wieder für die Fluth," versetzte mein Freund. „Ruft mir einmal den alten Lars."

Jens ging und kehrte sogleich mit einem stämmigen Oberknechte wieder, den ich schon auf dem Hofe diesen Morgen gesehen hatte.

Mein Freund hatte seine nachlässige Stellung, in der er neben mir mehr lag, als saß, um mir recht in die Augen sehen zu können, nicht im mindesten geändert und

---

*) Zum Geben bereit.

seine gemüthlich und vergnüglich lächelnde Miene war ganz dieselbe geblieben.

Als die Beiden mit allen Zeichen einer willig und freudig geleisteten Hochachtung eintraten, sah mein Freund seinen alten Lars ebenso freundlich lächelnd an, und sagte: „Lars, haben wir Roggen?"

„Ja, Herr," antwortete lachend Lars, denn die Frage kam ihm komisch vor, da er seines Herrn Aufsicht, Ordnung und Kenntniß von Allem kannte.

„Gut, so fasse für Jens drei Malter!" sagte mein Freund, und knüpfte schnell die Frage an: „Lars, haben wir Kartoffeln?"

„Ja, Herr!" war die Antwort.

„Gut, so gib Jens drei Malter!"

„Lars, haben wir Geld?" — fragte er komisch weiter.

Da brachen wir alle Vier in ein lautes Lachen aus, denn Lars rang seltsam, das Seine zu unterdrücken.

„Herr," sagte er, „das weiß ich nicht; denn Ihr habt mir die Aufsicht über Euren Beutel noch nicht übertragen."

„Tausend auch!" rief mein Freund, der in der besten Laune war, „das hab' ich nicht bedacht; aber Lars, Du bist mein geheimer Rath, wieviel meinst Du, als ich dem Jens geben soll?"

„Herr," sagte Lars, „Ihr thuet mir viel Ehre vor dem fremden Herrn an; aber weil Ihr mich fraget, muß ich antworten: Der Jens nimmt mit Allem vorlieb, doch mit Viel am liebsten!"

„Da kannst Du Recht haben," sagte mein Freund, stand auf und ging in das Haus, während Lars sich lachend

entfernte. Jens aber blieb, und gegen mich gewendet, sagte er: „Ach, wie ist er so gut!“

Ehe ich ihm jedoch antworten konnte, kam mein Freund schon wieder, und legte eine Rolle, die wenigstens zehn Speciesthaler enthielt, in Jens Hand, der überrascht und gerührt dankte. „Jens,“ sagte der Freund, „bleibt mir gewogen und vergesset mich nicht. Gott befohlen!“

Dieser Auftritt hatte mich belustigt und doch auch tiefer berührt.

„Was hat es mit diesem Jens für eine Bewandtniß?“ fragte ich.

„Ja, das will ich Dir erzählen, und wir wollen ihn Morgen auch besuchen,“ sprach der Freund; „doch Du bist in Deiner Mittheilung unterbrochen worden.“

„Sie läuft uns nicht fort,“ sagte ich; „aber jetzt, wo der Eindruck noch frisch ist, möchte ich etwas Genaueres über diesen Jens hören. Es liegt etwas in seinem Gesichte, was mich mit großer Theilnahme für den schlichten, einfachen Mann erfüllt hat. Ich bitte Dich, erzähle!“

„Nun gut,“ sprach mein Freund und begann: „Jens Peersen ist ein Mann gewesen, der ein kleines Ackergütchen besaß, das übrigens nicht ausreichte, ihn und seine Familie, die aus seiner Frau und drei heranwachsenden Söhnen bestand, zu ernähren. Jens arbeitete bei mir, da ich immer Arbeit habe, auch wenn die kleinen Bauern nichts zu thun haben. Jens war ein Mann, der sehr auf's Erwerben dachte, wie man manchmal die Habsucht bemäntelt.

„Früh mußten seine drei Buben in's Joch der Arbeit, wenn andre Knaben noch lediglich ihren Spielen nachgehen.

„Als sie heranwuchsen, und schönen Taglohn verdienten, war's ihm immer noch nicht genug. Er ließ ihnen keine Ruhe, bis sie sich entschlossen, als Matrosen auf die See zu gehen. Da bringen freilich die Jungen ein tüchtig Stück Geld mit nach Haus, wenn sie nämlich nach Haus zurückkommen, und nicht die See sie in ihrem kühlen Bette begräbt. Jens Wunsch war erfüllt, sie gingen alle Drei, weil sie sich eben nicht trennen wollten, in See mit einem Rostocker Kauffahrteischiff; aber als der Herbst kam und die Tagundnachtgleiche mit ihren Stürmen, da schlug ihn manchmal sein Gewissen, und es kam über ihn, wie eine Angst des Sterbens. Er konnte es nicht erwarten, bis seine Söhne kämen, und doch ging eine Woche nach der andern herum und sie kamen nicht.

„Endlich konnt' er's nicht mehr ertragen; er machte sich selber nach Rostock auf die Beine.

„Als er in das Handelshaus trat, sah er nur verstörte Gesichter. Als er nach seinen Söhnen fragte, schlug der Kaufmann die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „'Habt Ihr denn meinen Brief nicht gekriegt? Die Möwe (so hieß das Schiff, auf dem die Söhne des Jens Peersen waren) ist mit Mann und Maus im Meerbusen von Birkain untergegangen! Sie sind alle ertrunken, Niemand gerettet!' —

„Jens stand starr da, wie eine Bildsäule, ein Steinbild. Er konnte nicht weinen. Der Schmerz preßte sein Herz zum Zerspringen. Er drehte sich endlich um, und ging stumm hinweg und trat den Rückweg an. Erst, als er alleine war, brach ein Thränenstrom hervor und mit ihm erwachten

die Vorwürfe des Gewissens. Er sah sich als den Mörder seiner Kinder an, da seine Habsucht sie hinausgetrieben auf das treulose Meer. Dieß harte Herz war erweicht, erschüttert, zerrissen, gebrochen und zermalmt. Er mußte zu einem Wege, den er in Einem Tage gemacht hatte, acht haben. Es war ihm, als trüge er den Tod in seinen Gliedern, in seinem Herzen.

„Endlich kam er hier an, und grade in dem Augenblicke, als die Glocken ertönten zum Grabesgange seiner Frau. Jener Brief war an- und in ihre Hand gekommen; die schreckliche Kunde ergriff die Arme so, daß sie auf's Krankenbette sank und innerhalb dreier Tagen eine Leiche war. —

Jens eilte, als er das Läuten hörte, seinem Hause zu und — da stand die Bahre schon, der Sarg darauf.

„Meine Frau?" fragte er verzweifelnd, und als der Nachbar seine Hand ergriff und tröstend sagte: „Ja, Nachbar Jens!" — da sank er leblos auf der Straße nieder und sie mußten ihn hineintragen, in das Haus des Todes, des Jammers, der Oede und Einsamkeit.

In der That, es war ein Schicksal, wie selten eines über ein armes Menschenherz kommt, und es würde auch ein noch härteres zermalmt haben, als das des Jens. Man glaubte überall im Dorfe, er stünde nicht mehr auf von seinem Siechbette; aber seine starke Natur siegte über das Leid. Er genas langsam wieder; allein er ging umher, wie tiefsinnig. Es kam kein Lächeln mehr auf sein Angesicht. Jedermann suchte ihn zu trösten, und seinen Lebensmuth wieder zu heben; allein das Alles blieb

fruchtlos, und es vergingen Jahre, ehe eine Aenderung eintrat.

Diese bewirkte ein Ereigniß, das unsere ganze Gegend traf, und sehr schwer traf.

Es kam ungefähr drei Jahre nach dem schrecklichen Ereignisse, das Jens drei Söhne und die Gattin nahm, eine herrschende Krankheit in das Land, die zahlreiche Opfer forderte. Meist waren es Leute in den Vierzigen und Fünfzigen, die ihr als Opfer fielen. Es waren eine Menge vater- und mutterloser Waisen da, für die kaum gesorgt werden konnte.

In unserm Dorfe waren deren eilf, die überdieß von sehr armen Eltern abstammten. Das bißchen Habe, welches ihnen blieb, reichte kaum für die Kosten der langen Krankheit der Eltern hin, so daß die armen Kinder völlig hülflos waren.

Damals war es, als erwache Jens Peersen zu einem neuen Leben. Er sammelte die eilf Kinder in sein Haus. Er kleidete, hegte und pflegte sie, und wandte Alles an sie, was er hatte. Er ging in den Häusern der Kranken umher, und wurde ihr Pfleger, da manche derselben wirklich in Gefahr waren, aus Mangel an Pflege umzukommen, indem sie entweder Niemanden mehr hatten oder, weil die Krankheit so ansteckend war, Niemand den Muth hatte, sie zu pflegen. Es waren die Augenblicke einer großen Noth, in denen sich die kräftige Natur Jens Peersen's aus dem tiefen Leide erhob. Er hatte Niemanden mehr auf Erden; daher betrachtete er sich, als gehöre er

Allen, vorzüglich den Leidenden an. Er machte ſich den innern, ſtets nagenden Vorwurf, er habe ſeine Kinder in den Tod getrieben, ſo wollte er die nun ſo hülflos gewordenen annehmen, ihnen ein Vater ſeyn, und ſo der Seele eine Hoffnung geben, ihre Schuld zu mindern; er hatte erkannt, daß die Habſucht ſeine Seele beherrſcht habe, ſo wollte er nun Alles, was er hatte, den Armen und Verlaſſenen geben, zur Büßung ſeiner Sünde; er hatte, wie ſeine Söhne, ſo ſein Weib hingeopfert, ſo wollte er nun durch Pflege der Kranken, durch Troſt, den er den Leidenden brachte, abbüßen, was er verſchuldet. Sein Leben war fortan der leidenden Menſchheit geweiht.

Manche meinten, Jens würde deſſen ſchon bei Zeiten müde werden; aber wer die feſte, zähe Natur unſrer Nordländer kennt; wer es weiß, wie der einmal gefaßte Entſchluß mit dem Aufbieten aller Kraft verfolgt und feſtgehalten wird; wer endlich, wie ich, Jens Peerſen näher kannte, der war überzeugt, daß das nicht eine ſogenannte fliegende Hitze, ſondern daß es erwachſen ſey, eines Theils aus den Tiefen einer reuevollen Seele, anderen Theils aus einem edlen Triebe, wohlzuthun, der in ihm erwuchs, ſeit überhaupt ein neues, höheres Leben und Sehnen in ihm erwacht war.

Es ſchien, als ſey jetzt erſt die ruhige, faſt träge Natur Jens Peerſen's lebendig geworden. Er entwickelte eine Thätigkeit, wie man ſie an ihm in ſeinen beſten Tagen nicht geſehen hatte. Tag und Nacht eilte er von Einem Krankenbette zum Andern und ſorgte doch auch daheim für ſeine Waiſen, die er ſeine Kinder hieß. Solche,

die es recht wohl mit ihm meinten, sagten zu ihm wohl: „Jens, übertreib's nicht! Du erliegst!“

„Nein,“ sagte er, „Ihr wisset's nicht, wie mir in dieser Thätigkeit so wohl ist. Ach, so ist mir's lange nicht, ich glaube fast, mein Lebtag nicht gewesen. Auch fühl' ich, daß ich nicht erliege, dazu habe ich noch eine zu rüstige Kraft und Gott will mir noch Gnadenfrist zur Buße geben.“

Er ließ sich nicht irre machen. Die Leute verehrten den treuen Pfleger und Helfer ungemein. Er hatte den reichen Lohn, sich oft bekennen zu dürfen, daß er ein Menschenleben gerettet habe; allein das that er nicht einmal. Er wies den Dank auf's Entschiedenste zurück und meinte, er sey ein unnützer Knecht, weil er bei Weitem noch nicht gethan habe, was er könne und solle.

Jener unglückliche Zeitpunkt, wo die herrschende Krankheit so großes Leid und Weh über unsre Gegend gebracht, ging, Gottlob, vorüber, nicht aber zugleich das, was er hervorgebracht.

Jens blieb treu seinem Entschlusse. Er erzog seine Kinder christlich, einfach, und machte sie zu tüchtigen Arbeitern; aber Allen machte er es zur heiligen Pflicht, nie zur See zu gehen. Ich selbst habe drei als tüchtige Ackerknechte gehabt, und ein Mädchen fünf Jahre als Magd. Sie waren treu, wie Gold, fleißig, und ihre Sitten tadellos. Sie haben sich meist gut verheirathet, und hängen mit wahrhaft kindlicher Liebe an ihrem Vater Jens.

Was Anfangs aus dem Gedanken seiner Seele hervorgegangen war, seine Schuld zu büßen, und alle seine

Habe mit den unglücklichen Verlaſſenen zu theilen, das war ihm mehr und mehr zu einem Bedürfniſſe ſeines Herzens geworden. Als nun die erzogenen Waiſen von ihm großentheils ſchieden, um eine eigne Haushaltung zu gründen oder anderswo ſich etwas zu erwerben und zu erſparen, da war Jens wieder allein und fühlte ſich wieder ſo elend und unglücklich, wie früher auch. Da drängte es ihn denn, ſich Pflegekinder zu ſuchen. Der Ortspfarrer und ich unterſtützten ihn dabei. Er zog weit umher, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, und ſuchte ſich hülfloſe Waiſen und verlaſſene, verkommene Kinder, und bald genug hatte er wieder die Räume ſeines kleinen Hauſes voll und fing ſein Werk chriſtlicher Liebe von Neuem an; allein bald waren ſeine Mittel erſchöpft. Dieß ſtörte ihn aber nicht. Obgleich, betteln zu müſſen, dem Manne entſetzlich war, ſo hob ihn der tröſtende Gedanke, daß er es nicht für ſich, ſondern für ſeine Pfleglinge thue, über all' das Drückende und Erniedrigende hinaus, was in ſeinen Augen das Betteln hatte. Er ging in wohlhabende Häuſer und ſagte, wie heute zu mir: „Die Meinigen darben; ſpendet mir etwas in chriſtlicher Liebe!" Und die Leute gaben mit vollen Händen. So lange noch etwas da iſt, kommt er nicht; aber wenn's fehlt, ſucht er die Liebe auf und geht nicht fehl; denn ſein ſchönes, chriſtliches Wirken iſt aller Welt hier zu Lande bekannt.

So treibt er nun ſchon die lange Reihe von Jahren dieß ſtille, anſpruchloſe, gottgefällige Liebeswerk, ſtiftete ſchon unendlich viel Gutes und hat viele Seelen errettet, die dem Verderben geweiht geweſen wären ohne ihn.

Die Liebe Chriſti treibt ihn und er hat überall ein ſo großes Vertrauen, daß, ſobald Eines ſeiner Kinder ausſcheidet, ſo iſt ſicherlich ein Anderes da, um an ſeine Stelle zu treten.

Dieß theilte mir mein Freund mit. Der Jens Peerſen war mir dadurch um ſo lieber geworden, und ich bat meinen Freund, mich doch einmal in ſein Haus, dieß Haus rettender Liebe zu führen.

Schon am andern Tage nahm mich der Freund mit dahin. Es war ein einſtöckiges, aber dennoch geräumiges Haus, deſſen Dach, nach holländiſcher Weiſe gebrochen, oben noch zu mehreren Räumen und Schlafſtellen Gelegenheit bot. Alles war rein und ſauber, wohin man ſah. Zwei Mädchen, deren Eine erwachſen war, ſtanden in der Küche und waren mit dem Kochen der Mittagſuppe beſchäftigt. In der Stube ſaßen einige Mädchen und ſpannen oder flickten an Kleidungsſtücken. Jens mit andern war im Garten, wo er mit ihnen arbeitete.

Als wir kamen, trat er uns freundlich entgegen. Er führte mich nun überall herum im Hauſe, das ein Muſter von Ordnung und Reinlichkeit war. Hier ſagte er mir denn, daß immer Eins der Mädchen länger bleiben müſſe, um für die Haushaltung und hinwiederum für die Heranbildung der andern zu ähnlichen Zwecken zu ſorgen. Er rühmte, wie Alles da ſo taktmäßig und ordentlich hergehe, und wie er ſich ſo glücklich fühle, daß ihn der Herr zu einem Werkzeuge gemacht habe, der Waiſen Vater und der Verlaſſenen Zuflucht zu ſeyn.

Unſere Unterredung ſchloß er mit dem ſchönen Worte:

„Es bedarf nicht des Reichſeyns, um wohlthätig zu ſeyn. Gott macht auch den Armen reich dazu, indem er ihm wohlwollende Herzen erweckt, wenn nur in ihm die rechte Liebe lebt, die nicht das Ihre ſucht. Glauben Sie mir," ſagte der ſchlichte Ehrenmann, „alle die ſchroffen Abſtände zwiſchen Reich und Arm wären nicht, wenn die Liebe Jeſu Chriſti, nämlich die Liebe zu ihm, in den Herzen wohnte; denn wo die wohnt, da wohnet auch die rechte Menſchen- und Bruderliebe, da bringt das Herz gerne etwas zum Opfer für die Mitwanderer auf Erden. Wie wäre es ſo leicht, wenn alle chriſtlich dächten, das große Maaß des menſchlichen Elends zu mildern, der Sünde und des Verderbens breiten Strom zu dämmen!"

O wie wahr haſt du geredet, du treuer Jens! Möchte dein ſchönes Beiſpiel Andre wecken zu gleichem Liebeswerke! Aber an der rechten Liebe zu dem, der uns geliebet hat und hat ſich für uns dahingegeben, fehlt es eben in der Welt! Wohl würden, wenn ſie in reichen und armen Herzen lebte und waltete, die ſchroffen Abſtände zuſammenfallen, Neid und Haß erlöſchen und Frieden walten, der allein ſegnen kann!

VII.

Die Dankbarkeit vergiß nicht.

Zwei Geschichten.

1. Eine aus dem Kriege in Rußland.

Es ist wohl traurig, daß wir selbst ein deutsches Sprüchwort haben, dessen Inhalt den Beweis gibt, wie selten eine wahre Dankbarkeit in der Welt sey, das Sprüchwort nämlich, das es rund ausspricht: **Undank ist der Welt Lohn.**

Man sollte meinen, der Dank sey das Allernatürlichste, was ein Menschenherz bewegen müsse, wenn ihm ein Andrer etwas Gutes erwies und es könne gar nicht anders seyn. Ist ja doch das Thier seinem Wohlthäter dankbar, und der von Gott so reich begabte Mensch sollte es nicht seyn?

Und doch hat leider das Sprüchwort nur zu sehr Recht; nur zu oft erleben wir es, daß die unsrer Wohlthat vergessen, die ihrer gerade am meisten theilhaftig wurden.

Wenn davon die Rede ist, so hört man oft ein Wort, das ein schweres Urtheil ausspricht, das nämlich: Reiche Leute vergessen gar zu leicht und zu gerne, was ihnen Arme einmal leisteten.

Da freue ich mich denn, meinen lieben Lesern eine Begebenheit erzählen zu können, die von dem grade das Gegentheil beweist, und ich bin überzeugt, es kommen ähnliche Fälle viel Tausendmal vor, werden aber selten so bekannt. Eins thut mir nur leid, das nämlich, daß mein Gewährsmann die Namen der beiden so ehrenwerthen Leute nicht genannt hat. Dazu mag er seine Gründe gehabt haben, weil damals beide noch lebten. Und wenn auch, man soll eines braven Mannes Namen nennen, wenn er es verdient, und sich nicht scheuen! Da ich hier aber nur berichte, so kann ich nichts dafür und denke: Einer weiß die Namen genau und der hat sie auf sein Buch geschrieben — und in dem Buche bleicht keine Dinte und zerreißt kein Papier!

Als der Napoleon noch regierte und die Menschen auf den Schlachtfeldern hinmordete, kam ihm auch der verwegene Gedanke, nach Rußland zu ziehen und er dachte nicht daran in seinem Uebermuthe, daß ihm da der Herr im Himmel einen Damm von Eis und Schnee bauen und eine Kälte schicken könnte, die schlimmer in ihren Folgen sey, als der heiße Wind Samum in der afrikanischen Wüste, vor dessen brennendem Hauche kaum ein Wesen leben kann und den er auch kennen gelernt hatte in Egypten.

Er rückte mit dem auserlesensten Heere und mit einer Kriegsrüstung, die kaum ihres Gleichen jemals hatte, in Rußland ein, und dachte schon, er sey Herr der Welt, als droben im Himmel der Herr, der aller Menschen Plane zu Nichte machen kann, und vor dem sich Könige und Kaiser in den Staub beugen müssen, sprach: Bis

hierher, und nicht weiter! Die entsetzliche Kälte kam; das Eis und der Schnee kamen mit furchtbarer Macht; der Kreml, das Kaiserschloß in Moskau, ging über seinem Haupte in Flammen auf, und der, welcher so siegesgewiß sich in das kalte Nordland gewagt hatte, mußte unter grausenhaften Umständen fliehen, und seine armen Soldaten starben, wie die Schneeflocken fallen, hin vor Hunger, Kälte und Jammer, und viele, treue Mutterherzen sind im Grame um ihre hingeopferten Kinder zur Grube gefahren.

Hab' auch so ein Mutterherz gekannt, und oftmals die heißen Thränen getrocknet mit der Hinweisung auf das Land des Friedens, wo es sein beweintes Kind wiedersehen würde. Und in dieser seligen Hoffnung hat es ausgerungen, und ist hinübergegangen, wo die in Freuden erndten, die in Thränen gesäet haben. Solche Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden!

Unter den Tausenden, welche in Rußland vor Hunger und Kälte starben, war auch manch' deutsches Herz; denn die deutschen Fürsten, die in dem Rheinischen Bunde waren, mußten dem Napoleon Truppen stellen, die für seine herrschsüchtigen Plane ihr Blut opfern mußten.

So war denn auch mancher Muttersohn aus dem baierischen Lande mitgezogen, der sein Grab in dem eisigen Norden gefunden hat, und ich weiß von Zweien, die auch mitzogen, von denen ich mehr erzählen werde in dieser wahren Geschichte.

Der Eine war eines Bauern Sohn aus Franken, und sein einziger. Reich war der Bauer nicht; auch nicht

arm. Er war eben ſo Einer von den mittelmäßigen, von denen es in der Schrift heißt: Du ſollſt dich nähren von deiner Hände Arbeit. Wohl dir, du haſt es gut!

Als der Seppel, was ſo viel, als hier zu Lande Joſeph heißt, zum Heer gezogen wurde, da gingen dem Vater die Augen über, und es war der Mutter gut, daß ſie ſelig Herzeleid nicht erlebt hatte.

Der alte, biedere, gottesfürchtige Mann mochte denken, wie es in der Schrift ſteht: Ich bin wie Einer, der ſeiner Kinder gar beraubet iſt; denn der Seppel war ſein Ein und Alles, und er hatte nie gemacht, daß über ihn eine Thräne in des Vaters Auge kam, noch ein Kummer in ſein Herz.

Man wußte es damals ungefähr, daß Einer, der mit dem Napoleon ziehen mußte, ſein Todtenhemd anhatte und wenn er auch blühete, wie eine Roſe.

Alle die Thränen halfen nichts; aber das: Behüt' dich Gott, mein liebes, liebes Kind! war mehr werth; denn es lag ein Segen und ein Gebet darin, das allemal ein ſichrer Paß iſt, als der, den die Polizei ausſtellt, weil der liebe Herrgott im Himmel ſeinen Engeln Befehl thut, daß ſie ihn viſiren. Und mit ſolchem Paſſe zog der Seppel gen München, wurde dort eingekleidet und bewaffnet, und als die Trommel raſſelte, folgte er, ſchweren Herzens, dem Kalbfell nach Rußland. Behüt' dich Gott, mein liebes, liebes Kind! betete das Vaterherz, und betete ſo alle Abende, die da kamen, und alle Morgen. So ſchied aus dem ſtillen Bauernhauſe in Franken der gottesfürchtig erzogene, einzige Sohn, und ein

andrer aus einem gräflichen Schloſſe in Oberbaiern ging denſelben Weg, auch begleitet von einem mit Vaterthränen begleiteten: Behüt' dich Gott!

In Oberbaiern nämlich wohnte ein Graf. Er war einer der Reichſten im Lande und hatte auch nur Einen Sohn und Erben. Der machte es, wie's manchmal junge Leute machen, wenn der jugendliche Leichtſinn das Herz bewegt. Es gefiel ihm das hellblaue Tuch mit dem rothen Kragen beſſer, als der bürgerliche, der nur Eine Farbe hat. Und wenn er ſchon als Bube ſo ein glänzendes Reiterregiment ſah mit den ſchönen Helmen und blanken Küraſſen, ſo hüpfte ihm das Herz in der Bruſt und er dachte, ſo mußt du auch einmal Einer werden, es mag gehen oder brechen!

Sein Vater war in ſeinen früheren Jahren ſelber Obriſt eines Reiterregiments geweſen, und das war der Grund, daß der Vater dachte: Laß ihm den Spaß; es iſt ja Friede! Und iſt er's ſatt, ſo kommt er ſchon wieder heim, zu dir. —

Als denn nun der junge Graf, der wohl erzogen war und ein treues Gemüth hatte, ſeine neunzehn Jahre alt war, da trug er den glänzenden Helm und Küraß, und war kein ſchönerer Offizier in ganz München zu ſehen, und es war Friede und Alles gut.

Aber da kam der unglückſelige Rheinbund, und die Kriegstrompete erſchallte. Da hatten ſie's! —

Da war's nichts mit dem Abſchied nehmen, denn die Ehre forderte es, daß der junge Graf mitziehe. Freilich bebte in Todesangſt das Vaterherz, aber die Feldzüge

gingen herum, und eine Kugel war für den Jüngling noch nicht gegossen und die Säbel der Feinde prallten ab an Küraß und Helm, weil des Vaters behüt' dich Gott eine feurige Mauer um den Sohn bildete und eine Wagenburg dazu.

Er kam eben vor lauter Kanonendonner nicht dazu, heim zu gehen, und als der Krieg nach Rußland unternommen wurde, forderte es abermals die Ehre, daß er nicht zurücktrat, sondern mit zog in das Land voll Schnee und Eis, wo's die vielen Franzosengräber gab.

Die Zwei, von denen ich da erzählt, wußten nichts von einander und kannten sich auch nicht, sintemal der Seppel ein Fußgänger war, und der Graf ein Reiter; der Seppel gemeiner Soldat, und der Graf ein Offizier. Aber Beide zogen denselben Weg und sollten schon zusammenkommen, wenn Zeit und Stunde da war, denn das Sprüchwort sagt: Berge kommen nicht zusammen, weil Thäler dazwischen liegen, wohl aber die Menschen, wenn auch Berge und Thäler dazwischen lägen, wenn's nämlich Gottes Wille so ist.

Anfangs ging Alles gut. So lange sie noch durch das Land zogen, wo die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt, waren sie so gut, wie daheim, und sie hatten auch nichts zu klagen, als etwa die weiten Märsche; auch in Polen ging's noch, denn sie hatten vollauf zu leben, und brauchten nicht unter Gottes freiem Himmel zu schlafen; aber als sie in das eigentliche Rußland kamen, da ging's Biff, Baff! Und das Todtschießen und Todtgeschossenwerden ging alle Tage und Hungerleiden

kam auch mehr als einmal, denn die Kriegs-Commissäre, die für die Ernährung der Soldaten zu sorgen hatten, dachten mehr an ihren bodenlos tiefen Geldbeutel, als an das Ernähren der armen Soldaten. Und die Russen waren pfiffig. Die dachten: Kommt nur recht tief in's Land herein. Dann kommt der General Winter, der ein rechter Feldmarschall ist, und läßt seine Truppen in's Feld rücken, nämlich Kälte und Schnee und Eis; dann sollt Ihr etwas lernen, und die Nüsse, die der Euch zu knacken gibt, werdet Ihr nicht aufbeißen! Ueberall zogen sie sich nach leichten Scharmützeln zurück, und die Franzosen waren wacker hinterdrein und der Napoleon dachte: Nur zu! Bin ich einmal in der uralten und reichen Stadt Moskau, so sollen meine armen Soldaten es schon gut kriegen und im nächsten Frühjahr pfeif' ich Euch Russen ein Stücklein, nach dem Ihr tanzen sollt!

Der Mensch denkt's, Gott lenkt's!

Sie kamen mit Ach und Krach nach Moskau — aber da sah's scheu aus! Es waren keine Menschen da! und als sie meinten, sie wollten sich jetzt einmal nach all' den Leiden und Mühseligkeiten den Guten anthun, siehe, da brannte auf einmal die ungeheure Stadt an allen Ecken, in der Mitte, und hinten; und über dem Kopfe Napoleons brannte das alte prächtige Kaiserschloß, das „der Kreml" heißt. Und zu essen gab's nichts und wer trinken wollte, konnte Wasser haben oder Schnee am Feuer vergehen lassen so viel er Lust und Durst hatte.

Großer Gott, das war eine Lage zum Verzweifeln! Und kalt war's, daß Stein und Bein zusammenfroren, so

kalt, wie es Franzoſen und Deutſche daheim niemals gefühlt hatten.

Da war der beſte Rath, aufpacken und zurückziehen nach Polen oder Preußen! Das war aber ſchnell geſagt und langſam gethan, und ſchwer dazu, denn das Heer war erſchöpft; der Lebensmittel gab's wenige und des Hungers viel. Ueberdieß war bald die Ordnung dahin. Jeder wollte ſich retten und der Erſte ſeyn, der heimkäme, oder doch dahin, wo's weniger Kälte und mehr zu eſſen gab. Und überall waren ihnen auf einmal die Ruſſen, beſonders ihre leichten Reiter, die Koſacken, im Nacken und machten Gefangene, ſchoßen und ſtachen todt mit ihren Lanzen, was ihnen in den Wurf und in die Beine kam.

Ein ſolches Fliehen, einen ſolchen Jammer, ein ſolches Elend, wie es die Franzoſen da erduldeten, iſt noch niemals erhört worden!

Doch — wir müſſen noch einmal mit unſern Gedanken in die brennende Stadt Moskau zurück, weil wir ſehen müſſen, wie es dort unſrem Seppel ging.

Sein Regiment nahm ein Quartier, das heißt ſo ein Viereck von Häuſern, das durch vier Straßen gebildet wird, ein, um ſich da Wohnungen und Lebensmittel zu ſuchen; aber die Häuſer waren leer und kein Menſch zu ſehen. Das war ſchauerlich! Sie meinten, ſie wären in einer Todtenſtadt. Viele der jungen Soldaten dachten, ſie ſeyen nun die Herren da, und Alles ſey ihr Eigenthum. Was ſie an Geld und Geldeswerth fanden, das nahmen ſie und beluden ſich damit, daß ſie kaum ihre ledernen Torniſter

oder Ranzen tragen konnten von Gold, Geld und Geldeswerth. Sie kamen halt wohlfeil dazu.

Seppel und ein andrer Landsmann saßen am heißen Ofen, den sie sich gemacht, in einem menschenleeren Hause, welches, nach Allem, was man sahe, einem Manne gehört hatte, der einen Kramladen, und insbesondere einen von Lebensmitteln hielt.

„Jockel," sagte Seppel zu seinem Landsmann, der zu Menderschwaig zu Hause war, „ich halte alle die für geborne Narren und Esel, die sich mit Gold und Geld beladen, wie Sackesel. Geld kann man nicht essen, und für unser gutes Geld haben wir auf dem Herwege keine Brodkruste gekriegt. Ich will Dir etwas sagen: hier in der Stadt ist's mit uns aus. Die Brandstätten wachsen überall, und bald kann es auch uns an den Grips gehen. Unsres Bleibens ist nicht. Vorwärts geht's auch nicht, denn wir sind alle so matt, daß uns die eignen Beine nicht tragen wollen. Da heißt's: Rückwärts, Marsch! Das wird aber eine Geschichte werden, wie wir noch keine erlebt! Kälte und Hunger sind unsre Gesellen herwärts gewesen, und werden es hinwärts auch seyn, denn so ein russischer Winter, das hat schon unser Schulmeister in der Schule gesagt, hat seine Mucken und ist zähe. Dazu wird es kommen, daß die Russen, die sich herwärts nicht sehen ließen, uns heimwärts das Geleit geben werden mit Kugeln und Lanzen. Leicht ist da das Beste; aber Eins weiß ich, das über Alles geht, nämlich das Sprüchwort: Ein Stück Brod in der Tasche ist besser, als eine Feder auf

dem Hut. Weißt du was, ich ſuche in meinen Ranzen ſo viel Lebensmittel zu kriegen, als ich hineinbringe. Jetzt kann ich ihn noch tragen. Wenn ich aber einmal von den Märſchen rack und müde bin, ſo wird er von ſelbſt alle Tage leichter! Merk's, ich eſſe alle Tage davon, und da wird's immer weniger."

Jockel nickte ihm Beifall zu. Es lag auch auf der Hand, daß der Rath gut war.

„Bringen wir nur das Leben heim, ſo wollen wir Gott danken," fuhr Seppel fort. „Das Geld kann uns nicht helfen, nicht ſatt machen."

Jockel ſagte: „Du könnteſt Rathsherr zu Nürnberg werden, ſo klug haſt Du das herausgefingert; aber ich mach's, wie Du."

Nun begannen ſie das leere Haus vom Keller bis zum Speicher unter dem Dache zu durchſuchen, wie die Katzen nach den Mäuſen.

Im Keller fanden ſie zwei Flaſchen guten Branntwein in einer dunkeln Ecke. Das war für Soldaten nicht übel. —

„Branntwein trinken in der Kälte bringt den Tod," ſagte Seppel, „denn man wird matt und ſchläfrig davon, und ſchläft man ein, ſo erwacht man erſt am jüngſten Tage wieder; aber er kann uns dienen. Ein kleines Schlücklein erwärmt uns in der Kälte. Sie ſteckten ihn ein. In einem Kaſten, der ziemlich verborgen ſtand, fanden ſie einige Brode und eine Blechbüchſe voll gemahlenen und gebrannten Kaffee. Das war mehr werth, als Alles. Als

ſie aber in die Küche des Hauſes kamen und den Rauchfang unterſuchten, da ſahen ſie zu ihrer Freude, daß der Hauswirth vergeſſen hatte, eine Reihe geſalzter Ochſenzungen mitzunehmen. Jetzt wurden die Torniſter von Allem befreit bis auf ein Hemd, ein Paar Socken und ein Paar Schuhe. Aller übrige Raum wurde mit dem Brode und den geräucherten Zungen und der Kaffeebüchſe ausgefüllt.

Als die Ranzen tüchtig bepackt waren, erwarteten die Zwei ruhig das Zeichen zum Abmarſch. Das ließ nicht lange auf ſich warten, denn die ungeheure Flammenſäule der unermeßlichen Brandſtätte wälzte ſich immer drohender dem Mittelpunkte der Stadt zu, wo die Truppen ſtanden. Man hätte das Feuer ſchon leiden können, aber das war doch zu viel!

Anfangs ging der Rückzug noch in einiger Ordnung, aber bald ergriff der Todesſchrecken die Maſſen. „Rette ſich, wer und wie er kann!“ hieß es alsdann, und Alles ging durch einander, Reiter, Fußvölker, Artillerie und Gepäckwagen! — Oft ſtopfte ſich in Engpäſſen die Maſſe, ja ſelbſt auf freiem Felde, daß es ſtundenlang währte, bis ein ſolcher Knäuel ſich entwirrte und es wieder an's weitere Ziehen kam. In ſolchen Zeiten iſt ſich leider Jeder ſelbſt der Nächſte, und die Liebe wird rar.

Die Kälte war furchtbar. Die Lebensmittel fehlten bald für Menſchen und Thiere, und die Straße des Zuges war mit Pulverwagen, Gepäckwagen, Kanonen und dergleichen Fuhrwerken bedeckt, die keine Pferde mehr hatten. An den Wegen lagen die gefallenen Pferde, und, gierig,

wie Wölfe, schnitten und hieben die Soldaten sich Stücke des Fleisches ab, um es, wenn sie ermüdet rasten mußten, an einem kümmerlichen Feuer in ihren Feldkesseln zu kochen oder zu rösten, und es dann, noch halb blutig, zu verschlingen, da der Hungertod auf der Zunge saß. Halbe Regimenter, die sich Abends, auf's Aeußerste ermattet, um ihre Feuer zur Ruhe gelegt, waren am Morgen erfroren, und voll Entsetzen flohen die noch Lebenden weiter, und die Kosacken umschwärmten sie, wie lechzende und krächzende Raben, mordeten, raubten, machten Gefangene, kamen und verschwanden wieder mit ihren leichten Rossen.

Kommando und Gehorsam waren Dinge, von denen man nichts mehr wußte, und nach denen auch Keiner mehr zu fragen Lust trug. Das Elend hatte Alles gleich gemacht. Da sah man Gemeine und hohe Offiziere zusammen wandern. Reiter aller Art ohne Pferde, Soldaten aller Waffengattungen bunt unter einander gemischt. Die Noth hebt halt alle Unterschiede des Lebens auf, wie der Tod, darum reimen sich auch beide auf einander.

Ein Obdach zu finden, war eine Seltenheit, und wenn man einmal so glücklich war, ein Dorf zu erreichen, so waren die Räume so vollgepfropft, daß die, welche spät kamen, sich dennoch in ihrer Hoffnung getäuscht sahen und doch wieder unter dem kalten Sternenhimmel schlafen mußten.

Alles menschliche Gefühl schien erstorben. Gefühllos wanderten die, welche noch einige Kraft hatten, an denen vorüber, die sterbend am Wege lagen, und der Anblick der Todten hatte höchstens die einzige Wirkung, daß die noch

Lebenden ihre letzten Kräfte anstrengten, schnell weiter zu kommen, und doch hatten sie vielleicht nach wenigen Stunden dasselbe Schicksal, wie die, an welchen sie vorüber geeilt waren ohne Trost und Beistand. Die Armen! Wehe dem, der's zu verantworten hat!

Kehren wir uns jetzt einmal um und fragen, wo ist denn unser Seppel und sein Kamerad Jockel? —

Wir finden sie ungefähr in der ersten Hälfte des Zuges der flüchtenden Armee Napoleons. Was sie so weit vornhin gebracht, das war eben Seppels weise Vorsicht, nicht Geld und Geldeswerth in den Ranzen zu packen, sondern Lebensmittel. Diese erhielten ihre Kräfte und durch dieselben waren sie im Stande, der Kälte und dem Marsche zu trotzen. Aber wie mußten sie ihren Reichthum, mit dem sie ohnehin spärlich haushalten mußten, heimlich thun! Hätten's die Andern auch nur gemerkt, sie hätten sie todtgeschlagen ohne Rücksicht, um der Lebensmittel willen, denn alle Schonung und Erbarmung war, wie gesagt, am Ende, und Jeder dachte eben nur an sich und seine eigne Noth und Rettung.

Die Kälte stieg mit jedem Tage und jede Nacht brachte viele Hunderte von Todten, und an's Begraben dachte kein Mensch.

Eines Tages wanderten die zwei Landsleute ziemlich rüstig auf der Heerstraße. Man sah nicht weit vor sich ein Dorf, und hoffte Obdach zu finden, um einmal schlafen zu können. Da sahen sie in einer Vertiefung, wo der Schnee rings wie eine Mauer aufgethürmt war, und wer

weiß, wie viele ſchon ein Nachtquartier und Todtenbett gefunden hatten, deren ſtarre Leichname die Schneemauer noch höher und gegen den ſchneidenden Nordwind ſichrer machten, eine matte Rauchwolke aufſteigen, und als ſie näher kamen, lagen an dem Feuer vier Soldaten, von denen drei für dieſe Welt ausgeſchlafen hatten, und nur Einer noch Leben hatte, der ſeine Füße gegen das erlöſchende Feuer hielt.

„Ach Gott," ſagte Seppel zu ſeinem Gefährten, „ſieh' mal da das junge Blut, das in einer Stunde auch todt iſt! Und es iſt ein deutſcher Landsmann, ein Baier, dazu ein Offizier und ſeiner Burſch! Doch auch einer Mutter Sohn und vielleicht eines Vaters Troſt!"

Das Herz in ihm regte ſich mit aller Macht. „Wärſt du's," dachte er, „und es rettete dich Einer, wie wollteſt du Gott danken! Und der Herr Jeſus hat geſagt: Was ihr wollt, daß euch die Leute thun ſollen, das thut ihr ihnen!"

„Jockel," ſagte er in dieſem Augenblicke laut und feſt. „Den nehmen wir mit! Er ſoll nicht hier umkommen. Gott hat mir das Herz bewegt."

„Wir haben nicht genug für Dreie!" ſagte Jockel.

„Gott will, wir ſollen ihn retten, ich fühl's, und er konnte mit Wenigem an Brod und Fiſchlein Tauſende ſpeiſen und blieben noch viele Körbe voll Brocken übrig, und waren doch Alle ſatt geworden; er wird auch das, was wir haben, uns genug ſeyn laſſen. Ich will weniger eſſen und ihn retten!"

Jockel brummte und knurrte; aber der Jüngling, der

die Worte gehört hatte, streckte beide Arme nach ihnen aus und rief sterbensmatt: „Erbarmt Euch meiner, sonst muß ich hier elendiglich sterben, wie diese!“

Der Jockel wollte nicht dran und sagte: „Er ist ja schon halb todt! Gib Acht, wir laden uns eine Bürde auf, die uns selber todt drückt! Laß ihn liegen. Was geht er uns an!“

Aber dem Seppel war das Wort des armen, jungen Blutes durch die Seele gegangen. Er war schon bei ihm. Brach ihm sein Brod und reichte ihm eine Schnitte von der geräucherten Zunge und einen Schluck Branntwein. Jockel wollte allein nicht fortgehen und blieb auch stehen, ob er wohl gleich höchst unzufrieden mit seines Kameraden allzu firer Barmherzigkeit war, und heimlich fluchte, wie ein Türke.

Der junge Kürassiereoffizier fühlte sich wunderbar gestärkt. Er richtete sich auf und, auf die Beiden sich stützend, ging er eine Weile langsam fort. Allmählig kam Wärme und Leben in seine Beine, und nach einer halben Stunde konnte er schon alleine und ganz wacker gehen.

Der geneigte Leser wird's schon merken, daß das Sprüchwort wahr geworden war, daß die Berge nicht zusammenkommen, weil die Thäler dazwischen sind, wohl aber die Menschen, die der liebe Herr im Himmel zusammenführen will — und wenn auch Berge und Thäler dazwischen lägen. Und was die Beiden zusammenbrachte, den braven Bauernsohn aus Franken und den Grafensohn aus Oberbaiern, das war das treue: „Behüt' dich Gott!" das ihre Väter ihnen mitgegeben auf den Weg.

Nach einem langsamen Marsch, weil's eben der Kürassiereoffizier mit seinen froststeifen Gliedern noch nicht recht fertig bringen konnte, kamen sie in das Dorf und waren so glücklich, in einer Stube ein Obdach zu finden, darinnen ein Ofen stand. Holz gab's, weil man Thüren und Treppen und Alles nahm, was eben brannte. Sie machten sich ein Ofenfeuer an, das sie wunderbarlich belebte und erquickte, setzten ihren Feldkessel auf und kochten sich aus der Blechbüchse von Moskau einen Kaffee, und, als sie den getrunken, kochten sie sich drei Stücklein Zunge und aßen jeder eine Schnitte Brod dazu und legten sich dann in der warmen Stube auf den Boden, wickelten sich in ihre Mäntel, nahmen die Ranzen unter den Kopf und schliefen, wie

ſie ſeit Moskau nicht geſchlafen hatten, und, wie man ſagt, wie Kurfürſtenhofhund, ſo herrlich.

Wie erquickt und geſtärkt erwachten ſie! Noch einmal erquickten ſie ſich mit Kaffee und Brod, und dann wünſchten ſie Segen dem entflohenen Bewohner des Hauſes, und ſchritten, nachdem Seppel laut und glaubig gebetet hatte, mit neuem Muthe und neuer Kraft weiter. Allein der Jockel hatte nicht Luſt, ſein Brod mit dem Landsmann zu theilen. Er ging ſchon in der folgenden Nacht mit einem andern Trupp weiter und ließ den Seppel und den Küraſſier alleine wandern.

„Fahr' hin," ſagte Seppel, „viel biſt Du nicht werth! Will uns Gott erhalten, ſo läßt er uns nicht erkalten!" Dieß Sprüchwort kam ihm jetzt grade gerecht, und es friſchte ſeinen und ſeines Leidensgefährten Muth ſehr auf.

Schlimm war es, daß der Küraſſier ſchlecht zu Fuß und weich war. Er hatte ſeine Füße zum Theil erfroren, und bald auch aufgegangen; allein ſie waren auch nahe am Ziele, nahe in Polen nämlich, wo ſie eine Aenderung ihres Schickſals erwarten konnten.

Seppel zog einem Todten das Hemde aus, machte Lappen draus; briet dann ein Stück von einem todten Hunde, den ſie am Wege fanden, und ließ das Bißchen Fett, welches herausquoll und briet, mit einer Eisſcholle zuſammen im Feldkeſſel kochen. Daraus bildete ſich eine Salbe, mit der er die Lappen beſtrich, und des Offiziers Füße umwickelte. Das that ihm gar wohl und er konnte wieder weiter wandern. Nach unſäglichen Leiden erreichten

ſie endlich Polen. Jetzt aber war es auch nicht mehr möglich, daß der arme Küraſſier weiter konnte. In einem Bauernhauſe, bei menſchenfreundlichen Polen, fanden die beiden Gefährten Unterkunft und liebevolle Pflege für kurze Zeit.

Der Küraſſier ſchrieb von hier aus an ſeinen Vater und hoffte Geld zu bekommen.

Acht Tage blieb der gute Seppel bei ihm und pflegte ihn, bis ſeine Füße zu heilen begannen. Da trieb es den Seppel weiter. Er dachte an ſeinen alten Vater und hatte keine Ruhe mehr.

Als er aber ſchied, ſtürzte er ſeine Kaſſe, und da er noch dreißig Franken fand, gab er fünfzehn dem jungen Küraſſier und machte ſich zur Weiterreiſe bereit.

„Wenn Ihr Geld kriegt, dann könnt Ihr Euch ſchon weiter helfen," ſagte Seppel, „und braucht mich nicht mehr. So will ich denn in Gottes Namen gehen und zuſehen, wie ich fortkomme."

Vergebens wollte ihn der Küraſſier beſtimmen, ſein Geld, das er ſo nöthig brauchen würde, zu behalten. Er that's einmal nicht anders.

Der Küraſſier ſchrieb ſich ſeinen Namen und Wohnort auf, ſagte ihm den ſeinigen, und weinte heiße Dankesthränen an ſeinem Halſe, und Seppel wurde auch weich unter der Weſte.

„Werde ich gerettet, und ich vergeſſe Dich, ſo ſoll Gott der Herr meiner vergeſſen in Ewigkeit!" — Dieſe Worte ſagte, weinend vor Leid über ſeines Retters Schei-

den, der Offizier, und Seppel schied mit dem schönen Sprüchlein: „Behüt' Euch Gott!"

Seppel wanderte voll Glauben, der Herr werde dem Küraſſier schon weiter helfen, und auch ihn behüten, weiter. Zu seinem Regimente kam er nicht mehr, denn in Sachsen erkrankte er und kam in das Lazareth. Da lag er lange an dem bösen Fieber darnieder, welches damals so Viele hatten, und das so Viele hinwegraffte; allein über ihm waltete Gottes schirmende Hand. Er genas endlich, erhielt einen Paß in die Heimath und trat seine Wanderung an im Vertrauen auf Den, der bis hierher geholfen.

So schlimm auch die Zeit war, und so sehr groß die Gefahr des Krieges, er fand milde Herzen überall, und kam endlich wieder glücklich nach Franken zu seinem Vater, der ihn in seliger Freude in seine Arme schloß, und den Herrn pries aus dankbarem Herzen, der ihm sein Kind bewahrt hatte. Er erhielt seinen Abschied und blieb nun bei seinem alten Vater, den er in seinen Arbeiten als treuer Sohn unterstützte.

An seinen Küraſſier dachte er oft, sehr oft, und ob er wohl noch leben möchte; aber er hörte nichts mehr von ihm, vergaß sogar seinen Namen gänzlich und war Gott dankbar, daß er seinen Abschied hatte, denn sonst hätte er die Freude haben können, noch zweimal mit nach Paris zu wandern, die Leipziger Schlacht gar nicht gerechnet. Seinem Vater, dem er, wie seinen Nachbarn oft und viel erzählen mußte, theilte er denn auch die Geschichte mit dem jungen Grafen mit, und die Bauern sagten: „Der macht's, wie

alle die vornehmen und reichen Leute. Sie ſehen's für ein 'Muß' an, was Unſereins freiwillig thut; und für den Dank haben ſie ein ganz kurzes Gedächtniß. Wir kennen ſie!"

Werfen wir den Blick in das polniſche Bauernhaus, wo der Küraſſieroffizier geblieben war, als Seppel von ihm ſchied, ſo änderte es ſich da in ganz kurzer Zeit; denn es kam ein Brief aus Deutſchland an, der viel Geld brachte. Der junge Mann belohnte ſeinen Wirth reichlich, und ließ ſich einen Wagen ſo bequem als möglich herrichten. Damit fuhr er nach der nächſten Stadt, wo ein franzöſiſches Lazareth war. Hier weilte er, bis ſeine Froſtwunden geheilt waren, und eilte dann zu ſeinem Regimente, wo man ihn bereits in die Liſte der Umgekommenen geſetzt hatte. Von ſeinem Regimente war eben nur noch ein Drittheil übrig; die Andern lagen an der Berezina und an andern Stellen, wo wilde Kämpfe Statt gehabt, oder im Schnee der Steppen, oder waren auf dem Wege, in den Einöden Sibiriens lebendig begraben zu werden als ewige Gefangene; denn von da ſoll kein Wiederkehren ſeyn.

Der junge Graf kämpfte alle Schlachten mit auf Seiten der Franzoſen, bis auch die Baiern abfielen von dem Tyrannen, der ihre Kinder hingemordet hatte. Das gläubige „Behüt' dich Gott!" war ihm auch ein Schild in allen dieſen Schlachten geweſen, und war es ihm, bis 1815 der Erbfeind auf dem Felſen im Meere ſeiner Tage Reſt zu verleben gezwungen wurde. — Da erſt kehrte er heim in die Arme ſeines Vaters, der manche Stunde der

Angſt um ihn verlebt hatte. Aber wie Unrecht thaten ihm die Bauern in Seppels Hauſe in dem Dorfe in Franken! Mit welcher Begeiſterung warmer Dankbarkeit ſchilderte er ſeinem Vater das treue Gemüth ſeines ehrlichen Seppel, deſſen Namen und Wohnort er genau kannte; wie heiß war ſein Wunſch und der ſeines Vaters, dem Retter ſeine Liebe und Dankbarkeit zu beweiſen!

Bis zum Herbſte 1815 hielt er es aus; dann aber ſagte er ſeinem Vater, er müſſe ſeinem Herzen ein Genüge thun, und ſeinen Seppel wiederſehen.

„Wenn er nur noch lebt," ſagte er; „wenn er nur in die Heimath zurückgekehrt iſt!"

Der Vater ſagte ihm nicht, daß er ſich bereits nach Seppel und ſeinen Umſtänden heimlich erkundigt; ſagte ihm nicht, daß er ein Landgut von hundert Morgen, das in dem Dorfe feil geweſen, für ſich hatte ankaufen laſſen; verſchwieg ihm auch, daß er bereits Alles, was er heimlich in ſeiner Bruſt trug, hatte richtig und feſt machen laſſen; aber er hielt nun den ungeduldigen Sohn nicht länger zurück. Sie reiſten endlich nach Franken ab, Vater und Sohn.

Ich hab's ſchon da vornen geſagt, daß Seppels Vater kein reicher Bauer war, aber auch grade kein armer. Er kam, wie man ſagt, eben ſo aus. Die fünfundzwanzig Morgen Aecker und Wieſen, die er beſaß, waren ſchuldenfrei, aber es war doch kein Gut, das ſich meſſen konnte mit andern Bauern des Dorfes. Das war auch der Grund, warum in der letzten Zeit Seppel oft tief betrübt

war. Schon ehe er hatte Soldat werden müſſen, ging er der bildſchönen und mildſanften Tochter eines reichen Bauern zu Gefallen, und das Mädchen hatte das ſchnell weg und war nicht böſe drüber; denn Seppel war ein prächtiger Burſche, und eine treue, brave Seele dabei. Die Liebe fragt nicht viel nach Geld und Gut; deſto mehr aber die Eltern und insbeſondre, wenn ſie reiche Bauern ſind. Die Eltern rechnen lieber, als die Kinder, die vor Lieb' keine Zeit dazu haben.

Als darum der Lindenbauer, wie ſie den alten Borſtelmeyer nannten, weil eine groſsmächtige Linde in ſeinem Hofe ſtand, merkte, daſs ſeine ſchöne, blühende Crescenz mit dem Seppel wollte Liebhaben ſpielen, da legte er die Stirne in Falten und ſagte zu dem Mädel, es ſolle ſich das vergehen laſſen; der Borſtelmeyer nähme keinen Lumpen zum Schwiegerſohn; er gäbe ſeinem Kinde, und jedem derſelben fünfzig Morgen mit, und da dürfe der Mann nicht weniger mitbringen, daſs er nicht die Schmach erlebe, Eins ſeiner Kinder in Armuth zu wiſſen; ein Bauer dürfe kein Bäuerlein zum Schwiegerſohn haben.

Crescenz weinte und ſagte es ihrem lieben Seppel; der war tief niedergedrückt, und wollte gar nicht mehr froh werden. Der Borſtelmeyer hatte ſich aber doch verrechnet, wenn er glaubte, ſo treue Liebe ſey wie ſprödes Eiſen, das kurz abbricht. Was nun vor den Augen Aller nicht mehr geſchehen durfte, das geſchah heimlich. Sie ſahen ſich oft und ihre Liebe wurzelte deſto tiefer hinab in die Herzen.

Es gibt aber überall Neidſäcke, auch in Franken, und Mährchenträger und Ohrenbläſer. Vielleicht war's Einer, der auch die holdſelige Crescenz lieb hatte, oder Einer, der dem Seppel und ſeinem Vater feind war, kurz und gut, es wurden dem Vorſtelmeyer, der auch Lindenwirth, und zwar der einzige Wirth im Dorfe war, geſagt, daß ſeine Crescenz noch immer den Seppel lieb habe und heimlich mit ihm Abendſtändchen unter der Linde halte, wenn's dunkel ſey; auch, daß der Seppel Abends unter ihrem Fenſter ſtehe und mit ihr plaudere. Da wurde der Lindenbauer wüthend, und mißhandelte Crescenz, und drohte ihr, er würde den Lump, den Seppel, todtſchießen, wenn er ſich noch einmal erkühne, über ſeine Hofſchwelle oder zu der Crescenz zu ſchleichen. Zugleich gab er heimlich ſeinen Knechten Befehl, aufzupaſſen, den Lump zu fangen, tüchtig abzugerben, und dann ihn zu rufen, nämlich den Lindenbauer.

Die Knechte waren Schulkameraden des Seppel, und hatten ihn lieb, und hätten ihn der ſchönen Crescenz und ſie ihm gegönnt, da ſie ſie ja doch nicht kriegen konnten. So hatte ſich denn der Vorſtelmeyer verrechnet. Der Seppel hörte jedes ſeiner Worte genau wieder, und ſah drum ſeine herzige Crescenz um nichts ſeltner, nur waren ſie pfiffiger geworden und ſchlauer.

Grade im Herbſt 1815 war es, als eines reichen Bauern Sohn vom nahen Dorfe um Crescenz zu freien anhob. Das war für den Vorſtelmeyer eine Freuden-, für ſeine Crescenz und Seppel eine Hiobspoſt. Sie wußten's

ganz genau, daß der Alte gleich seine Einwilligung geben würde, wenn der Bursch Ernst mache, und dem war's kein Scherz für Crescenz und Seppel.

So war Kummer und Jammer der Beiden nächstes Erbe, als eines Tages eine prachtvolle Kutsche in's Dorf fuhr und am Hofe des Lindenwirths hielt. Das war eine Kutsche, so war noch keine in seinen Hof gefahren. Alles Beschlag am Geschirr der prächtigen Pferde war pures Silber und ebenso die Griffe an den Thüren der Kutsche, und war ein Wappenbild drauf gemalt mit einer goldenen Krone. Auch hatte der Kutscher silberne Borden am Hut und fast meinte der Lindenwirth, es sey der König oder sein Stiefbruder oder dergleichen.

In der Kutsche saßen zwei Herren, ein alter und ein junger. Die stiegen aus und kamen in's Haus.

Der alte Herr ließ sich mit Borstelmeyer gleich in ein Gespräch ein, und fragte nach dem kürzlich hier feil gewesenen Bauergut.

„Das hat eine Art," sagte der Lindenbauer. „Es sind netto Hundert große, baierische Morgen und die Krone unsres Landes. Das Haus ist schön und Ihr könnt's hier am Fenster sehen, es ist mein Nachbarhaus, schief gegenüber, an der Ecke, und ist rosenroth angestrichen. Die Wiesen sind sehr gut und leicht zu bewässern. Da kann ein Pächter fett drauf werden."

„Es ist mein!" sagte der alte Herr.

„Euer Gnaden gehört's?" fragte erstaunt der Lindenbauer. —

Während nun der alte Herr noch mit ihm über das Gut redet, hatte der Junge ſchnell die Pracht des Mädchens in's Auge gefaßt, welches das ſchäumende Würzburger Bier kredenzte.

„Hör' mal, mein ſchönes Kind," ſagte er, „lebt der Seppel — noch -- er nannte Seppels Geſchlechtsnamen.

Da übergoß eine Gluthröthe des Mädchens Angeſicht und ſie ſah unter ſich, und ſagte: „Warum ſollt' er denn geſtorben ſeyn? Er iſt friſch und geſund!"

Der junge Herr verſtand ſich auf das Rothwerden der Mädchen, und merkte gleich, daß es da nicht ganz richtig ſeyn müßte. Er dachte: friſch gewagt, iſt halb gewonnen, und fragte: „Iſt er Dein Schatz noch?"

Das hörte aber der Alte mit dem linken Ohre, was der junge Herr mit der Crescenz redete, und fuhr ſchnell drein und ſagte: „Nein, junger Herr, das iſt ab und Morgen wird die Crescenz die Braut eines Andern. Einem Lumpen, wie der Seppel iſt, gibt der Lindenbauer ſein Kind nicht, das fünfzig Morgen mitkriegt."

„Oho," rief der junge Herr, „macht's nur nicht gar zu ſchlimm, Lindenwirth. Es iſt die Frage, ob er Eure Tochter nimmt?"

„Das müßt doch kurios kommen!" ſpottete der Lindenbauer, der hier an ſeiner Ehre angegriffen und in dem Punkt kitzelig war.

Crescenz war ſchon bei den erſten Worten ihres Vaters erbleicht und ſchnell hinausgegangen.

Der alte Herr ſah ſeinen Sohn an und redete ein

wenig franzöſiſch mit ihm und erfuhr ſchnell ſo, um was es ſich hier drehe mit dem Gerede.

„Ich glaub', mein Sohn hat Recht," ſagte darauf der alte Herr, „denn ich hab' Euch vorhin etwas geſagt, was nicht ganz richtig iſt. Das Gut, welches ich gekauft habe, iſt nicht mein, ſondern gehört dem Seppel, und da iſt er reicher als Euer Kind und wird ſich wohl eine ſuchen, die zu ihm beſſer paßt! — Leſet einmal hier das Papier!"

Darauf zog er eine Schrift mit großmächtigen Siegeln heraus und gab ſie dem Borſtelmeyer, der ſeine Klammerbrille aufſetzte und ſie las.

Während des Leſens verfärbte er ſich.

„Das iſt ja kurios," ſagte er mit einem erzwungenen Lächeln, „daß Ihr, Herr Graf, gnädiger Herr, dem Seppel das theure, prächtige Gut ſchenket. Wie hängt denn das zuſammen?"

Da erzählte ihm der Alte die Geſchichte der Rettung ſeines Sohnes, und wie ſie, den Sohn und ihn, die Dankbarkeit treibe, dem braven Seppel eine rechte Freude zu machen.

Der junge Herr war während deſſen in die Küche geſchlüpft, die neben der Stube war, und hatte dort die Hand des weinenden Mädchens ergriffen und geſagt: „Trockne Deine Thränen! Mit der Brautſchaft, von der Dein Vater redet, iſt's nichts. Glaub' mir, Morgen biſt Du Seppels glückliche Braut! Ich ſetze Dir meinen Kopf zum Pfande!" —

Und eben ſo unbemerkt von Borſtelmeyer ſchlüpfte er

wieder in die Stube, und ließ das erstaunte Mädchen zwischen Furcht und Hoffnung in der Küche zurück.

Der alte Graf hatte während der Zeit seine Geschichte beendet und Vorstelmeyer saß da wie ein Steinbild. Der Aerger, das nicht früher gewußt zu haben, malte sich deutlich auf seinen Zügen und es kam ihm das Niesen an.

„Nun," sagte der Graf, der den Bauer vollkommen durchschaut hatte, „hab' ich dem Seppel eine für ihn passende Braut ausgesucht, die so schön ist, wie Eure Crescenz! Doch," setzte er hinzu, „wir wollen jetzt den Seppel aufsuchen. Habt Ihr Niemanden, der uns sein Haus zeige?"

Der Vorstelmeyer überlegte blitzschnell, hier sey's Zeit, einzulenken, und den Karren aus dem Kothe zu ziehen, in den ihn sein Hochmuth geschoben, und sagte: „Wenn es Euer Gnaden erlauben, will ich Ihnen den Weg und das Haus selber zeigen."

„Ei, Ihr werdet doch nicht in des Lumpen Haus gehen wollen?" sagte der junge Herr spöttisch lachend.

„Nun —" stotterte der Lindenbauer „— ich — thue es ja ihm nicht, sondern Euer Gnaden, und dann — ist er — ja jetzt auch kein Lump mehr, wie — ich aus dem Papier gesehen habe!" —

„Bei Euch schlägt der Wind schnell um!" lachte der junge Graf.

Sie hatten nicht weit zu Seppels Wohnung.

Er stand mit seinem Vater in der Flur des Hauses, als die Fremden hereintraten.

Beide zogen ihre Käpplein ab und begrüßten die vornehmen Herren etwas befangen, weil ſie gar nicht denken konnten, was ſie zu ihnen führen könnte.

„Seppel, mein Lebensretter!“ rief freudig aufjauchzend der junge Graf und fiel Seppeln um den Hals.

Seppel hatte ihn, da er einen bürgerlichen Rock und nicht mehr den des Soldaten trug, nicht erkannt; als er aber nun die Stimme hörte, da erkannte er ſie wieder und rief freudig bewegt: „Ach Herr Je! der Herr Rittmeiſter! Denkt Ihr noch an mich?“ —

Aber der junge Graf ließ gar nicht ab, ihn zu herzen und eine Menge Bauern ſtanden im Hofe, und ſahen dem zu. Und als der junge Graf einen Augenblick nachließ, da kam der Alte und ergriff ſeine Hand mit heißen Thränen in den Augen und dankte ihm tief bewegt für ſeines einzigen Sohnes Rettung, die er ſo menſchenfreundlich und mit Opfern, die er ſich ſelber auferlegte, bewirkt hätte.

Seppel war ganz außer ſich vor Freude, den jungen Mann wiederzuſehen, den er liebgewonnen hatte in der kurzen Zeit ſchwerer Leiden, die aber ſchwerer wogen, wie oft ein ganzes Menſchenleben.

Sie traten in die Stube und nun wurde die ganze Begebenheit beſprochen und der junge Graf hob die barmherzige Samariterthat recht hervor und beſonders, daß er ſein Geld mit ihm ehrlich getheilt, als er geſchieden ſey, und doch nicht gewußt habe, ob er's je wieder bekommen würde.

Seppel erröthete einmal über das andre Mal und

wehrte Alles von ſich ab, indem er ſagte, der Herr Rittmeiſter mache aus einer Mücke einen Elephanten, was aber der Rittmeiſter mit Thatſachen widerlegte, die Seppel doch nicht entkräften konnte. Darauf mußte Seppel erzählen, wie es ihm ergangen. Als er es erwähnte, wie er ſo ſchwer erkrankt ſey, da rief aus Herzensgrunde der junge Graf: „Ach, mein Gott, warum konnte ich Dich da nicht pflegen? So hätte ich doch einen Theil meiner Schuld abgetragen!“

Als aber Seppel fertig war, bat er den Herrn Rittmeiſter, ihm doch auch ſeine Geſchicke zu erzählen. Das that er ehrlich und genau, und als er damit fertig war, ſo rief er aus: „Nun aber wollen wir uns des Lebens freuen. Heute biſt Du und Dein Vater mein Gaſt. Wir haben das Eſſen bei dem Lindenwirth beſtellt, und die ſchöne Crescenz wird es bereiten!“ —

Seppel gerieth bei Nennung dieſer Namen in eine nicht geringe Verlegenheit. Hatte ihm ja doch der Vorſtelmeyer ſeine Schwelle verboten. Was ſollte er thun? Sag's grad heraus, dachte er, denn der alte Grobian ſtand ja noch immer neben der Thüre, obgleich ſich Niemand um ihn kümmerte.

„Ich darf nicht, Herr Rittmeiſter,“ ſagte Seppel. „Der Lindenwirth hat mir ſein Haus verboten.“

„Ach, das war ſo bös nicht gemeint!“ rief der Wirth, der gleich berechnete, daß ſeine Zeche um zwei wüchſe.

„Das glaub' ich auch,“ ſagte lachend der junge Graf und zog ſeinen Seppel mit ſich hinaus und führte ihn an

ſeiner Hand bis in des Lindenbauers Haus und die Andern folgten, und die Bauern ſtanden da und gafften und wußten nicht, was das heißen ſolle.

Als aber Crescenz ihren Seppel an des jungen Herrn Hand daherkommen ſah, floh ſie erglühend in die Küche und zitterte am ganzen Leibe vor freudigem Schrecken.

Als ſie nun in die Stube traten, ſagte der alte Graf, Seppels Hand ergreifend: „Ich bin Dein doppelter Schuldner, Seppel. Eine Schuld, das meinem Sohne gegebene Geld, kann ich bezahlen und will es; aber die andre, die Rettung meines Sohnes vom Hunger- und Erfrierungstode, die iſt nicht zu vergelten, dafür bleibe ich und mein Sohn Dir ewig dankbar.“ Und bei den Worten ſtockte ſeine Stimme. „Sieh, Seppel,“ fuhr er fort, als er wieder über ſeine Rührung Herr geworden war, „mich hat Gott reich geſegnet; darum muß ich auch meine Schuld mit Zinſen zurückgeben. Hier iſt vor drei Wochen das hübſche Bauerngut verkauft worden. Der Graf, der es kaufte, bin ich. Für mich aber hab' ich's nicht gekauft, ſondern für Dich. Hier geb' ich Dir den Kaufbrief. Es iſt bei Heller und Pfennig bezahlt, wie die Quittung ausweist, und ſchon morgen kannſt Du es beſtellen. Gott aber wolle es zu einem Segen werden laſſen für Dich und alle Deine Nachkommen. Erziehe ſie zu ſo wackern Menſchen und guten Chriſten, wie Du einer biſt!“

Er übergab ihm den Kaufbrief.

„So iſt meine Geldſchuld abbezahlt; die andre kann nur Gott vergelten und unſre Liebe und Dankbarkeit.“

Der junge Graf weidete ſich mit Thränen in ſeinen Augen an dem maßloſen Erſtaunen Seppels. Endlich rief er: „Seppel, es iſt Alles ſo, wie mein Vater ſagt, aber was hör' ich? Du wollteſt hier des Lindenwirths Tochter gerne haben? Nun, das Mädchen iſt wirklich wunderſchön, aber ſie iſt viel zu arm für Dich. Sie iſt ein Lumpenmädel gegen Dich. Gib den Gedanken auf. Ich weiß eine, die eben ſo hübſch iſt, und dieſe bringt Dir eben ſo viel als Du ſelber haſt. Das klappt doch!"

Der Borſtelmeyer wurde bleich, wie Kreide; aber er wagte nicht, ein Wort zu reden. So war er ſein Lebtag noch nicht gedemüthigt worden.

„Ach," ſagte Seppel, „wenn Alles ſo iſt, ſo kann ich's ja nicht annehmen!"

„Närrchen," rief der junge Graf, „von Annehmen iſt ja keine Rede; Du haſt's ja. Der Kaufakt lautet ja auf Dich; Du haſt's ja bezahlt; die Quittung lautet auf Dich. Und wenn's auch ein Bischen mehr iſt, ſo mußt Du bedenken, daß mein guter Vater Dir Judenzinſen gerechnet hat."

Der alte Graf lachte herzlich. „Du machſt mir da einen ſchönen Namen!" ſagte er.

„Nun, lieber Vater, wie Sie ſie berechnen, zu Andrer Vortheil, das iſt nicht gegen das Geſetz! Wollte Gott, es würden ſo die Zinſen immer berechnet, wenn's zu vergelten gilt, wie hier!"

Der junge Mann war ganz ausgelaſſen vor Freude. „Seppel," ſagte er. „Von der Heirath redeſt Du nicht?"

„Ach, Ihr Gnaden," ſagte er — und wurde roth.

„Nenn' mich Rittmeiſter, wie in Rußland," rief der Graf. „Für Dich bin ich keine „Gnaden", und rede einmal von der Farbe."

„Nun, ich nehm' doch keine andre, als die liebe Crescenz," platzte er heraus.

„Da haben wir's!" rief der junge Graf. „Will der pudelnärriſche Kerl das reichſte Mädchen ausſchlagen und die bettelmäßige Crescenz nehmen!" —

„Ach," bat Seppel, „redet doch nicht ſo! Es iſt Euch doch kein Ernſt damit, Herr Rittmeiſter. Man meint ja, man hörte den Vorſtelmeyer reden!"

„Ach, Seppel, der gibt's heute wohlfeil. Er iſt in ſich gegangen. Die hundert Morgen Deines Gutes und das ſeine dazu haben ihn mürbe gemacht. Er gibt Dir herzlich gerne ſeine Crescenz. Nicht wahr, Lindenwirth?"

Trotzdem, daß der Aerger ihm faſt die Galle überſchießen machte, bedachte er doch, daß ihm leicht ein ſo fetter Eidam entgehen könnte, und ſagte: „Es war ſo bös nicht gemeint, und ich hab' nichts dagegen!"

Bei dem Worte fuhr Seppel herum, und ſah ihn an. „Iſt's Euer Ernſt?" fragte er.

„Warum denn nicht?" war des Vorſtelmeyers Antwort.

Da that Seppel einen mächtigen Satz in die Luft und knallte mit den Fingern. Dann rannte er in die Küche und zog die widerſtrebende, ſchamhaft erglühende Crescenz mit Gewalt in das Zimmer.

„Crescenz, mein Leben," rief er, „Dein Vater gibt

Dich mir! Und der Herr Rittmeiſter hier iſt ein Herenmeiſter, der hat's rund gemacht!"

Der Rittmeiſter trat zwiſchen ſie, ergriff ihre Hände und führte ſie zu dem Vorſtelmeyer.

„So legt ihre Hände zuſammen, Vorſtelmeyer," ſagte er. „Es muß heute Verlobung ſeyn!"

Und Vorſtelmeyer beſann ſich keine Sekunde, und legte ihre Hände zuſammen, und dann führte ſie der junge Graf zu Seppels Vater und ſagte: „Segnet Eure Kinder, und Crescenz wird Euch eine gute Tochter ſeyn, die Euer Alter pflegt!"

„Und jetzt, liebe Crescenz," ſagte er, „trag' den Verlobungsſchmaus auf, und Ihr, Hochzeitsvater, holt' vom Beſten aus dem Keller, denn ich zahle Alles und Ihr habt heute den beſten Handel gemacht!" —

Einen froheren Tag verlebten die beiden Grafen ſeit langer Zeit nicht, als dieſen.

Seppel und die schöne Crescenz wurden bald ein Paar, und zogen in ihr neues Haus ein. Und alle Jahre kamen einmal der Graf, sein Vater und seine Gemahlin nebst ihren Kindern zu Crescenz und Seppel, und das waren allemal wahre Freudentage für beide Familien, und eben so mußte Seppel mit Crescenz und ihren Kindern auf des Grafen Schloß jährlich einen Besuch machen und wurden dann allemal mit des Grafen bester Kutsche abgeholt. Und so ist dieß Band der Liebe geblieben bis vor wenigen Jahren, wo der Tod sie Beide wegnahm. Aber selbst zwischen den Kindern beider so verschiedenartig im Leben gestellten Familien wird es bleiben. Es ist ein schönes Erbe der Väter, und sie haben's ihren Kindern sterbend auf die Seele gebunden.

VIII.

Die Dankbarkeit vergiß nicht.

Die andere Geschichte.

2. Aus der Zeit der französischen Revolution.

Du bist mir, geneigter Leser, in die Schnee- und Eisfelder Rußlands gefolgt in der ersten dieser beiden Geschichten, jetzt mußt du mir nach Frankreich folgen. Laß' Dich's nicht verdrießen! Ich führe Dich in eine der schönsten Provinzen Frankreichs, in die von Gott gesegnete Normandie, in einen wahren Garten Gottes. Die Seine, der stolze, schöne Fluß, zieht sich wie ein silbernes Band durch die frucht- und obstreichen Gelände, wo Alles gedeiht, was des Menschen Herz erfreuen kann.

Anmuthige Dörfer, reiche Städte begegnen da dem Reisenden überall, und der Wohlstand der Bewohner ist groß.

Eine der reichsten Städte des Landes ist Rouen. Da herrscht gar viel Verkehr, Gewerbthätigkeit und Handel, und es ist eine große, schöne Stadt, worin aber freilich bei großem Reichthum, wie überall, auch große Armuth zu finden ist.

In dieser Stadt lebte um das Jahr 1780 ein reicher Kaufmann, der eigentlich in der französischen Schweiz zu Hause war, nämlich in Genf, und Laurent hieß.

Herr Laurent hatte viel erfahren in seiner Jugend. Ein Sohn unbemittelter Eltern, hatte er sich in Genf dem Kaufmannsstande gewidmet. Er trat in die Lehre bei

einem Kaufmanne in Genf, der einen kleinen Handel hatte und der ihn ohne Lehrgeld nahm, wie das hier zu Lande auch geschieht, wobei er sich denn verpflichten mußte, vier Jahre als Lehrling zu stehen.

Von Hause aus an knappe Kost gewöhnt, fand er aber doch schnell, daß die Kost in seines geizigen Lehrherrn Hause gar zu knapp zugemessen war. Bei der knappen Kost mußte er es noch alle Tage auf dem trockenen Brod essen, daß er ihm nichts einbringe, und eine Last sey. Dazu kam, daß kein Tag und keine Nacht im Hause war, das heißt, daß der Lehrherr dem armen Jungen kaum einige Stunden Nachtruhe gönnte, und er am Tage immer auf den Beinen seyn mußte. Oft fiel er beinahe um vor entsetzlicher Ermüdung. Dazu halb satt — das war ein saures Stück Leben!

Man hatte ihm vorhergesagt: „Du wirst's bei diesem Knicker so wenig durchmachen und aushalten, als seine andern Lehrjungen, die ihm alle nach vier Wochen durchliefen, und sich lieber hätten in ein Gefängniß sperren lassen, als daß sie noch einmal zu ihm zurückgekehrt wären.

Allein der kleine Laurent war ein fester Knabe. „Das soll Niemand von mir erleben," sagte er, und duldete stille, litt blauen Hunger, klagte aber nicht, und blieb.

„Das Vielessen ist, bei meiner Treu', eine Gewohnheit," sagte er nach etwa sechs Wochen zu sich selbst, denn die schmalen Bissen reichten nun vollkommen hin, seinen Hunger zu stillen; er sah besser aus, und die Leute, selbst seine armen, besorgten Eltern, wunderten sich und meinten, sein Lehrherr habe seine alten Mucken abgelegt. Das

wußte Laurent beſſer, aber er behielt es für ſich, weil er Ausplaudern über Alles haßte.

Auch die Anſtrengungen ſeines Dienſtes lernte er nach und nach ertragen, und gewöhnte ſich dadurch an eine raſtloſe Thätigkeit. Es iſt nichts ſo ſchlimm, es iſt für Etwas gut, ſagt man im Sprüchwort, und Carl Laurent empfand das wohl. Gewöhnte er ſich an unausgeſetzte Thätigkeit auf dieſer Seite, ſo wurde ihm auf der andern die Gewöhnung an Mäßigkeit im Eſſen und Trinken auch nützlich für ſeine Zukunft.

Ueberhaupt iſt eine Jugend in Sorgen für's Alter ein Segen; nur ſieht man's in jungen Jahren ſelten ein, und erſt ſpäter wird der Blick klar über ſolche Dinge. Item — er machte es durch und hielt die Lehrzeit ohne Klagen und Murren aus. Als aber nun ſein Lehrherr ihn auch für drei Trumpeln, wie man am Rheine für wenig Lohn ſagt, als Gehülfe behalten wollte, da ſagte Carl Laurent Dank für das freundliche Anerbieten, und ging ſeines Weges. Es hat halt Alles in der Welt ſeine Grenze, ſeinen Anfang, aber auch ſein Ende.

Einem ſo muſterhaften jungen Menſchen, der es vier Jahre bei dem weltberühmten Geizhals ausgehalten, ſtanden in Genf alle Thüren offen. Er bekam bald in einem der erſten Handlungshäuſer der Stadt eine ſehr gut bezahlte Stelle, und nun dankte er Gott, daß er ſparen und thätig ſeyn gelernt hatte, denn nun konnte er, was ihn unausſprechlich glücklich machte — ſeine alten Eltern unterſtützen, und ihre Alterstage ſorgenlos machen, wie es eines braven Sohnes Pflicht iſt.

Das that er denn auch bis an ihr seliges Ende mit all der Treue eines guten Sohnes, und seiner Eltern Segen war sein reicher Lohn. Ein solch Erbe ist mehr werth, als Gold und Geld.

Er blieb in dem Handlungshause viele Jahre und lernte hier einen Kaufmann aus Rouen kennen, der ihm ein weit größeres Gehalt anbot, wenn er zu ihm nach Rouen zöge.

Carl Laurent hatte keine Eltern mehr und keine Geschwister und Verwandte, deßwegen nahm er das Anerbieten an, verließ Genf und zog nach Rouen, um dort zu bleiben. Sein Brodherr hielt ihn, wie sein eigen Kind, und, da seine einzige Tochter ihn und er sie lieb gewann, so gab er sie ihm zur Frau und Laurent, der bettelarme Laurent, war durch Fleiß, Treue und Redlichkeit einer der reichsten und angesehensten Kaufleute von Rouen, der seinen Handel immer weiter ausbreitete.

Merkst Du, lieber Leser, was der Eltern Segen thut? — Da steht's wieder im redenden Beispiele vor Deinen Augen, und Du kannst es nicht wegläugnen, auch wenn Du wolltest. Der liebe Herrgott im Himmel legt seinen Segen immer dem Segen frommer Eltern zu, und dann grünt und gedeiht der Kinder Wohl gar lustig, wie ein Baum am Wasser.

Laurent war jetzt ein Mann, der zu jeder Stunde über Tausende verfügen konnte, und die Armen in der Stadt Rouen wußten davon zu reden. Und trotz dem, daß er immer eine offene Hand zum Geben hatte, wo es die Linderung der Noth galt, wuchs sein Reichthum zusehends,

und das Sprüchwort zeigte seine rechte Bewährung: „Almosengeben armet nicht!“

Die Stadt Rouen ist eine alte Stadt, und in der Gegend derselben, wo die herrliche Kirche St. Ouen steht, ist ein Gewirre von engen, dunkeln Gäßchen, wo der Reichthum nicht wohnet, wohl aber häufig die darbende Armuth.

Eines Tages führte Herrn Laurent ein Geschäfte in jenen Theil der Stadt. Um näher zu gehen, schlug er den Weg durch mehrere dieser Gäßchen ein. Als er so mitten in der dunkeln Gasse war, sah er einen etwa zehnjährigen Knaben an einer Thüre stehen, und so recht aus tiefstem Seelengrunde, darum aber auch stille, vor sich hin weinen.

Wie es kam, wußte er selbst nicht, aber des Kindes Schmerz bewegte seine Seele mit solcher Macht, daß er sein Geschäft vergaß und bei ihm stehen blieb.

„Warum weinst Du denn so schmerzlich, mein Sohn?“ fragte er liebreich.

Der Knabe, der jetzt erst den vornehm gekleideten Herrn sah, hob sein Gesicht gegen Herrn Laurent, und dieser blickte in ein Paar gar treue und sanfte Augen. War der Knabe Anfangs erschrocken, so beruhigte doch Herrn Laurents sanfte Miene sein Herz, und er sagte schluchzend: „Ach, meine Mutter ist so krank und ich kann ihr nicht helfen!“

Das Wort des Knaben ging wie ein zweischneidiges Schwert durch Herrn Laurents Seele.

„Wo ist denn Deine Mutter?“ fragte er weiter.

„Hier in dem Stübchen,“ sagte der Knabe und deutete auf eine nahe Thüre.

„Führe mich einmal zu ihr," bat Herr Laurent den Knaben und faßte seine Hand.

Der Knabe geleitete ihn in das Stübchen. Reinlich war es darin, aber die Armuth, die tiefste Armuth sprach aus Allem, was in dem Stübchen war. In einem dürftigen, aber reinlichen Bette lag eine noch ziemlich junge Frau im heftigsten Fieber. Als sie Herr Laurent fragte, redete sie irre.

Erschüttert in seines Herzens Grunde, fragte er den Knaben: „ob seine Mutter denn keinen Arzt habe."

„Ach," sagte der weinende Knabe, „ich kann ja keinen bezahlen; wir sind zu arm."

„Hast Du denn keinen Vater mehr?" fragte Laurent.

„Ach nein," entgegnete das Kind, „er ist vor drei Wochen von einem Dache gestürzt, wo er einen Schornstein aufmauerte, und blieb todt. Darüber ist ja meine gute Mutter so krank geworden."

„Ist denn kein Arzt in der Nähe?" fragte Laurent.

„Doch," versetzte der Knabe, „an der Ecke dort unten wohnt Einer."

„So komm' und führe mich an das Haus!" sprach Herr Laurent, und der Knabe eilte vor ihm her. Als sie an des Doktors Hause waren, sandte ihn Herr Laurent zurück, und trat in das Haus ein.

Er traf den Doktor zu Hause. Es war ein freundlicher Mann, der sogleich aufsprang, nachdem ihm Herr Laurent den Auftritt mit dem Knaben erzählt hatte.

Sie gingen mit einander hin. Unterwegs sagte Herr Laurent dem Arzte, der ihn nicht kannte, wer er sey, und

bat ihn, Alles, was in seinen Kräften stehe, anzuwenden, um die Leidende zu retten. Insbesondere wünsche er, daß eine Pflegefrau bestellt werde; die sämmtlichen Kosten trage er, und zu dem Ende wollte er dem Arzte Geld einhändigen, was dieser nicht annahm, da ihm sein Name genug sey, um ihm das vollste Vertrauen zu schenken.

Als sie eintraten, war der Zustand der Kranken noch derselbe, wie ihn auch Herr Laurent gefunden. Der Arzt untersuchte ihn genau. Dann sandte er den Knaben zu einer braven Frau in der Nähe, die er kannte, und die fähig war, als Wartefrau zu dienen. Der Knabe sprang weg und brachte bald die Frau. Es war eine betagte, sanfte Frau, die es gerne gegen einen kleinen Lohn übernahm, bei der Leidenden zu bleiben und sie Tag und Nacht zu pflegen.

Der Doktor verordnete nun ein kühlendes Getränke, wozu Herr Laurent sogleich Geld gab; der Knabe und die Frau theilten sich darein, die nöthigen Gegenstände dafür zu holen, und als sie zurückkehrten, nahm Herr Laurent, nachdem er der Wartefrau treue Pflege und Sorgfalt zur Pflicht gemacht, den Knaben mit in das Haus des Arztes, wo dieser eine Verordnung oder Recept schrieb, und ging dann mit ihm in die nicht ferne Apotheke, wo er die Medizin bezahlte und eine Summe Geldes für fernere ärztliche Verordnungen hinterlegte. Als er von dem Knaben an der Thüre der Apotheke schied, bedeckte dieser unter heißen Dankesthränen seine Hand mit Küssen, und Herr Laurent ging mit dem seligen Gefühle, Gutes gethan zu haben, seinem Geschäfte nach.

Solch ein seliges Gefühl kennt nur der, welcher aus Liebe zu dem Herrn einem armen Bruder die Noth gelindert hat. Es ist der Friede Gottes, der höher ist, als alle Menschenvernunft; die Freude in Gott, die das Herz unendlich beglückt und erhebt.

Der Arzt hatte ihm wenig Hoffnung machen können, daß er die Kranke retten könne, aber doch auf die Medizin und ihren Erfolg noch einige Hoffnung gesetzt. Er hatte ihm überdieß versprochen, diesen Tag noch mehrere Male nach der Kranken zu sehen.

Herr Laurent machte seine Geschäfte schnell ab und kehrte heim; aber die kranke Frau und der arme Knabe wichen ihm nicht aus den Gedanken. Er erzählte die Begebenheit seiner Frau, die eine gute, sanfte Seele war, und diese wurde ebenso bewegt, wie er es selbst war. Den ganzen Abend kam die Kranke nicht aus ihren Gedanken, und sie entwarfen allerlei Pläne, wie sie ihr helfen wollten, wenn sie würde genesen seyn. Aber der liebe Gott meinte es noch besser mit der armen, unglücklichen Frau, er nahm sie zu sich, und ihre Fieberträume ließen nicht einmal mehr den Kummer um ihr verlass'nes Kind aufkommen, für das er aber auch schon in seiner Gnade gesorgt hatte. Der Vater und die Mutter waren ihm schon bestellt.

Kaum hatte Herr Laurent gefrühstückt, so drückte er seiner lieben Frau die Hand, und sagte: „Ich will einmal selber nachsehen!"

Sie lächelte und sagte: „Gott behüte Dich auf Deinem schönen Wege!"

Er ging eiligst den weiten Weg, den er gestern viel

langsamer gegangen war, und kam nach einer Viertelstunde in die Gasse. Er fand den Arzt und die Wärterin bei der Leiche. Der Knabe war trostlos.

Laurent nahm den Arzt auf die Seite, gab ihm Geld und bat ihn, doch so menschenfreundlich zu seyn, und für ein anständiges Leichenbegängniß zu sorgen; dann ging er zu dem Knaben und sagte ihm, er solle gutes Muthes seyn, Gott habe ihm eine neue, auch sehr gute Mutter beschеert, und zu der wolle er ihn jetzt führen.

Es kostete viele Mühe, den Knaben dazu zu stimmen, daß er seine Mutter verließ, die er noch immer nicht für todt hielt. Endlich überzeugte ihn doch der Arzt, und dann folgte er still weinend dem Herrn Laurent nach dessen Wohnung, welche am Ufer der Seine lag, unterhalb der großen, herrlichen Brücke, welche über den Fluß führt, nicht weit von der Stelle, wo viel später die prächtige Kettenbrücke erbaut worden ist.

Frau Laurent sah ihren Mann kommen, begleitet von dem armen, aber sehr schönen und anmuthigen Knaben, und dachte sich gleich, was sich würde ereignet haben. Sie ging ihnen entgegen, und als sie das weinende Kind sah, wurde sie selbst bis zu Thränen gerührt, und zog den Knaben an sich, indem sie sagte: „Ich will nun Deine Mutter seyn!“ Das war so recht nach Herrn Laurents Herzen, und er selber konnte kaum seiner Thränen Herr werden.

Von diesem Augenblicke an hatte Franz Thouret, wie der Knabe hieß, einen Vater und eine Mutter gewonnen.

Frau Laurent that an dem Knaben, was eine Mutter

würde gethan haben. Sie ließ ihn baden, reinigen, und dann eine Leinwandhändlerin kommen, die mit fertigen Hemden handelte; kaufte ihm Hemden; ließ einen Schneider kommen und ihm Kleidung anmessen, und bald war Franz Thouret ein ganz andrer Mensch, den jetzt kaum Jemand würde wiedererkannt haben. So führte sie ihn zu ihrem Gemahl und sagte: „Franz bedarf dringend des Unterrichts. Er hat noch nie eine Schule besucht!"

Das war wirklich so, denn damals kümmerte sich Niemand um den Unterricht armer Kinder, und heute ist es um nicht viel besser in Frankreich, daher die unentbehrlichen Kenntnisse des Lesens, Schreibens und Rechnens in Frankreich sehr vielen Leuten gänzlich fehlen. In die Schulen geben die Wenigsten; daher sie auch nichts lernen können.

„Dafür will ich schon sorgen," sagte Herr Laurent, und brachte Franz in eine Schule, wo er mit Eifer und Fleiß begann, sich der ihm fehlenden Kenntnisse zu bemächtigen.

Franz hatte einen offenen, klugen Kopf und sehr viel schöne Anlagen. Dieß fanden seine Lehrer bald. Einen leiblichen Vater konnte eine solche Mittheilung nicht seliger erfreuen, als Herrn Laurent, und ebenso seine Frau. Sie selbst hatten keine Kinder, und darum trugen sie ihre Liebe auf Franz über.

Es war aber auch eine Lust, die Fortschritte des talentvollen Knaben zu sehen! Er hatte in einer verhältnißmäßig sehr kurzen Zeit seine Mitschüler alle überflügelt, und der Vorsteher der Anstalt, worin Franz unterrichtet wurde, erklärte schon nach zweien Jahren, Franz sey seiner Schule

entwachsen, und es wäre Jammer und Schade, wenn der Knabe nicht in eine höhere Lehranstalt gebracht würde.

Mit seinem Fleiß und seinen Fortschritten stand sein gutes Betragen ganz im Einklange, und ebenso die Liebe und Dankbarkeit gegen die edeln Menschen, welche so Viel an ihm thaten und in ihrer Liebe unerschöpflich waren. Herr Laurent prüfte ihn, und da er eine große Liebe zum Kaufmannstande bei ihm entdeckte, brachte er ihn in eine Handlungslehranstalt oder Handelsschule, wie solche in großen Städten bestehen, um junge Leute, die Kaufleute werden wollen, in Allem zu unterrichten, was zur gedeihlichen Führung eines ordentlichen Handels gehört, und dessen ist nicht eben wenig; denn ein solcher Handel, wie ihn Herr Laurent führte, bestand nicht im Ausmessen der Waaren mit der Elle oder im Auswiegen derselben, sondern der handelte nur im Großen, wo die Waaren in ganzen Stücken und Zentnern und Ballen verkauft und versendet werden. Da heißt's anders: aufgepaßt, und man muß etwas gelernt haben, das eine Art hat.

Obwohl der Unterricht in solch einer Anstalt viel Geld kostete, so scheute Herr Laurent doch diese Ausgabe nicht, weil er mit Gewißheit darauf rechnete, daß der kleine Thouret einst ein brauchbarer, tüchtiger Mann werden würde.

In dieser Voraussetzung täuschte sich Herr Laurent nicht. Als Thouret aus der Anstalt zurückkam, konnte er ihn sogleich in sein eignes Geschäft nehmen.

Wer aber glauben wollte, Herr Laurent hätte das viele Geld an den jungen Franz Thouret gewendet, um nun auch umsonst rechten Nutzen von ihm zu ziehen, der

hätte dem edeln Manne himmelschreiendes Unrecht gethan; denn an so etwas Eigennütziges dachte seine Seele nicht. Er setzte vielmehr Franz eben so viel an Gehalt aus, als auch andre Handlungsdiener erhielten, und stellte ihn diesen in Allem gleich, nahm ihn aber in sein Haus und an seinen Tisch.

Franz rechtfertigte vollkommen die Erwartungen, welche Herr Laurent von ihm hegte; war unermüdet in seinem Berufe, eingezogen und sparsam, und vermied den Umgang der leichtfertigen Handlungsdiener, welche ihn gar zu gerne auf ihre eignen Wege geführt hätten. Als sie sahen, daß das umsonst war, ließen sie ihn in Ruhe und er konnte die freie Zeit dazu verwenden, durch Lesen guter Bücher an Einsicht zuzunehmen, und wenn Herr Laurent und seine Frau irgendwo hin gingen oder fuhren, so begleitete er sie überall hin und immer, und sie sahen das sehr gerne.

Im Sommer, wo Herr Laurent in einem schönen Gartenhause vor der Stadt wohnte, zog auch Franz mit ihm dahin, und begleitete ihn nun Morgens auf seine Schreibstube in der Stadt, und Abends wieder hinaus, so daß er Herrn Laurent den ganzen Tag nicht verließ. — Hierdurch gewöhnte er sich so sehr an ihren Umgang und sie sich an den seinigen, daß sie ohne einander gar nicht seyn konnten, und das Verhältniß nicht anders war, als zwischen Eltern und Kind.

In diesem schönen Zusammenleben, des braven Franz mit Herrn und Frau Laurent verging eine Reihe von Jahren. Da brach die französische Revolution aus.

Schon in ihren ersten Ausbrüchen ahnete Herr Laurent

die Schickſale, die in ihrem Gefolge ſeyn würden. Er zog ſich vom Handel zurück und brachte ſein Geld nach Genf, wo er es gut anlegte. Nur das ſchöne Landhaus an der Seine bei Rouen behielt er und wohnte dort. Franz Thouret blieb bei ihm und verwaltete ſein Vermögen, und da er ſelbſt am ſtillen Landleben ſeine große Freude hatte, ſo kam er ſelten mehr in die Stadt Rouen, und die meiſten Leute wußten gar nicht, wie er heiße, ſondern nannten ihn den jungen Herrn Laurent, oder ſie kannten ihn gar nicht.

Herr Laurent war, wie jeder rechtliche Mann im Lande, ein Feind und Gegner der wilden, rohen Gewalt der Revolution, die dem Geſetze, dem Rechte, der Ordnung und der Religion Hohn ſprach. Er war dem Könige gut und ergeben, und hielt treu an ihm, wie auch Franz, der hierin völlig die Geſinnung des Herrn Laurent theilte. Das wußten die Leute in Rouen, welche für die Revolution waren, und ihr Haß lag auf Herrn Laurent, ſeiner Geſinnung wegen. Dieſer Haß hatte aber auch noch einen andern Grund. Alle Welt kannte Herrn Laurents ungemeßnen Reichthum. Ein ſolches Vermögen zu beſitzen, das reichte ganz allein hin, um Gegenſtand des Haſſes und der Verfolgung zu ſeyn.

Immer wilder wurden die Auftritte in Paris, und endlich erreichte die Schreckensherrſchaft des Robespierre ihren Gipfel. Wer als Anhänger des Königs und als reich bekannt war, der wurde gefänglich nach Paris geſchleppt, und wen ſie einmal in ihren Krallen hatten, der kam nicht mehr los, ſondern ſein Weg war zu der Guillo-

tine, welche auf dem Platze stand, welcher Grève heißt, und sein Haupt mußte fallen unter dem greulichen Fallbeil.

Die Feinde des Herrn Laurent und die guten Freunde, die gerne sich in seinen Reichthum getheilt hätten, versäumten es nicht, ihn in Paris als einen Königlichgesinnten anzuklagen, und der Befehl langte auf der Mairie zu Rouen an, Herrn Laurent gefänglich nach Paris zu liefern. Daß ihm das Verderben so nahe sey, ahnete freilich Herr Laurent nicht; aber auch Franz nicht, als er eines Morgens in die Stadt ging.

Auf der Mairie schrieb ein junger Mensch, der einst, als Franz noch der arme Maurerssohn war, sein Freund und Gespiele gewesen war. Es war ein braver Mensch, den Franz vielfach und recht ansehnlich aus seinen Ersparnissen unterstützte, daß er sich herausthun, etwas lernen und zu seiner jetzigen Stelle gelangen konnte. Mit dankbarem Herzen hing er dagegen an seinem Freunde Franz. Dieser junge Mann hatte die Liste derjenigen Personen gesehen, die sollten gefangen nach Paris geliefert werden, und auf dieser Liste stand Herr Laurent obenan. Gerne wäre dieser treue Freund zu Franz geeilt, um ihm die Gefahr zu melden, die seinem theuren Pflegevater drohe, aber er konnte es nicht, ohne selbst sich der Gefahr auszusetzen, daß man ihn für einen Verräther erklärte. Als er nun am Fenster des Stadthauses stand, um sich eine Feder zu schneiden, erblickte er Franz, der unten vorüberging.

Er legte deshalb, anscheinend ruhig, seine Feder nieder und ging langsam nach der Thüre; als er diese aber hinter sich im Schlosse hatte, eilte er Kopf über Hals die breite

Stiege hinab auf die Straße, und sah eben noch, wie Franz um die Ecke in eine nahe Straße einbog. Im Fluge eilte er ihm nach, und war so glücklich, ihn zu ereilen. Er zog ihn hastig in eine Ecke und sagte leise zu ihm: „Eile zu Herrn Laurent! Er steht auf der Liste der Verurtheilten. Vielleicht wird er heute noch gefangen genommen! Du weißt, was das heißt. Eile!“

Und eben so schnell lief er wieder in's Stadthaus zurück, und ging langsam und ein Liedchen pfeifend die breite Stiege hinan, trat langsam in den Saal und ging an seinen Schreibtisch. Kein Mensch argwöhnte etwas.

Franz stand, wie vom Schlage gerührt, in der Straßenecke. Es schwindelte ihm und seine Beine versagten ihm den Dienst, so war ihm der Todesschrecken in die Glieder gefahren.

Zum Glück kam ein Miethkutscher des Weges. Franz rief ihn an, bezahlte doppelten Satz und der leichte Wagen flog mit ihm auf dem nächsten Wege aus der Stadt, zu dem Landhause Laurents.

Als Franz hereinstürzte, bleich wie eine Leiche, sank Frau Laurent ohnmächtig nieder. Herr Laurent sah ihn an. Ein bitteres, schmerzliches Lächeln zuckte um seinen Mund. „Du bringst wohl die Nachricht, Franz, die ich längst geahnet habe? Nicht wahr, sie wollen meinen Kopf?“ —

Franz bejahte mit Thränen die Frage. „Aber,“ sagte er, „noch ist Rettung möglich. Ein Jugendfreund, der auf der Mairie schreibt, hat es mir vertraut; der Haftbefehl

iſt aber noch nicht ausgefertigt. Wenn Sie eilen mit Ihrer Flucht, ſo iſt noch Rettung möglich."

„Wohin aber?" fragte Herr Laurent.

„Nach Genf!" rief Franz. „Schnell! Nehmen Sie mit, was Sie können. Das Uebrige wird ja nicht ganz zu Grunde gehen."

Die Dienerinnen hatten Frau Laurent wieder zu ſich gebracht. Sie vernahm nun vollends die Trauerbotſchaft und drängte zur Flucht, der endlich Laurent nachgab und ſich bereitete. Der Plan wurde eifrig beſprochen und verabredet, und Alles, was von Werth war, in ein Bündel gethan. So kam endlich der Abend, und der Kahn ſtand am Garten unter den herabhängenden Weiden, der ſie eine Strecke hinabfahren ſollte, wo ſie dann den Landweg unter geeigneten Vorwänden antreten wollten. Zum letzten traurigen Mahle ſetzten ſie ſich, und Herr Laurent theilte Franz noch das mit, was nöthig war, als plötzlich Lärm vor dem Hauſe entſtand.

„Das ſind ſie!" rief Franz voll Entſetzen, und drängte Herrn und Frau Laurent nach dem Garten zu ſchneller Flucht; dann zog er ſchnell aus ſeinem Sacke eine ſchwarze Perücke, die ihn ſehr entſtellte und alt machte, und eilte in das vordere Zimmer; denn das war ſein edler Entſchluß, daß er ſich für Herrn Laurent ausgäbe. Zu dem Ende hatte er eine der Perücken des Herrn Laurent zu ſich geſteckt.

Waren es Leute, die Herrn Laurent nicht kannten, ſo gelang ſeine Abſicht, und Laurent und ſeine Frau waren gerettet. Als er in das Zimmer trat, wo die National-

garden ſchon nach Herrn Laurent ſuchten, ſtellte er ſich, als ob er voll Entſetzen zurückpralle und entfliehen wollte.

„Haltet ihn, das iſt er!“ rief der Anführer, ein wilder Menſch.

Sie ergriffen Franz.

„Seyd Ihr der Bürger Laurent, der ruchloſe Anhänger des Königs?“ fragte ihn der wilde Geſelle.

„Ich bin Laurent,“ ſagte Franz mit Würde. „Suchet Ihr mich, ſo laßt wenigſtens meine Grundſätze unangefochten.“

„Hört Ihr's?“ ſchrie der Anführer. „Fort mit dem Ariſtokraten! (Denn dieß war der Name, den das ruchloſe Geſindel allen Anhängern des Königs gab.) Bindet ihn!“

Das geſchah.

Niemand von der Dienerſchaft wagte ſich herbei, als der alte, treue Buchhalter, dem Herr Laurent das Gnadenbrod gab, weil er ihm lange und treu gedient hatte. Er war Zeuge dieſer edlen Aufopferung des jungen Mannes für ſeinen Wohlthäter.

Während die wilde Rotte mit Franz forteilte, begab ſich der ehrliche Alte in den Garten, wo Laurent noch weilte, weil der Mond zu helle ſchien, und ſie fürchteten, dennoch entdeckt zu werden.

Der Buchhalter theilte ihnen Alles mit.

Jetzt wollte Laurent ſich losreißen und ihnen nachfolgen, um ſich ihnen zu überliefern. „Was liegt an meinem Leben, das doch ſeinem Ziele nahe iſt," ſagte er. „Er iſt jung; er hat noch das Leben vor ſich, und nun fällt ſein edles Haupt, ſtatt des meinigen; das ertrag' ich nicht!" —

Aber ſie hielten ihn mit Gewalt zurück, und ſeine Frau ſagte: „Gott wird den Unſchuldigen ja ſchützen und das Opfer der Liebe nicht zulaſſen. Ohnehin werden ſie morgen in Rouen den Irrthum entdecken und ihn loslaſſen. Und geſchähe dieß ſelbſt nicht, ſo kannſt Du durch Deine Freunde in Paris für ſeine Befreiung arbeiten, und wenn es unſere ganze Habe koſtet. Dem Gelde können ja ohnehin dieſe Verworfenen nicht widerſtehen; es wird ſie bezwingen und Franz ſicher retten!"

Laurent überlegte. Er mußte die Gründe ſeiner Frau anerkennen; aber er konnte dennoch nicht zur Ruhe kommen.

Endlich bedeckte ſich gegen eilf Uhr der Himmel, die Nacht wurde dunkel und die geſchickten und treuen Schiffer

geleiteten sie zum Kahne, der bald am Ufer leise dahin glitt und aus der Umgebung des schönen Landhauses und bald auch von Rouen ungehindert verschwand. Sie fuhren die ganze Nacht und legten endlich bei frühem Morgen an einer Mühle an, deren Besitzer Herrn Laurent befreundet war. Hier blieben sie einige Tage, um alle die nöthigen Vorbereitungen zur Flucht zu treffen. Der Müller war fast von gleichem Alter und gleicher Größe mit Herrn Laurent. Er wußte sich einen Paß zu verschaffen, und gab als Zweck an, im Innern des Landes Weizen einzukaufen. Als der Paß erlangt war, kleidete sich Laurent in seine Kleider, Frau Laurent in die seiner Frau, und dann setzten sich beide auf den mit zwei tüchtigen Pferden bespannten, von einem alten, bewährten Knecht geführten Müllerwagen, und so kamen sie auf langen und weiten Umwegen, aber völlig ungefährdet an den Ort, wo sie den Wagen zurückschicken mußten.

Hier fand Herr Laurent die Unterstützung eines seiner ehemaligen Handlungsdiener, der lange Jahre in seinem Geschäfte gestanden hatte, der wieder andere Mittel und Wege ausfindig machte, auch wieder Freundeshülfe in Anspruch nahm, und so gelang es denn endlich, die Grenze der Schweiz zu überschreiten, und in Genf für's Erste einen Hafen der Ruhe zu finden. Freilich währte das nicht lange; doch lange genug, um durch Freunde in Paris Alles aufzubieten, den edlen Franz zu retten. Als dieß geschehen war und die Hoffnung ziemlich sicher schien, dieß beruhigende Ziel zu erreichen, verließen sie Genf, um sich nach

Deutschland zu begeben, und erst in Frankfurt fanden sie die Ruhe wieder.

Aus Frankreich kamen indessen keine Nachrichten von dem Schicksale des edlen Franz, und Herr Laurent war oft völlig trostlos. Er machte sich die bittersten, quälendsten Vorwürfe, daß er nicht damals zurückgekehrt sey, um Franz zu retten. Er fand gar keinen Frieden, bis er mit seiner Gattin wieder nach Genf zurückgekehrt war, wo er sich durch seine Verbindungen Nachrichten verschaffen zu können hoffte.

Diese Rückkehr war um so nothwendiger, als der Revolutionskrieg, der am Rheine ausbrach, keine Sicherheit in Frankfurt mehr zu geben im Stande war, und dann war ja auch Genf Laurents Helmathstadt! Kaum in Genf angelangt, schrieb Herr Laurent nach Paris eine ganze Reihe Briefe, um endlich Gewißheit zu finden, wie es dem edlen Franz ergangen; allein diese Hoffnung erblich mehr und mehr. Theils bekam er keine Antwort, weil die Männer, an die er sich wandte, unter dem Beile der Guillotine selbst ihr Leben ausgehaucht hatten, oder aus Frankreich entwichen waren, als die Schreckensherrschaft ihre Opfer hinmordete; theils aber waren die erhaltenen Nachrichten so ungewiß, daß eben sicherer darauf zu schließen war, Franz sey auch enthauptet, als daß er sey gerettet worden.

War vorher in Herrn Laurent eine fieberhafte Unruhe, so trat jetzt ein tiefer Schmerz an deren Stelle, ein Schmerz, der ihn ganz niederbeugte.

„Ach," sagte er oft, „daß Franz noch lebte! Ich hätte dann doch Jemanden, dem ich meinen geretteten Reichthum vererben könnte, als Lohn der kindlichen Liebe und Treue. Nun kann ich nur das Dankgefühl in meiner Seele behalten für ihn, der sich aufopferte, um mich vom Tode zu retten!" Und dann weinte der Greis seinen Schmerz in heißen Thränen aus.

Blicken wir aber einmal auf Franz Thouret hin, und fragen nach seinem Schicksale!

Die, welche ihn an jenem Abende gefangen nahmen, kannten Herrn Laurent persönlich nicht; es war also ein Leichtes, daß Franz, den die Perücke seines Pflegevaters um Vieles älter erscheinen ließ, von ihnen für Herrn Laurent genommen wurde. Auch in Rouen, wo an diesem Abend eine große Anzahl Verhafteter nach Paris befördert wurde, nahm man sich die Zeit nicht, ja nicht einmal die Mühe, nachzusehen, ob man auch die rechten Leute habe. In der Stadt kannte man sie, und es war keine Verwechslung glaublich; so setzte man denn auch bei Herrn Laurent keine voraus.

Der Zug der Schlachtopfer ging in der dunkeln Nacht ab. Nach unendlichen Leiden und Schwierigkeiten erreichte er endlich Paris, und wurde in dem großen Gefängniß der Conciergerie untergebracht, wo schon so Viele geduldet hatten.

Franz kam alleine in Einen der tiefsten und entferntesten Aufenthaltsorte menschlichen Elendes. Es war ein feuchtes Loch, an dessen Wänden das Wasser unaufhörlich

herabrieſelte. Nichts blieb einigermaßen trocken, als die morſche Holzbritſche, auf welcher ſein hartes Lager war. Kein Lichtſtrahl des Himmels fiel hinein, und nur eine kleine Oeffnung ließ den Zutritt der Luft zu, leider aber nicht der beſten und reinſten, da dieſe Oeffnung in einem Zwiſchenraum zwiſchen dem Gefängnißgebäude und einem hohen Hauſe ging, der nur zwei bis drei Schuh breit war. Eine eiſerne Thüre verſchloß den entſetzlichen Aufenthalt, in dem vielleicht zu andern Zeiten die ſchrecklichſten Verbrecher ihrer wohlverdienten Strafe entgegen mochten geſehen haben.

Für einen Andern, als Franz, wäre dieſer Aufenthaltsort grauenvoll geweſen. Seine Seele war freudig. Er hatte dem das Leben gerettet, dem er die höchſte Dankbarkeit ſchuldig war, der ihn erzogen, zu einem brauchbaren und guten Menſchen gemacht und ihn geliebt und mit Wohlthaten wahrhaft überhäuft hatte, und dieß Bewußtſeyn hielt in ſeiner Seele eine reiche Freudigkeit, die ihn Alles, ſelbſt den Tod, mit Ruhe erwarten ließ.

Todtenſtille herrſchte in dieſer ewigen Finſterniß. Nur ſelten drang ein Ton des Lebens hinein, und dann, wenn dieß geſchah, war es kein froher, ſondern vielmehr der Art, daß die Seele im tiefſten Grunde davon erſchüttert wurde.

Zu gewiſſen Zeiten nämlich hörte man das Geraſſel der Schlüſſel und Ketten der Gefangenwärter und Gefangenen. Man ſchleppte die Letztern auf den Greve-Platz, um ſie unter das Fallbeil des Schaffotes zu legen und ihrer Leiden Ende zu bereiten.

Da drangen wohl Worte der bitterſten Klagen, Aeuſſerungen des wildeſten Schmerzes, Worte des Fluchs und der Verwünſchung über die ruchloſen Mörder zu den Ohren des Gefangenen. Da vernahm er zarte Frauen- und rauhe Männer-Stimmen, und der Gedanke nahte ſich ſeiner Seele: Nun iſt die Reihe wohl an dir!

In Reue und Gebet hatte er ſich längſt ſchon auf den Austritt aus dieſem Leben vorbereitet; aber er kam nicht. Es verging lange Zeit; ja er verlor ganz den Faden der Zeit. Er wußte nicht mehr, war es Tag oder war es Nacht; er wußte nicht, wie lange er geſeſſen in dieſem finſtern Grabe. Nur merkte er, daß ſein Bart faſt einige Zolle Länge hatte; ſein Haar in langen Locken um den Kopf hing; ſeine Kleider an ſeinem Leibe zu modern begannen. So mußte es doch lange her ſeyn, daß er hier duldete. Und dennoch kam nie eine leiſe Regung der Reue über ſeinen Schritt in ſeine Seele. Wenn nur ſie gerettet ſind, ſeufzte er; ich will ja gerne dulden und ſterben!

Einſt, er wußte nicht, war es Tag oder Nacht, hörte er einen ungewöhnlichen Tumult im Gefängnißgebäude.

Ach, dachte er, es werden wieder neue Schlachtopfer eingekerkert oder es wird einmal aufgeräumt mit denen, die ſchon ſo lange hier ſchmachten, und dann kommt endlich auch einmal die Reihe an dich!

Immer näher kam das Geräuſch. Man hörte verworrenes Gerede; viele Stimmen durch einander; Thüren wurden aufgeriſſen und zugeſchlagen.

Franz warf ſich auf ſeine Kniee und empfahl noch

einmal ſeine Seele in Gottes Hand — da wurde auch ſeine Thüre aufgeriſſen, und die rauhe Stimme des Gefängnißwärters rief: „Robespierre iſt todt; Ihr ſeyd frei!“

Er ließ die Thüre aufſtehen, und ging weiter.

Franz war ſo erſchüttert von dem Worte, das er gehört, daß er umſank, und ſeine Sinne ſchwanden. Erſt als er heftig gerüttelt wurde, kam er wieder zu ſich.

Es war der Gefangenwärter, der ihn rüttelte und aufrichtete. „Nun,“ rief er ihm mit entſetzlichem Scherze zu, „hat es Euch ſo gut hier gefallen, daß Ihr gar nicht herauswollt?“

Franz athmete tief auf.

„Darf ich denn gehen?“ fragte er zweifelnd.

„Wohin Ihr wollt!“ ſagte der Gefängnißwärter.

Da raffte ſich Franz auf und wankte hinaus; wankte durch die dunkeln, feuchten Gänge; ſtieg langſam die Treppe hinauf und trat in den Hof, wo zum erſten Male nach ſo langer Zeit das ſtrahlende Sonnenlicht ſein blöde gewordenes Auge traf und die reine Gottesluft ihn anwehte.

Er konnte das Licht nicht ertragen, und mußte ſich auf eine Steinbank an der Mauer ſetzen, um Kraft zu ſammeln und ſein Auge an das Licht zu gewöhnen.

Da fand ihn noch nach einer Stunde der Gefangenwärter. Er war menſchlicher, als das Handwerk, das er trieb, vermuthen ließ.

Er trat zu ihm und ſagte mitleidig: „Junger Mann, tretet herein in meine Stube und erholt Euch da!“ Dann reichte er ihm die Hand und führte ihn in die Stube.

Seine Frau gab dem jungen Manne ein Tuch, um einſtweilen ſein Auge zu ſchützen und eine alte Mütze ihres Mannes, die einen breiten Schirm hatte; alsdann erquickte ſie ihn mit Speiſe und ſchenkte ihm Wein ein, der ihn dann am meiſten kräftigte.

Was ſollte er nun beginnen?

Seine Kleider waren moderig und halb faul, und ſein Ausſehen das eines Wilden.

„Wißt Ihr was," ſagte der Gefängnißwärter, „ſetzt Euch hierher, ich will einen Barbier rufen."

„Aber ich habe keinen Kreuzer Geld!" ſagte Franz.

„Thut nichts," erwiederte der ehrliche Mann. „Der Barbier iſt auch der Meine und es geht auf meine Rechnung."

Er kam, und bald fiel unter ſeinem Meſſer der Bart, unter ſeiner Scheere das wirre Haar. Franz ſah ganz anders aus; aber jetzt ſah man auch erſt recht, wie abgemagert er war, wie abgehärmt und bleich er ausſah.

Als dieß geſchehen war, bereitete ihm die gute Frau ein Bad und ſchenkte ihm ein altes Hemde ihres Mannes. Welche Wohlthat war das für den armen Erlösten!

Er wußte nicht Worte des Dankes genug zu finden.

Als er wieder in der Sonne ſaß, ſagte der Gefangenwärter: „Habt Ihr denn gar Niemanden hier, den Ihr kennet?"

„Doch," ſagte Franz, „der ſich eines braven Gewürzhändlers erinnerte, der von Herrn Laurent ſeine Waare bezog, „lebt Herr Brandeau noch, der Gewürzkrämer?"

„Kennt Ihr den?“ fragte überraſcht der Gefangenwärter, „der wohnt hier ganz nahe und wir holen unſre Waaren bei ihm. Wartet ein wenig, ich rufe ihn.“

Der Mann, der großes Mitleid mit dem Jüngling hatte, lief ſelber hin zu Herrn Brandeau, und dieſer kam mit ihm zurück.

Perſönlich kannten ſich Beide nicht, aber Franz hatte die Geſchäfte mit dem Manne Jahre hindurch ſelbſt geleitet, und konnte ihm bis in die kleinſten Umſtände Alles ſagen, was ſich auf das Verhältniß Brandeau's zu Herrn Laurent bezog; er konnte ihn an Dinge erinnern, die nur Brandeau und Laurent wiſſen konnten, und bald war Brandeau überzeugt, den Franz Thouret vor ſich zu haben, deſſen Namen in ſeinen Handelsbriefen er ſo oft ſtehen hatte.

Herr Brandeau war ein redlicher, höchſt menſchenfreundlicher Mann, der Franz nun ſogleich in ſein Haus führte, ihn dort bis zu der Zeit zu verpflegen, wo er zur Reiſe nach Rouen wieder Kräfte würde geſammelt haben. Der wackere Mann ſorgte ihm für eine anſtändige Kleidung, nährte und pflegte ihn, bis er ſich erholt hatte, und gab ihm dann noch Reiſegeld nach Rouen.

Mit ſchwerem Herzen ſah Franz die Stadt, mit noch ſchwererem betrat er ſie. Sein erſter Gang war zum Thore hinaus, nach dem Landhauſe. Zitternd klopfte er an die Thüre.

Ein unbekannter Herr trat ihm entgegen.

„Ich ſuche Herrn Laurent!“ ſagte er mit bebender Stimme.

„Mein Gott," ſagte der Herr, „wiſſen Sie denn nicht, daß Herr Laurent als Ariſtokrat nach Paris geführt und guillotinirt wurde?"

„Aber ſeine Frau?" fragte Franz.

„Kann nicht dienen!" war die kalte Antwort.

„Und dieſes Gut?" — fragte Franz weiter.

„Habe ich als Nationaleigenthum für zehn Tauſend Franken erſteigert," verſetzte der Herr, verbeugte ſich kurz und ließ Franz ſtehen.

Franz wußte nun für's Erſte genug, um ſich ſagen zu können, ein Obdach haſt du nicht mehr und von Laurent weiß Niemand etwas. Die Hoffnung, daß er könnte gerettet ſeyn, ſtieg in ſeiner Seele auf.

Er begab ſich zu einem alten Handelsfreunde Laurents. Der erſchrack, als er ihn ſah. „Wo ſind Sie geweſen, ſeit Herrn Laurents Unglück?" fragte er.

Zum erſten Male erzählte er hier, was er gethan hatte, und der biedere Kaufmann ſchloß ihn in ſeine Arme. „Sie ſollen bei mir bleiben," ſagte er, „und in meinem Geſchäfte eine Stelle haben!"

Nichts konnte erfreulicher für Franz ſeyn, der von Allem entblößt war, als Brod und Arbeit zu finden. Mit neuer Luſt widmete er ſich ſeiner Thätigkeit, forſchte aber zuerſt nach dem Schiffer, der an jenem Abend Herrn Laurent gefahren. Da er ihn nicht beſtellt hatte, ſondern der alte Buchhalter, der indeſſen geſtorben war, ſo konnte er lange nicht die rechte Spur finden, denn der Schiffer wagte es nicht, es zu ſagen. Jedoch gelang es ihm end-

lich mit Hülfe ſeines Freundes, des Schreibers auf der Mairie, ihn ausfindig zu machen.

Franz rollten die Thränen über die Wangen, als er hörte, wie es ſo viele Mühe gekoſtet, Herrn Laurent von der Rückkehr zurück zu halten; aber er gewann doch die beruhigende Ueberzeugung, daß ſie damals die Mühle an der Seine glücklich erreicht hätten. Nun ſchrieb er an den Müller, der noch lebte und empfing von hier wieder für eine ſehr bedeutende Strecke ihrer Flucht gute Nachrichten. Jetzt begann er der Hoffnung ſich hinzugeben, daß ſie noch leben könnten, und erſuchte ſeinen Prinzipal um Erkundigungen in Genf. So gewann er denn endlich nach etwa drei Monaten die Ueberzeugung, die beiden Pflegeeltern lebten noch und ſeyen in Genf.

Von nun an hatte er auch keinen Augenblick Ruhe mehr. Es zog ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt zu denen hin, die er mit ſeiner ganzen Liebe umfaßte.

So ungerne auch ſein Herr die Entfernung des zuverläſſigen und geſchickten Arbeiters in ſeinem Handelsgeſchäfte vermißte, ſo konnte er doch ihn nicht zurückhalten, und Franz reiste endlich, von den beſten Wünſchen begleitet, ab.

Es war in den Tagen, wo die Natur eben wieder in ihrer vollen Schönheit erwacht und die Fülle ihrer Blumen und Blüthen überall entfaltet. Der See lag da, wie ein Silberſpiegel, und nur das leiſe Wehen der Frühlingsluft kräuſelte ſeine Wellen. Die Alpen waren noch mit ihrem weißen Schneegewande bekleidet; aber dieſes

weiße Gewand ſchimmerte heute ſo roſig im Strahle der Sonne. Die Vorberge des See's und die Berge des Waadtlandes waren ſchon in's lichte Frühlingsgrün gekleidet. Ueberall ſah man die fleißigen Arbeiter in den Weinbergen und auf dem Felde beſchäftigt.

„Geh' doch hinaus, lieber Laurent," ſagte Frau Laurent zu ihrem Gatten, „und athme die würzige Frühlingsluft! Ich würde Dich gerne begleiten, hätte nicht eine Freundin mir ihren Beſuch angekündigt. Geh' doch, ich bitte Dich! Deine Schwermuth wird mit jedem Tage größer!"

Herr Laurent, der in einem Seſſel geſeſſen und ſtille vor ſich hingeblickt hatte, ſeufzte tief auf, nahm aber ſchweigend Stock und Hut und ging.

„Ach," ſeufzte die gute Frau Laurent, „ich fürchte, er wird noch ganz tiefſinnig, wenn wir nicht eine Nachricht von Franz erhalten! Und doch muß ich befürchten, daß ihn der Tod betroffen hat. Der gute, treue, dankbare Franz!"

Sie ſetzte ſich in den Seſſel ihres Gatten und weinte leiſe vor ſich hin.

Da klopfte es leiſe an die Thüre.

Schnell wiſchte Frau Laurent ihre Thränen ab, weil ſie glaubte, es ſey ihre Freundin, die klopfe. Auf ihren Ruf ging die Thüre auf und — —

Frau Laurent zitterte am ganzen Leibe. Sie ſprang auf, und ſank wieder in den Seſſel. „Franz!" rief ſie dann und breitete ihre Arme gegen ihn aus. „Biſt Du's? Lebſt Du?" —

Franz konnte vor Thränen kaum reden; er fiel in die Arme ſeiner zweiten Mutter!

Ach, es iſt umſonſt, wenn man mit Worten eine ſolche Freude zu ſchildern verſuchen wollte. Da hört die Macht des Wortes auf und die Sprache hat keinen Ausdruck für ein ſolches Gefühl.

Erſt nach langer Zeit waren Mutter und Sohn im Stande, ruhig einander das zu ſagen, was Jedes gern wiſſen wollte. Erſt als Frau Laurents Freundin kam, die ja auch ſchon oft von Franz gehört hatte, der er alſo nicht fremd war, erzählten ſie ſich Beide ihre Geſchichte. Aber als die Zeit der Rückkehr Herrn Laurents kam, ſagte Frau Laurent: „Du mußt Dich verbergen, Franz; damit ich ihn erſt vorbereite, ſonſt fürchte ich, daß der plötzliche Uebergang von tiefem Leide zu ſo hoher Freude ſeiner Geſundheit höchſt nachtheilig ſeyn könnte!“

Als ſie noch ſprach, hörte man Herrn Laurents Tritte, der, wie es ſchien, eifrig die Treppe heraufkam.

Franz hatte nur eben noch Zeit, in das Nebenzimmer zu gehen und Frau Laurent die ſichtbaren Spuren ihrer Freude zu verbergen und die Freundin zu bitten, ihr hülfreich zu ſeyn, ihn vorzubereiten, als er ſchon in das Gemach trat.

Frau Laurent nahm ihm Hut und Stock ab, und trug beides in das Nebenzimmer, wo Franz war.

„Liebes Kind,“ ſagte er, als ſie wieder heraustrat, „wir verlaſſen ſchnell Genf!“

„Wie ſo?“ fragte Frau Laurent.

„Ich habe eben mit einem Bekannten gesprochen. Die Zustände in Paris sind nun der Art, daß wir ohne alle Gefahr dorthin uns begeben können. Alle die sogenannten guten Freunde, denen ich die Aufträge gab, nach unserm Franz zu forschen, haben die Sache als bloßes Nebengeschäft betrieben. Mir wird es Hauptsache seyn und mir ist nicht bange, daß wir endlich zur Gewißheit kommen. Hier reibe ich mich auf in Grübeleien, so oder so könnte es gegangen seyn. Das Sprüchwort sagt: Ein Quentlein Gewißheit ist besser, als ein Zentner Zweifel."

„Sie haben Recht, Herr Laurent," sagte die Freundin; „aber warum suchen Sie nur allein in Paris die Kunde? Wäre es nicht möglich, sie in Rouen zu finden?"

Laurent schüttelte den Kopf.

„Oder," fuhr sie fort, „wäre es nicht möglich, daß er in Rouen lebt, und Sie, der Sie sich aller Verbindung mit Rouen entschlagen haben, nun nirgends finden kann?"

„Ach," seufzte der Greis, „halten Sie ein! Sie wecken neue Hoffnungen, und ich wage keine mehr zu hegen!"

„Sie thun Unrecht," fuhr die Freundin fort. „Gestern noch hörte ich von Jemanden, als Robespierre gefallen sey, habe man die Revolutionsgefängnisse geöffnet; da seyen Hunderte von Gefangenen frei geworden, die man vergessen hatte, hinzumorden. Wie leicht ist es, daß Franz Thouret unter ihnen war!"

„Großer Gott," rief Herr Laurent, „wenn mir das Glück noch blühte, ihn wiederzufinden!"

„Ich will Ihnen mehr ſagen," bemerkte mit wachſender Freude die Freundin, „er iſt wirklich unter dieſen Geretteten geweſen!"

Herr Laurent ſprang auf. „Was ſagen Sie?" rief er aus. „Täuſchen Sie, um Gottes willen, einen alten Mann nicht."

„Gott behüte mich davor," fuhr die Freundin fort, ich habe ſichere Kunde, die ich Ihnen heute bringen wollte. Er iſt ſchon ſeit einem Vierteljahre in Rouen und forſcht nach Ihnen; wußte Sie aber nicht zu finden, bis er endlich Ihre Spur entdeckte — und — er iſt auf der Reiſe hierher. Sie können ihn erwarten."

„Mutter!" rief Laurent und fiel, vor Freude weinend, ſeiner Frau um den Hals, „iſt es wahr?"

„Ja, theurer Laurent," ſagte tief ergriffen ſeine Frau, „wir können ihn heute noch erwarten."

„Heute?" rief Laurent, und wollte in das Nebenzimmer eilen, um Stock und Hut zu holen, weil er auf die Poſt eilen wollte.

„Bleib'!" ſagte ſeine Frau, ſeine beiden Hände ergreifend, „er iſt — ja ſchon hier!" —

Und in dem Augenblicke ſtürzte Franz, da er ſich nicht mehr halten konnte, heraus.

Laurent faßte ihn bei beiden Schultern und ſtarrte ihm in's Angeſicht; dann riß er ihn an ſeine Bruſt und rief jubelnd: „Ja, er iſt's!"

Ein halbes Jahr nach dieſem Wiederſehen war in dem Landhauſe bei Rouen, welches Herr Laurent, der nach Rouen zurückgekehrt war, wieder an ſich gekauft hatte, eine große Geſellſchaft verſammelt, unter welcher auch der junge Schreiber auf der Mairie ſich befand, dem Herr Laurent eine Notariatsſtelle gekauft hatte. Es war heute Herrn Laurents Geburtstag. Die Geſellſchaft war vollzählig in dem Saale, nur der Feſtgeber und ſeine Frau fehlten noch.

Plötzlich wurde der junge Notar gerufen und bald darauf öffneten ſich die Flügelthüren und Herr Laurent und ſeine Frau, Franz in ihrer Mitte führend, und hinter ihnen der Notar, welcher Papiere trug, traten ein und begrüßten die zahlreiche Verſammlung.

Hierauf nahm Herr Laurent das Wort: „Sie Alle, meine werthen Freunde und Gäſte, wiſſen," ſagte er, „daß es Gott nicht gefallen hat, unſre Ehe mit Kindern zu ſegnen. Aber dennoch hat uns Gottes Huld und Gnade einen Sohn beſcheert, der ſeine Kindesliebe dadurch beſiegelt hat, daß er freiwillig für mich in den Tod ging. Das iſt das Höchſte, was die Liebe vermag. Dieſer Sohn iſt Franz Thouret, von heute an Franz Laurent. Herr Notar, leſen Sie die Urkunde!"

Der Notar trat vor und las die Urkunde vor.

Von allen Seiten drängten ſich die Glückwünſchenden herzu und Glücklichere gab's nicht, als die Eltern und ihren Sohn.

Franz Laurent begann das Handelsgeſchäft wieder und

brachte den hochgeachteten Namen zu neuen Ehren, aber er vergaß in ſeinem Glücke nicht den ehrlichen Brandeau und den Gefangenwärter in Paris. Er war reich genug, Beiden eine frohe Zukunft zu gründen.

IX.

Sorgen ohne Noth und Noth ohne Sorgen.

Eine Geschichte.

Unter meinen Bekannten befand ſich in früheren Tagen der Rath Glöckner, ein ſeltſamer Kautz, aber ein Mann von dem redlichſten Sinne und dem wohlwollendſten Herzen. Er iſt nun ſchon viele Jahre todt, aber ſein Andenken lebt noch in allen Denen fort, welche ihn gekannt haben. Einſt ſaßen wir in einem kleinen Freundeskreiſe gar traulich bei einander und hörten ihm zu, wie er über die wichtigſten Dinge ſprach. Er wußte dann immer das, was er ſagte, mit Geſchichten aus ſeiner reichen Lebenserfahrung zu beweiſen.

Damals grade ſprachen wir über die Sorgen des Lebens. „Ach was!“ rief Rath Glöckner aus, „ich ſage Ihnen, Mancher quält ſich und hat's nicht nöthig, und Mancher lebt in wahrer Noth und trägt's mit freudigem

Gemüthe. Es liegt lediglich an den Leuten selbst. Es kommt Alles darauf an, wie man seine Lage ansieht, und Notabene! wie es um die Religion im Herzen steht. Wer das hat, was der Apostel angibt, wenn er Den glücklich preist, der gottselig ist, und lässet sich genügen, oder was der Heidelberger Katechismus in seiner ersten Frage als den einigen Trost im Leben und im Sterben aufstellt, nämlich, daß er des Glaubens gewiß ist, er sey Jesu Christi Eigenthum, von ihm erlöset und erkauft, der hat alle Wege genug und es liegt über seinem Leben ein heller, blauer Himmel mit erleuchtendem und erwärmendem Sonnenschein. Wo das fehlt, mögen Säcke voll Gold stehen, und — der Mensch ist arm und elend. Ich kann da aus Erfahrung reden, und will es Ihnen durch eine Doppelgeschichte beweisen." Wir hielten den wackern Mann beim Worte und er erzählte: „Sie wissen Alle, daß ich eine lange Zeit in Kassel gelebt und gewohnt habe; da konnte ich gegenüber zwei Familien beobachten, die mir gar viel zu bedenken gaben, und die ich auch beide sehr genau kannte. Die Eine war die des Schneiders Löcher, die andre die eines reichen Privatmannes, Oldenrieth. Der Schneider Löcher hatte sieben kleine Kinder, die er seine „Würmlein" nannte, und eine kränkliche Frau. Ich versichre Ihnen, die Familie war arm, wie Hiob. Ich hörte später, es seyen oft drei Kinder nur zur Schule gegangen, mit andern dreien abwechselnd, weil — eben nur drei Paar Schuhe da waren und für dreie erträgliche Kleidung. Es kam ihnen wohl zu Statten, daß sie Alle von kleiner Art waren, und so ziemlich in den Kleidern abwechseln konnten. Ob's

paßte, ob die Arme einer Hand breit vor den Aermeln herausſtanden, die Röcklein oder Büchslein etwa nur bis an die Wade reichten, wer fragte darnach? Das waren Dinge, auf die der alte Löcher nicht viel gab. Ob's mit dem Satteſſen auch ſo abwechſelte —?— Ich glaub's faſt; denn der arme Mann mußte ſchweren Hauszins bezahlen und die Lebensmittel waren theuer. Außerdem war er ein aus der Mode gekommener Schneider, bei dem etwa nur alte Bürger arbeiten ließen. Das iſt bei einem Schneider eine bittre, ſchlimme Sache. Da iſt denn an Verdienſt Mangel und an Mangel Ueberfluß geweſen, zumal die arme Frau oft krank war.

„Wenn indeſſen Einer behauptet hätte, das Elend habe den heitern Sinn der Leute ſo zu Boden gedrückt, daß er ſich nicht mehr mit freien Schwingen hätte erheben können, der wäre ein Lügner in ſeinen Hals hinein geweſen. Alle Abende, in der Dämmerung, hörte ich ſie mit lauter Stimme ſingen. Wer ſingt, iſt nicht traurig, das ſteht feſt. Freilich waren es keine Gaſſenhauer, die ſie ſangen, ſondern geiſtliche Lieder, wie z. B.: „In allen meinen Thaten ꝛc.“; „werde munter, mein Gemüthe ꝛc.“; „wer nur den lieben Gott läßt walten ꝛc.“; „befiehl du deine Wege ꝛc.“; „nun ruhen alle Wälder ꝛc.“; „wer iſt wohl wie du ꝛc.“ Dieſe herrlichen Choräle ſangen ſie ſo rein und ſchön, wie ich ſie nicht wieder gehört habe, und die glockenhellen ſchönen Kinderſtimmen klangen wie die Stimmen der Engel Gottes. Der Vater ſang die Baßſtimme und die Mutter einen prächtigen Alt. Die Leute hatten außer ihrer innigen Frömmigkeit eine Fülle von Muſik im

Leibe, und ich verſäumte es keinen Abend, ihnen zuzuhören, und habe mich da gewiß ſo ſehr erbaut, als wär' ich in einer Kirche.

„Eigentlich war dieſer köſtliche Dämmerungsgeſang der Grund, daß ich mich um die Leute bekümmerte, die mir vielleicht ohne ihn nie wären bekannt geworden. Ich ließ nun beim Meiſter Löcher arbeiten; nahm Gelegenheit und Veranlaſſung, dann und wann einmal zu dem Manne zu gehen, und lernte ſo die Umſtände genauer kennen, als irgend Jemand. Daß ich dem armen Meiſter etwas zufließen ließ; daß ich alle meine Bekannte beſtimmte, bei dem Manne, wenigſtens für ihre Kinder, arbeiten zu laſſen, das iſt, denk' ich, von ſelber vorauszuſetzen, thut aber auch nicht das Mindeſte zur Sache. Die Noth war da, aber der fromme Sinn der Familie ließ die Sorgen nicht bis in das innerſte Kämmerlein des Herzens dringen — denn, ſitzen ſie einmal da, ſo iſt Hopfen und Malz verloren und mit dem Glücke iſt's aus.

„Glauben Sie mir," fuhr er fort, „eine glücklichere Familie habe ich nie geſehen, wie die Löchers. Ein Band der allerinnigſten Liebe umſchloß Mann und Weib, umſchloß die Geſchwiſter, umſchloß Eltern und Kinder. Etwa ſieben Jahre bin ich ihr Nachbar geweſen, der ihnen ſo nahe wohnte, daß ich in die Fenſter ſah und faſt jedes Wort, das ſie redeten, verſtehen konnte, aber ich habe niemals Streit und Hader, nie, was man ſo ſagt, ein „unvergohrenes" Wort wechſeln gehört. Liebreich waren die Kinder gegeneinander, wie ich es ſelten erlebt habe, und es gab Vorfälle, die mich bis zu Thränen rührten. So begegnete mir einmal ein ſiebenjähriges Büb-

lein Löchers, das vor einem Bäckerladen stand, und mit wahrer Lust die Fastenbretzeln sah, die so glänzend dahingen.

„Willst du eine, Peterchen?“ fragte ich das Büblein.

„‘Nein,’ sagte das Kind erröthend, ‘dann hätten ja meine Geschwisterlein keine!’ — Ich frage Sie Alle auf Ihr Gewissen, ob Sie eine solche Antwort erwartet hätten? Ich zog das Büblein in den Laden und kaufte ihm für Vater, Mutter und alle Kinder. Da hätten Sie sollen die Herrlichkeit sehen!

„Seit der arme Löcher mehr Kundschaft bekam, war ein noch glückseligeres Leben im Hause. Nicht, als ob sie nun besser gegessen hätten; nein, sie blieben bei ihren Kartoffeln und Salz, aber sie konnten ihre Schulden bezahlen, ihre Hausmiethe, und aus meinen alten Röcken machte Löcher Prachtjacken für das kleine Kindergezappel, das nun daherschritt wie Reichsgrafen.

„Da, konnte man wohl sagen, war Noth ohne Sorgen; gegenüber und neben an Löchers Wohnung war’s anders. Da wohnte der reiche Oldenrieth. Das war ein Mann, der seine achtzig Tausend Thaler schwer war, so gut, wie Ein Loth.

„In seinem Hause herrschte eine Pracht, wie man sie auch selten antrifft. Den Boden bedeckten die reichsten Teppiche, die Wände die kostbarsten Tapeten, und die ausgesuchten Oelgemälde, die da hingen, waren von ganz unschätzbarem Werthe. Alle Mobilien waren von Mahagoniholz und Silbergeräthe prunkte in einem Glasschranke, dessen sich ein Fürst hätte freuen mögen. Ein kostbarer Flügel stand da, und Niemand berührte eine Taste. In

der einen Ecke saß Herr Oldenrieth und machte, wie man am Rheine von griesgramigen Gesichtern sagt: Kalender; auf der andern seine Frau und machte ein Gesicht, wie vierzehn Tage Regenwetter. Beide redeten halbe Tage lang kein Wort, seufzten und klagten, und wußten eigentlich nicht, warum.

Oldenrieth runzelte die Stirne den ganzen Tag, als säße ihm das Elend rittlings im Nacken. Bei Tische, wo sie die kostbarsten Bissen hatten, schmeckte es ihnen nicht, und schlafen konnten sie auch nicht gut, das klagten Beide. Ich glaube, der Narr meinte, er habe nicht genug und er müsse in seinem Alter darben. Wie toll sie waren, ging daraus hervor, daß sie dennoch das kostbare Essen und Trinken nicht einstellten! Er träumte nur von Krieg und Kriegsgeschrei, von Plünderung und Sinken der Staatspapiere, und die standen prächtig. Streng genommen, war er auch kein Geizhals. In Gesellschaft sah man ihn selten. Umgang hatten sie kaum. Die Art, wie ich mit ihnen bekannt wurde, war eigener Art. Sie wissen, meine Freunde, daß ich ein Nachtvogel bin, eine Eule, das heißt, daß ich Abends sehr spät schlafen gehe, weil ich noch lese oder schreibe. Es ist das eine böse Gewohnheit für einen alten Knaben, wie ich bin; aber ich habe in meiner Jugend mich mit Unterrichtgeben durch die Schul- und Universitätszeit hindurchdrücken müssen. Da war's nöthig, daß ich, was ich für mich zu lernen oder zu studiren hatte, Nachts that, wenn andre ehrliche Leute schliefen. Da ist mir die böse Gewohnheit zur andern Natur geworden und ich kann sie nicht mehr los werden. Sie steckt im Holze. So saß ich denn einmal Abends da. Es war

bereits Ein Uhr. Drüben in Oldenrieths brannte noch matt ein Licht. Das meine war ausgegangen, und da ich zufällig kein Oel für meine Lampe mehr zu Hause hatte, auch Niemanden mehr wecken wollte, so dachte ich, kannst auch einmal deine letzte Pfeife bei'm hellen Sternenlichte rauchen und deinen Gedanken den Laufpaß geben, daß sie sich ergehen können, wo sie Lust haben. So geschah's denn auch. —

„Plötzlich wird's in Oldenrieths Zimmer entsetzlich hell. Ich fahre auf und trete an's Fenster. Da sehe ich, wie die Flamme des Lichtes einen Fenstervorhang ergriffen hat. Da war nicht zu zaudern. Ich springe rasch die Treppe hinunter, und rumpele an Oldenrieths Thüre. Niemand hört mich. Ich war damals noch ein junger, kräftiger Mann. Ich stämme mich gegen die nicht eben sehr starke Thüre, und drücke sie ein mit solcher Gewalt, daß ich selber hinstürze in die Hausflur. Schnell aber raffe ich mich auf und stürme die Treppe hinauf. Da höre ich denn schon Oldenrieth und seine Frau: Feuer! schreien. Ich dringe in die Stube und rufe: Schweigen Sie, sonst wird Ihnen Alles ruinirt! Wir können noch des Feuers Herr werden! Ich reiße die Vorhänge herunter. Wir treten sie aus. Zum Glücke war Wasser in der Küche, mit dem es uns gelang, die brennende Tapete zu löschen. Sie kamen mit dem Schrecken und einem kleinen Verluste davon.

„Wie es bei solchen Anlässen nun zu gehen pflegt, wir setzten uns zusammen und tranken eine Tasse Thee, und besprachen das Feuer und die möglichen Folgen. Die Ursache war keine andre, als daß Oldenrieth ein Nachtlicht

brennen wollte, weil er, da an mehreren Orten der Stadt Diebstähle vorgekommen waren, sich vor Einbruch und Diebstahl sichern wollte. Das Licht stand unter dem Zipfel der Gardine, welcher dann entzündet wurde, obgleich er ziemlich hoch drüber hing.

„In der Nachbarschaft hatte Niemand etwas gemerkt, nicht einmal der Viertelsnachtwächter, weil er grade an einer andern Stelle die Stunde rief. Wir stellten die Hausthüre sogleich möglichst gut wieder her, wenigstens für diese Nacht, und Alles war in Ordnung. Da hätten sie nun den Griesgram sehen müssen, wie er seufzend dasaß, und sich unaufhörlich anklagte, daß er selber der Urheber seines Unglücks, und möglicher Verarmung hätte seyn können; Sie hätten ihn hören müssen, wie er alle die Möglichkeiten herausknöchelte, die hätten eintreten können, wenn das Volk in das Haus hereingedrungen wäre, oder gar, wenn das Haus abgebrannt wäre und sie in den Betten hätten verbrennen müssen, und so weiter. Die Litanei brachte mich schier zur hellen Raserei! Hätte ich ihn schon damals näher gekannt, ich hätte ihm gesagt: O du trübseliger Narr, was wär's für dich ein Glück und ein Segen, wenn du ein Bettelmann und Lump erster Klasse wärest! Unter den Sorgen und Mühen des Lebens, unter der saueren Arbeit um das tägliche Brod vergingen dir die Eseleien, mit denen du dich quälst, und die erzverrückten Bilder deiner Einbildungskraft! Das ging aber damals noch nicht, denn ich redete die ersten Worte in meinem Leben mit ihm. Als ich ihn endlich von diesen tollen Vorstellungen glücklich abgebracht hatte, fing er erst an zu

fragen, wie ich denn den Brand gesehen, und wie es möglich gewesen sey, daß ich mich so schnell angekleidet? — Als dieß auf die breiteste Weise erledigt und zurückgelegt war, kam er erst auf den Dank, den er mir schulde. Diese Litanei noch einmal anzuhören, hatte ich denn doch nicht hinlänglich Geduld. Ich sagte, meine Hausthüre stehe noch offen. Ich empfahl mich, mußte aber versprechen, recht oft sie zu besuchen.

„So wenig Lust ich auch anderweitig in mir verspürte, den langweiligen Gesellen oft anzuhören, so hatte das denn doch einen Reiz für mich, daß ich ein solches Stück von einem Hans Hasenfuß noch nicht kennen gelernt hatte. So kam es denn, da er mich gleich am andern Morgen besuchte, daß ich öfter und später sehr oft mit ihm zusammenkam. Wenn man von seinen Grillen absah, und im Stande war, ihn davon zurückzuhalten, so war er ein geistreicher Mann und ein wohlunterrichteter dazu, mit dem sich äußerst angenehm eine Stunde verleben ließ. Ich suchte indessen seine Gesellschaft schon darum nicht, weil ich sonst hätte befürchten mögen, ich, der ich nicht so reich und unabhängig war, als er, wolle mich von ihm gelegentlich füttern und tränken lassen. Das konnte aber darum nicht aufkommen, weil er meine Gesellschaft suchte; weil fast jeden Tag eine Einladung kam; weil seine Frau mich um Gotteswillen bat, zu ihnen zu kommen. Es sey, sagte sie, eine Wohlthat, die ich ihnen erwiese; denn seit Jahren habe ihr fast menschenscheu gewordener Mann keinen Menschen gefunden, an den er sich so schnell und so innig angeschlossen habe, als an mich.

„Nun ſah ich die Sache von einem andern Standpunkte an. Ich hielt mich nämlich chriſtlich verpflichtet, etwas zur Heilung des Mannes beizutragen, von dem man am Rheine würde geſagt haben: „er ſey mit der Pelzkappe geſchoſſen," was die Bezeichnung für ſo eine feine Art von Narrheit iſt.

„Von nun an kam ich ſehr oft hinüber, und war immer willkommen. Ich war ſchnell im Klaren; hier war vollkommen das Gegentheil zu Hauſe von dem, was ich in Löcher's Familie gefunden hatte. Dort war Noth ohne Sorgen; hier waren Sorgen ohne Noth.

„Ich ging vor allen Dingen darauf aus, den Mann einmal auf den Standpunkt des Chriſtenthums zu ſtellen, und wies ihn denn da ſo in meiner Art auf die köſtlichen Perlen der Bergpredigt Jeſu Chriſti hin, wo von den Sorgen die Rede iſt. Das ging ihm denn doch nicht nur nahe, ſondern es ging auch, wie ich wahrnehmen konnte, in die Seele; ich zeigte ihm, wie er erſt ſeines Reichthums froh werden könne, wenn er davon den gottgefälligen Gebrauch mache, die Thränen der nothleidenden Brüder zu trocknen. Ich erzählte ihm Thatſachen von dem reichen Lohne der Wohlthätigkeit. Alsdann zeigte ich ihm, wie ſein Reichthum ſein größtes Unglück ſey. Das machte ihn anfänglich herzlich lachen, aber ſeine klar denkende und warm fühlende Frau klatſchte in die Hände und rief: 'Da haben Sie den Nagel auf den Kopf getroffen, Herr Nachbar! Oldenrieth ſollte einmal arm ſeyn und arbeiten müſſen, er wäre alsbald geheilt von ſeinem Mißmuthe. Er macht ſich Sorgen, weil er keine hat, und zieht mich in ſeinen Kreis

hinein.' Jetzt rückte ich mit der Erzählung von Löchers Noth und Familienglück heraus. Er horchte jedem Worte; er war ganz Ohr. Es schien ihm aber so unglaublich, daß die Nothlage der Familie ihren heitern Sinn nicht sollte gebrochen haben, daß er sagte: 'Ich komme Morgen zu Ihnen, um einmal den Gesang zu hören.'

„Er kam mit seiner Frau. Wir standen im offenen Fenster, und der Gesang, der diesen Abend vorzugsweise schön war, ergriff Oldenrieth und seine Frau gewaltig.

„Am andern Tage sah ich Oldenrieth in des Schneiders Haus gehen.

„Als mir Löcher darauf begegnete und ein fröhlich Angesicht mir zeigte, fragte ich: Wie geht's, Meister?

„'Herrlich, Herr Nachbar,' sagte der glückliche Mann. 'Wieder einen reichen Kunden mehr!'

„Ich mußte am andern Morgen verreisen und kam erst nach vier Wochen wieder.

„Als ich aus dem Wagen stieg, und einen Blick zu Oldenrieths Fenstern hinaufwarf, nickte er mir ungemein freundlich zu. Das war eine gute Vorbedeutung, denn mit einem so fröhlichen Gesichte hatte ich ihn in meinem Leben nicht gesehen. Ich besuchte ihn noch diesen Abend.

„Als ich bei ihnen eintrat, wurde ich mit einer Freude und Herzlichkeit begrüßt, die es klar erwies, daß sie mir wohlwollten und mich wirklich schmerzlich vermißt hatten.

„Wir kamen schnell auf Löchers zu reden.

„Nun, sagte ich, Sie waren ja dort? Haben Sie es so gefunden, wie ich Ihnen gesagt?

„'Wahrhaftig so!' sprach er.

„Und sind Sie nun der Ueberzeugung zugänglich, daß es für Sie und Löcher kein größeres Glück gäbe, als wenn Sie gegenseitig tauschen könnten? fragte ich.

„Oldenrieth lächelte.

„'Ich möchte das doch nicht grade sagen,' versetzte er; 'denn, wenn der arme Mann auf einmal in bessere Verhältnisse und Umstände käme, so fragte es sich, ob er nicht die Armuth im Reichthume fühlen lernte, die ich fühlte und fühle, und ob er nicht in dem Reichthume seiner Armuth glücklicher ist!'

„Redet da nicht der Geiz aus Ihnen? fragte ich.

„'Bei Gott nicht!' rief er. 'Meine Frau ist Zeuge, daß ich anders denke, und so zu thun entschlossen bin, wie Sie es mich gelehrt haben. Ueberhaupt ich bin Ihr unendlich großer Schuldner, Herr Nachbar. Sie haben mich von meiner Narrheit geheilt, die eben auf gutem Wege war, mich und meine liebe Frau elend zu machen, wenn ihr das unselige Werk nicht schon gelungen war. Sie sollen vollends mein Arzt werden. Ihre gute Verordnung, mich durch Wohlthun selber glücklich zu machen, habe ich zu gebrauchen angefangen, und finde jetzt schon die Wirkung, die wahrlich nun sich nicht mehr vermindern soll und wird; allein Sie müssen als ein kundiger Arzt und Menschenfreund mir an die Hand gehen, damit ich nichts verderbe!'

„Sie können sich wohl denken, meine werthen Freunde," fuhr der Rath Glöckner fort, „wie mich diese Aeußerung erfreute. Ich kannte so ziemlich die armen Familien der Stadt und war bemüht, besonders die Hausarmen kennen zu lernen.

Da eröffnete ſich Oldenrieth eine helfende Thätigkeit; aber Löcher blieb unſer Hauptaugenmerk. Seine Kinder tüchtig unterrichten zu laſſen; die, welche Anlagen hatten, in die ihren Anlagen entſprechende Lehre zu bringen; die Mädchen im Nähen und Kleidermachen unterweiſen zu laſſen; dem Vater Arbeit zu verſchaffen; die Hausfrau und Mutter durch den wohlthätigen Gebrauch eines Heilbades herzuſtellen, war unſre eifrigſte Sorge.

„Dabei blieben die Umſtände der Familie unverändert in ihrer Einfachheit, und ihre Fröhlichkeit litt nicht im Mindeſten, wurde vielmehr durch das Glück, den ſchwerſten Sorgen enthoben zu ſeyn, nur vermehrt. Oldenrieth aber wurde ein zugänglicher, heiterer Mann. Er hatte eine heilbringende Thätigkeit gewonnen, und die Sorgen ohne Noth ſchwanden und lösten ſich in einem heitern, von edlem Bewußtſeyn erfüllten Herzen auf.

„Sehen Sie, meine verehrten Freunde, was ich Ihnen beweiſen wollte, iſt das: durch die Noth ſelbſt wird der Menſch nicht unglücklich, ſondern durch die Art und Weiſe, wie er ſie von Innen heraus hinnimmt und trägt; der Reichthum an ſich iſt kein Glück, ſondern es quillt lediglich aus der Art und Weiſe, wie er angewendet wird zum Wohle Andrer, aus welcher Anwendung ja das eigne beſeligende Bewußtſeyn erwächst. Mein braver Löcher iſt durch die Unterſtützungen nicht aus ſeinem Stande, nicht aus ſeinen urſprünglichen Fugen herausgehoben worden; er iſt ein wohlſtehender Meiſter und Bürgermann geblieben, beſcheiden und demüthig. Er hat ſein Auskommen; nährt ſich von ſeiner Hände Arbeit; iſt gottſelig und genügſam

geblieben, und hat es gut; denn seine Kinder sind wohlgerathen, und meine neuesten Nachrichten — der brave Mann schreibt mir dann und wann einmal — sind sehr erfreulich. Zweie seiner Töchter sind an brave Handwerker verheirathet; Ein Sohn ist Meister geworden; Zweie arbeiten noch bei ihm selbst als Gehülfen, und die andern sind in der Lehre. Sie sind alle im ächten, tüchtigen Handwerkerstande geblieben. Ich fürchte nicht, daß sie das Gift unsrer Zeit — Hochmuth und Selbstsucht — angreift. Und Oldenrieths Briefe athmen die innigste Dankbarkeit. Er ist zufrieden und glücklich.

„Mein Grundsatz bleibt," schloß Rath Glöckner, „daß eben nur Hand in Hand die Welt geheilt werden kann, durch Liebe. Sie weckt Vertrauen, trocknet Thränen, stärkt die müden Glieder und richtet das gebeugte Herz auf, und heilt das zerschlagene. Sie gibt Segen und holt sich Segen. Und so möcht' ich noch an ein Lied erinnern, das einen bad'nischen Pfarrer zum Verfasser hat, und aus diesem an einen Vers:

Aller Menschen Vater, höre,
Wenn wir dich um Beistand fleh'n,
Nach der liebevollen Lehre
Deines Sohns einher zu geh'n!
Sie ist mächtig, und gebeut
Sanftmuth, Duldung, Einigkeit;
Ruft uns auf zu edlen Thaten,
Heißt uns retten, trösten, rathen!"

Inhalt.

		Seite
I.	**Eine Hand wascht die andere.** Eine Geſchichte . .	1
II.	**Umſtände verändern die Sache.** Eine Geſchichte . .	25
III.	**Der Schein trügt.** Eine Geſchichte	79
IV.	**Der Stelzfuß.** Eine Geſchichte	107
V.	**Wie's in den Wald ſchallt, ſo ſchallt's heraus.** Eine Geſchichte	121
VI.	**Die Liebe ſuchet nicht das Ihre.** Eine Geſchichte .	135
VII.	**Die Dankbarkeit vergiß nicht.** Zwei Geſchichten. 1. Aus dem Kriege in Rußland	151
VIII.	**Die Dankbarkeit vergiß nicht.** Die andere Geſchichte. 2. Aus der Zeit der franzöſiſchen Revolution . . .	187
IX.	**Sorgen ohne Noth und Noth ohne Sorgen.** Eine Geſchichte	223

W. O. now Gone.

Rheinische
Dorfgeschichten.

Wohlfeile Auswahl in vier Bänden

aus den

gesammelten Erzählungen

von

W. O. von Horn.

d. i. Verlag Friedrich Wilhelm Otto

Erster Band.

Mit Illustrationen vom Professor [illegible] Richter.

LEIPZIG

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

1851.

Köln Univ. Bibl.

Gedruckt bei J. P. Bachem & Comp.

Inhalt.

	Seite
Aus der Schmiede. Eine rheinische Dorfgeschichte.	1
Die Deserteure. Eine Hunsrücker Dorfgeschichte .	49
Meine erste Braut. Eine Jugenderinnerung. (Hierzu ein Kupfer)	185
Die Elfer. Eine Geschichte aus dem Nassauer Land	289

Aus der Schmiede.

Eine rheinische Dorfgeschichte.

Jugenderinnerungen gleichen in späteren Lebenstagen dem Abendroth, das noch langehin seinen verklärenden Schein auf die ruhende Landschaft wirft, wenn die Sonne längst hinabgesunken ist

Auch ich blicke oft sehnsüchtig in dieses Abendroth; auch ich fühle das Wohlthätige dieses milden Scheines bei herannahender Dämmerung Aus meinen Knabenjahren taucht mir bisweilen ein Bild auf, das ich hier festhalten will. —

Wo sich die Höhen des Hunsrückens abdachen zum tiefen Rinnsal des Rheines, ziehen sich gar liebliche, aber oft auch gar wilde Thäler und Schluchten hinab zu dem schönen Flußthale Gießbäche durchrieseln sie. Die Sonnenseite der Berge ist vom Fuße bis zum abgeflachten Gipfel mit dem Grün der Rebe bedeckt, während die Abendseite Pflanzfelder bietet, und ein Hain von Obstbäumen in der Nähe der Dörfer zu schauen ist, unter denen riesige Wallnußbäume ihre Laubkronen emporrecken. Diese Dörfer, aus uralter Zeit herstammend, sind der Art in diese Schluchten hineingeklemmt, daß man oft aus dem Speicher dreistöckiger Häuser in das Feld tritt.

Nichts ist köstlicher, als das Leben in diesen Thälern, wenn der milde Hauch des Frühlings sie

durchwebt. Schaaren von Singvögeln bewohnen, die üppigen Büsche, welche an Säume der Bäche wachsen oder weben auf den Felsen, die hin und wieder gruppenweise aus dem mit Sorgfalt gepflegten Pflanzland emporstarren. Die zahlreichen Obstbäume der Abendseite der Berge bieten ihnen herrliche Wohnstätten. Das ist ein Singen und Jubiliren überall, wie man's kaum sonstwo hören kann. Blühen dann die Obstbäume und grünen die Felder; bekleidet sich die Rebe mit ihrem sammtenen Grün und trägt die Abendluft die Duftwellen ihrer Blüthen durchs Thal, und die Bursche und Mädchen gehen unten den Weg hin und singen harmonisch ihre einfachen Volkslieder, dann wird das Herz so mannichfach ergriffen, so tief und innig, so harm- und schuldlos, — wie's nimmer in den Städten möglich ist, auch im Kreise der gepriesensten Kunst. —

In solch einem Thale habe ich meine Knabenjahre verlebt. Wer möchte mir's verargen, daß ich oft mit leisem Seufzen und mit heißer Sehnsucht dorthin blicke? Es waren meine schönsten Tage, und manchen schönen, manchen prophetischen Traum habe ich dort geträumt.

Wo das Dorf lag, war das Thal kesselartig erweitert. Die uralte Kirche stand auf einem inmitten des Thals aufsteigenden Felsen, etwa achtzig Schuh über dem Dorfe, das sich um den Kirchfels lagerte. Ungeheure Mauern, wie man heute keine mehr bauen kann, erhoben sich rings um den Felsen senkrecht, und gaben nicht nur dem Baue der Kirche Sicherheit und Festigkeit,

sondern ließen auch oben um die Kirche herum eine Fläche gewinnen, wo die vom Leben müden Schläfer ruhen konnten. Wer die Kirche, oder vielmehr den noch ältern, viereckten Thurm mit seinen Schießscharten für den Bogen- und Pfeilschuß ansah, mußte sich zu der Ueberzeugung hingezogen fühlen, daß hier zuerst eine Burg gestanden.

In späteren (freilich wohl auch noch einer grauen Vorzeit angehörenden) Tagen war die Burg zerstört, und dann an ihre Stelle eine Kirche gebaut worden. Der Thurm überdauerte den Sturm, welcher die Burg zertrümmerte, und statt des wilden Kriegsrufs hallten aus seinen Luken die Glocken ihre mächtigen Töne in das Thal hinaus. Der Raum um die Kirche wäre, außer durch das Thor, völlig unzugänglich gewesen, wenn nicht auf der Westseite ein ungeheurer Schutthaufen einen freilich steilen, für Buben meiner Art aber leicht zugänglichen Weg geboten hätte.

Da bin ich denn gar oft hinaufgestiegen, wenn ich eine freie Stunde hatte; denn da hatte man eine weite Aussicht durch das zum Rheine sich fortsetzende Thal, und tief unten blickte der blaue Rhein in das Thal. Da habe ich denn viel hundertmal unter dem schönen Hollunderbaume gesessen, der so herrlich duftete, und habe der Nachtigall gelauscht, die in seiner Krone saß und schlug, und habe meine Grüße dem dort unten fließenden Rheine mitgegeben; denn er küßte, tiefer hinab, das grüne Ufer, wo das Vaterhaus stand,

[illegible] das liebe, ſanfte Mutterherz meiner ſegnend [illegible].

Das war aber ein Hollunderbaum, wie ich meiner Lebtage keinen zweiten mehr geſehen. Sein Stamm hatte wenigſtens anderthalb Schuh Durchmeſſer und ſeine Krone reichte bis zum Rundbogen der Kirchenfenſter hinauf, und war kein dürres Aeſtchen an ihm. —

Der Kirche gegenüber, aber tief unten, zur Seite des Dorfes, lag das Pfarrhaus. Darin wohnte mein Bruder, der junge, ledige Pfarrherr, und die lateiniſche Grammatik; — er, gut, freundlich, milde, mein Lehrer und Freund; ſie — ledern — regelreich — der Erbfeind meines Jugendglückes. Wie manchmal nahm ich ſie mit unter den blühenden Hollunderbaum, um eine Regel niet- und nagelfeſt zu machen in meinem Gedächtniſſe; aber dann flogen die Augen hinaus in die Landſchaft, ruhten auf den Thürmen der alten Burg, die den Eingang des Thals am Rheine beherrſchte, oder auf dem blauen Streifen des Rheins, oder auf den herrlichen Bergen — und bald lag das Alles unbeachtet und die Bilder einer phantaſtiſchen Welt umſchwärmten meine Seele, und ich träumte mit wachendem Auge. Kam ich dann wieder zur Grammatik zurück, ſo wünſchte ich ſie hinab in die Fluthen des Rheins oder zu den Schläfern hinab in die Gräber, die mich umgaben. Ach, das Lernen der grammatiſchen Regeln und das friſche Bubenherz ſind zwei Dinge, die nicht Friede ſchließen werden, ſo lang es beide auf Erden gibt! —

Außer dem Hollunderbaum, in dem die Goldkäfer und Bienen so träumerisch summten und die Nachtigall schlug, hatte ich noch ein Lieblingsplätzchen, wohin ich allemal rannte, wenn Besuch ins Pfarrhaus kam und also freie Stunden eintraten. Adieu Grammatik! Ich lief spornstreichs in die — Dorfschmiede. Sie lag dem Pfarrhause, das etwas zurück von der Straße des Dorfes stand, schief gegenüber und besaß an und für sich nichts Reizendes; denn sie hatte vier Fachwände, eine gebrochene Thür (auf der es sich übrigens vortrefflich reiten ließ), durch welche das nöthige Licht hereindrang, die Esse, den mächtigen Blasebalg, die Kühltonne, den Ambos und eine Bank, die etwa vor vierzig Jahren mochte geeignet gewesen sein, einem Manne zum Sitze zu dienen. Das Dach war einseitig und lehnte sich mit seinen Sparren zutraulich an das Nachbarhaus an. Innen war's schwarz und rußig. Was war's denn aber, was den Knaben so mächtig anzog in diesem Raume, der keineswegs reizend mochte genannt werden? Ich antworte kurz: der Schmied und sein Geselle. Das war ein Paar, wie es die Tauben nicht schöner hätten zusammenlesen können, die doch die besten Körner suchen.

Der alte Gottfried war ein Mann von riesiger Größe, ein Junggeselle von siebzig Jahren. Wenn auch das Alter seinen Nacken gebeugt, sein Haar zu Schnee gebleicht, seine Kraft hatte es nicht gebrochen; denn er führte den Hammer in seiner sehnigen Faust

noch mit aller Macht. Ein tiefer Ernst lag auf seinen Zügen, ich möchte sagen, ein wehmüthiger Ernst. Ich habe ihn nie lachen sehen; allein sein weiches Gemüth stand im entschiedenen Widerspruche mit seinem Handwerk. Er mußte ein prächtiger Bursche gewesen sein; denn selbst jetzt noch war er ein schöner Greis und der Kohlenstaub, der ihn manchmal über Gebühr schwarz färbte, mochte sein edles Gesicht nicht entstellen. Nie ist eine Rohheit, nie ein Zornwort, nie ein Fluch über seine Lippen gegangen; wohl aber manches Wort, das lang in meiner Seele nachhallte, und das mir allemal klang, wie der Ton der Gebetsglocke am Abend. Ich kann ihn mein Leben lang sehen mit seiner Strumpfmütze, unter der das weiße Haar reich und lang hervorquoll; mit seinem langschooßigen Kamisol von dunkelblauem Tuche; mit seinen einst gelben, jetzt aber dunkelbraunen, hirschledernen Kniehosen, deren Schnallen am Knie aber niemals zugezüngelt waren, und den auf halber Wade hängenden Strümpfen. Ein altes Schurzfell reichte vom Kinn bis über die Kniee hinab, und war um die Hüfte mit einem messingnen Krappen geschlossen.

Ihm gegenüber stand Jörg, der Geselle, seiner Schwester Kind und sein Pathe, eine ebenso hohe Gestalt, wie Gottfried, aber etwa zwanzig Jahre alt. Er sah bleich, obwohl er sehr stark war. Er war eine stille, leidende, schweigsame Natur, und es schien, als habe der Umgang mit seinem Oheim und Pathen dessen eigenthümliches Wesen ganz auf ihn übergetragen.

Während das Eisen glühte, sprachen sie zutraulich mit einander, wie zwei Brüder, immer aber ernst. Gottfried erzählte von seiner Wanderschaft gar mancherlei interessante Dinge, und wenn er sie auch bisweilen wiederholte, so gab er sie jedesmal mit denselben Worten, und dieser Stempel der Wahrheit, und die gemüthliche Weise der Erzählung bewirkten es, daß man nicht müde wurde, ihm zuzuhören. Ueberdieß wußte er viele Mährlein und Geschichten, die er eben auch vortrefflich vortrug, und davon war ich ein Extrafreund. — — —

Da lag der Zauber, der mich in die dunkle Schmiede bannte, und wenn auch unter den Hammerschlägen der beiden Enacksöhne die Funken sprühten. Viel hundertmal saß ich auf der mürbe gewordenen Bank, still und aufmerksam, und horchte auf Gottfried's Worte. Beide hatten mich lieb. Der gute Jörg machte mir in den Feierstunden Schlüpfe aus Pferdehaaren, und Meisenkarren im Herbste, um die Vögel zu fangen, die ich so liebte und deren Lockschlag ich täuschend nachzuahmen verstand. Auch ein Gewinn von Jörg's Unterricht. —

Noch ein Umstand machte mir den alten Gottfried theuer. Auch er saß oft an Sonntagnachmittagen stundenlang unter dem Hollunderbaum an der Kirche. Anfänglich fiel mir das nicht auf; denn ich dachte, er liebe das schöne Plätzchen, wie ich es liebte; aber einmal kam ich da mit ihm zusammen, und dieses Zusammentreffen ließ mich andere Beziehungen ahnen.

Als ich ihn aus dem Pfarrgarten oben sitzen sah, schlich ich leise an dem Schutthaufen hinauf, wand mich durch die Brombeerranken und wollte meinen alten Freund überraschen. Als ich aber näher kam, entfiel mir der Gedanke schnell. Gottfried saß am Stamme des Hollunderbaumes, das Haupt auf die Brust gesenkt, die Hände gefaltet und — aus den Augen des Greises rieselten Thränen, wie Perlen, herab auf die tief gefurchte Wange. —

Auf mich haben Thränen immer einen tiefen Eindruck gemacht; vergoß sie aber das Auge eines alten Mannes, so haben sie mich im innersten Grunde der Seele erschüttert; denn wenn nach all' den stählenden Lebenserfahrungen und Prüfungen ein Greisenauge weinet, so muß es ein tiefliegender, die Seele durchzuckender Schmerz sein, der sie auspreßt. —

Stören konnte ich ihn jetzt nicht. Ich zog mich leise zurück und ging den Weg hinan, der zum Gipfel des Berges führte. Dort begegnete mir der Küster meines Bruders, der zugleich Klingelbeutelträger in der Kirche, Glöckner und Todtengräber war.

Was ich eben gesehen, beschäftigte mich lebhaft. „Caspar," sagte ich, „ihr habt ja das Kirchhofthor offen gelassen!" —

„Weiß wohl, Musje Wilhelm," sagte er. „Der Schmied ist noch drauf."

„Was macht denn der da?"

„Ei, weiß er denn nicht," sagte Caspar, „daß der

Gottfried den Hollunderbaum groß zog und das schöne eiserne Kreuz schmiedete, das daneben steht?"

Ich hatte das Kreuz nie beachtet; entsann mich aber wohl, es gesehen zu haben.

„Liegt vielleicht seine Mutter da begraben?" fragte ich.

„Nein," sagte Caspar, „es ist das Grab seines Schatzes."

Ein Bauer, welcher des Weges kam, unterbrach die Unterredung, die sonst durch die sich in meine Seele drängenden Fragen noch langehin reichliche Nahrung würde gehabt haben.

Die Männer gingen miteinander dem Orte zu und ich folgte in einiger Ferne, stieg wieder den Schutthaufen hinan und stand bald unter meinem lieben Hollunderbaume, den Gottfried schon verlassen hatte.

Das Kreuz fesselte jetzt meine Aufmerksamkeit. Es war aus Schmiedeisen gefertigt, so zierlich, geschmackvoll und schön, daß ich gar nicht begriff, wie ich es hatte übersehen können. Abgesehen von der besondern Beziehung, verdiente es die vollste Aufmerksamkeit. Man konnte nichts daran finden, das auf einen Namen gedeutet hätte. Es stand fast wider der Mauer, war aber los gewackelt. Ich dachte mir, vielleicht steht etwas auf der Rückseite, und zog es zu mir. Da stand mit lateinischer Schrift eingemeißelt: „Ade mein Lieb!"

Es ist doch gut, sagte ich zu mir selbst, daß es eine lateinische Grammatik gibt, denn ohne sie würde

ich ja das nicht haben lesen können; aber dieser altkluge Gedanke war schnell verraucht und das, was hier vor mir stand, gab der Seele des Knaben eine andre Richtung. Ich befestigte das Kreuz wieder und setzte mich unter den Hollunderbaum.

Viele Fragen drängten sich mir jetzt auf; aber um kein Gut der Erde hätte ich sie Gottfried vorlegen können. Tag und Nacht beschäftigte mich das Kreuz. Ich kam nun auf allerlei Zusammenstellungen, und manche Aeußerung des Greises wurde mir verständlich, die mir früher dunkel geblieben.

So hatte ich ihn einmal gefragt: „Gottfried, warum seid Ihr doch allezeit so nachlässig gekleidet?“

„Das bringt so das Handwerk mit sich,“ sagte er; darauf aber setzte er seufzend hinzu: „Für wen sollte ich mich denn putzen?“ —

Ein andermal fragte ich ihn, als er allein in der Schmiede, und er so still war: „Habt Ihr keine Kinder, Gottfried?“

„Ach, du närrisches Kind,“ sagte er mit wehmüthigem Lächeln, „ich bin ja nie verheirathet gewesen.“

„Warum denn nicht?“ fragte ich wieder.

Er schwieg eine Weile und seufzte tief auf; dann sagte er weich: „Es wird sich ja doch Jemand finden, der dem alten Gottfried einmal die Augen zudrückt, und wenn es Niemand will, thut es mein guter Jörg. Siehst du, der ist mein Kind.“

Ich habe ihn aber später nie mehr so albern gefragt;

denn ich merkte, wie ihn das verstimmte, und wie er nun den ganzen Tag traurig war und kein Wörtlein mehr sprach.

Das schien mir nun Alles mit dem Kreuz unter dem Hollunder in enger Verbindung zu stehen.

Ich mußte mich indessen gedulden.

Eines Tags trat ich in die Schmiede und hatte meine Grammatik in der Hand, um mein Pensum zu lernen. Drüben im Pfarrhause war ein Universitätsfreund meines Bruders eingerückt, den seine Seele lieb hatte. Sie plauderten zusammen und auf mich wurde nicht weiter geachtet. Es war ein drückend heißer Julitag. Im Dorfe war es so stille, wie in der Nacht; denn die Bauern waren in den Weinbergen und die Kinder spielten vor dem Ort auf dem freien Platze, wo ehemals ein Kloster gestanden haben sollte.

Ich setzte mich still auf die wurmstichige Bank und las meine Regel durch, während die beiden Schmiede eine Stange Eisen platt schlugen, um als Reif an ein Wagenrad zu dienen.

Gottfried rauchte seine kleine Pfeife, die er „Nasenwärmer" nannte. Es war ein langer Kopf aus Erlenmaser und das Rohr ein Stück Hollunderholz, das er sich selbst grobweg zurechtgeschnitten hatte. Er blies dicke Dampfwolken aus. Ich hatte ein Gespräch beider Schmiede unterbrochen.

Als die Eisenstange wieder in der Esse lag, sprach Jörg: „Woher kommt es doch, Path', daß der Wagner-

mijes (Jeremias Wagner) euch so spinnefeind ist?“ Gottfried erwiederte nach einigen Minuten sinnenden Schweigens:

„Das ist eine alte und lange Geschichte, mein Sohn, und in ihr liegt der Grund meines armen, einsamen Lebens. Ich will sie dir erzählen, du möchtest sie sonst vielleicht von Anderen entstellt hören; denn es sind noch Leute genug da, die es wissen können, wie es damals zuging, vielleicht es aber nicht genau wissen.“

Ich spitzte meine Ohren; denn jetzt wurden sicher meine Räthsel alle gelöst. Er begann mit einem tiefen Seufzer.

„Vielleicht siebzehn Jahre war ich alt, um Mariä Geburt werde ich jährig, da sagte mein Vater selig zu mir, sagte er: „Gottfried, geh' nach Bingen zu dem alten Gerber Pennerich, der ist ein guter Freund von mir, und sag' zu ihm: Herr Pennerich, mein Vater läßt Ihnen guten Tag sagen und Sie sollten mir ein recht gutes, großes, braunes Rindsfell verkaufen zu einem Schurzfell; denn erstlich bist du sehr lang und zum Andern wirst du um Johannistag von der Zunft los- und freigesprochen und dahero Gesell.“ Das kann ich dir sagen, Jörg, daß die schönste Kirchweihmusik so nicht klang, wie dies Wort. Ich habe den Weg nach Bingen getanzt, und er war doch drei Stunden lang. Du weißt nicht, was das hieß: „Jung sein und Gesell werden;“ denn das verdammte Franzosenzeug hat alle Ordnung zerstört mit seinen Patenten. Holt

sich nicht jeder Jung ein Patent und setzt sich als Meister und wird ein Lump? Wo wandert heutzutag noch Einer? Daß Gott sich erbarm', sie kommen weit in der Nähe herum und das ist Alles. Erst auf ein Meisterstück werde man Meister und zwar auf rechtem Weg und in gesetzten Jahren."

„Path' die Stange glüht!" sagte Jörg. Und nun ging's wieder: Puff, Paff, und die Funken sprühten gewaltig um meinen Kopf.

Als sie wieder in der Esse lag, sagte Jörg: „Path', ihr habt mir das schon oft recht genau auseinander gesetzt mit dem Zunftwesen zu Pfälzerzeiten und ich weiß es ganz gut. Erzählt 'mal das Andre, nämlich, wie es euch in Bingen ging und so weiter. Das ist mir noch ganz unbekannt."

„Wie du willst, Jörg, wie du willst. Ich meine aber, die Einrichtungen einer guten Zeit kann man nicht genug kennen lernen. Item, es war just um die Kirschenzeit als ich nach Bingen ging selbiges Mal; aber hier im Thal waren sie noch nicht reif. Richtig geh' ich zu meinem Pennerich, kauf' mir das Fell, roll's zusammen, nehm's unterm linken Arm, und schlend're so über den Markt, weil's gerade Mittwoch war. Da saßen denn die Mädchen vom Gau, hübsche Mädchen, Jörg, meiner Treu! Aber ich war dazumal auch ein hübscher Bub' und die Mädchen sahen mich gerne, weil ich allezeit freundlich und ein guter Kerl war."

„Die Gaumädchen kicherten, wenn ich sie ansah;

aber da erblickte ich Eine, Jörg, nein, so schön gibt's keine mehr; ein leibhaftiger Engel, sag' ich dir, und gar nicht so keck, wie die Anderen, die Einem in die Augen hineinsahen, als wollten sie einem in's Herz hinein schauen. War sie alt, so war sie sechzehn Jahre. Als ich sie ansehe, schlägt sie ihre großen, blauen Augen nieder. Denk' ich, von der kaufst du ein Pfund Kirschen, kaufst dir einen Weck dazu und gehst an den Rhein, unter die Bäume und hältst dein Imbs. Tret' ich zu ihr, und sage zu ihr: „Du hübsches Mädchen, wieg' mir ein Pfund Kirschen!" Mein Seel! Jörg, sie wurde röther, als ihre Kirschen; wog mir aber ein Pfund in die Kappe und ich bezahlt's mit drei Kreuzern und sag' zu dem Mädchen: „die sollen mir noch einmal so gut schmecken, als die der Anderen." Da sah mich das Mädchen gar schelmisch an, lächelte gar herzig und sagte: „Warum denn?"

„Weil sie vom schönsten Mädchen sind, das ich noch gesehen habe," sagt' ich, „und das ich, meiner Treu, nimmer vergessen werde."

„Da hätt'st du aber einmal sehen sollen, wie sie anlief! Ihre Kirschen waren so roth nicht, und halb ärgerlich sagte sie: „Geh' nur, du Spötter! Utze (spotte) über die Mädchen deines Dorfes!"

„Utz' ich, so sollen die Kirschen mir Gift sein!" sag' ich drauf.

Sie sieht mich freundlich an, aber sagt dann: „Geh' doch, die Leute sehen ja auf mich!"

Bös war sie aber nicht. Ich gehe die Salzgasse hinab, kaufe mir bei Emmerscheid einen Weck und setze mich in den Schatten auf das Geländer am Fruchtmarkt, und halte mein Imbs, aber das Mädchen stand vor meinen Augen und jede Kirsche, meint' ich, wär' ihr Wängelein. Als ich endlich fertig war, zog's mich noch einmal hinauf; ich wollt' mich noch einmal erfreuen an ihrem Anblick. Als ich aber auf die Stelle komme, ist sie weg. Ich laufe den Markt auf und ab — sie ist fort; ich laufe in alle Läden der Stadt — sie ist fort, und ich wußte nicht wie sie hieß, nicht wer sie war, nicht woher; — denn als ich auf den Markt zurückkam, und die fragte, die noch da waren, lachten sie mich aus, daß ich gerne ging und schwieg. Das ist gar spöttisches Volk, die vom Gau.

„In selbigem Sommer hab' ich mehr denn zehnmal für einen Kreuzer Ursache gekauft und bin nach Bingen gelaufen, um sie wieder zu sehen; denn das Mädchen hatte mir's so angethan, daß ich sie nicht mehr habe vergessen können.

„Endlich sagte mein Vater: „Hör' 'mal, Gottfried, was soll das Bingenlaufen? Stecken dir die Binger Schoppen im Kopf, oder hast du dir an der Stadt einen Narren gegessen? Nun ist's all'! und damit Holla!" —

„Mein Vater war ein mordstrenger Mann, der das Eisen abzukühlen wußte, wenn's glühte. Da durfte man nicht viel Sprenzpfeffer machen, wenn er Holla

gesagt hatte. Ich hätt's wenigstens Keinem rathen mögen, ein Fragzeichen dahinter zu machen; ich schwieg daher mausestille. Hätt' ich ihm die wahre Ursach' gestanden, er hätte mich gehänselt, daß ich in die Erde gesunken wäre vor purer Scham. So mußt' ich's hinunterdrücken in das Herz, das freilich oft zerbersten wollte, — denn ich konnte das Mädchen nicht vergessen. Ich mied die Gesellschaft der Bursche und Mädchen, und ging immer allein, und dachte an das herzige Mädchen, das ich so lieb hatte und durft's nicht sagen. Ich wurde geneckt und das Jungvolk sagte: „Er will ein Kapuziner im Bacharacher Kloster werden, denn da ist viel Platz!" Niemand aber neckte mich mehr, als Wagner's Jeremijes, den wir nur Mijes nannten, der mir ohnehin falsch war, weil Graßmann's Gretchen mich gerne sah, um das er so herumschnupperte. Er war von den Pocken zerrissen wie eine Tenne, wo man Erbsen gedroschen, und die Mädchen konnten ihn nicht leiden, obgleich er der reichste Bursch' im Dorf und sein Vater Schultheiß war, doch — Jörg, die Stange glüht!" —

Wieder ging's Puff, Paff, und die Funken sprühten, denn der Jörg führte die große Schlage wie ein Riese Goliath.

Darauf setzte sich Gottfried auf das Amboskloz und fuhr fort: „Gegen uns über wohnte der alte Lips, ein geiziger Fils, wie's keinen mehr im Reiche gab. Er hatte weder Weib, noch Kind, und saß auf

ſeinem Geldſacke wie eine Bruthenne auf ihren Eiern. Keines Menſchen Freund, war auch keiner der ſeine."

„Ich hab' ſchon von ihm gehört," ſagte Jörg; „ſie nannten ihn nur den Erbſenſpalter."

„Richtig, Jörg, richtig. Es war ein garſtiger Menſch, und als er zu ſterben kam, ging kein Auge über, nicht einmal das ſeiner Katze, die er am liebſten hatte, weil ſie ihn nichts koſtete. Er beſaß die ſchönſten und die beſten Weinberge im Thal und die beſten Äcker und Wieſen, und hatte lachende Erben, nämlich einen Bruder in Freiweinheim, der aber einen guten Ruf hatte. Wie geſagt, er ſtarb, und es hätte kein Hahn nach ihm gekräht, wär' er nicht ſteinreich geweſen. Ich war ſeit acht Tagen losgeſprochen von der Zunft, hatte meinen Lehrbrief und war Geſell geworden, als die Leiche gehalten wurde. Abends vorher war der Bruder des alten Lips von Freiweinheim mit ſeiner Familie auf einem Wagen angekommen.

„Morgens früh ſteh' ich am Fenſter, da geht des Lipſen Thür auf und — mein ſchönes Kirſchenmädchen von Bingen kommt heraus in blütheweißen Hemdärmelchen, friſch wie eine Roſe, und hat einen Eimer, um Waſſer zu holen. Mir ſchlägt das Herz wie ein Hammer auf den Ambos. Da ſieht ſie mich und erröthete wieder wie dazumal, aber ſie lächelt doch freudig, und das gibt mir Kurasch. Sie ſieht ſich nach einem Brunnen um; denn das fremde Mädchen konnte nicht wiſſen, daß der Nachbarſchaftsbrunnen in unſerem

Hofe war. Ich, wie der Blitz, hinunter, nehm ihr den Eimer ab und ziehe das Waſſer für ſie.

„Du biſt gewiß ein Bruderskind vom alten Lips?“ fragte ich ſie; und ſie nickt mit verlegenem Lächeln und lispelt ein leiſes Ja.“

„Wie heißt du denn?“

„Lieschen,“ ſagt ſie.

„Ich heiße Gottfried,“ ſagte ich darauf, und ins Ohr hab' ich ihr geflüſtert: „Viel tauſendmal hab' ich an dich gedacht ſeitdem, denn du Hexe haſt mir's angethan!“

„Sie lachte laut auf und lief ſo ſchnell mit ihrem Eimer davon, daß ſie ſich das Waſſer über Schuh und Strümpfe ſchüttete.

„Daran biſt du Schuld!“ rief ſie mir zurück, — aber es lag kein Zorn in dem herzigen Geſichtchen, ſondern lauter Schelmerei.

„Mittags um Ein Uhr war das Begräbniß. Da der alte Lips lediger Weiſe geſtorben war, trugen wir Jungburſche den Alten und Lieschen reichte die Rosmarinſträuße. Mir gab ſie den größten und ſchönſten. Ich ſah recht deutlich, wie ſich der Mijes, der auch in der Nachbarſchaft war, darüber ärgerte; denn der Neidhack hat mir meiner Lebtage nichts Gutes gegönnt.

„Damals, Jörg, war's anders, als heutzutage. Starb Eins, ſo wurde ein ſtattlich Leichenimbs gehalten. Da gab's Kuchen und Wein, und waren's arme Leute, Bier. Sie luden dazu die Verwandten, Nachbarn und

die Träger. Des Lipsen Bruder fand manch schön Fuderchen Wein im Keller, den sich der Lips abgegeizt, und dachte, was er nicht trank, wollen wir ihm zu Ehren trinken. Er war überhaupt kein Knicker, wie sein Bruder selig. Da saß man denn bis sieben oder acht Uhr Abends, und sprach über dies und das, den Verstorbenen und die Lebenden, Krieg und Frieden; manchmal wurden die Gäste, besonders wenn das Leid kein Herzleid war und nur im Iler am Hut saß, recht lustigen Muthes. Beim alten Lips ging auch das Leid nicht tief ein, denn er hatte in stetem Hader mit seinem Bruder und der ganzen Nachbarschaft gelebt; darum blieben die Gäste noch da, als es längst gedunkelt hatte. Lieschen wartete auf. Leider saß ich mit dem Rücken gegen die Thür und durfte mich nicht umsehen. Dann und wann sah ich sie von der Seite; aber wenn sie an mir vorüberkam, stieß sie gewiß, wie zufällig, mit der Kuchenschüssel an mich an, und wenn sie die Leute ermahnte: „Esset doch, trinket doch!“ wurde ich allemal ein wenig am Wamms gezupft. Du magst dir denken, daß Niemand an das Weinen dachte. Man hätte einen neuen Thaler für eine Thräne verwetten können. Item, wenn auch das Lieschen um den alten Sünder geweint hätte, es wäre schade um die schönen Augen gewesen.

„Mir wollte es gar nicht schmecken; denn ich grübelte nach, wie ich ein wenig zu ihr kommen könnte. Als es dunkel geworden, ging ich hinab in den Garten, hinter dem Hause. Da lag eine alte Kelterschraube, auf

welcher der Lips sich oft gesonnt hatte. Vorher aber hatte ich mir ein Köhlchen am Feuer in der Küche geholt auf die Pfeife. Darüber kam sie, und kaum sah ich, da war sie auch schon da.

„Du ißt ja gar nichts, Gottfried," sagte sie. „Seit, wenn's Kirschen wären?"

„Freilich, Lieschen; Kirschen, die du gäbest." —

„Geh' mit nach Weinheim, so sollst du sie haben."

„Ja, wenn ich könnte! Ach, wie oft hab' ich dich Mittwochs in Bingen gesucht!"

„Geh," sagte sie, „du machst mir was vor!"

„Bei meiner Seele nicht!" sagte ich.

„Ich glaub's ja," rief sie halblaut, „schreie nur nicht, denn der Blatternarbige (sie meinte den Mijes), der möcht's hören. Er ist auch herausgegangen."

„Ach, wie erschrack ich," fuhr ich fort, „als ich dich heute so unvermuthet sah —!"

„Bin ich denn so garstig," schmollte sie, „daß die Leute vor mir erschrecken?"

„Ach, so nicht, Lieschen, so nicht," sagte ich; „es war ein freudiges Erschrecken. Wie hätte ich gerade an dich da denken sollen. Du bist ja noch tausendmal schöner geworden, als du damals warst, da du mir die Kirschen wogst. Wo warst du aber, daß du den ganzen Sommer und Herbst nicht mehr auf den Markt kamst?"

„Bei meiner Base in Flohnheim," entgegnete sie.

„Da wirst du wohl nicht mehr an mich gedacht haben?"

„Ei," rief ſie, mich ſchalkhaft anlächelnd, „wer wird auch ſo an die Buben denken? Was bildeſt du dir ein?"

„Aber ich habe ſtets an dich gedacht und bin ſo traurig geweſen, als ich dich nicht mehr in Bingen fand, daß ich alle Luſt am Leben verlor."

„Ei, wer wird ſo thöricht ſein!" lachte ſie.

„O du leichtſinnig Mädchen;" rief ich trauernd aus, „du weißt nicht, was es heißt, ſich recht lieb haben."

„Muß ich dir das denn ſagen?" flüſterte ſie kichernd.

„Haſt du mich denn lieb, Lieschen!" fragte ich dringend und ſtürmiſch.

Sie ſchwieg; aber ſie ließ mir ihre Hand.

„Geh', ſag's, Lieschen! flehte ich.

„So was ſagt man nicht! rief ſie ſchelmiſch und wollte fort. Ich hielt ſie.

„Lieschen," ſagte ich, „iſt ein Schmied in Weinheim?"

„Gewiß!"

„Braucht er einen Geſellen?"

„Das weiß ich nicht; warum denn?"

„Ich will hinkommen, um dich alle Tage zu ſehen, und wenn ich umſonſt bei ihm arbeiten müßte."

„Das kannſt du ſparen; denn mein Vater zieht hierher und dann ſind wir ja Nachbarsleute und ſehen uns alle Tage hundertmal."

„Heida!" rief ich, „ſo bringen mich zehn Gäule hier nicht weg!"

„Ziehst du gerne her, Lieschen?“

„Wenn — du — da bleibst!“ raunte sie mir ins Ohr und husch! wie der Blitz war sie weg und im Hause. „Nun wußte ich's, daß sie mich lieb hatte, und es kam eine Wonne in meine Seele, wie ich sie nie gefühlt. Hinauf konnte ich nicht mehr gehen; ich blieb noch sitzen bis die Gäste weggegangen und machte mich denn auch fort. An der Thüre noch flüsterte sie mir zu: „Gute Nacht, Gottfried; Morgen früh um drei Uhr gehe ich mit der Mutter heim. Hast du's gehört?“ — Gewiß hatte ich's gehört. — Die ganze Nacht schloß ich kein Auge. In Bacharach hatte ich ein Geschäft, und sagte zu meinem Vater, ich wolle ganz frühe dort hin gehen, um bald wieder daheim zu sein. Es war ihm schon recht, und ehe der Tag graute, stand ich, fix und fertig, am Fenster und paßte auf, bis drüben die Thüre knarrte.

„Endlich, als die ersten Streiflichter sichtbar am Himmel wurden und die Hofhähne krähten, ging die Thür auf und Lieschen trat mit ihrer Mutter heraus, und das Morgenroth, das am Himmel glühte, lag auf ihren Wängelein, als sie mich am Fenster stehen sah. Ich nickte ihr zu und sie that, als sähe sie es nicht und ging vor ihrer Mutter her. Sie waren aber noch nicht weit vor dem Dorfe, da war ich schon hinter ihnen. Ich bot den guten Morgen; sie grüßten zurück und bald waren wir im Gespräche. Die Mutter fragte dies und das und ich gab ihr immer besonders freundlichen Bescheid, denn ich dachte an das alte Sprüchlein:

„Wer sich gut bei der Mutter steht,
Dem die Tochter nicht entgeht."

„Und in der That, ich sah recht gut, daß mir die Mutter Schritt vor Schritt freundlicher wurde. Mit Lieschen konnte ich nur wenig reden, und sie sah es gerne, daß ich viel mit der Mutter sprach. Ich unterließ dann auch nicht, mein gutes Handwerk zu loben und ihr zu sagen, daß mein alter Vater mir bald die Schmiede abtreten, daß ich schöne Weinberge bekommen würde und einst eine brave Frau recht gut würde ernähren können.

„Das Lieschen lächelte schalkig dabei und dachte gewiß sein Bestes. Endlich erreichten wir den Rhein und unsere Wege schieden sich. Ich mußte links, sie rechts. Freundlich grüßte die Alte und meinte noch, wir würden schon gute Nachbarn werden. Lieschen drückte mir mit lieblichem Lächeln die Hand — und dahin gingen sie. Ich stand wie eingewurzelt an der Stelle. Es war mir, als ginge ein Stück von meinem Herzen mit.

„So lange ich sie sehen konnte, blieb ich stehen. Mehrmals sah noch das liebe Mädchen sich nach mir um, bis der vortretende Berg sie mir entzog und ich still und traurig meinen Weg dahinging." —

„Doch, Jörg, wir vergessen die Stange. Sie glüht weiß, wir müssen schmieden!" —

Es gab nun eine längere Unterbrechung; denn die Reifstange mußte gerundet werden. Als sie wieder in

die Esse gebracht war, fuhr Gottfried fort: „Du wirst mir's glauben, Jörg, daß ich nun recht fröhlich wurde. Ich ging wieder zu dem jungen Volk; ich sang wieder mit ihnen, und die Mädchen meinten, der Gottfried müsse das Klostergehen aufgegeben haben. Der Mijes wußte sich's gar nicht zu erklären, wie das Alles gekommen sei. Er sah mich oft forschend an, aber dahinter war er doch nicht gekommen. Um ihn völlig irre zu machen, scherzte ich oft mit Graßmann's Gretchen, die jetzt des Peter-Jacob's Frau ist. Seit ich Gesell war, hatte er auch den Muth nicht mehr, mich so zu necken, und als er's wieder einmal versuchte, wies ich ihm zwei Fäuste, vor denen er Respect haben mußte, und das Wort blieb ihm halbwegs im Munde.

„So blieb's, bis Lieschen's Eltern in des alten Lipsen Haus zu uns ins Dorf zogen. Das war eine Geschichte, von der man in allen Spinnstuben plauderte. Da wußten sie genau, was die Alles mitgebracht; wie viel Zinn, wie viel Getliche, wie viel Korn, Spelt und wie viel baar Geld. Du weißt, Jörg, wie das so geht und wie sie in den Spinnstuben die Leute durch die Hechel ziehen, daß kein guter Faden an ihnen bleibt. So erzählte man sich denn auch, ich habe so fleißig bei dem Abladen geholfen; habe überall die Hand geboten und sei darob bei den Alten gut angeschrieben und das Lieschen sähe sich die Augen fast aus nach mir. Wenn das Lieschen Wasser ziehen wolle am Nachbarschaftsbrunnen in unserm Hofe, dann lasse ich

Ambos und Esse im Stich und eile, dem Lieschen den Eimer heraufzuziehen; auch seien wir jetzt zu einer Spinnstube vereinigt. Das gebe eine Heirath, eh's lang würde. Eines Theils hatten sie nicht ganz unrecht dabei; denn ich that auch den neuen Nachbarsleuten, was ich thun konnte, und das Lieschen durfte mir, wenn's möglich war, kein Wasser ziehen. Da sich Lieschen's Mutter und meine Mutter gut leiden konnten, so gab's in unserer sehr geräumigen Stube eine Spinnstube, wo aber Niemand hinkam, als die zwei Haushaltungen. Du begreifst, daß ich von da an nicht mehr hinausging; daß ich stets neben Lieschen saß; wenn die Alten miteinander redeten, so flüsterten wir miteinander und freuten uns schon auf die Kirchweih', wo ich sie zum Tanze führen würde. Ich konnte aber auch bald merken, daß ich nicht allein wußte, wie schön das Lieschen wäre. Viele meiner Altersgenossen gingen dem Mädchen zu Gefallen; am meisten aber der reiche Mijes.

„Ei," sagte er einmal, als ich nicht dabei war, „der Simpel meint, er bekäme das schöne Lieschen. Das soll er sich vergehen lassen! Das Mädchen ist für mich; denn ich allein bin so reich wie sie, und so einen rußigen, lumpigen Schmied nimmt sie vollends nicht." —

„Jörg, das wurmte mir! Ich war in meiner Jugend ein gar hitzköpfiger Kerl, der sich Nichts gefallen ließ. Das wollte ich ihm vorhalten. Er hatte es gesagt,

daran war kein Zweifel; denn Graßmann's Gretchen hatte mir's gesagt, das, seitdem ich mit dem Lieschen ging, mich oft mit so trübem und traurigem Auge ansah, daß ich's recht bedauerte. Ich durfte es aber nicht verrathen. Wollte ich ihn stellen, so wich er mir aus. Aha, dacht' ich, lauf' du mir hin, wir begegnen uns an der Kirchweih' schon.

„Der Winter ging mir herum, wie ein fröhlicher Sonntag. Ich sah Lieschen alle Tage zwei-, dreimal am Brunnen und konnte mit ihr kosen; ich sah sie jeden Abend in unserem Hause, wie ihre Finger den feinen Faden dreheten und sie die frischen Lippen berührte, das Garn zu benetzen. Wer war glücklicher, als ich?

„So kam der Mai, und du weißt, am ersten Sonntag im Mai ist unsere Kirchweih'. Schon früh rotteten sich die Kirchweihburschen zusammen. Als auch ich mich dazu gesellte, machte der Mijes allerlei Händel, mich wegzubeißen; aber die anderen Bursche hatten mich viel zu lieb, als daß ihm das gelungen wäre. Der Baum wurde aufgestellt und Lieschen half den Mädchen den Kranz machen, der oben daran hängt, voll Bänder und vergoldeter Eierschalen, die so schön aussehen. Als es Sonntags Mittags drei Uhr war, zogen wir auf. Ihr heutzutage thut das selten mehr. Wir hielten's so: Wenn die Musikanten beim Bäcker angekommen waren, so spielten sie einen schönen Marsch auf. Nun folgten die Kirchweihburschen mit Flaschen

und Gläſern. Jedem, der uns begegnete, wurde einmal eingeſchenkt. Zwei führten den Hammel, der ausgelooſt wurde, und trugen die Liſte und die Nummern nebſt einem Tintenfaß zum Einſchreiben. Zuletzt kam der Bäcker. Der trug den großen vierteligen Weinkrug, aus dem unſere Flaſchen immer neu gefüllt wurden. So zogen wir durchs Dorf und auf dem Rückwege vor die Häuſer der erwählten Mädchen. War Einer aufgeſpielt, ſo ging der Burſch hinein, holte das Mädchen, und dies ſteckte ihm den Rosmarinſtrauß mit rothen Bändern an den Hut.

„Als ich vor Lieschen's Haus anlangte, mußten mir die Muſikanten ihren allerſchönſten Tanz aufſpielen und, das muß ich ſagen, der Lenz von Laub, der die Clarinette blies, ſpielte aus dem FF heraus, daß man ſchon auf der Gaſſe hätte mögen zu tanzen anfangen. Es war eine helle Pracht! Wie funkelten des Lieschen's Augen, als ich hereintrat und Vater und Mutter, wie es Brauch und Sitte war, in geziemenden, wohlgeſetzten Worten um die Erlaubniß bat, mit ihrem ſchönen Kinde die Kirchweih' halten zu dürfen. Sie gaben's zu und Lieschen holte den Prachtſtrauß, den ſie an meinen Hut ſteckte. Da flimmerten goldene Perlen und breite Bänder dran, und es war der allerſchönſte von allen auf der Kirchweih'.

„Jörg, wie das Mädchen tanzte! Man meinte, ſie berührte gar den Boden nicht mit den Füßen; ſie flöge nur ſo herum, wie ein Vögelein. So glücklich war ich

nie wieder, wie damals. Ach, wer hätte es denken sollen, daß die Freude so schnell enden sollte! —

„Alle Leute sahen auf uns Zwei und sagten laut, wir seien das schönste Pärchen im Dorf und wir müßten Mann und Frau werden. Das Lieschen schämte sich schier zu Tod, und ich freute mich königlich, wenn ich es hörte.

„Einer aber schlich herum wie die Schlange im Paradies, — es war der Neidhammel, der Mijes. Ich sah's ihm wohl schon lange an, daß er mein Lieschen gerne sah; und je mehr ihn das Mädchen von sich wegstieß, desto zudringlicher wurde er. Sie war ja reich! —

„Einmal kam er zu mir und sagte: „Gottfried, laß mich einmal mit deinem Schatze tanzen."

„Ich dachte, was thut's? und fragte Lieschen. Die aber wispert leise: „Sag' Nein! sag' Nein!"

„Da steigt mir der Kamm; ich denke an seine giftigen Worte und sage spottend: „Aufs Jahr, Mijes, aufs Jahr! Jetzt will ich selber mit Lieschen tanzen."

„Da hätteſt du seine Wuth sehen sollen! —

„Simpel," rief er, „Kapuziner! Du haſt wahr geredet! Aufs Jahr tanz'ſt du nicht mit ihr!"

„Da übermannt mich der Zorn, denn ich hatte Wein genug getrunken, um leicht aufgebracht zu werden. Obwohl Lieschen mich halten will, springe ich auf ihn zu und ein mörderiſcher Schlag ſtürzt ihn zu Boden. Alles ſpringt auf und will abwehren. Das war aber

zu spät. Der Mijes rafft sich von der Erde auf und fällt mich an; wie der Blitz reiß' ich aus einem Stuhle den Stempel und haue ihn über den Kopf, daß das Blut aufspritzt und er mit einem gellenden Schrei zu Boden fällt.

„Er ist todt, er ist todt!" schreien die Frauen durcheinander. — Der Schultheiß, des Mijes Vater, eilt herbei und die Feldschützen, die mich gefangen nehmen.

„Führt ihn sogleich nach Bacharach vor das Oberamt!" ruft er, und einem Andern befiehlt er, den Doctor zu holen. Man führte mich mit Gewalt fort. Lieschen rang verzweifelnd die Hände und der Mijes wurde leblos und blutend hinweggetragen. Mich zogen die Schützen von dannen

„Ach, Jörg, ich war bald abgekühlt! Er ist todt! das hörte ich immer in den Ohren, und die furchtbarste Verzweiflung ergriff mich.

„Armer Gottfried," sagte der eine Flurschütz, „deine Freude endet schlimm! Ich wollte dir wünschen, du wärst über dem Rheine, denn in Lorch ist es Mainzisch und du hast nicht weit ins Reich."

„Das Wort fiel wie ein leuchtender Blitz in meine Seele. Drunten am Rheine lagen ja Nachen und ich konnte fahren, wie ein Fischer. Kaum erreichten wir das Rheinufer, so war ich mit drei Sprüngen am Ufer. Die Schützen wandten sich um, und gingen ruhig heim, und ich durchschnitt mit dem Kahne die

Fluth des Rheines, die der aufgehende Vollmond zu vergolden anfing. Bald war ich drüben. Ich zog den Nachen aufs Land, daß ihn der Schiffer Malz wieder bekommen konnte, und lief so schnell ich konnte, nach Lorch, zu dem Schmied Vandemer, den ich wohl kannte. Dem klagte ich mein Leid. Er hielt mich bis Morgens, dann schenkte er mir Geld und schickte mich nach Rüdesheim; allein auch hier hatte ich keine Ruhe. Jörg, das Gewissen ist eine erschreckliche Macht. Es ist wohl, wenn eine Schuld darauf lastet, der Wurm, der nicht ruht, wie der Herr sagt. Ich begriff jetzt das Wort, weil ich an dem Holzwurm das Gleichniß fand, der in unserem Wandgetäfel rastlos nagte. Ach, Gott, wie war ich so elend! Nachts schloß ich kein Auge, und fiel einmal der Schlaf der Entkräftung auf mich, so scheuchten greuliche Träume jede Ruhe und Erquickung von mir. Die Reue zerfleischte mein Herz. Lange konnte es selbst mein damals fast riesenstarker Körper nicht ertragen und in der Stadt Frankfurt fiel ich aufs Krankenlager und wurde in das Spital gebracht.

„Hier fiel ein Lichtstrahl in meine Seele, denn ein frommer Geistlicher trat an mein Bett und gab mir Trost. Ich genas langsam und erst im halben Sommer konnte ich wieder arbeiten, um meine Schuld in der Herberge zu tilgen und mir Geld zu sammeln zur Weiterreise; denn fort wollte ich, recht weit fort vom Schauplatze meiner Frevelthat. Gott allein, der in das Herz schaut, kannte mein Leid. Er allein sah die Thränen tiefer Reue, welche ich vergoß.

„So wanderte ich denn durch das Hessen- und Sachsenland, bis in die Berge Schlesiens; ging von da nach Wien. Von Wien aus reiſete ich durch das Tyrol nach der Oberpfalz und dann durch Würtemberg nach der Schweiz. Es war wieder Mai geworden. — Von daheim hörte ich nichts. Schreiben durfte ich nicht. Ach, meine armen Eltern, mein armes Lieschen, rief ich oft troſtlos aus, wie hab' ich Euch Herzeleid gemacht, ſtatt Freude! Ich gab mir alle Mühe, meinen Jähzorn zu bannen und es gelang mir. Keinen Tropfen Wein genoß ich mehr, weil er mich ſo elend gemacht hatte. Keine Tanzmuſik konnte mich mehr locken. — In der Schweiz aber ergriff mich im zweiten Jahre meiner Wanderſchaft das Heimweh. Das kam ſo. Eines Tages kam ich in Bern auf die Herberge und finde da den Sohn des ehrlichen Schmiedes Bandemer von Lorch, der aber nichts von meinem Schickſale wußte, weil er ſchon damals, als ich bei ſeinem Vater Hilfe ſuchte, auf der Wanderſchaft geweſen. Er war nun auf der Heimkehr, und die Freude, die Heimat wieder zu ſehen, die ſich in jedem ſeiner Worte ausdrückte, das ſtete Plaudern vom ſchönen Rheine weckte in mir ein heißes, ganz unbezähmbares Verlangen. Er beredete mich unaufhörlich mit ihm zu reiſen nach der Heimat.

„Alle Gründe, welche ich entgegenſetzte, widerlegte er und ich mochte wohl merken, daß er ſich dachte, es liege ein arger Riegel vor der Thüre der Heimat für mich; denn der brave Burſch zog ſich von mir ab und

mochte nicht mehr mit mir verkehren. Da konnte ich nicht länger widerstehen und sagte ihm Alles haarklein. Ich erzählte es ihm mit heißen Thränen, die ebensowohl der Reue über meine im Zorne verübte Unthat, als dem verlornen Lebensglücke galten. Ach, meine Seele hing ja durch unzerstörbare Bande an dem Mädchen, die mich nicht mehr lieben konnte, und weder von ihr, noch von den Eltern und der Schwester, die damals noch ein Kind gewesen, hatte ich ein Wort gehört in der langen Zeit.

„Der Heinrich Vandemer weinte mit mir, er war eine gute Seele. „Du armer Gottfried," sagte er, „nun begreife ich dein stilles Leid und deine Sehnsucht nach der Heimat, und deine Furcht, sie wieder zu sehen; aber wart', du sollst von ihr hören. Bleib' hier. Ich schreibe dir gleich und schreibe dir Alles. Und er ging hin, wohin ich so gerne mitgegangen wäre und doch nicht durfte." —

„Das Eisen glüht," sagte Gottfried plötzlich, fuhr mit der Hand über die Augen, wo es feucht geworden war. Er mußte aufhören; denn seine Stimme wankte und die Brust des Greises hob sich in innerm Kampfe. Diesesmal dauerte das Schmieden länger; denn die Stange mußte zum Reife gebogen und zusammengeschweißt werden und das kostete manchen herben Schlag und mancher Schweißtropfen fiel zur Erde. Gottfried hatte sich während der Arbeit wieder gesammelt. Ermüdet setzte er sich auf das Amboskloß, stopfte

seine Pfeife, zündete sie mit einem glühenden Eisendraht, den er zu diesem Zweck immer bei der Esse liegen hatte, stützte dann das bärtige Kinn in die Rechte und sah eine Weile den Blitzen zu, welche aus den aufgehäuften Kohlen aufstiegen, während der Lufthauch des Blasebalgs ihre Gluth schürte — und hob dann wieder an:

„Monate lang hab' ich in brennender Ungeduld geharret auf einen Brief von dem Heinrich, und jeder Tag brachte neuen Schmerz. Er wagt nicht, dir das Maaß des Elends zu schildern, dachte ich, weil er dein Leid kennt und bemitleidet. Das machte mich noch elender. Ach, hätte ich damals nicht den Trost der Religion gehabt, ich weiß nicht, was es gegeben hätte; denn keine Menschenseele hatte ich, der ich mich anschließen wollte oder konnte. Meine Seele mußte Alles tragen, alleine tragen. Es war schier zuviel. Was stellte ich mir Alles so schrecklich vor! Die Eltern dachte ich mir vor Kummer todt, und Lieschen auch todt oder was mir schlimmer gewesen wäre, als eines Andern Frau; mich selbst fluchbelastet, verstoßen, verworfen. Solche Gedanken quälten meine Seele Tag und Nacht und ich habe alle Qualen der Hölle schon in dieser Welt getragen.

„Endlich kam ein Brief. Er war von Yorck, von Heinrich Bandemer, — und nun fehlte mir der Muth, ihn aufzubrechen. Länger als eine Stunde lag er vor mir und ich suchte nach Muth, das Alles nun schwarz

auf weiß zu ſehen, was ich im Geiſte ſo lange ſchon geſehen; doch faßte ich endlich Muth und riß ihn auf.

„Gott zum Gruß,“ ſchrieb er, „und Chriſtus zum Troſt, herzlieber Kamerad! Dieweil ich denn nach langer Fahrt endlich allhier zu Oſtern bin angekommen, wollt' ich auch die Kirchweih' in Deinem Dorf abwarten und dann hinüberfahren zu Deinem Vater und Deiner Mutter, die allebeid noch leben und ſind noch bei guter Geſundheit, wie ich von dem Schiffer Malz gehört, mit deſſen Nachen Du damals durchgingſt. So bin ich denn am erſten Sonntag im Mai hinübergefahren; bin in das Thal gegangen und in Euer Haus gekommen, wo ich zu Deinem Vater ſagte: „Meiſter, ich bringe einen ſchönen Gruß von Eurem Gottfried aus Bern in der Schwei;, wo er als geſchickter Obergeſell in Arbeit ſteht.“ Da hat der alte Mann angefangen zu zittern und zu weinen und hat mich hineingezogen in die Stube zu Deiner Mutter, die faſt zuſammenfiel, als ſie hörte, Du lebeſt noch; denn ſie haben Dich alle für todt gehalten, dieweil Du nicht geſchrieben haſt auf Deiner Wanderſchaft. Da hab' ich denn von Dir erzählen müſſen, was ich nur wußte, und ſie haben Freudenthränen vergeſſen und mir geſagt, ich ſolle Dir ſchreiben, Du ſollteſt gleich, cito kommen, daß Dir dein Vater die Schmiede übergäbe, ſintemal er den Schlägel nicht mehr führen kann.

„Darauf hab' ich gefragt: „Meiſter, darf er denn kommen, der arme Gottfried?“ Hat er geſagt: „Wer

wehret's ihm denn? Der Mijes iſt ja nicht todt, wie er meint, ſondern friſch und geſund, und freiet an ſeinem Lieschen und die Alten quälen und wollen, daß es ihn nähme, dieweil es der Gottfried verließ, und heut' ſoll Handſtreich und Verlobung ſein oder iſt ſchon geweſen. So er aber kommet, nimmt's ihn ſicherlich nicht. Darum, lieber Kamerad, ſo rath' ich Dir, mach' Dich auf die Lappen und komm.

Dein getreuer Kamerad

Heinrich Vandemer."

Lorch am Rhein,
den 3. Mai in dieſem Jahr.

„Ich weiß den Brief heut' noch auswendig, Jörg, denn ich hab' ihn viel tauſendmal geleſen, bis er mir unter den Händen zerfiel in mürbe Stücke. Wie mir's darauf war, brauch' ich Dir kaum zu ſagen. Alle Noth wich vom Gewiſſen. Auf meinen Knieen hab' ich Gott geprieſen, daß er mich erlöſt von meiner Angſt und Qual. Die Jahre, durch welche ich ſie getragen, waren vergeſſen; aber in der Freude lag neue Qual. War nicht Lieschen ſeine Frau? Der Brief war lange gelaufen und ich hatte einen weiten Weg. Eins tröſtete mich dabei, das nämlich, daß zwiſchen Handſtreich und Hochzeit bei uns meiſt ein gut halb Jahr vergeht und oft noch mehr. Da bin ich denn fort, und bin gelaufen, als ob es mich an die Sohlen brennete und in Mannheim fuhr gerade ein Rheinfloß ab. Da trug ich dem Floßherrn an, ich wollte arbeiten wie der Ruderer

Einer, wenn er mich mitfahren und beköſtigen ließe bis Lorch. Der that's gerne; denn es war ihm ein Flößer ausgeblieben, und ſo kam ich wohlfeil und ſchnell in die Heimat."

Jetzt aber gab es eine noch längere Unterbrechung. Der Reif mußte auf das Rad gepaßt werden. Dieß geſchah mit aller umſtändlichen Genauigkeit und Sorgfalt, dann wurde der Reif ſtellenweiſe abermals geglüht, die Löcher für die Nägel geſchlagen und zuletzt aufgelegt und feſtgenagelt. Es war eine ſchwere Arbeit und beide Schmiede bedurften der Ruhe. Sie ſetzten ſich auf dem Ambosklotze neben einander, und auf Jörg's Erinnerung hob der Alte wieder zu erzählen an.

„Das Herz pochte mir faſt laut, als ich in das Thal trat. Es war Abend, und die mondloſe Herbſtnacht legte ſich ſo recht ſackdunkel auf die Erde. So erreichte ich das Dorf, erreichte das Vaterhaus. Drüben im Vaterhauſe Lieschen's war es ſo helle. Ich mußte einmal zum Fenſter hineinſehen, ob ich ſie erblickte. —

„In der Stube war's ſehr lebendig. Der Bäcker ſtand an der Mulde und machte Kuchenteig ein. Mehrere Mädchen ſaßen am Tiſch und banden von gemachten Blumen, Glasperlen und Raſſelgold einen mächtigen Strauß, wie ihn am Hochzeitstage die Braut dem Bräutigam vor die Bruſt zu ſtecken pflegt. Der Mijes ſaß bei dem Alten am Ofen, und Beide redeten lebhaft mit einander. Lieschen ſah ich nicht. Endlich ging die Thür auf und ſie trat mit dem Lichte herein.

„Fast hätte ich laut aufgeschrien. Wie war sie verändert! Die Wangen waren bleich, das schöne, jetzt rothgeweinte Auge lag tief. Über die ganze einst so lebenvolle Gestalt war ein Anschein der Erschlaffung, des Krankseins, über das dennoch so schöne Gesicht ein Ausdruck von Schmerz und Leid verbreitet, das auch selbst den Gleichgültigsten mitleidig gemacht hätte. Ich konnte nicht von der Stelle. Ich fühlte ihren Schmerz. O hätte ich ihr zurufen dürfen: Ich bin da! —

„Sie setzte sich in eine Ecke, daß ich sie sehen konnte. Auf die Brautjungfern, die den Strauß banden, blickte sie nicht; auch nicht einmal auf den glücklichen Mijes. Es war, als ginge sie das Alles gar nichts an. Eine Weile saß sie so und starrte vor sich hin; dann bedeckte sie ihr Gesicht mit der Schürze. Sie mußte wohl schluchzen; denn mehrmals sah Mijes nach ihr hin, stand dann auf und trat zu ihr. Er legte seinen Arm um sie; aber sie entwand sich dem Arme. Er wollte ihr die Schürze von den Augen ziehen; sie drückte ihn von sich. Zuletzt stand sie auf und ging aus der Stube.

„Ich hatte genug, mehr als genug gesehen. Mit blutendem Herzen wandte ich mich weg und wankte dem Vaterhause zu.

„Wer könnte die Wonne und Freude der Eltern fassen, ihren Sohn wieder zu haben? Deine Mutter, Jörg, war ein hübsches Mädchen geworden, die mir weinend am Halse hing. Kaum aber war der erste

Sturm der Freude und der Begrüßungen vorüber, da erzählten sie mir, wie es drüben stand.

„Sie hatten mich Alle für todt gehalten. Als der Mijes wieder genesen war, machte er sich an Lieschen; aber sie stieß ihn mit Abscheu von sich. Mijes ließ sich nicht abschrecken. Er hing an ihr wie eine Klette, begleitete sie wie ihr Schatten, und da er des Schultheißen einziger Sohn war, so machte ihm der Vater Lieschen's ein freundlich Gesicht. Überdies war er der reichste Bursch im Dorf und das zog bei dem Alten. Er war des Lipsen Bruder. —

„Die beiden Alten machten die Heirath fertig miteinander und das arme Lieschen litt erschrecklich. Wie oft kam es weinend zu meiner Mutter und sagte: „Läg' ich doch im stillen Grabe, so wär' ich bei ihm!" Alles wurde versucht, Überredung, Schmeichelworte, Drohung, — dann von ihrem Vater selbst harte Behandlung. „Ich fürchte," sagte meine Mutter, „ich fürchte, sie trägt schon ihr Todtenhemd; denn sie ist so bleich, so abgezehrt und hüstelt immer so trocken. Ihr Auge ist nie ohne Thränen. Denke dir nur, als sie ihr Jawort gegeben und ihren Handschlag, was sie ihr abgequält haben, da ist sie ohnmächtig und darauf schwer krank geworden. Als sie sich wieder erholt, da ist der Bandemer von Lorch gekommen auf die Kirchweih' und hat uns deinen Gruß gebracht, Gottfried." —

„Habt Ihr's ihr denn nicht gesagt?" fragte ich mit angstvollem Beben.

„Gewiß," sagte die Mutter.

„Und was sagte sie?"

„Sie raufte ihr Haar wie eine Verrückte und wollte in den Brunnen springen. „Es ist zu spät," rief sie aus, „es ist zu spät!" Seitdem ist alles Leben aus ihr gewichen, sie ist nur noch ein Schatten; und morgen ist Hochzeit." —

„Ich saß da, den Kopf in die Hand gestützt, und eine Thräne jagte die andere. Essen konnte ich nicht, schlafen konnte ich nicht.

„Am andern Morgen stand ich früh am Fenster, da kam sie heraus mit dem Wassereimer und ging auf unsern Hof zu, wo der Brunnen war. Ich konnte mich nicht halten. Ich stürzte die Treppe herab, in den Hof, auf sie zu. —

„Als sie mich sah, stieß sie einen gellenden Schrei aus und taumelte zurück. Sie würde niedergesunken sein, hätte ich sie nicht aufgefangen mit meinen Armen und in das Haus getragen. An meiner Brust erwachte sie. Lieber Jörg, laß mich schweigen von dem Leid, schweigen von der Freude, die miteinander rang in unseren Seelen. Endlich sprang sie auf und rannte hinaus und heim. Ich sah sie nicht mehr diesen Morgen. Um zehn Uhr kam der Bräutigam daher, so stolz und herrlich, wie nur ein Bräutigam sein kann, der sich seines Glückes freut. Mit ihm kamen die Brautführer, seine Eltern, seine Pathen, seine Verwandten. Auch Lieschen's Verwandte kamen von Wein-

heim an und aus dem Dorfe, sammt den Brautjungfern. —

„Bald darauf läutete das Hochzeitsglöckchen und sie kamen heraus, zuerst die geschmückten Kinder, dann zwei Brautjungfern, dann die Braut und die beiden Brautführer. Ach, mir brach das Herz. Sie hatte rothe Wängelein, ihr Auge leuchtete; ein Lächeln machte sie unendlich schön. Sie sah mir ins Auge und nickte mir zu. Mir schwindelte. Ich sah nicht den Bräutigam mit seinem Brautmädchen, nicht den Zug — ich lag mit dem Kopf auf dem Tisch und weinte laut. Überall schoß es ihr zu Ehren. Mir war's, als wären alle diese Schüsse mit Kugeln geladen, und die flögen durch mein Herz.

„Ich lag noch so da, als ich draußen ein Schreien hörte. Ich richtete mich auf. Frauen standen gruppenweise bei einander und erzählten sich etwas mit dem Ausdrucke des tiefsten Schreckens. Mich überlief es wie Todesangst, wie der kalte Tod; aber ich war gelähmt vor Schrecken. Hatte sie sich einen Tod angethan? — oder was war geschehen, daß die Leute sich so entsetzt geberdeten? Ich konnte nicht fragen, weil ich vor der Antwort mich fürchtete, und doch war die Ungewißheit eine Todesqual.

„Endlich kam meine Mutter. Sie lächelte. Hast du schon gehört, Gottfried, was geschehen ist? — Denke dir nur, wie unerhört. Als der Mijes mit Lieschen vor den Altar tritt und der Pfarrer sie fragt, ob sie

den Jeremias Wagner zu ihrem Ehemanne nehmen wolle, sagt sie fest und laut: Nein! Mit Entsetzen fragt der Pfarrer noch einmal, und sie sagt darauf: Nein; ich bin gezwungen worden bis hierher; aber vor Gott sage ich: Nein; denn ich will lieber sterben, als seine Frau werden.

„Der Mijes steht wie versteinert. Plötzlich aber stößt er sie von sich und eilt hinweg. Lieschen aber tragen ihre Beine nicht mehr; die Brautjungfern führen sie in das nächste Haus, und dort ist sie noch. Das Brautkränzchen und ihren Strauß hat sie zerrissen. Ihr Vater raset schier und ihre Mutter jammert laut. Doch sieh', dort kommt sie!

„Ich sah durchs Fenster. Lieschen, bleich wie eine Leiche, wankte daher, geführt von den Mädchen. Sie lächelte mir zu; aber es lag jetzt etwas in dem Lächeln, was mir wie ein Messer in das Herz drang.

„Ich will dir nicht beschreiben, was es für Reden gab, als Lieschen's Vater mich sah. Ich ertrug Alles still und geduldig, denn ich fühlte wohl, daß Lieschen nicht mehr lange leben würde."

Gottfried drückte, als er das sagte, beide Hände vor das Gesicht. Alle Schmerzen jener Tage wurden wach. Er weinte stille. — Nach einer Weile sagte er: „Röthe und Bläße wechselte auf ihren Wangen. Sie hielt meine Hand. „Auf den Tod haben sie mich geplagt," sagte sie, „aber ich hielt dir die Treue. Zuletzt sagten sie, du seiest todt. Da lag mir nichts

mehr am Leben und ich wußte, es würde bald enden, — ich gab den Eltern nach. — Gottlob, daß ich Kraft gewann! Nun bleib' ich die Deine — bis —." Sie schwieg und legte weinend ihren glühenden Kopf an meine Bruſt. Bald darauf überfiel ſie ein Froſt, daß ſie zitterte. Sie mußte ſich zu Bette legen. — Jörg — ſie ſtand nicht mehr auf!" —

Raſch ſprang der Greis empor und rannte aus der Schmiede hinaus. Jörg lehnte an der Wand. Ihm perlten die Thränen über die Wangen — und — ich — der ich noch auf der Bank ſaß, weinte faſt laut.

Nach einiger Zeit kam Gottfried zurück.

„Jetzt will ich dir's zu Ende erzählen," ſagte er feſt. „Lieschen erkrankte ſchwer. Ich wich Tag und Nacht nicht von ihrem Bett. Der Doctor ſagte, ſie ſei nicht zu retten, es ſei die galoppirende Schwindſucht. Ich hatte davon gehört, daß da gar keine Hoffnung ſei. Aber es war ſchrecklich! Sie hatte die größte Lebenshoffnung, und dieſe ſtieg ſogar mit jedem Tage. Sie ſprach immer von unſerem Zuſammenleben in Zukunft und ahnete nicht, wie das Stiche waren, die mein Herz blutig trafen. Ach, ich nahm ihre Worte in anderem Sinn und konnte dann freudig darauf eingehen. Ich dachte nämlich an das Wiederſehen und Zuſammenleben droben im Himmel; denn ich glaubte damals nicht anders, als daß ich ihr bald folgen würde. Gott hatte es anders beſchloſſen. Sie iſt längſt im Frieden und ich lebe und ringe noch.

„Ach, Jörg, es war eine erschreckliche Zeit, die ich damals durchlebt habe. Ihre Lebenskraft sank mit jeder Stunde, und doch währte es noch sechs volle Wochen, ehe die Seele sich losriß von dem Leben, das ihr jetzt wieder so lieb geworden war. Und als ihre Stunde kam, schien sie neu aufzuleben. Sie verzieh ihrem Vater, sie bat ihn aber auch, ihr zu vergeben, daß sie ungehorsam gewesen. Ihre Mutter zog sie an ihr Herz. Dann bat sie mich mit unaussprechlichem Liebeston, sie in meinen linken Arm zu nehmen: sie wolle, sagte sie, ihren Kopf ein wenig an mein Herz legen. Sie that's und — entschlief an meinem Herzen.

„Jörg, Jörg, dein armer Pathe hat viel gelitten in der Welt, — aber das war das Schwerste!"

Seine Stimme zitterte. Er lehnte den Kopf wider die schwarze Wand der Schmiede. Dann ermannte er sich wieder und fuhr fort:

„Ich habe das schöne Auge zugedrückt — Jörg! — begreifst du, warum ich alleine durch das lange, arme Leben wanderte? — Sie starb an meiner Brust — begreifst du, warum der Mijes mich bis in den Tod haßt?

„Damals war ich in einem Zustande der Betäubung. So stark ich auch war, die Anstrengungen der sechs schrecklichen Wochen, das Wachen Tag und Nacht, hatte doch meine Körperkraft gebrochen. Ich wurde recht krank, was aber auch vielleicht daher kam, daß ich die erste Nacht nach ihrer Beerdigung heimlich aus dem Hause schlich und auf ihrem Grabe saß. —

„Ich hoffte, der Tod würde mein Leid enden, aber

ich genas. Der Vater war alt und schwach. Er wollte mir diese seine Schmiede übergeben. Was wollte ich machen? Den Vater und die Mutter durfte ich nicht verlassen, so gerne ich auch in die Welt hinausgegangen wäre. Um aber Meister zu werden, mußte ich ein Meisterstück machen.

„Das sollte ein geschmiedetes Kreuz sein auf ihr Grab. Mein Vater ließ mich gewähren. Ich machte das Kreuz, das auf ihrem Grabe steht, und die Zunft nahm es mit Ehren auf. — Ich selbst pflanzte es auf ihr Grab und zahlte jährlich dem Todtengräber etwas, daß er Niemand darneben legte, weil das mein Plätzchen sein soll. Einen Hollunderschößling, der dort aufgeschossen war, zog ich zum Baume groß und habe viel hundertmal darunter gesessen und ihrer gedacht mit dem heißen Verlangen, bei ihr zu sein. Nun, Gott wird ja kommen, wenn die rechte Stunde da ist. — Doch, Jörg, das Rad muß fertig sein!"

Er ergriff rasch den Schlägel, um seinen Gedanken und Gefühlen eine andere Richtung zu geben. Unermüdet wurde nun gearbeitet bis das Rad fertig war. Als er sich abgekühlt hatte, sagte er zu Jörg: „Nun rolle es an seines Herrn Thüre!"

Zu mir sagte er: „Komm, Kind, ich will zuschließen!"

Er schloß ab und ging gegen die Kirche hin. Ich stahl mich an ein einsam Plätzchen im Pfarrgarten, wo ich auf Lieschen's Grab sehen konnte. Da saß er unter dem Hollunderbaume bis der Abend herabsank.

Nun war mir das Räthsel gelöst und alle Fragen beantwortet. Tief war der Eindruck der Erzählung Gottfried's auf mein jugendliches Gemüth. Er ist mir bis heute geblieben, obwohl mich das Leben bald aus dem Thale wegführte. Ich kam auf die Schule. Mein Bruder verließ die Pfarre in dem Dorf und zog weit weg. Meine Eltern starben, und der Strom der Ereignisse riß auch mich weit hinweg von der Stätte meiner Kindheit, nach der mir indessen immer eine Sehnsucht in der Seele blieb. Erst, als ich meine Studien vollendet hatte, konnte ich den Wunsch mir gewähren, dorthin zurückzukehren, wo die Anfänge meiner Lebensfahrt lagen und die freudigsten Erinnerungen an Elternliebe und Jugendlust

Auch in das stille Thal, wo ich meine Knabenjahre gespielt, wanderte ich. Niemand erkannte mich mehr. Als ich aber meinen Namen nannte, wurden alle Gesichter freundlich und manche harte Hand drückte herzlich die meine.

Ich ging durch das Dorf hinauf nach der Kirche. Als ich auf den Markt kam und die alte, liebe Schmiede suchte, fand ich sie nicht mehr. Ein Gärtchen war dort angelegt, in dem die Rosen blühten.

Mir wurde das Herz weich, als ich so dastand und die Scenen jener Tage zurückrief, besonders die, welche ich eben erzählt habe. Ich brach mir, über den Zaun reichend, eine duftende Rose.

Der uralte Todtengräber schloß mir das Thor des

Kirchhofs auf, und ich schritt um das Gebäude herum nach dem eisernen Kreuz. Es stand jetzt zwischen zwei Hügeln und der Hollunderbaum war abgestorben. Nur noch ein Stumpf stand von dem Stamme.

Der Todtengräber sagte: „Ich muß seine Wurzeln verletzt haben, als ich dem Schmied hierher das Grab machte; denn er fing bald darauf an zu dörren."

Ich dachte anders über den Vorgang.

„Der Schmied," fuhr der Greis fort, „wollte hier begraben sein, denn daneben liegt sein Lieschen, und er hat mir alle Jahre ein Trinkgeld gegeben, daß ich Niemand herlege, was ich denn auch gethan habe. Der Jörg, sein Path', hat das eiserne Kreuz zwischen beide Gräber gestellt."

„Was ist denn aus dem Jörg geworden?" fragte ich. —

„Den haben die Franzosen gezogen, und er mußte mit nach Spanien und ist vor der Stadt Saragossa geblieben. Als der weg war, erkrankte der Schmied alsbald; denn mit dem guten Jungen ging ihm ein Stück vom Herzen, und er ist bald darauf gestorben."

„Mein Gott," sagte er verwundert, „Sie haben ja Thränen in den Augen, junger Herr, sind denn die, die da schlafen, Sie etwas angegangen?"

Die Deserteure.

Eine Hunsrücker Dorfgeschichte.

Hunsrücken! ruft vielleicht manche schöne Leserin aus, wenn sie die Bezeichnung der Heimat dieser Geschichte liest, und fühlt dabei einiges Frösteln, weil ihre Geographie den Landstrich, welcher so heißt, als ein rauhes und steriles Hochland schildert. — Das wäre nun freilich nicht die erste geographische Sünde, zu welcher eins oder das andere unserer geographischen Hand- und Lehrbücher verführen; aber eine Sünde wäre es gewiß, begangen an einem reich gesegneten Landstriche. Ich fühle den Beruf, die Ehre des Hunsrücken zu retten, weil ich ihn kenne, weil ich ihn liebe. Hab' ich ja doch in den majestätischen Domen seiner Wälder dem süßen Flüstern der Bäume gelauscht, wenn der Abendwind Wipfel zu Wipfel neigte und sie sich die Geheimnisse des Waldes vertraut; hab' ich doch am grünen Ufer seiner klaren Bäche geruht und dem plätschernden Kosen ihrer hüpfenden Wellen zugehorcht; hab' ich doch auf seinen Höhen gestanden und die reine Luft geathmet, den Blick über die schöne Landschaft schweifen lassen und im ergreifenden Zusammentönen der Abendglocken so vieler Dörfer meine Seele erhoben gefühlt zu Dem, der in den Gluthen des Abendhimmels und in das leuchtende Gold des Frührothe schrieb: „Meine Liebe wird mit jedem

Morgen neu und meine Treue ist groß!" An seiner Wiesengründe frischem Grün, am Saatengolde seiner Fluren, am dunkeln Kranze seiner Höhen, am Blumenteppich seiner Thäler hab' ich mich erfreut und sein biederes Volk hat meine Liebe gewonnen, — ich bin ein Hunsrücker geworden mit Leib und Seele, obwohl mich das Leben und seine Fügungen lange getrennt hatte vom Schauplatze meiner Kindheit.

Es ist nichts, rein nichts mit den Hunnen, deren Rückzug nach der Niederlage in den katalaunischen Gefilden dem Lande den Namen gegeben haben soll, nichts mit der Colonie Gratian's. Das sind Hirngespinste müßiger Köpfe. In dem alten Worte „hun" hoch, und „rick" oder „ruck," Rücken, „Hochland," hat der Namen seine Begründung. Und ein Hochland ist der Hunsrücken, dessen Hochebene nördlich zur Mosel, östlich zum Rheine, südlich zur Nahe abfällt, und der im Westen von den walddunkeln Höhen des Hochwaldes, des Soon und des Idar begrenzt wird. Ich habe ihn Hochebene genannt, aber ich will das keineswegs wortstreng genommen haben, denn der Hunsrücken ist ein wellenförmiges, hügelreiches Land, das selbst ansehnliche Berge umschließt. Überall tritt der Hochwald herein in die reichen Getreidefluren, wo des Hunsrückers Pflug seine Furchen zieht, wo seine goldenen Saaten reifen, wo der Flachs sein bläuliches Blüthenmeer ausdehnt; und in diesen Hochwäldern reckt stolz die hundertjährige Eiche ihr Haupt empor, wölbt die Buche ihr glänzendes

Laubdach, wiegt träumerisch die weißstämmige Birke ihre hängenden Zweige im Lufthauche. Hier hat der Edelhirsch und das fromme Reh seine Heimat. Zahlreiche Bäche schlängeln sich in mäandrischen Krümmungen durch die reizenden Thäler, wo ungestört im Gebüsche Golddrossel und Nachtigall in den Jubelhymnus der Lerche einstimmen, die draußen auf der Flur in die reine Luft emporsteigt. Und über diese Landschaft ist ein Grün ausgebreitet, wie es nie das gepriesene Rheinthal sein nennen kann Ich will nicht reden von den Schätzen, die im Schooße der Erde ruhen, nicht von des edlen Waidwerks Lust; nur darauf will ich hinweisen, wie überall um altehrwürdige Kirchen sich stattliche Dörfer lagern, Dörfer, in denen die Zeiten des gesegneten Friedens in wachsendem Wohlstande sichtbar sind, wo das altherkömmliche Strohdach fast gänzlich vom glänzenden Schiefer verdrängt ist, wo ein biederes, treues, der alten Sitte ergebenes, einfaches, betriebsames und, daß ich eines seiner schönsten Eigenschaften nicht vergesse, frommes Volk lebt, ein Volk, das sich eben so sehr durch körperliche Kraft als Schönheit auszeichnet.

Hin und wieder begegnet der Freund der Kunst und Geschichte einer Kirche, deren Architektur ihn fesselt, einer Burgruine, die aber zahlreicher die Abhänge nach dem Rheine, der Mosel und Nahe zieren; seltener den Ueberresten eines ehemaligen Klosters. Die Denkmale der alten Herzoge von Simmern in dieser freundlichen

Stadt, die mitten im Herzen des Landes liegt und auch in Bezug auf Verkehr und Handel sein Herz genannt werden darf, sind für die Kunst bedeutsam. Römische Niederlassungen finden sich zahlreich und ein weitverzweigtes Netz römischer Heerstraßen durchzieht das Land.

Mögen diese wenigen Zeilen hinreichen, die Theilnahme für ein Land und Volk zu wecken, zu welchem uns die nachfolgende Geschichte führt.

I.

Von dem matten Strahle der Sonne des Spätherbstes beleuchtet, liegt vor uns ein kleines und ärmliches Dörfchen, dessen Häuser eine alte Kirche umgeben. Die Häuser sind zweistöckig; weit vorragende Strohdächer bedecken sie, mit Ausnahme der Kirche und eines städtisch aussehenden Gebäudes in ihrer Nähe. Der Hochwald tritt an die Häuser des Dorfes gegen Norden ganz nahe heran, so nahe, daß die Äste der Eichen selbst in die „Bitzen“ (so nennt der Hunsrücker den Gras- und Obstgarten, der selten einem Hause fehlt und an den sich der Pflanzgarten anlehnt) hereinragen. Aus diesem Walde strömt ein klarer Bach, doch so stark, daß er schon unter dem Wiesengrund eine Mühle treibt. Der Hochwald umschließt das Dörfchen, wie mit liebenden und schützenden Armen, und die fruchtbare

Feldmarkt zieht sich jenseit des Wiesengrundes hin. Da das Dörfchen hoch liegt, gestattet es die Aussicht über ein ziemlich weites Gefilde.

Das Haus, in dessen Nähe die Kirche und die hohe Dorflinde steht, das allein außer der Kirche ein Schieferdach besitzt, hätte Jeder wohl für den Pfarrhof gehalten; allein das wäre ein Irrthum gewesen; denn in Erbach wohnt kein Pfarrer, es ist ein Filialdorf. Das stattliche, auch wohlerhaltene Haus hat noch die kurpfälzische Hofkammer, seligen Gedächtnisses, erbaut, und der drinnen wohnt, ist auch noch ein altes Stück des kurpfälzischen Inventariums, nämlich der Förster, den der französische Unterpräfect in Simmern auch zum Ortsvorstande gemacht hat, Syndic genannt.

Er ist uralt; aber wie weiß auch sein Haar, wie wetterdurchfurcht auch sein Gesicht ist, diese Gestalt hat das Alter noch nicht gebeugt. Sie ist fest, wie aus Eisenguß. Der Name des Mannes ist Dietrich; allein er hat noch ein Anhängsel, das sehr bezeichnend, aber nur im Gebrauch ist, wenn man sich hinterwinds befindet. Die Bauern nennen ihn den alten Kümmel-Dietrich. „Kümmeln" heißt aber so viel als verkaufen, heimlich zu Gelde machen, und darin hat auch der Name seinen Grund. Als alter kurpfälzischer Beamter versteht er sich auf den Kümmel, und die alten Bäume im Forste könnten, wenn sie der Rede fähig wären, manches Stücklein davon erzählen, wie ein Förster ohne Mühe reich werden kann und zwar nicht auf die

ehrlichste Weise. Das ging um so leichter in der französischen Zeit, als ein Beamter dem andern freundlich durch die Finger sehen mußte, sintemal, wie der Hunsrücker sagt, sie alle nicht sonderlich sauber waren.

Der Kümmel-Dietrich ist, wie gesagt, ein hoher Siebziger, wetterhart, wie eine Eiche, aber dabei ein finstrer, wortkarger Mann, gegen alle Welt schonungslos streng, nur nicht gegen sich selber. Die Bauern fürchten und hassen ihn. Bei ihm lebt sein Sohn Andres und die alte Lisbeth, seine Haushälterin; aber jeder dieser drei Hausbewohner hat seine eigene Wirthschaft und treibt's nach eignem Gefallen. Außer diesen drei Personen bewohnt ein Rudel Hunde aller Racen das Haus. Hier liegt eine faule Wolfsdogge, da schnuppern zwergbeinige Dächsel herum, da klaffen einige Bracken und glatt- und rauhhaarige Hühnerhunde liegen oder stehen umher und sehen dumm in die Welt hinein. Muß einmal Jemand zum Kümmel-Dietrich, so gibt's einen solchen Höllenlärm, daß man im ganzen Dorfe weiß, es gehe jetzt Jemand ins Forsthaus. Doch lassen wir die Drei sammt den Hunden einstweilen ihr Wesen treiben, um uns ein anderes Haus im Dorfe genauer anzusehen.

Es ist unstreitig das ärmste des Dorfs und liegt am Saume des Waldes, den die Axt noch nicht sonderlich gelichtet hat. Es ist auch zweistöckig, wie alle Hunsrücker Häuser, und, wie sie, aus Holz und Fachwerk erbaut. Der Zahn der Zeit, dieser arge

Feind alles Beſtehenden, iſt recht thätig an dem Hauſe geweſen, das ſieht man ſchon; denn das Strohdach iſt ſehr alt und geflickt; die Spiegel der Gefächer waren ehedem weiß getüncht — jetzt ſieht der gelbe Lehm überall naſeweiß durch und der Kalkbewurf iſt in anſehnlichen Flächen abgefallen. Die Balken, ehemals roth angeſtrichen, weiſen nur noch Rudera ihrer Farbe, wo ſie das Fachwerk berühren. Reinlich aber iſt das kleine Haus, wie geblaſen; kein Spinnwebchen ſichtbar, die Fenſter klar wie Kryſtall; das Höfchen gekehrt, obwohl der große Hutzelbirnbaum, der in der angrenzenden Bitz ſteht, wahrhaft neckiſch ſeine braunrothen Blätter immer wieder hineinwirft. Hinten an das Haus grenzt ein Gebäude, das als Scheune, Stall und Schuppen zugleich dient. Oben ſitzt Heu und Stroh, in der Tenne aufgeſchichtetes Haidekraut, und davor liegt Leſereiſig in Bündeln und einiges Windfallholz. Daneben iſt ein kleiner Stall unter demſelben Strohdach, in dem eines jener kleinen Kühchen ſteht, welche man aus dem Vogelsberge einführt, weil ſie hart und ausdauernd, genüglich in der Nahrung ſind und doch reichlich milchen. Wohin man aber blickt, da iſt eine ordnende Hand ſichtbar und eine Vorliebe für Nettigkeit und Sauberkeit. An das Haus führt eine quer gebrochene Thür, und über dieſer Thüre zeigt ein noch erhaltener Gefachſpiegel den Reim:

„Hans Wallauer bin ich genannt;
Mein Haus ſtehet in Gottes Hand:
Er bewahr's vor Waſſer und Brand."

Blicken wir durch die reinen Scheiben der kleinen Fenſter in das Stübchen, ſo ſehen wir in einen mäßigen Raum mit niederer Balkendecke; aber die Wände ſind ſchneeweiß getüncht. Ein viereckter Gußofen ſteht an der Wand, auf dem ein zweites Aufgeſtell eine Kachel zum Warmhalten der Speiſen bildet. Auf der Vorderplatte iſt das Weltgericht in ſchönem erhabenem Guß mit gräulichen Teufeln und poſaunenden Engeln, rechts Herrlichkeit und links abſcheuliche Grimaſſen. Die rechte Seitenplatte zeigt Iſaak's Opferung, die linke die Jacobsleiter und den ſchlafenden Jacob, auf ſeinem harten Kopfkiſſen ruhend. Rings an den Wänden laufen Bänke hin, blank geſcheuert, und in der Ecke des Fenſters ſteht der kirſchbaumholzene Tiſch mit Buchelöl getränkt. Über dem Ofen ſehen wir die zwei Stäbe und drei Stangen des Recks. Zwiſchen dem Ofen und der Hausflurwand iſt eine Ecke. Dort ſteht ein grobgearbeiteter Seſſel, und in dieſem ſitzt eine hochbetagte Frau, welche unabläſſig die feinen Fäden des Flachſes aus dem Rocken ihres Spinnrades zieht und ſie ſich wickeln läßt auf die raſch ſich drehende Spuhle. Ärmlich, aber reinlich iſt ihre Kleidung, und wer den feinen Faden ihres Geſpinnſtes ſieht, hält es für eine Lüge, daß ſie ſtockblind ſei. Nur die Gewohnheit eines halben Jahrhunderts und der unendlich feine Taſtſinn der Blinden macht die Arbeit ſelbſt und ihr feines Ergebniß möglich.

Noch ein Stuhl iſt im Stübchen, und darauf ſitzt,

ebenfalls mit Spinnen beschäftigt, ein junges Mädchen. Mehr als achtzehnmal hat sie die Rose nicht blühen sehen. Sie trägt die gemeinsame Kleidung der jungen Hunsrückerinnen, den grün und schwarz gestreiften Tartanrock, das dauerhafte Landeserzeugniß, das dreien Generationen dient, das himmelblaue Tuchmieder, an allen Nähten und Kanten mit schmalem, schwarzem Sammetbande besetzt, und das grüne selbstgestrickte Wollhalstuch. Der Vorderarm, weiß wie Schnee und rund und voll, ist bloß und über dem Ellbogen das Hemd zierlich aufgesteckt. Das dunkelgrüne Halstuch hebt die blendende Weiße des schönen Halses. Das Köpfchen ist zur fadendrehenden Hand geneigt. Diese Stellung läßt uns das glänzende, kastanienbraune Haar bewundern, das in seltener Fülle prangt, einfach gescheitelt und zurückgestrichen ist, wo es, einige Mal gedreht, von einem schlichten Hornkamme gehalten wird. Wir sehen nur ihr Profil, aber wir bemerken die edelste Stirn, die in stolzen Bogen geschwungenen, dunklen Brauen, die langen, seidenen Wimpern, das niedliche Stutznäschen, die frische, zarte Lippe, das schöne Kinn, das auch im Profil das Grübchen verräth, und die Wange, die ein Engel geküßt haben muß, so zart ist das Roth auf ihrer feinen Wölbung. Jetzt hebt sie den Kopf, und aus großen, dunkelblauen Augen fällt ein Blick der Liebe auf die Mutter — dann sinkt das Antlitz wieder zur vorigen Stellung.

In dem Stübchen ist's so still, als es die knarrenden

Räder und die behaglich ſchnurrende Katze zulaſſen. Hätten wir fragen können: „Wo iſt denn der Hausvater, Hans Wallauer?“ ſo hätte uns wohl die Blinde mit den lichtleeren und doch thränenvollen Augen angeſehen und geſagt: Ach, der ruht ſchon ſeit fünfzehn Jahren unter den ſtillen Schläfern um die Kirche herum, und der Kümmel-Dietrich hat ihn beim Treibjagen todt geſchoſſen!

Und wenn wir voll Entſetzen die Hände zuſammengeſchlagen und ausgerufen hätten: „Todt geſchoſſen! Gott im Himmel, das iſt ſchrecklich!“ ſo hätte vielleicht das weinende ſchöne Mädchen geſagt: Gern hat er's nicht gethan; aber die Mutter hat ſo lange geweint, bis ſie blind geworden iſt.

Da würde dann die Mutter wieder einfallen und ſagen: Der liebe Gott hat mir aber einen Engel geſendet, der mich führet und meine Finſterniß erhellt, und der biſt du, mein Kind! Gott ſegne dich!

Und ſo hätten wir die Geſchichte dieſes Hauſes in drei Worten gehört, und Alles, was dazwiſchen liegt, das hätte unſer theilnehmendes Herz leichtlich ergänzen mögen. Ja, es iſt ein tiefer Schmerz durch dieſe Herzen gezogen und hat ſeine Spuren eingegraben, daß es tiefe, unheilbare Wunden gab.

Während dieſer am Fenſter gemachten Beobachtungen iſt die Sonne tiefer zum Rande des Horizonts hinabgeſunken. Ihr letzter Strahl küßt die Wipfel der Bäume, in dem Stübchen macht ſich eine Dämmerung

bemerklich, die nur die emsige Spinnerin in der Ofenecke nicht wahrnimmt, die lichtlos ihren Faden so sicher zieht, wie im hellen Tageslichte kaum eine Andere. Das Mädchen steht jetzt auf. Sie setzt ihr Rädchen weg und sagt in liebevollem, melodischem Ton: „Ich will jetzt die Lise füttern; dann wollen wir unseren Hirsebrei essen, damit Alles sauber ist, wenn Schmied's und Veit's kommen!“ Die Lise ist die Kuh; denn der Hunsrücker Hirte gibt jeder Kuh einen Namen, den sie auch im Hause behält.

Die Mutter nickt leise ihren Beifall und das Mädchen geht leichten Fußes und kaum hörbaren Trittes hinaus. Rasch, wie der Gedanke, ist sie im Stall, und in weniger denn einer Viertelstunde tritt sie wieder mit einem Lichte herein, deckt ein Linnen auf den Tisch, hebt aus der Ofenkachel die tiefe Schüssel mit dem Hirsebrei, den eine gelbe Rahmkruste deckt, führt dann die Mutter zu dem Stuhle, den sie ihr gesetzt. Hierauf legt sie ihre kleinen Hände zusammen, senkt das Köpfchen und betet: „Komm', Herr Jesu, sei unser Gast. Segne, was du uns beschceret hast! Amen.“

Wir aber sagen stille: Gesegn' es Gott! und verlassen das Fensterlein.

Nach einer Viertelstunde etwa hatte das Stübchen eine andere Gestalt angenommen, die einer Spinnstube. Wohl saß noch in der Ofenecke die Wittwe und spann wieder; aber in der Mitte der Stube, und zwar vom mittelsten Balken der Decke, hing der Lichtstock herab,

welcher die Öllampe trug, zu welcher jede Spinnerin abwechselnd das Öl stellte. Die Lampe hing ungefähr in der Höhe der Hand und warf so das Licht am zweckmäßigsten zu der Arbeit. Um das Licht aber saßen drei Spinnerinnen. Die eine war die schöne Tochter des Hauses. Sie hieß Angelika. Da aber der Hunsrücker selten einen Namen läßt, wie er im Kalender steht, so macht er aus Angelika Ängel, das hinwiederum nicht anders klingt, als Engel, und die jungen Burschen meinten, hier sei der Name an die Rechte gekommen. Die Zweite war des alten Schmieds Tochter, ein schönes vollwangiges Mädchen mit blondem Haar und einer Kleidung, welche vollkommen der Engel's glich. Sie hieß Marie und war Engel's vertraute Freundin. Die Dritte war Nachbar Veit's Frau. Auf der Bank am Ofen saß der Schmied, dessen geschwärztes Gesicht und Hände das Gewerbe verriethen, welches ihn mit der Kohle in stete Berührung brachte. Er trug das dunkelblaue, langschooßige Kamisol, die braungrüne Pelücheweste, die kurzen, ledernen Beinkleider und das apfelgrüne, verbrämte Sammtmützchen des Hunsrückers. Mit einem beneidenswerthen Wohlgeschmack schmauchte er aus einer kleinen Holzpfeife den köstlichen AB-Reiter von Willem Stein tot Amsterdam, den die Heimbacher Schmuggler brachten, der aber so wenig jemals Amsterdam gesehen, als der Schmied selbst. Dieser war eine jener Kraftgestalten, wie sie dieses Hochland häufig aufweisen kann. Wenn auch schon weit vorgerückt zum

Ziele menſchlicher Tage, war er dennoch ſtark und feſt. Er hatte im öſterreichiſchen Heere länger als ein Jahrzehend gedient, und ſeine Erzählungen, wie ſeine Gedanken, weilten am liebſten bei den Ereigniſſen ſeiner Heroenzeit. Später, als er ſeinen Abſchied genommen, gefiel ihm das Leben am Ambos nicht, und er wurde kurpfälziſcher Jäger und ſtand in Mannheim in Garniſon. Das waren die ſieben fetten Jahre Aegyptens für ihn, und auch davon ſprach er mit Begeiſterung, und ſeine Seele glühte für Kurpfalz und haßte Napoleon, wie den Satan.

Anders war's mit Nachbar Veit; der hatte ſeit Anno 9 in Spanien unter dem Adler gefochten, bis ihm eine unbequeme Guerilla-Kugel den Knöchel zerſchmetterte. Das brachte ihm einiges Hinken, den Abſchied und monatlich fünf Francs Penſion. Dafür war er auch ein Anhänger Napoleon's. Sein Hinken hinderte ihn nicht im mindeſten daran, des Kümmel-Dietrich's Forſtwartgehilfe zu ſein und jene Händelchen abzuſchließen, die dem erſteren Viel, ihm ein Trinkgeld abwarfen. Ueberdies war er ein decidirter Jäger, der in allen Kunſtausdrücken der Jägerei ſprach wie ein Oberförſter. Geſtern erſt war er von Mainz zurückgekommen, wohin er fünf Rehböcke gebracht und verkauft hatte. Als er wegging und die Rehböcke unter den Säcken eines Rheinböllener Haferhändlers verborgen waren, ſagte der Kümmel-Dietrich: Veit, unſer Pfarrer ſagt, es geht im Département du Rhin et Moselle Manches

per Nebenfaß (vefas). Das Faß hat der Oberförſter. Warum ſollten wir nicht das Nebenfaß haben?

„Der Veit bleibt lange," hob der Schmied endlich an, die Stille zu unterbrechen. „Ich wäre recht begierig, wenn er bald käme. Ich war geſtern in Simmern, da munkeln die Leute allerhand."

„Ei, was denn?" fragte Veit's Frau neugierig; denn Veit hatte ihr Nichts erzählt.

„Nun," verſetzte der Schmied, „man redet von einer Schlacht bei Hanau und von einer greulichen Niederlage des Kaiſers. Ihr ſolltet einmal ſehen, was die franzöſiſchen Blutſauger, die Beamten, für fahle, lange Geſichter machen; wie ſie heimlich tutſcheln. Es geht zu Ende mit den Franzoſen, ſag' ich. Ihr werdet's ſehen."

„Ja zu Ende!" ſagte in dumpfem Tone die Blinde. Der Schmied hatte das Wort gehört und es rieſelte ihm kalt durch die Glieder. Das hatte ſeinen Grund in dem Umſtande, daß die Alte ein Frohnſonntagskind war und Manches ſah, was ein geſundes Auge nicht wahrnahm. Sie galt im Dorf als untrügliche Prophetin. Wirklich hatte die Wittwe Wallauer etwas Eigenthümliches in ihrem Weſen. Als ſie noch im Blüthenſchmucke der Jugend ſtand, träumte ſie oft Dinge, die in Erfüllung gingen. Wen ſie als Leiche ſah, der ſtarb gewiß. Es war im ganzen Dorfe bekannt, daß ſie bis in ihr ſechzehntes Jahr „mit den Hollen gefahren war," das heißt, eine Nachtwandlerin geweſen, was ſich aber ſpäter

verlor. Ihre Nerven hatten jene feinere Bildung und Stimmung, welche eine geheimnißvolle Thätigkeit des Geiſtes begründet, und dem Hellſehen war ſie oft nahe geweſen in abſonderlichen Lagen ihres Lebens. Den Tod ihres Gatten hatte ſie vorausgewußt und ihn flehend gebeten, nicht zu dem Treibjagen zu gehen. Um ſie zu beruhigen, gab er einen Gang nach Simmern vor, lieh ſich eine Flinte, ging mit und fiel von des Kümmel-Dietrich's Kugel. Seit ihrer Blindheit war dies eigenthümliche Weſen in ihr noch mehr ausgebildet worden. So ſtand ſie im Ruf einer Prophetin. Und wenn ſie in Erbach nicht ſchon als ein Orakel befragt wurde, ſo lag das an ihr ſelbſt; denn ſie wies mit ſchmerzlicher Erregung Alles von ſich ab, und ſehr ſelten ging, was ſie innerlich bewegte, über ihre Lippe. Wäre nicht hinter ihr ein Leben ohne Tadel, ein Wandel in wahrer, lauterer Frömmigkeit als Zeuge für ſie geſtanden, wer weiß, was man von ihr geſagt hätte; denn der Hexenglaube hatte noch nicht beſſerer Einſicht die Stätte geräumt. So aber ſchwieg die Bosheit und Niemand wagte, ihren Ruf anzutaſten. Deſto höher ſtieg eine gewiſſe mit Scheu und Furcht verbundene Verehrung gegen ſie, wie denn ihr herbes Schickſal dem Mitleiden jedes Herz öffnete.

Es war eine peinliche Stille eingetreten. Die drei Spinnerinnen ſahen ſich mit bleichen Wangen an.

„Wird der Krieg zu uns kommen?“ fragte angſtvoll die liebliche Engel den alten Schmied, der ihr Pathe war.

„Freilich, Gothe," sagte der Alte. „Ihr müßt doch ja nicht glauben, daß der Würgengel, der Napoleon, sich so leichten Kaufs die Departements nehmen läßt. Der alte Löwe wird die Mähne schütteln; aber was wird's ihn helfen?"

„Aber wir, wir?" fragte bebend das Mädchen.

„Nun wir, wir werden Pulver riechen und Kanonen knallen hören; denn mein Vater seliger sagte, da lebt' er noch, „am Rheine werden alle Kriege ausgemacht," sagt er. Wenn's dann auch ein Bischen drunter und drüber geht, so kommen doch unsere deutschen Brüder zu uns. Wir werden frei von diesen Hunden."

„Aber die Russen, die Kosacken, Vater?" fragte die blonde Marie.

„Narr," fuhr der Schmied fort, „das sind auch noch keine Menschenfresser. Gesehen hab' ich just keine; aber als ich in Ofen stand, da hatten wir Einen beim Regimente, der hatte allen Potentaten gedient, und war auch in Rußland gewesen. „Kosacken," sagte der, „das sind kleine Kerle mit schiefen Augen und langen Bärten," sagt' er, „die rauben wie die Elstern und Ratten," sagt' er, „und stechen gerne die Leute mit ihren Lanzen todt; aber," sagt' er, „Branntwein besänftigt sie." Am Ende ist's so schlimm noch nicht."

„Ja, du lieber Gott," sagte Veit's Frau, „sie sollen aber ja Kinder mit ihren Lanzen spießen und mit sich fortnehmen als Standarten."

„Pah, Weibergeschwätz," sprach der Schmied ärger-

lich. „Das thun die Türken wohl, aber ſo was hab' ich von den Koſacken noch nicht gehört."

Dies beängſtigende Geſpräch wurde durch Veit's Eintritt unterbrochen. Man ſah an ſeinem etwas gerötheten Geſichte, daß er Wein oder Branntwein getrunken.

Mit einem freundlichen „Guten Abend" trat er in das Stübchen. Der Schmied kannte ſeinen Nachbar zu genau, als daß er nicht augenblicklich ihm angeſehen, daß er angetrunken ſei.

„Du biſt nicht alleine, Veit," ſagte er im Tone des Vorwurfes zu dem jüngern Manne.

„Nein," ſagte Veit lachend, „denn ich ſehe hier außer mir noch Fünf."

„Du haſt getrunken, Veit, daß es dir klarer werde, was ich meine, und das iſt mir leid; denn ich dachte ein vernünftig Wort mit dir zu reden."

„Seid nicht närriſch, Schmied," ſprach Veit, „ich habe mit dem Kümmel-Dietrich eine Flaſche Mannbacher Eilfer geleert; das iſt Alles. Heiter bin ich geworden, aber nicht trunken."

Veit war ein gutmüthiger, aber leichtſinniger Menſch. Er nahm vom alten Schmied Vieles hin, was ein Anderer nicht hätte wagen dürfen. Der Schmied ſchüttelte den Kopf und ſchwieg. Veit's Frau brachte das Geſpräch wieder in Gang.

„Der Schmied," ſagte ſie, „möchte wiſſen, wie es in Mainz ſteht. Er meint, mit dem Napoleon gehe es zu Ende."

„Daran sind wir noch nicht," lachte der Veit. „Die Schlacht bei Hanau hat der Kaiser gewonnen und hat die Bayern hart getroffen. Er ist nach Paris. Bald wird von daher der Blitz kommen, der das Gesindel zu Paaren treibt."

„Was?" rief der Schmied und richtete sich in seiner ganzen Länge auf. „Gesindel nennst du die Deutschen? Sprich das Wort nicht mehr aus, Bube, sonst treibe ich dir deine Franzosenstreiche aus dem weindunstigen Kopfe!"

Die drei Frauen fuhren erschrocken auf; denn in des Schmieds Tone lag eine Wuth, wie man sie nur an ihm gewohnt war, wenn er zur raschen That zu schreiten pflegte.

Auch Veit war aufgesprungen; der Eifer ließ nicht mit sich scherzen. Aber seine Frau umfaßte ihn mit den Armen und flehte ihn an, das Wort des Alten zu überhören.

Marie war gleichfalls aufgesprungen, um ihren Vater zu besänftigen, dessen wilde Hitze sie kannte.

In diesem Augenblicke, wo der Bruch alter Freundschaft so nahe war, sprach die Blinde mit starker Stimme:

„Hadert nicht! Droben ist Einer, der hat gerichtet. Ahab ist gefallen; denn das Maaß seiner Sünden ist voll und das Blut der gemordeten Muttersöhne schreit um Rache zu Dem, der gesagt hat: Die Rache ist mein, ich will vergelten!"

Die Wirkung dieſes Wortes der Blinden war augenblicklich und ſtark. Der Schmied ſank auf ſeinen Sitz zurück, und bleich ſetzte ſich Veit neben ihn nieder.

Die Blinde fuhr fort: „Redet die Wahrheit, Veit! Ihr habt Anderes geſehen, als Ihr ſagen wollet. Der Apollyon, von dem des Herrn Offenbarung im 9. Kapitel, im 11. Verſe ſpricht, hat ein Wehe erfahren; aber es kommen deren mehr, bis er zum Abgrunde fährt, von dannen er gekommen iſt mit ſeinen Scorpionen; ſein Ende naht!“

Es trat eine tiefe Stille ein; denn der Eindruck dieſer Worte war mächtig. Aller Augen waren auf Veit gerichtet, welcher ſtille vor ſich niederſah und mit Scham und Verlegenheit rang. Endlich rief er aus: „Was ſoll ich verhehlen, was ich geſehen, und was doch über kurz oder lang ans Tageslicht kommt? Ihr habt Recht, Mutter Wallauer, es geht zu Ende, und Gott weiß, wie es mit meiner Penſion geht.“

„Und mit den Rehböcken und Eichbäumen,“ ſetzte noch grollend der Schmied hinzu.

Veit verſchluckte die Pille und fuhr fort:

„Vor einem Jahre war ich in Mainz, als die große Armee hinüberzog über die Brücke, und das Herz im Leibe lachte mir, als ich die Leute ſah. Schmied, Ihr ſeid ein alter Soldat, habt mehr erlebt, als ich, und ſeid weit in der Welt herumgekommen; aber ich glaub' nicht, daß Ihr ſolche Soldaten, ſolche Pracht der Uniformen ſaht.“

Des Schmieds Ehrgeiz war durch Veit's Worte gekitzelt. Sein Zorn war verschwunden.

„Cumpeer," hob er an, „ich weiß nicht, ob dem so iſt; denn die ungariſche Nobelgarde, Bassa manelko! das iſt die Krone aller Soldaten der Welt; aber ich habe mir von Anderen auch wohl daſſelbe ſagen laſſen, was du ſagſt."

„Damals," fuhr Veit fort, von dem alle Wirkung des ſtarken Rheinweines gewichen ſchien, „blitzte der Muth aus ihren Augen und ihr Vive l'Empereur! das klang wie Sechsunddreißigpfünder. Jetzt aber ſah ich ſie waidwund, lauflahm, lumpig, krank daherkommen. Tauſende drängten ſich über die Mainzer Brücke zwiſchen Wagen voll Verwundeten durch, die ſeit zwei Tagen nicht verbunden waren. Es ſind wandelnde Leichname und — es iſt gewiß nicht gelogen — die armen Leute haben einen Peſtilenzgeruch, den ſie mitbringen; es iſt die Krankheit, die in ihnen ſitzt, das Elend und der Jammer. Die Reiter haben keine Pferde und die Infanterie keine Schuhe. Sie verfluchen laut den Kaiſer und Einer ſagte zu mir: „Er hat uns verlaſſen, der Mörder; aber die Hand Gottes ereilt ihn."

„Amen!" ſagte die Blinde, und „Amen!" wiederholte der Schmied.

Wenn das auch ein Stich in Veit's Bruſt war, ſo gab er doch der Wahrheit die Ehre und fuhr fort: „Ich ſagte zu dem Manne, wenn ihr alle ſo denkt, ſo ſteht es ſchlimm mit uns auf dem linken Rheinufer."

„Gott weiß es," sagt' er. „Wenn die Deutschen an euch nur ein Sechstel von dem vergelten, was wir an ihnen thaten, so bleibt hier kein Stein auf dem andern. Und das war ein Franzose. Ich gab ihm einen Franc und sagte: „Da, Kamerad, trink' einen Schoppen, und Gott behüt' dich und uns;" aber das Wort des Franzosen saß mir im Nacken wie eine hackende Krähe. Ich lief, was ich laufen konnte, um heim zu kommen. Ich meinte, die Kosacken wären schon hier. In Bingen und Stromberg kam mir die Courage wieder; aber da lag schon Alles voll in Bingen von armen Franzosen. Ich machte, daß ich fortkam; denn man erzählte im goldenen Pflug, wo ich etwas aß, es desertirten Tausende, besonders Landeskinder vom linken Rheinufer und Niederländer, die sich heimschaffen wollten, und diese machten Land und Wege unsicher; doch hab' ich keine gesehen."

Alle hatten mit bangen Gefühlen zugehört. Das Spinnrad feierte und die Frauen schnackerten vor Angst. Der Schmied nahm das Wort, indem er Veiten die Hand gab: „Da hat doch einmal die Wahrheit aus dir geredet, Veit, und dein ewiges Franzosenleben hast du eingestellt. Halt' dich so und werde wieder deutsch, — und noch Eins merke dir, laß vom Kümmel-Dietrich; denn wenn die Deutschen kommen, wird er aufgehängt."

Veit zuckte die Achseln und lächelte. „Daran sind wir auch noch nicht," bemerkte er. „Der Alte verendet

noch nicht; aber nehmt Euch in Acht, Schmied, der Alte hat gute Löffel und wittert ſolche Geſinnungen, wenn er den Wind hat. Er verſteht ſich auf die Fährte wie ein Schweißhund — und — beißt."

„Pah," entgegnete der Schmied, „ich weiß wohl, daß der Wolf die Haare verliert, aber nicht die Raupen; doch hoff' ich's zu erleben, daß —"

„Segnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch haſſen und beleidigen, liebet eure Feinde!" ſprach die Blinde in ihrer Ecke, und dem Schmied zuckte das Wort durch die Seele.

„Wohl wahr, Mutter Wallauer," verſetzte er; „aber das Menſchenherz wird halt ſo ſelten ſeiner Fehler los!"

Er ſuchte dem Geſpräche jetzt eine andere Wendung zu geben. „Weißt du, Veit," ſprach er, „was mir Einer in Simmern auf dem Fruchtmarkte ſagte?"

„Was denn?" fragte dieſer, als der Schmied einhielt.

„Bis Neujahr ſind die Deutſchen hier!"

„Das glaub' ich gerade noch nicht," verſetzte Veit.

„Ihr ja auch nicht, Vater," fiel Marie ein. „Ihr ſagtet ja noch verhin, der alte Löwe würde die Mähne noch ſchütteln."

„Ich glaub's auch nicht. Seine Macht iſt noch zu groß."

„Der Würgengel ſtand auf der Tenne Arafna und reckte ſeine Hand aus, daß das Volk ſtarb von Dan

bis Berseba, siebzigtausend Mann!“ — So sprach in ihrem Mark und Bein durchdringenden Tone die Blinde vor sich hin.

Und wieder wurde es still im Stübchen und der Schmied blies dicke Dampfwolken hinaus, Veit aber sah vor sich hin, und es war ihm, als stimme das prophetische Wort der Blinden überein mit dem schrecklichen Aussehen der Franzosen Während dieser Stille ertönte das Horn des Nachtwächters. Er blies Zehn. Engel sah nach dem Fenster, dessen Laden sie nicht geschlossen hatte. Sie sah ein Gesicht jenseit der Scheiben und stieß einen Schrei aus.

Alle fuhren auf vor Schrecken und fragten, warum sie schreie? Sie aber sagte, sie habe ein fremdes Gesicht am Fenster gesehen, und das habe sie erschreckt, weil sie gemeint, es sei einer jener Deserteure.

Veit sprang eilig hinaus; aber Alles war still umher, nur die Blätter des Hutzelbirnbaumes, die herniederfielen, raschelten leise. Er drückte die Laden bei und kam wieder herein mit den Worten: „Du mußt geträumt haben, Engel!“

Aber Engel hatte nicht geträumt. Sie hatte deutlich das Gesicht des Andres gesehen, des Sohnes des Försters, dies stille, bleiche, leidende Gesicht, das sie oft so träumerisch ansah und mit einem so ganz eigenthümlichen Ausdrucke. Sie verschwieg aber weislich, was sie gesehen, und Veit's Frau hatte gleich eine Geschichte in Bereitschaft, die beweisen konnte, daß eine

aufgeregte Einbildungskraft Dinge ſehe, von denen ein klarer und ruhiger Blick nichts entdecke.

Man war hier auf ein weites Gebiet gerathen, das noch lange nicht ausgebeutet war, als der Wächter die eilfte Stunde blies und die Spinnſtube auseinander ging.

Als die Blinde das Sichbereitmachen zum Aufbruche hörte, ſagte ſie: „Engel, nimm die Bibel und lies uns als Abendſegen den 27. Pſalm; es iſt ein Wort des Friedens für unſere Seelen in der Angſt, die das Geſpräch dieſes Abends gebracht hat.“

Und das liebliche Mädchen nahm die große Foliobibel, ſchlug auf und las mit ihrer wohltönenden Stimme, und es kam Frieden über ſie Alle, die nun die Ruhe ſuchten.

II.

Ein brauſender Novemberſturm, der Regen und Schnee wider die Häuſer peiſcht, iſt immer ſchaurig; aber wenn er Nachts ſeine Macht entfaltet, wenn er die gahrende Wetterfahne trillt und dumpf durch die Zwiſchenräume der Häuſer heult, eine Eule noch ihre ſchauerlichen Töne dreinmiſcht, dann wickelt ſich Jeder tiefer in die Decke und ſucht den Schlaf. So ging's dem alten Kümmel-Dietrich auch, eine Woche ungefähr nach dem Abend in der Spinnſtube der Wittwe Wallauer. Er hatte mit Veit einen Pürſchgang verabredet; denn

dieſer wollte einen Keuler abgegangen haben, der in dem dichten Schlage ſtand, den man die Struth hieß. Der Alte ſchlief unruhig; denn früh um drei Uhr wollte Veit wecken. Wenn auch die Nacht ſtichdunkel war, weil Wolkenmaſſen den Himmel bedeckten, ſo leuchtete doch der Schnee zum Waidwerke. Auch that Eile noth; denn der Oberförſter wollte ein Treibjagen auf Saue anſtellen. Schoß nun Dietrich den Keuler früher, ſo war er ſein, und ihn unbemerkt heimzuſchaffen, war ein oft erprobtes Kunſtſtück.

Er war endlich eingeſchlafen. Da weckte ihn plötzlich ein ſo heftiger Schlag, daß er hoch auffuhr und der Hund neben dem Bett ſich aufrichtete und knurrte.

Was war das? fragte ſich Dietrich, und es lief ihm eiskalt durch alle Glieder. Er horchte; aber es blieb ſtill, und der Hund legte ſich wieder, ohne jedoch ruhig zu ſein.

Ein zweiter, eben ſo heftiger Schlag folgte nach kurzer Zeit. Der Hund ſprang mit wüthendem Gebelle gegen das Fenſter.

„Kuſch, kuſch, Waldmann!“ rief der Alte und ſprang aus dem Bett. „Alter Burſche,“ ſagte er beſänftigend zu dem Hunde, „kannſt du einen vom Winde losgeriſſenen und zugeworfenen Laden nicht von etwas Anderem unterſcheiden?“

Aber der Hund ſchwieg nicht. Zwar gehorchte er in ſo weit ſeinem Herrn, daß er das laute Bellen einſtellte, jedoch nicht ſein argwöhniſches Knurren.

Ganz beruhigt ging der Alte zum Fenster, öffnete es, um den aufgerissenen Laden zu schließen, und griff hinaus. Da faßte eine kalte Hand seinen Arm, hielt ihn mit Riesenkraft fest, und das dumpfe Wort: „Brod! Brod!“ traf sein Ohr, trotz dem Heulen des Windes.

Alle Schrecken der Hölle ergriffen den alten Sünder, und er stieß einen gellenden Schrei aus. Der Hund stürzte mit wüthendem Gebell, in das schnell alle Hunde des Hauses einstimmten, gegen das Fenster.

Das gewaltige Thier drängte seinen Herren zurück und fuhr nach der kalten Hand, die diesen hielt. Schnell ließ sie los, und der Hund würde zum Fenster hinausgesprungen sein, hätte der Alte nicht das Fenster geschlossen, als er seine Hand frei fühlte. Er taumelte zum Bett zurück und wickelte sich in die Decke, von Frost und Entsetzen zitternd.

Noch eine Weile tobte die Meute wie rasend; dann trat Schweigen ein, und die Kirchenuhr verkündete in dumpfen Schlägen die Mitternachtsstunde.

Wenn das Gewissen eines Verworfenen erwacht, tritt der Schrecken der Hölle vor die Seele.

Das war der Wallauer! sprach's im Innern des Alten, und er sah den Erschossenen, wie er dalag im Schnee, und sein Herzblut ihn roth färbte; er sah das brechende Auge und die entstellten Züge des Armen. Er hörte wieder, wie ihm der alte Schmied damals sagte: Herr Dietrich, dies Herz hat Eure Kugel durch

bohrt; aber in das Eure iſt die Kugel bloß hineingedrungen und brennt — und das Löſchen iſt vergeblich! — Wieder flüſterte der Schmied, wie damals, ihm zu: Wißt Ihr, was der da ſagte im letzten Augenblicke? — Brod! Brod! für mein Weib und mein Kind! Merkt Euch das!

Das Wort war wieder ſeit langen Jahren in ſein Ohr gedrungen, und die kalte Hand hatte ihn erfaßt. Er war bemüht geweſen, das Schreckbild wegzudrängen vor dem innern Auge; es war ihm auch wohl gelungen — aber jetzt ſtand's wieder da, und der Mahner wich nicht. Im erſten Augenblicke nach jener That, die allerdings nicht in ſeiner Abſicht gelegen, und an der Wallauer's Unvorſichtigkeit auch ihren Antheil hatte, weil er ſeine Stelle verlaſſen, auf die ihn der Förſter geſtellt, war es Dietrich's feſter Vorſatz, für Wallauer's Wittwe und Kind zu ſorgen. Aber gute Vorſätze und Aprilſchnee währen nicht lange. Der Geiz ſaß in des alten Seele niet- und nagelfeſt und übte eine Herrſchaft, gegen die nichts Beſſeres aufkam. So vergaß er die bei dem Anblicke des Leichnams gefaßten Entſchlüſſe und das Wort des Schmieds; aber dieſem wich er ſeitdem aus, wo er konnte. Es war ihm, ſo oft er ihn anſah, als frage des ſchwarzen Schmieds ſtechender Blick: Denkſt du nicht an das Brod, das den Armen fehlt, die du elend gemacht haſt? — Ein Menſch wie Dietrich aber verhärtet ſich gegen Alles.

Sein Sohn Andres hatte einmal geſagt: Vater, die

Wallauer's leiden Noth! — Da ſchrie ihm der Alte zu: Schweig, Simpel! und der weiche Junge ſchlich weg und ſchwieg Aber es geſchah wohl öfters, daß Engel Morgens, wenn ſie in die Scheune kam, einen Haufen Korn auf der reingeblaſenen Tenne fand, der mehr als ein Simmerer Malter maß. Niemals hatte ſie entdecken können, woher das Alles kam. Ein Zettel lag dabei, auf dem eine ihr unbekannte Hand geſchrieben: Schweige! Wer's brachte, ahnte ſie nur einmal, aber ſie hatte ſich keine Gewißheit verſchaffen können. Weil ein Sack, der liegen geblieben, mit einem „D" gezeichnet war, vermuthetete ſie, es ſei Andres, der es thue; doch Niemand kannte den Sack oder wollte ihn kennen.

Der alte Dietrich wälzte ſich in jener Nacht auf ſeinem Lager herum, gequält von den wildeſten Gewiſſensbiſſen. Er wollte beten; aber er konnte nicht. Gern wäre er aufgeſtanden; aber vor dem Fenſter ſtand gewiß des Wallauer's Geiſt! Die beſten Vorſätze wurden wieder gefaßt. Als aber Veit kam mit der Flinte und der Alte der Menſchennähe ſich bewußt wurde, gewann er wieder Kraft und Muth. Er ſtand auf und machte ſich fertig.

„Was war denn bei Euch zu thun, Herr Dietrich?" fragte der Veit. „Die alte Liesbeth ſagte mir, es ſei eine Mordwirthſchaft geweſen in dieſer Nacht."

Das Wort ging in des alten Seele hinein, wie ein ſtechender Dorn. „Nichts, nichts," ſagte er wegweiſend

„Du weißt, Veit, das Hundevieh iſt als 'mal toll, und wenn ſo ein Narr bellt, bellen ſie alle, und wiſſen nicht, warum.“

Aber vor Eurem Fenſter, deſſen Laden auf war, iſt ein ſeltſam Getrappel im Schnee.

„Wie? was?“ fragte kreidebleich der Alte. Haſt du Menſchenfährten geſehen, Menſchenfährten?“

„Freilich!“ erwiederte Veit. „Es waren ihrer Vier bis Fünfe. Als ſich der Sturm legte, wurde der Himmel hell und die Sterne ſchienen klar. Ihr könnt's ſelber ſehen, wenn Ihr wollt.“

„Mag nicht! mag nicht!“ rief Dietrich und ſchüttelte ſich.

„Ich glaube, es waren Deſerteure,“ fuhr Veit fort; „denn die Wälder ſind voll davon. Seit drei Tagen ſieht man ſie hier und dort, und überall verlangen ſie Brod.“

Da ſchaute ihn der Alte ernſt an. Es ging ihm jetzt ein Licht auf, und — die Schrecken wichen; aber er ſagte nichts weiter zu Veit, ließ ſich jedoch von ihm erzählen, wie ganze Trupps zu den Müllern kämen, und das Brod mit Gold bezahlten, ſich Kaffe kochen ließen und gegen Tag wieder in den Wald zurück kehrten.

Als Veit geendet, ſagte Dietrich: „Wir wollen doch noch etwas warten; meinſt du nicht, Veit?“

Er fürchtete, in die Hände der Burſchen zu fallen. Veit lächelte ſpöttiſch und ſchwieg, doch bald mahnte er

wieder. Endlich, als Dietrich dem Drängen nicht länger Widerstand leisten konnte, brach er auf mit Veit.

Als sie so stille neben einander dahingingen, fragte der Alte gleichgiltig: „Wie geht's denn Wallauer's?"

„So, so," antwortete Veit. „Die Blinde spinnt Jahr aus, Jahr ein, und die Engel, die, beiläufig gesagt, wohl ein Engel ist, arbeitet tüchtig. — Sie kommen so durch, aber viel Fett schöpfen sie nicht von der Suppe und an Mangel, glaub' ich, ist kein Mangel."

„Warum doch das schöne Mädchen nicht heirathet?" fragte der Alte und schritt rasch im Walde weiter.

„Zum Heirathen, Herr Dietrich," lachte Veit, „gehören allemal Zwei. Heutzutage sehen die Bursche auf Geld und Gut."

„Vernünftig! ganz vernünftig!" rief der Alte aus; „vom Küssen werden die Leute nicht satt."

„Seht, da liegt der Grund," fuhr Veit fort; „und die alte Blinde ist auch eine Dreingabe, die nicht Jeder gerne sieht. Sie will ernährt sein."

„Geht denn die Engel mit keinem Burschen?"

„Gott behüte!" sprach Veit; „die lebt wie eine Nonne, wie man zu sagen pflegt. Sie hat aber auch nicht Zeit, an Liebelei zu denken, wenn sie sich und ihre Mutter ehrlich durchbringen will. Ihr wißt, wo der Vater fehlt — — —"

Der Alte fing an zu husten und sagte dann, plötzlich das Gespräch anders wendend: „Hätt' ich doch

einen Sohn, der mit mir auf die Jagd ginge! So muß ich alleine gehen, oder mit Fremden, und der faule Bub' liegt im Bett daheim."

„Thut dem Andres kein Unrecht! Ihr wißt recht gut, daß, als Ihr ihm sagtet: „„Nimm die Flinte dort, Andres, und gehe mit;"" — er war damals fünfzehn Jahre alt und Eure Frau lebte noch, — da rief die: „„Andres, thu's nicht! Mit der Flinte hat dein Vater den Wallauer todtgeschossen!"" Und seitdem hat er sich mit Abscheu von der Jagd — — — "

„Halt's Maul, du Nachteule," schrie der Förster. „Mußt du mich auch noch quälen?"

„Herr Jesu!" sprach Veit, „was schreiet und schimpft Ihr so? Ich will Euch ja nicht quälen! — Es ist ja doch Alles wahr; — denn ich hab's ja selber mit meinen leiblichen Ohren gehört."

Der Alte schritt eifrig zu und es wurde lange kein Wort gewechselt. Endlich hob er wieder an: „Du hast recht, Veit; seitdem ist mir der Bub' ein Dorn im Auge. Er geht seine eigenen Wege und ich seh' ihn oft halbe Wochen nicht. Oft schleicht er Abends hinaus. Weißt du nicht, wo er majet?"

„Hm," sprach Veit, „wenn Ihr mich nicht verrathen wollt, will ich Euch was erzählen."

Dietrich blieb stehen und sah Veit mit einer Miene an, die es deutlich kund gab, daß er keine Freudenbotschaft erwartete. „Nun?" mahnte er, als Veit zögerte.

„Es ist gewiß wahr," hob Veit endlich an, „die Engel ist bildschön."

„Wer hat denn daran gezweifelt?" fiel ärgerlich der Alte ein.

„Ei, wenn so das dürre Holz spricht, so dürft Ihr's dem grünen auch nicht verargen," fuhr Veit fort; „ich meine damit Euren Andres."

„Wa — was?" schrie der Alte und lief blauroth an: „Der Simpel — will sich in die Lumpendirne vergaffen?"

„Ob er das will, weiß ich nicht," sagte Veit; „aber daß es geschehen ist, weiß ich recht gut, — vielleicht ohne seinen Willen."

„Ei so soll ihn — — —"

„Halt!" rief Veit. „Fluchet nicht auf Euer eignes Blut. Sieben Kinder sind Euch gestorben und Eurer braven Frau hat des Wallauer's Tod den Tod gebracht. Andres ist Euch alleine geblieben. Nimmt ihn Euch unser Herrgott, so verendet Ihr, wie der alte Hirsch im Wald, und kein Hahn kräht nach Euch. Ihr habt dem armen Jungen die Lebensfreude verbittert durch Eure Härte. Ihr seid alt und das Halali ist nicht mehr fern."

Dem Alten waren die Worte Veit's in die Seele gegangen. Die Zornluth wich einer Bläße, die ihm ein entsetzliches Ansehen gab. Die Arme hingen schlaff herunter und er ließ den Kopf auf die Brust sinken.

Veit war der Vertraute aller Schelmenstreiche des

alten Kümmel-Dietrich's. Er hatte ihn in seiner Hand. Daher durfte er sich denn einmal etwas herausnehmen, was ein Anderer nicht hatte wagen dürfen.

Eine Weile hatte der Alte so gestanden; dann drehte er sich schweigend um und schritt fürbaß. Auch Veit schwieg, weil er fürchtete, zu viel zu thun.

Einige hundert Schritte weiter, hob der Alte wieder an: „Ich werde das nie zugeben, Veit. Sollte ich mir durch der Tochter Anblick das Unglück mit dem Vater alle Tage zurückrufen?"

„Ei, steht's so," sprach Veit, „so möchte ich Euch rathen: macht gut, was Ihr übel gemacht!"

Das mochte jedoch der alte Sünder nicht hören.

„Soll ich mein schönes Vermögen mit dem Bettelvolke theilen?" fuhr er fort.

„O nein! Da habt Ihr recht!" rief Veit. „Setzt Euch auf Eure Geldsäcke, und wenn Ihr sterbt, nehmt sie mit; dann erbt doch Niemand etwas. Wißt Ihr, wie ich denke?"

„Da scheer' ich mich nichts drum!"

„Auch gut! Ich will's Euch aber doch sagen: Mir wären die Pfennige der Wallauer's lieber, als Eure Napoleond'ors. — Versteht Ihr mich?"

Das Gespräch hatte nachgerade eine Wendung genommen, die beiden Theilen ein Ablenken wünschenswerth machte. Veit war durch die kränkenden Worte des Alten in die Hitze gekommen. Er liebte die Wallauer's. Er lebte seit langen Jahren in der besten

Nachbarschaft mit ihnen und seine Frau war eine entfernte Verwandte der Wittwe. Auch ärgerte ihn, der selber arm war, der Geldstolz des Alten. Warte, dachte er, ich will dir einmal den Pfeffer reiben. Und er that es, daß der Staub dem Dietrich in die Augen fuhr.

Sie waren während des Gesprächs tief in den Wald gekommen und in die Nähe jenes dichten Gehölzes, wo der Keuler stand. Veit hatte genau abgekreist, wo er eingegangen war.

Plötzlich rief der Forstwart: „Seht 'mal die Fährten hier!“

Es waren die Spuren mehrerer Menschen, die in den Wald gegangen waren.

„Das sind Holzfrevler,“ rief Dietrich, „ganz gewiß Frevler!“

„Ei, laßt sie doch,“ sprach halblaut sein Begleiter, „die entgehen Euch ja nicht. Wir sind jetzt an der Stelle, wo der Keuler einging. Seht hier die Fährte! Es muß ein Thier sein von wenigstens zweihundert Pfund.“

„Ha!“ rief Dietrich, „fäß' ihm meine Kugel nur schon auf dem Blatte!“

Sie stellten sich nun an und ließen die Meute los. Bald genug hörte man den Jagdlaut, und ehe eine Viertelstunde verging, krachte es durch das Dickicht gerade auf die Stelle zu, wo in nicht sehr großer Entfernung die Schützen standen. Sie gaben sich bedeutsame Zeichen und machten sich fertig.

Unweit des Alten brach jetzt das Thier heraus. Es war wirklich ein ungeheurer Keuler. Seine Hauer ſtanden weit hinaus, greulich anzuſehen, und er ſchnaubte und ſchnurrte gewaltig. Die Borſten ſeines Kopfes und Rückens ſtanden wie ein Kamm aufgerichtet.

Der Alte zitterte vor Eifer; doch ſammelte er ſich und ſchoß.

Das Thier ſtürzte; aber ehe der Alte im Stande war, wieder zu laden, ehe Veit ſo nahe gekommen, daß er einen Meiſterſchuß hätte thun können, fuhr das Thier wieder empor. Es ſchweißte ſtark; aber nur ein Hinterlauf war zerſchmettert. Wüthend rannte es auf Dietrich zu.

In der Angſt faßte der Alte ſeine Büchſe am Rohr und führte einen fürchterlichen Hieb auf des Keulers Kopf. Der Kolben der Büchſe zerſprang; aber nur einen Augenblick warf das Thier den Kopf in die Höhe; dann fuhr ſein Hauer tief in Dietrich's Bein, womit er ſich vertheidigen wollte, und zerfleiſchte es aufs entſetzlichſte. — Der Alte ſtürzte unter einem Schmerzgeheule zuſammen, das weit in den Wald drang; aber auch in demſelben Momente traf Veit's Kugel das Thier ins Auge, daß es lautlos zuſammenſtürzte.

Veit rannte nun zu dem Alten. „Ihr ſchweißt ja entſetzlich," rief er. — „Seid Ihr lauflahm?"

„Hilfe!! — Ich ſterbe vor Schmerz," jammerte der Alte und wand ſich auf der ſchneebedeckten Erde, die von ſeinem Blute geröthet war.

Veit hatte in Spanien zu oft Gelegenheit gehabt, schwere Wunden zu sehen, als daß er hätte erschrecken sollen; auch war er zu oft in der Lage gewesen, verbinden helfen zu müssen, um jetzt rathlos zu sein. Indessen war seine Aufmerksamkeit zwischen dem erlegten Thier und dem Verwundeten getheilt. Während er sein Halstuch abriß, sagte er halblaut: „Ins Auge! Crève coeur! Ins Auge! Da hätten Tausende schießen und doch so nicht treffen können. — Aber der hat Euch abscheulich geliebkost! Meiner Treu'! ein bischen weiter — Adieu partie! — Nun, seid nur still! Ihr heult ja wie ein angeschossener Bär! Damit stillt Ihr das Blut nicht. — Zweihundert Pfund! — Himmel, was Bauer! was Läufe! was Schinken! — Still, still, Herr Dietrich! Ich verbinde Euch ja! Ein Aderlaß hat sein Gutes. Ihr könnt viel böses Blut entbehren! — Hätten wir nur den Keuler in Sicherheit! — Das blutet aber auch unvernünftig. Haltet doch stille!"

Tief im Walde, aber jenseit des Schlages Struth, befanden sich an diesem Morgen drei Personen, um dürres Reisig zu sammeln. Es war der alte Schmied, Engel und Veit's Frau. Wenn auch der Sturm der letzten Nacht manchen Ast geknickt haben mochte, so hingen die meisten doch noch am Stamme fest, und zum Baumsteigen waren die Glieder des alten Soldaten zu ungelenkig geworden; unten war nichts Rares zu finden.

„Sind wir denn in den Wald gelaufen!“ rief er ärgerlich aus, „daß wir Reiſerchen heimbringen, die ſo dick ſind wie Zwirnsfäden? Mir geht's, wie dem Jäger, der den ganzen Tag herumgerannt iſt, ohne etwas anzutreffen. Er ſchießt am Ende eine Geis, wenn er den Rehbock nicht bekommen kann. Ich will's auch ſo machen!“

Und mit dieſen Worten hieb er luſtig in die jungen Buchenſtangen hinein und ſang dabei ſein Lieblingslied: „Prinz Eugenius, der edle Ritter ꝛc.“ Die beiden weiblichen Begleiter des Alten baten um Gotteswillen, er möge aufhören, er frevle ja, und wenn's der Förſter ſähe, ſo gnade ihnen Gott.

„Laßt ihn nur kommen, den Strauchmörder,“ rief der Schmied grimmig aus. „Da hab' ich ein Beil, das ich ſelber geſtählt, es haut Knochen entzwei wie Buchenſtangen.“

„Pathe, Pathe!“ flehte Engel, „laßt doch das wilde Gerede, ich will lieber auf der Stelle umkehren ohne Holz, als ein Protocoll bekommen. Was ſollte aus meiner guten Mutter werden, wenn ich nach Simmern müßte? Und vors Gericht? — Ich ſtürbe vor Scham!“

„Deine Mutter wäre nicht verlaſſen, mein Göthchen,“ ſprach der Schmied; „aber krümme dir keins deiner ſchönen Haare drum und nimm das Holz in das Bündel. Ich ſtehe für Alles; verlaßt Euch auf mich. Auch weiß der Veit, daß wir im Walde ſind. Er wird den Kümmel-Dietrich ſchon ablenken.“

„Aber er weiß nicht, daß Ihr Frevel thut, Schmied," sagte Veit's Frau.

„Pah, Holz und Unglück wächst alle Tage," versetzte der Schmied. „Ich halte es für keine Sünde; denn der liebe Gott läßt das Holz wachsen, daß wir uns damit erwärmen sollen, und so weiter. Wer aber verbietet's zu hauen? frag' ich; die Menschen, die Quäler ihrer eignen Art. Und die Forstparthie haut's doch selbst und verkauft's noch dazu — und der Kümmel-Dietrich haut's und verkümmelt's. Wir nehmen nur Unterholz zum Brennen. Ich nähme auch lieber eine Buche von drei Schuh Durchmesser, als diesen Reidel von drei Zoll; aber das thut's nicht."

Die Philosophie des Schmieds überzeugte die Veitin wohl, aber die Engel nicht. Sie war bei ihrer Mutter bibelfest geworden und sprach: „Pathe, die Schrift sagt: „Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat!"

„Das ist Alles wahr, Engelchen," erwiederte der Schmied, welcher unabläßig die schlanken Buchenstangen in Wellenlänge zusammenhieb; „aber es ist auch zu unterscheiden, ob die Obrigkeit nicht ihre Gewalt mißbraucht. Zum Beispiel: der alte Hallunke, der Kümmel-Dietrich, der hat seine Gewalt nicht von Gott, sondern — — —"

„O ich bitt' Euch, Pathe, laßt doch den alten Haß fahren!" sprach Engel.

„Du vertheidigst ihn, du?" fragte der Schmied

zornig. — Er drehte sich um und legte sein Holz in die gedrehten Birkenseile, schnürte sie schweigend zu und legte sie auf die Tragringe der Frauen, welche der Hunsrücker „Kitschel" nennt.

Engel wagte es nicht, sich ihrem Pathen zu widersetzen, obwohl ihr Gewissen gegen sein Verfahren protestirte. Auch der Schmied lud seinen Bündel auf, und so schritten sie den Weg zurück, den sie gekommen.

Sie waren vielleicht keine dreihundert Schritte gegangen, als ziemlich rasch auf einander zwei Schüsse folgten und zwar in einer nicht sehr bedeutenden Entfernung. Der Schmied stand still und horchte, und die Frauen zitterten vor Angst.

„Hm! die Schüsse fielen bei der Struth, wenn ich recht gehört habe," murmelte der Schmied und bog rechts in einen Stellweg ein, der ihn aus dem Bereiche der Jagd bringen mußte. — „Tretet sachte auf," flüsterte er den Frauen zu, „damit wir hören, wohin sich die Hunde wenden; denn wir haben den Wind. Sich muthwillig in Gefahr begeben, halte ich für unnöthig. Ist sie da, so bebe ich nicht vor ihr."

Wieder gingen sie einige Schritte, da vernahmen sie den gellenden Weheruf eines Menschen, den ein Windstoß durch eine Lichtung des Waldes trug.

„Kinder," sagte der Schmied, „da ist ein Unglück geschehen. Wüßt' ich, daß es dem Kümmel Dietrich passirt wäre, so — — aber es könnte auch Veit sein."

„Gerechter Gott!“ rief Veit's Frau aus und lief in angſtvoller Eile in der Richtung des Schrei's davon.

Engel und der Schmied folgten, mit keinem andern Gedanken beſchäftigt, als dem, es könne Veit verwundet ſein.

„Gib Acht,“ ſprach der Schmied zu Engel, „gib Acht, er macht's dem Veit noch, wie deinem Vater ſelig. Nun, ich habe keine Schuld und waſche meine Hände; denn ich habe ihn noch vor acht Tagen vor dem Strauchmörder gewarnt. Wer nicht hören will, muß fühlen.“

Sie mußten ihre Schritte beſchleunigen, um der von Angſt gequälten Gattin zu folgen.

Endlich erreichten ſie die Lichtung, welche nach dem Dorfe führte und fanden die Spur der beiden Jäger. Hier warfen ſie ihre Holzbündel ab auf einen Haufen und folgten der Spur. Nicht lange, ſo erreichten ſie den Ort des Unglücks.

„Bassa manelko!“ rief der Schmied, „was liegt da für eine Beſtie? Ein Keuler,“ rief er noch verwunderter aus, „wahrhaftig ein Keuler!“

Und Veit, der ſich glücklich pries, Jemanden ſeine That erzählen zu können, wandte ſich von dem blutenden Förſter ab und ſagte triumphirend: „Ich, Schmied, ich hab' ihn erlegt. Die Kugel fuhr ihm gerade ins Auge hinein; das iſt ein Schuß, gelt?“

„Gut gezielt,“ ſprach, im Anſchauen des Keulers verſunken, der Schmied; „gut gezielt und brav getroffen!“

Die Frauen schrieen plötzlich: „Ach, der Förster blutet ja erschrecklich, helfet doch!“

„Alle Pest!“ fluchte Veit, „das Tuch ist zu klein und ich hatte kein anderes.“

Jetzt riß Engel das Tuch, das sie nach Landessitte um den schönen Kopf geschlungen hatte, ab, und eilte damit zu dem Alten.

„Da, Veit, da!“ rief sie, von Mitleid ergriffen, aus und reichte ihm das Tuch, band ihre Schürze los und reichte sie auch dar.

Mit Hilfe dieser Verbandmittel gelang es, die Wunde, welche Veit mit Schnee ausgewaschen hatte, zu verbinden. Der Förster lag einem Todten gleich da.

Der Schmied beobachtete ihn lange mit innerem Widerstreit der Gefühle. Alter, tief eingewurzelter Haß und Mitleid rangen um die Herrschaft in seinem Herzen; als er aber sah, wie Engel's milde Seele die Hilfe dem leistete, der den Vater ihr entrissen hatte, — da schmolz der alte Grimm, und er sagte leise in sich hinein: „Wenn das Mädchen kein Engel ist, so gibt es keine mehr! Aber ihr Beispiel soll mich lehren, was ich zu thun habe.“ Er trat rasch herzu, sah Dietrichen ins Gesicht und sagte dann zu Veit: „Hier ist nicht lange zu säumen! Nimm mein Branntwein-Buttelchen und flöße ihm eine Stärkung ein.“

Das geschah und der Förster schlug bald wieder das Auge auf. An Gehenkönnen war nicht zu denken. Die beiden alten Soldaten machten eine Tragbahre aus

Reisig und Stangen, legten ihn darauf und schritten rüstig dem Dorfe zu.

In dem Förster regte sich aber die alte Habsucht.

„Ach der Keuler! der Keuler!“ sagte er halblaut.

„Still!“ herrschte ihm der Schmied zu, „meint Ihr, alter Sünder, es trage ihn Jemand weg? Euch tragen wir, das ist genug; aber den Keuler mögt Ihr mit Eurem Wagen holen lassen oder ihn den Wölfen Preis geben.“ Der Förster schwieg, wie schwer es ihm auch wurde. Er erholte sich allmählich, denn Veit flößte ihm, so oft sie ruheten, Branntwein ein.

Auch in der Nähe der Holzbündel ruhten sie wieder.

„Wem ist das Holz?“ fragte der Förster heftig, als er es sah, und richtete sich auf der Bahre in die Höhe.

„Mein und diesen Beiden!“ sprach der Schmied und sah scharf den Dietrich an. „Ich denke, Ihr macht uns ein Protocoll, weil wir Euch so treulich helfen? Es wäre Euer erster Schurkenstreich nicht.“

Dietrich biß sich in die Lippen, aber er wagte es nicht, dem Schmied gegenüber etwas Weiteres zu sagen. Er haßte ihn grimmig, fürchtete sich aber auch vor dem kühnen Manne, der keine Furcht kannte.

Veit sagte endlich: „Engelchen, lauf' ins Dorf und hole Hilfe; ich kann kaum mehr, und dem Schmied wird's nicht besser gehen“

Während Engel dahinflog, schritten die andern langsam weiter, mußten aber immer öfter ruhen.

Als Engel das Dorf erreichte, rief sie hier und dort die Bauern an, die eben ihre Morgensuppe aßen; aber sie schüttelten lachend den Kopf und meinten, er habe es um sie nicht verdient.

Empört durch die Härte dieser Menschen, eilte das Mädchen gegen das Forsthaus; aber als sie es sah, wurzelte ihr Fuß an der Erde. Sollte sie hineintreten zu Andres? Einen Augenblick siegte die mädchenhafte Scheu, dann aber flog sie die Treppe hinauf in das Haus.

Andres stand vor ihr glühend vor Ueberraschung, und auch Engel erglühte jetzt vor Scham und sah verwirrt zur Erde. Doch fand sie bald wieder das Wort und entfernte sich dann schnell nach ihrer Wohnung. Einige Augenblicke später rührte sich alles im Hofe des Forsthauses, und bald rollte der Wagen, auf welchem Betten lagen, daher, den Verwundeten zu holen, und Andres regierte die Pferde mit ebensoviel Kraft, als Kunst. — Die Bauern sahen ruhig dem Wagen nach und meinten: „Unkraut vergehe nicht."

III.

Der Abend dieses Tages sah eine größere Gesellschaft im Stübchen der Wittwe Wallauer. Ein junger Bursche hatte sich eingefunden und saß im Dunkeln an der Fensterwand, doch so, daß er die beiden Mädchen im Auge hatte. Niklas war eines reichen Bauern Sohn, ein derber Mensch mit allem Übermuth des

reichen Burschen ausgerüstet. Sein Haar war brennroth und ein Heer ansehnlicher Sommersprossen, die aber an die Jahreszeit sich nicht banden, bedeckten das breite Gesicht in allen Richtungen.

Die schöne Engel zog ihn an, obwohl sie blutarm war. Indessen war seine Aufmerksamkeit weniger in einer herzlichen Neigung zu dem lieblichen Mädchen gegründet, als in dem Stolze, beim Tanze der Kirchweih' das schönste Mädchen zu führen. Daß sie es sich zur höchsten Ehre rechnen würde, mit ihm zu gehen, setzte er so sicher voraus, als er von der Unwiderstehlichkeit seiner Person überzeugt war.

„Das war ein Tag heut'," hob, als er seinen Stummel angebrannt, der Schmied an, „der hat die Menschenherzen offenbart und auch Manche gezüchtigt. Das aber muß ich Euch sagen, Mutter Wallauer, die Engel ist ein gutes Kind. Sie hat durch ihre christliche Liebe mich alten Kerl besiegt, daß ich den Kümmel Dietrich tragen half. Ein Quentchen Beispiel ist mehr werth, als ein Pfund Lehre," sag' ich.

„Die Engel weiß, was die Schrift gebeut," sprach mit einem tiefen Seufzer die spinnende Blinde.

„Das muß wahr sein," fuhr der Schmied fort, und das hochglühende Mädchen winkte ihm zu schweigen.

„Was!" rief er aus, „du winkst mir, zu schweigen? Nein, ich muß deiner Mutter Alles sagen! Um so schlimmer ist es, daß ich Eurer Engel Ungemach bereitet habe."

„Wie so?“ fragte die Blinde, deren leidende Miene einen schmerzlicheren Ausdruck annahm.

„Die Engel wird Euch erzählt haben, daß sie Kopftuch und Schürze zum Verbande des Mörders ihres guten Vaters hergab; daß sie zuletzt weglief, um einen Wagen zu holen?“ sprach der Schmied.

„Nein!“ sagte die Blinde; „aber that sie das, so segne sie Gott. Sie hat feurige Kohlen auf sein Haupt gesammelt.“

„Feurige? Mutter Wallauer!“ rief der Schmied; „da seid Ihr irre, denn sie brannten den Bösfeind nicht im mindesten. — Doch ich muß Euch Alles auslegen:

„Als der Wagen kam mit dem Bettwerk, dachte ich: nun wird er sich drauf legen lassen? Nicht so? Veit!“ — Der nickte, und der Schmied fuhr fort: „Prost die Mahlzeit! Er ließ sich zudecken und begann den armen Andres zu schimpfen. Das konnt' ich länger nicht anhören und ballte so die Faust, hielt sie ihm unter die Nase und sagte: „Still, du Unmensch,“ sagt' ich; „oder ich stopfe dir den Mund, daß du ihn nicht wieder aufthust, als vor Gottes Gericht, um dein Sündenregister abzuheulen!“ Das machte ihn stockmausestill; denn der Mensch ist so feig wie ein Schneider. Darauf sagte er kleinlaut: „Geht,“ sagt' er, „und holt erst den Keuler und meine zerschlagene Büchse. Ihr könnt auch das Holz aufladen,“ sagt er; „und ich dachte, der Bursche hat doch noch einen Rest von Ehr-

lichkeit in seiner Brust. — Wir gehen weg, der Veit und ich, mit dem Wagen. Aber als wir bei dem Thier anlangen — was meint ihr, was wir da sahen?" — Er hielt ein und Aller Augen hingen an des Erzählers Munde.

„Da werden die Hunde schöne Arbeit gemacht haben," rief dummlachend der rothe Niklas.

„Du könntest Rathsherr zu Nürnberg werden!" warf ihm der Schmied hin. „Nein," fuhr er fort, „das nicht; aber fünf Burschе sahen wir darum stehen, deren Einer wacker am Auswaiden war."

„Wer war's denn?" fragte Engel.

„Deserteure waren's," fuhr der Schmied fort. „Der Eine, ein baumlanger Mensch, trug die Uniform der sogenannten Ehrengarde, ganz roth. Ich glaube, das Blut des Thieres war das erste, das er sah. Der Zweite war ein Dragoner, der Dritte ein Chasseur, der Vierte ein Husar und der Fünfte, der so leidend aussah, daß ich glaube, er macht in seinem kalten Quartier im Walde bald nähere Bekanntschaft mit dem unter der Erde, trug die Uniformstücke dreier Waffengattungen an sich. Als sie uns kommen sahen, machten sie Veit's Flinte und einige Pistolen zurecht, um uns gehörig zu empfangen."

„Laßt's gut sein!" rief ich ihnen zu, „und habt Ihr Hunger, so nehmt, was ihr wollt," sagt' ich.

„Das wirkte, und sie erwarteten uns ruhiger. Von dem Keuler waren die Schinken abgeschnitten vorn und

hinten, auch das Gelünge herausgenommen — Wir theilen ehrlich," sagte der Rothe, und lachte dabei recht behaglich. „Wir haben seit Hanau kein Fleisch gesehen."

„Der Andres schwieg, und, da ich mit Veit einverstanden war, so sagt' ich: „Prosit! Weiß auch aus dem Kriege, wie's schmeckt nach langen Fasttagen. — Lieber Gott! wie sahen die Leute aus! Wie Gerippe," sag' ich, „wie pure Gerippe. Das ist mir durch die Seele gegangen. Hätt' ich's dort gehabt, mein ganzes letztes Gebäcke Brod hätt' ich ihnen gegeben, mein' Seel!"

„Aber, Cumpeer," hob Veit an, „Ihr redet ja nichts von den Heimlichkeiten, welche der rothe Deserteur mit Euch hatte! Habt Ihr ja doch getuschelt mit einander wie zwei alte Freunde"

„Wer kein Schloß vor dem Munde haben kann," sag' ich, „Veit, den soll man aufknüpfen. Reden ist Silber, Schweigen ist Gold! Verstehst du mich?"

„So kamen wir denn," fuhr der Schmied nach dieser Abschweifung fort, „recht freundlich auseinander."

„Das glaub' ich," lachte Veit; „sie hatten das Fleisch und wir — die Knochen."

„Du hättest's ihnen streitig machen sollen, Veit. Wer hätte dir's gewehrt?" fragte der Schmied. „Es war noch zu viel für den Hallunken, der unter der Bettdecke lag. — Daß ich's kurz mache, wir trennten uns, und die Deserteure gingen tiefer in den Wald, wenn man das Gehen heißen kann, daß Zwei dahinschlockerten, als hätten sie den Tod in den Gliedern."

„Ach, die Armen!“ seufzte Engel.

Der rothe Niklas lachte und sagte zu Engel: „Hättest du nicht Lust, sie aufzunehmen, Engelchen?“

„Niklas,“ rief der Schmied ärgerlich, „laß mir meine Gothe gehen. Sie hat ein christlich Herz, und das ist ein Ding, was du und dein Gelichter nicht kennst.“

Der Rothe, der auch gerade nicht des Schmieds Liebling war, schwieg betroffen, und der fuhr fort: „Möge Gott und gute Menschen sich ihrer erbarmen! — Wir fuhren zurück, luden das Holz auf und dann den Kümmel-Dietrich und kamen heim. Von dem Gerippe des Keulers ahnte er nichts, weil das Holz darauf lag. Aber den Grimm hättet Ihr sehen sollen, als wir den Keuler abluden! — Wenn im nächsten Sommer so viele Donnerwetter an den Himmel kommen, als der Unmensch fluchte, so können wir das fruchtbarste Jahr erleben. Ich dachte, laß ihn fluchen und brummen und nimm dein Holz! — Da aber rief er laut: „Laß es liegen, Holzdieb; ich will dir das Stangenhauen vertreiben!“

„Ich stand sprachlos, meiner Treu'! was mir doch selten passirt, machte aber kehrt und ging weg. Der Andres sprang mir nach und sagte: „Schmied, hat auch die Engel Holz dabei?“ — „Freilich!“ sagt' ich. — „Er schlug die Hände zusammen und rannte weg, und daß er eine Thräne im Auge hatte, macht ihm eben keine Schande, denk' ich.“

Der rothe Niklas verzog höhnisch den Mund.

Engel war bleich geworden und ihre gefalteten Hände lagen in ihrem Schooße matt und kraftlos.

„Was wird das noch werden?“ fragte sie endlich den Pathen, und in ihren schönen Augen standen Thränen der Angst.

„Nichts weiter, als ein bischen Sitzen im Schlosse zu Simmern, Engelchen, wenn nicht etwa dein Schatz, der einfältige Andres, das Protocoll unterschlägt,“ sagte der rothe Niklas nicht ohne Groll, weil der Schmied den Andres gelobt und seine Sorge für Engel gerühmt hatte.

Das Mädchen zitterte heftig.

„Still! du rothe Nachteule!“ donnerte der Schmied. „Wer hat dich hereingerufen, wo man dich nicht gerne sehen mag?“

Der Bursche stand auf. In seinem röthlichen Auge leuchtete eine verzehrende Glut. Die braunen Sommersprossen erschienen wie helle Flecken auf der dunkelrothen Unterlage seines Gesichtes. Die Lippen zitterten. — „Wäret Ihr nicht ein alter Mann, Schmied,“ kollerte er in wildem Zorne, „so — — —“

Der Schmied, sonst jähzornig wie irgend Einer, sah ihn lachend an. „Geh, Kind,“ sagte er, „geh! Der Himmel hat dir's an den Kopf geschrieben, daß du nichts taugest; denn rothe Haare und Eisenholz — — nun, ich denke, du kennst das Sprüchelchen.“

„Das will ich Euch gedenken!“ schäumte der Bursche,

rannte hinaus und warf die Thüre so heftig ins Schloß, daß die Wände zitterten.

„Vater, Vater!“ sagte Marie halbweinend, „Ihr verfeindet Euch die ganze Welt!“

„Still, Kind, still!“ sagte begütigend der Schmied, „den Hochmüthigen bin ich Feind, und der rothe Bube meint's doch nicht treu. Besser, daß er fort ist, glaub' mir's.“

Die Blinde war stille Zuhörerin gewesen. Jetzt ließ sie ihre Hand sinken und sagte mit einem tiefen Seufzer: „Unsere Prüfungen sind noch nicht zu Ende; Herr, mache es wohl mit uns!“

„Mutter,“ nahm der Schmied wieder das Wort, und an seiner Stimme leisem Zittern konnte man wohl hören, wie ihn der Blinden Wort berührt hatte, „Mutter, diesmal ist die Schuld allein an mir. Ich habe im Übermuthe die Stangen gehauen, und Engel, wie Veit's Frau, hab' ich genöthigt, sie heimzutragen, sie wollten's nicht.“

„Was wird das aber helfen?“ sagte Veit unmuthig. „Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen, heißt es im Sprichwort.“

„Dafür laßt mich sorgen, Cumpeer,“ sagte der Schmied. „Das Eisen ist warm; ich will es schon schmieden.“

Engel stand auf. Ihr Herz war beklommen; sie mußte hinaus. Und draußen stand sie, an den Thürpfosten gelehnt, und weinte; ihre Hände falteten sich

und ſie betete: „Herr, hilf, daß nicht Schmach mich treffe und Elend die Mutter!“

Eine Bewegung im Schuppen erſchreckte ſie. Sie horchte. Als es ſtille blieb, trat ſie näher, und — wer malt ihr Entſetzen? — zwei Deſerteure ſtehen da, und der eine lehnt ſich ächzend an des andern Schulter. Engel wollte laut aufſchreien.

„Ach, erbarme dich unſer,“ flehte eine wohltönende Stimme. „Wir ſterben vor Froſt. Laß uns in deinen Stall, daß wir Wärme finden.“

Engel war von Schrecken überwältigt; aber das Mitleid, erregt durch ihres Pathen Schilderung, gewann ſchnell die Oberhand in ihrem Herzen.

„Wartet ein wenig,“ flüſterte ſie ſchnell, „ich will den Schmied rufen.“

„Ach, thue das; er kennt uns!“ war die Antwort, und Engel rief leiſe dem Schmied. — Veit ahnte nichts. War's doch ſo natürlich, daß die Angſt des Mädchens bei dem Pathen heimlichen Rath ſucht.

Der alte Schmied ſtand raſch auf und folgte ihr.

„Was gibt's?“ fragte er leiſe.

„Es ſind zwei Deſerteure in unſerem Schuppen; ſie ſind — —“

„Ich weiß, ich weiß, Kind,“ fiel ihr der Schmied in die Rede; „komm nur ſchnell! In eurem Stalle mögen ſie die Nacht bleiben, da iſt's warm. Morgen ſchaffe ich Rath. Es ſind Landeskinder; dürfen wir ſie verlaſſen in der Noth?“

Er zog das Mädchen mit ſich fort, warf, nachdem er leiſe mit den Beiden geflüſtert, ſchnell Stroh herab, trug's in den Stall, und die beiden Deſerteure folgten ſchwankend. Sie warfen ſich auf das Stroh nieder, und der Schmied ſagte: „Es iſt noch nicht ſicher im Hauſe, geduldet euch noch eine Stunde.“ Darauf ſchloß er die Thüre, raunte Engel noch zu, ſich zuſammenzunehmen, und trat, als ob nichts geſchehen wäre, mit ihr in die Stube.

„Du biſt zu ängſtlich, Kind,“ ſprach er, als ob er ein abgebrochenes Geſpräch fortſetzte; „es wird ſich Alles beſſer machen, als du denkſt. Der Kümmel-Dietrich weiß, daß ich alle ſeine ſchlechten Händel kenne, und Veit mag es ihm ſagen, daß er verloren iſt, wie er es wagt, mich vor Gericht zu ſtellen. Veit ſelbſt iſt nicht ſauber dabei, und ihm geht es ſo gut an den Kragen, als dem Strauchmörder.“

Veit wußte zu gut, wie wahr des Schmieds Rede ſei; er kannte zu gut die rückſichtsloſe Wahrheitsliebe des gutmüthigen Polterers, als daß er es hätte wagen mögen, eine Sylbe zu ſeiner Entſchuldigung zu ſagen.

Er fand es gerathen, früher als gewöhnlich aufzubrechen. Seine Müdigkeit vorſchützend, verließ er mit ſeiner Frau das warme Stübchen der Wittwe Wallauer, wo jetzt nur Vier zurückblieben.

Sinnend und ſchweigend ſaß der Schmied in der Ecke und ſeine Pfeife ging ihm aus. Das war ein ſicheres Zeichen, daß ihn Ungewöhnliches bewege. Als

er Veit und ſeine Frau weit genug weg wußte, ſtand er auf und ging hinaus, um ſich zu vergewiſſern, daß nicht irgendwo ein unberufenes Ohr das auffange, was er jetzt mit den drei Frauen zu beſprechen hatte. Alles war todtenſtille draußen.

Beruhigt trat der Schmied in die Stube zurück und ſetzte ſich auf die Bank neben die Blinde, die Stirne reibend, wie Einer, der nicht recht die Kehre zu finden weiß.

„Der Veit," hob er endlich an, „hat vorhin von Heimlichkeiten zwiſchen mir und dem rothen Ehrengardiſten im Walde geſprochen. Darüber muß ich Euch, Mutter Wallauer, und Euch, Mädchen, jetzt das Nöthige ſagen."

„Der Menſch hatte ein ſcharfes Auge. Er meinte, ich ſei ein ehrlicher Menſch — und Gott weiß es, da irrte er nicht. So zog er mich denn auf die Seite und ſagte: „Hört einmal, Meiſter Schmied," ſagt' er, „ich halte Euch für eine ehrliche deutſche Haut. Ich muß an Eure Barmherzigkeit eine Bitte ſtellen. Seht, da die zwei Kameraden, junges Blut, gezwungen zum Dienſt, ehrlicher Leute Kinder aus dem Niederland, — haben ſie mit uns die Platte geputzt, als es bei Hanau drunter und drüber ging. Bei Rüdesheim ſind wir über den Rhein und im Binger Walde treiben wir uns nun ſchon zehn Tage umher, und hungern und leiden Froſt. Wir Drei ertrugen's, aber die nicht. Sie ſind krank und ſterben ſicherlich, wenn ſie nicht Obdach,

Wärme und Pflege finden. Habt Erbarmen! — Der Eine ist ein Schlosser aus Solingen; da dacht' ich wohl, das Handwerk habe ein Anrecht an Euch. Hier ist Geld für ihn! Der Andere hat selber Geld genug, um für sich zu sorgen."

„Er gab mir eine schwere Hand voll Geld. — Ich wollt's nicht nehmen und sagte, ich sei ein Christenmensch, der auch ein deutsches Herz habe," sagt' ich. „Aber der meinte, das sei deste besser; Geld aber, sagt' er, brauche man immer. Ich nahm's, weil ich mir vorgenommen, die armen Teufel zu retten. Mein Plan war schnell gemacht. — Kamerad, sagt' ich, kennt Ihr das Dorf da drunten hinter dem Walde? — Er bejahte. — Nun, sagt' ich, es steht zu äußerst ein kleines Haus; darin wohnen Menschen, die wissen, wie das Unglück thut; darum haben sie auch Herzen, schlicht und recht, fromm und barmherzig. Dahin bringe die Zwei heute Nacht, wenn's still ist im Dorf; ich bin in dem Hause und so weiter. Daß ich Euch meinte, Mutter Wallauer, das werdet Ihr weg haben?"

„Wer ist denn der Andere?" fragt' ich noch den Rothen.

„Der ist aus Crefeld," sprach er. „Bleibt's dabei?"

„Ich legte die Hand auf mein deutsches Herz und sagte: So wahr mir Gott helfe! — Da hättet Ihr sehen sollen, wie der gute Junge mir die Hand drückte und seine Thränen drauf fielen. Man hätte so hart sein müssen, wie ein Waldstein, oder wie der Kümmel-

Dietrich, wenn Einem da nicht weich ums Herz hätte werden sollen. Bassa manelko! Ich hab' nur zweimal in meinem Leben geweint, nämlich: als der Wallauer todtgeschossen wurde; denn er war mein lieber Gevatter; und als meine gute Frau starb, — aber als der Junge so vor mir stand, — nun, da war mir's auch nicht weit."

„Was würdet Ihr nun thun, Mutter, wenn die armen Jungen kämen und bäten um Obdach und Schutz, bis der alte Blücher kommt, der die Franzosen tanzen lehrt; sagt, Mutter? Ihr wißt, bei mir ist kein Raum, sonst nähm' ich sie."

Die Blinde sann einen Augenblick nach; dann sagte sie: „Ich würde sagen: In Gottes Namen! ob es gleich gefährlich ist. Wir haben droben die Oberstube, darin steht Engel's Bett, die ohnehin bei mir schläft. Nun, in Gottes Namen!"

„Da seh' ich wieder, daß ich mich auf die Menschen verstehe!" rief der Schmied fröhlich aus. „So, dacht' ich, wird sie sagen, und so sagt Ihr gerade! Gott lohn's Euch, treue, fromme Seele! Der da droben, Der Alles vergilt, hört auch jetzt Euer Wort, und Der hat ein gut Gedächtniß! —"

„Daß ich's dann aussage, Mutter, sie sind da und liegen in Eurem Stalle."

Als der Schmied diese Worte sagte, zuckte die Blinde in Schrecken zusammen; aber es war mehr die Überraschung, die so wirkte, als daß es sie gereut hätte, was sie gesagt.

Engel und Marie saßen als bewegte, aber stille Zuhörerinnen da, und über ihre Antlitze zogen Schatten und Lichter, je nachdem die Rede wirkte.

Engel sagte, als Alle schwiegen: „Wenn's nur verborgen bleibt — und . . .“

„Närrchen,“ fiel der Schmied ein, „Niemand weiß es, als du und deine Mutter, Marie und ich. — Uns kennst du ja.“

„Freilich!“ sagte die Blinde. „Aber wenn die oben rumoren und hier ist die Spinnstube?“

„Erstlich,“ sprach der Schmied, „werden die Zwei selber um ihre Sicherheit besorgt sein und sich stille halten; zum andern aber sorgen schon Eure schnurrenden Räder, daß man nicht leicht etwas hört. Aber Engel, du hattest noch Etwas, was du hinunterschlucktest hinter dem „Und?“

„Nun,“ stotterte das Mädchen erröthend, „ich meinte — es schicke sich nicht, daß ich allein zu den Mannsleuten gehe, und wer soll mich begleiten?“

„Wahr!“ sagte der Schmied; „daran hab' ich auch gedacht und den Einwand erwartet; aber wohnen wir nicht neben Euch? Da ist allemal Marie deine Sauvegarde. Ist dir's nun recht so?“

„Ich kann zufrieden sein,“ lächelte Engel, indem sie die Hand Marie's faßte, die sie freundlich gegendrückte und zu ihr sagte:

„Ich theile alle Last mit dir, und hab's schon dem Vater versprochen.“

„Aber," ſagte die hocherglühende Engel, „noch Eins, Pathe, — unſere Grundbeeren (Kartoffeln) ſind alle und zwei hungrige Gäſte — —"

„Auch dafür iſt geſorgt," lächelte der Schmied gutmüthig, und trat zu Engel. Er legte eine Handvoll blanker Napoleond'ors in ihren Schooß — „Siehſt du, Göthchen, da kannſt du viele Grundbeeren für kaufen. Das hat mir der in der rothen Uniform gegeben als Pflegegeld. Lohn wollen wir nicht; aber wir werden's wohl brauchen. Nun aber raſch, ihr Mädchen!" rief er den erſtaunten Freundinnen zu, „macht Feuer oben in die Stube, kocht den Armen eine warme Milchſuppe, und du, Marie, geh' heim und hole den Krug, worin der Neuwieder Doppelkümmel war, füll' ihn mit kochendem Waſſer aus dem Ofenſchiffe, drück' den Stopfen feſt drauf und leg' ihn ins Bett, daß es warm wird."

Engel gab das Geld dem Schmied zurück und ſagte: „Pathe, hebt Ihr's auf. Mir wird's bange bei dem vielen Gelde."

Der Schmied nahm es wieder zurück, weil er ja doch gewiſſermaßen ſeit Wallauer's Tode der Hausvater war. Auch erkannte er ſchnell, wie gut es ſei, wenn er etwaige Einkäufe mache, um möglichen Argwohn von Wallauer's abzuleiten.

Die Mädchen flogen hinaus, und derweile ſchlich der Schmied zu den beiden Jünglingen, die in dem kleinen Ställchen eine belebende Wärme zu durchdringen

begann. Als er ihnen die günstige Nachricht mittheilte, erfüllte eine selige Freude ihre Herzen. — Der Solinger fühlte sich wohler, seit er nach so langer Zeit an einem Orte war, wo ihn die thierische Wärme berührte.

Anders aber war es mit seinem feiner gebauten Gefährten. Seine Pulse schlugen heftig; sein Kopf glühte, seine Augen waren roth unterlaufen und die lechzende, trockene Zunge verlangte begierig zu trinken."

„Das sollt Ihr haben," bemerkte der Schmied. „Ich weiß aus meinen Soldaten-Jahren, daß der Regimentsarzt sagte: Wasser, sagt' er, wenn's frisch aus dem Brunnen kommt, schadet niemals einem Kranken."

Er ging und kehrte bald mit einem Kruge frischen Wassers zurück, das den Kranken sehr erquickte.

Darauf trat er ins Haus zurück und half den Mädchen hier und dort ordnen und beschicken; untersuchte das Zimmer, und als er es warm genug fand, holte er seine Schützlinge aus dem unbequemen Versteck, um sie in ihre badewarme Stube zu bringen. Droben durfte kein Licht sein; wohl stand aber eines in der engen Hausflur — und hinter einem Spalte der Küchenthüre standen mit angehaltenem Athem zwei neugierige Mädchen und lugten heraus, sich die Gäste zu beschauen, die sie nun auf lange Zeit bedienen sollten.

„Der Blonde," flüsterte Marie ihrer Freundin zu, „ist ein prächtiger Bursche. Wenn der sich unter unserer Pflege erholt hat, können wir uns in Acht nehmen, ihm nicht zu tief in die Augen zu schauen."

Engel ſtieß die Muthwillige in die Seite und ſagte leiſe: „Sei doch ſtille, du tolle Hexe! Wenn das dein Peter hörte, gäb's ein abſcheulich Schmollen.“

„O laß mir meine Ruhe mit dem Peter!“ gegenredete Marie; „dem bin ich zu arm, und meinſt du, ich hätt's gleichgültig angeſehen, daß er ſeit vier bis fünf Wochen nicht mehr in unſere Spinnſtube kommt, wohl aber in Werner's bei dem ſchwarzäugigen Gretchen ſitzt, die ihm ohnehin ſo freundliche Blicke zuwirft, wie ein Eichkätzchen! nein,“ ſagte ſie, und klopfte mit der Rechten auftrumpfend in die linke Hand, indem ſie trotzig mit dem hübſchen Köpfchen nickte, „den laß ich laufen und ſinge, wie's in dem Schelmenliede heißt:

„Geh' du nur hin, du haſt dein Theil,
Du führſt mich nur am Narrenſeil;
Ohn' dich kann ich ſchon leben,
Ohn' dich kann ich ſchon ſein.“

Jetzt kam der Schmied wieder herab, um den Andern zu holen, es war der Kranke.

Langſam und mühevoll ſchwankte er, von dem Schmiede mehr getragen, als geführt, an dem Schlupfwinkel der Mädchen vorüber, wo das Licht auf ſein glühendes Geſicht fiel.

„Haſt du ihn geſehen?“ fragte Marie.

„Lieber Gott, wie ſieht der arme Menſch erhitzt aus,“ entgegnete Engel.

„Aber er hat doch ein feineres Gesichtchen, als der Erste, der aber hübscher ist.“

„Ach,“ bemerkte Engel wehmüthig, „laß jetzt die Narretbei. Es fällt mir schwer auf die Seele, daß wir da werden einen recht kranken Menschen zu pflegen haben. Möge Gott uns beistehen, daß er nicht stirbt! Was sollte das werden? Dann wäre Alles verrathen und die ganze Last der Strafe träfe uns!“

„Wer wird auch gleich ans Sterben denken?“ rief des Schmieds heitere Tochter. „Du machst Dir immer trübe Gedanken und quälst dich im Voraus. Da denke ich anders. Ich stelle mir immer das Beste vor und nehme das Schlimme, wenn's kommt, geduldig hin. Nein, Engel, so ein junges Blut stirbt so leicht nicht. Und wie alt wird er sein? Ich glaube, sie stehen im Alter zu einander wie ich und du, und, wenn sie aus einer Stadt wären, so könnten sie mit einander confirmirt werden sein. Sei guten Muths, Engel, wir wollen das Unsere thun, und der liebe Gott wird dann weiter sorgen. Jetzt aber laß uns die Suppe anrichten; denn mein Vater wird bald kommen, und findet er uns plaudernd und die Suppe ist noch nicht fertig, so liest er uns den Text noch ärger, als unser alter Griesgram von Pfarrer, als wir im letzten Sommer nicht mehr wollten in die Kinderlehre gehen.“

IV.

Schier ein Monat war in dem Dörfchen ſtill und ohne bedeutende Ereigniſſe herumgegangen. Der Winter war milde; nicht einmal ein Schnee deckte die Höhen des Hunsrückens, und je näher der Neujahrstag heranrückte, deſto milder wurde es.

Der Kümmel-Dietrich war, wenn auch noch mit vielen Schmerzen geplagt, ſo weit geneſen, daß er ſtundenlang außer dem Bett ſein konnte. Niemand war froher darüber, als Andres und die alte Lisbeth; denn die Launen des Alten überſtiegen jedes Maaß, und ſeine Quälereien hatten eine Höhe erreicht, die jede Ertragungsfähigkeit überſtieg.

Wie ein Dorn ſteckte ihm die Geſchichte mit dem Keuler in der Seele. Er hatte zwar, ſchlau genug, den Kopf des Thieres dem Unterpräfecten ſpendirt; aber ſeine forſtlichen Vorgeſetzten waren höchſt unzufrieden, daß er ihnen nichts von der Sache gemeldet, wodurch ſie um die Waidmannsluſt und um die köſtlichen Biſſen kamen. Die Verweiſe lagen ihm wie Steine auf dem Herzen, und daß er die Deſerteure nicht einfangen konnte, das war ein neuer Ärger. Überhaupt war es eine in jenen Tagen ſeltſame Erſcheinung, daß, obwohl man wußte, daß die Wälder im wörtlichen Sinne wimmelten von Deſerteuren; obwohl man genau unterrichtet war, daß oft in der Nacht Trupps von Zwanzig

bis Dreißig dieser Leute in die Dörfer kamen, um Lebensmittel zu kaufen; obwohl es eine notorische Thatsache war, daß sie Leute vom Felde, oder Holzsuchende aufgriffen und ihnen Geld gaben, um Brod zu holen: daß dennoch nicht der leiseste Schritt gethan wurde, um sie einzufangen. Unstreitig konnte man es als ein Zeichen der Erschlaffung und Auflösung betrachten, daß eine Polizei, die sonst Argusaugen gehabt hatte, jetzt nicht sah — oder nicht zu sehen wagte.

Der ganze Zustand auf dem linken Rheinufer, besonders aber auf dem Hunsrücken und am Strande des Rheines zwischen Mainz und Coblenz, war der einer Lahmheit in allen Maßregeln, einer Laxheit und Unsicherheit, welche jedem ruhigen Beobachter auffallen mußte.

Nirgends konnte man Zeichen einer Vertheidigung des Rheinufers wahrnehmen. Wohl lagen Truppen zerstreut in den Städten und Dörfern am Rheine hin, auch wohl auf dem Hunsrücken; aber es waren kleine Trupps, zusammengesteppelt aus allen Waffengattungen der Armee, welche man einst so ruhmredig die Große genannt hatte. Und diese Truppen unter sich nicht einmal verbunden durch ein regelmäßiges Obercommando, erschienen als abgelöste, sich selbst hingegebene Glieder eines Körpers, der seiner völligen Zerstörung anheimgegeben war. Hier sah man mehr Offiziere als Gemeine; dort, und zwar besonders in den Dörfern, zahlreiche Gemeine ohne Offiziere. Sie selbst waren

krank und hinfällig, zerlumpt und armselig, unvollkommen bewaffnet — und was mehr war — demoralisirt, muthlos, in sich gekehrt; und wenn einmal die Lustigkeit, diese unverwüstliche Eigenschaft des Franzosen, aufkam, so trug sie einen so eigenthümlichen Charakter, daß es schien, als strebten sie in convulsivischer Lust, einen nagenden Schmerz, einen kaum zu bewältigenden Mißmuth, eine lähmende Trauer zu versenken.

Die häufigen Dislocationen dieser verzweifelten Soldateska mochte wohl nur den Zweck haben, die Bevölkerung über die Unzulänglichkeit ihrer Zahl zur Vertheidigung des Rheinufers und der Rheinlande überhaupt zu täuschen. Drüben aber, jenseit der Höhen des Taunus, das wußte man recht gut, sammelten sich die gewaltigen Massen des Befreiungsheeres und rüsteten sich in immer engerem Zusammenrücken zu dem Übergange, welchen selbst die Franzosen als nahe schilderten

Wie auch die Verbindung der beiden Ufer des Rheines gehemmt war, wie wachsam auch die Douane überall sich erwies: man war dennoch genau von Allem unterrichtet, was jenseits vorging; denn seit die Continentalsperre ihre unselige Wirksamkeit entfaltet hatte, war am Rhein ein Schmugglersystem organisirt worden, welches an Schlauheit selbst die größte Wachsamkeit der französischen Schergen und ihre vielgerühmte Verschlagenheit übertraf. Es verzweigte sich in enger Gliederung bis tief in die Wälder des Hunsrückens hinein

und seine Arme reichten bis ins Herz des französischen Reiches, bis in das Alles verschlingende Paris.

Diese Schmugglerverbindung war die Brücke, über welche alle jene, die Bevölkerung mit frohen Hoffnungen, die französischen Beamten aber mit Angst erfüllende Nachrichten herüberkamen. Groß und allgemein war der Haß gegen die fremden Unterdrücker. Mit um so größerer Freude nahm man die Nachrichten auf, die man von Blücher's baldigem Erscheinen empfing.

Der alte Schmied war im Dorfe derjenige, um welchen sich die Deutschgesinnten schaarten. Er empfing — Niemand wußte wie und woher — Nachrichten von der wichtigsten Art. Veit allein, der wohl den Schmugglern Lasten tragen half, kannte seine Quellen.

Dagegen sammelten sich um den Förster die entschiedenen Franzosenfreunde, deren Zwei oder Drei im Dorfe waren. Dietrich wußte es wohl, wie der Schmied gesinnt war; aber er hatte den Muth nicht, etwas gegen ihn zu unternehmen, wie sehr auch Angeberei Lieblingsgeschäft von jeher bei ihm gewesen war. Hatte er doch in seinem Herzen gejubelt, als er ihn des Holzfrevels hatte zeihen können, um einmal seinen Muth an ihm zu kühlen; aber Veit nahm ihm alle Lust dazu, als er ihm des Schmieds Gruß vermeldete. Denn Dietrich wußte wohl, daß der Schmied das Alles so gewiß ausführen würde, als er es ausgesprochen hatte.

Unerwartet trat ein Ereigniß ein, das dem ganzen

Verhältniß eine andere Stellung gab. Es vereinigten sich Umstände, welche so ganz zu des Försters Haß die sicheren Handhaben boten, daß er keine Minute mehr zauderte, das zu vollbringen, was er längst gewünscht.

Die Vereinigung der drei Nachbarfamilien in der Spinnstube der Wittwe Wallauer war bisher ungestört geblieben und Niemand hatte eine Ahnung davon, daß über ihnen die Zufluchtsstätte zweier Menschen sei, welche als Fremdlinge, als Nothleidende die Barmherzigkeit herbergte und pflegte.

Hätte in Veit's Seele ein Argwohn gelegen, er hätte wohl etwas Ungewöhnliches ahnen mögen. Häufiger als je zuvor, sah man den Schmied Esse und Ambos verlassen und in Wallauer's gehen. Auch Marie war dort mehr, als früher, wie innig auch allezeit die Mädchen verbunden gewesen waren.

Dies häufigere Kommen des Schmieds aber hatte seinen Grund in dem schweren Erkranken des Crefelders. Ein heftiges Fieber wüthete in ihm. Seine Haut brannte, sein Auge war glasig, sein Durst unlöschbar. Fieberphantasien brachten ihn oft dahin, daß er aus dem Bett sprang und davon eilen wollte. Der Solinger, welcher sich schneller erholt hatte, war dennoch unvermögend, ihn allein zu zwingen, wenn solche Anfälle kamen. Der Schmied mußte zu Hilfe gerufen werden, da den Mädchen das Zartgefühl nicht gestattete, in das Zimmer zu gehen. Oft sprach er laut von einer geliebten Mutter und ihrer Verzweiflung, weil sie keine

Kunde von ihm habe; dann sah er sich wieder in der Gewalt der Gensd'armerie. Und in diese wilden Träume mischte sich gar häufig die Erzählung, daß ein Engel ihn pflege, den ihm Gott gesandt.

Wenn nun der Schmied von diesen Fieberträumen sprach und auch dieses letzteren gedachte, den der Kranke immer fortspann; wenn die höchste Aufregung vorüber war, erglühte die gute Engel und der Schmied rief ihr zu: „Göthchen, zu erröthen brauchst du nicht! Der arme Junge hat wohl einen Engel an dir; denn du gönnst dir ja gar keine Ruhe mehr und siehst so bleich aus, als seiest du selber krank vor Anstrengung."

Engel schwieg auf solche Reden; aber Marie lächelte in sich hinein und meinte bei sich, das Bleichsein sei doch nur Angst um den hübschen, braven Jungen, von dem der Solinger ihr viel erzählt, und nur Gutes, aus der letzten Zeit ihres Flüchtlingslebens; denn früher hatte er ihn nie gesehen. Daher kam es denn auch, daß er nicht wußte, wohin etwa ein Brief zu richten wäre, wenn man seinen Eltern schreiben wolle.

Je mehr die Krankheit des Armen stieg, desto tiefer ergriff seine Lage Engel's gutes Herz. Wie gerne hätte sie heimlich einen Arzt kommen lassen, wenn nicht der Schmied aufs Entschiedenste sich dagegen gestemmt hätte.

„Willst du ihn und uns unglücklich machen?" fragte er heftig. „Kann das verschwiegen bleiben? Und was dann?" sag' ich.

„Aber wenn er ſtirbt?“ fragte Engel, und ein leiſer Schauder rieſelte durch alle ihre Adern.

„Pah,“ rief der Schmied aus, „ſo ein junges Blut hat viel zuzuſetzen. Ich hab' auch einmal in Ofen im Lazarethe gelegen, und in meinem Kopfe brummte es, als ob der ganze Himmel voll Baßgeigen hinge, die alle ſchnurrten, und in meinen Adern war eine Glut, wie in meiner Eſſe, wenn ich friſche Kohlen aufſchütte. Und nicht nur die Hälfte der Soldaten war krank, ſondern auch unſere Chirurgen alle. Das war eine ſchöne Wirthſchaft? Item, ich genaß ohne alle Arznei und die meiſten der Soldaten wie ich.“

„Wer weiß aber, ob Ihr dieſe Krankheit hattet, Pathe,“ warf die Beängſtete ein.

„Kind, keine Krankheit iſt eine Plaiſir,“ ſag' ich. „Der Tod lauft immer Sturm dabei auf die Feſtung des menſchlichen Leibes. Sind Wälle und Baſtionen gut, ſo muß er abziehen, ohne daß der Menſch, wie Veit ſagt, verendet.“

„Aber gerade das iſt's, was ich bei dem Crefelder fürchte,“ ſagte Engel und zupfte am Bendel ihrer Schürze, und ihre Stimme wollte wanken vor Wehmuth. „Er iſt ſo abgemattet,“ ſetzte ſie hinzu, „und ſein Körper iſt nicht ſehr kräftig.“

„Er wird nicht ſterben!“ ſagte feierlich die Blinde.

Da fiel ein Licht, ſtrahlend und hell, auf Engel's ſchöne Züge; die Wolke ſchwand, die ſeit mehreren Tagen auf ihrer weißen Stirne lag, und das Auge

sah fröhlich wieder in die Welt. Sie glaubte ja so fest und vollends hier an der Mutter prophetisch Wort; — die Hoffnung glaubt ja so gerne.

Die Krankheit des jungen Mannes, dessen Namen nicht einmal der Schlosser aus Solingen kannte, da ihn der rothe Ehrengardist nur „Crefelder" genannt hatte, nahm aber immer nicht ab. Erst nach vielen Tagen trat eine Krisis ein; das Bewußtsein kehrte ihm wieder, aber zugleich stellte sich eine Mattigkeit ein, die Engel abermals beängstigte.

Es war rührend anzusehen, mit welcher Dankbarkeit sein Auge ihr folgte, an ihr hing, während Marie und der Solinger scherzten und sich neckten. Er sprach nicht, weil es ihm so schwer wurde. Es schien, als beobachte er nur seine Pflegerin, die oft durch seine sinnigen Blicke in Verlegenheit gerieth. Sie war so selten als möglich allein oben; aber sobald Marie ins Zimmer getreten war, hatte sie nur Augen für den Solinger, der schon nach vierzehn Tagen wieder rothe Wangen bekommen und frisch aussah, wie das Leben.

Unter diesen Umständen mußte Engel sich mit dem Leidenden befassen, ihn besorgen und pflegen. Wie zurückhaltend das sittige Mädchen dies auch that, so blieb es doch ihrem Pfleglinge kein Geheimniß, wie innig und warm der Antheil sei, den sie an ihm nahm. Unvermerkt wurde auch Engel zutraulicher gegen den Jüngling. Sie tauschten Blicke, in denen jeder Eingeweihte in diese geheimnißvolle Zwiesprache unver-

derbener Herzen mehr gelesen hätte, als ihr Mund sprach und hätte sprechen können, weil sie selbst sich ihrer Gefühle noch nicht bewußt waren.

Der Schmied war jetzt allzusehr mit den Kriegsläuften beschäftigt, als daß er von dieser wachsenden Zuneigung etwas hätte wahrnehmen können. Täglich brachte er Kunde, wie es stand und was er vom rechten Rheinufer erfahren. Eines Tags aber hatte seine Freude gar kein Maaß. Die rheinischen Schmuggler hatten ihm die Proclamation des alten Blücher gebracht. Wenn's auch mit dem Lesen bei ihm nicht eben rasch ging, und er lange mit der Brille auf der Nase daran studirt hatte, so war ihm doch endlich der Inhalt klar geworden. Er war nicht der Mann dazu, das in sich zu verschließen. Was ihm auf dem Herzen lag, das mußte, wenn's nicht eben ein ihm anvertrautes Geheimniß war, herunter. Der innere Drang ließ ihm keine Ruhe; war ihm indessen etwas vertraut, so lag's in seiner Seele verschlossen wie unter tausend Riegeln.

Kaum war diese Proclamation von ihm verstanden, so eilte er hinüber in Wallauer's, ließ die brennende Esse verlöschen und trat zu den Deserteuren, welchen eben die Mädchen das Mittagsbrod brachten.

Das war ein Jubel! — Es lag ja die Hoffnung der Erlösung so nahe: die Hoffnung, das Panier junger Herzen; es flatterte im Sonnenstrahle der Freiheit. Mit glühender Begeisterung nahm der Crefelder es auf. Seines Genossen Region lag tief unter der seinigen.

Dieſer faßte bloß die materielle Seite auf und — ergriff des Schmiedes Hand.

„Hört," ſagte er, „Vater Schmied! Es iſt mir lieb, wenn der alte Blücher kommt; aber in meiner Heimat hab' ich Niemand mehr. Ich bin eine Waiſe. Mein Handwerk verſteh' ich aus dem FF. Wie wär's, wenn wir einmal ein Wörtchen mit einander im Vertrauen redeten? Eure Tochter — hab' ich lieb, und ich glaube, ſie mich auch. Gebt mir Marie zum Weibe, und — ich bleibe bei Euch. Wir ſchaffen ſelbander, ſo lange Ihr könnt und wollt, und Ihr ſollt in mir einen guten Sohn haben!"

Marie ſtand in lichter Glut da. Sie barg das Geſicht mit beiden Händen in ihrer Schürze.

Der Schmied ſah den Jungen mit forſchendem Blick an. „Für einen Scherz," ſagte er, „wär' mir das zu bunt. Iſt's aber Euer Ernſt und Ihr ſeid eine ehrliche Haut, ſo hab' ich nichts dagegen, wenn anders Marie auch denkt wie Ihr."

„Mariechen!" rief der Schloſſer. „Warum bedeckſt du dein Geſichtchen? Haſt du mich doch gepflegt, wie eine Mutter ihr Kind, und haſt mir's angethan, daß ich lieber wollte in der Franzoſen Hände fallen, als leben ohne dich."

Er trat zu ihr und ſchlang den Arm um ſie, zog leiſe die Schürze von dem lieblichen Geſichtchen weg und fuhr plötzlich zurück.

„Du weinſt?" ſagte er. „Biſt du mir nicht gut?

Hab' ich mich geirrt, als ich meinte, du habeſt mich lieb?"

Aber Marien's Hand blieb in der ſeinigen und ihr Köpfchen ſank auf ſeine Schulter.

Und der Schloſſer quälte ſie mit Fragen, bis ſie: Ja, ſagte. Dies Ja aber, ſo ſchwer gegeben, war längſt geſprochen unter dem blauen Mieder, und nur die jungfräuliche Scham ließ es nicht über die friſche Lippe.

Der alte Schmied gab ſeinen Segen und ſein Herz jubelte in der Doppelfreude, einen wackern Schwiegerſohn verwandten Handwerks zu haben, und über die Ausſicht, daß bald das franzöſiſche Joch gebrochen würde, das ihn ſo ſchwer drückte. Er pfiff den ganzen Tag ſeinen „Prinz Eugenius" und den „Jäger aus Kurpfalz;" aber raſten ließ es ihn nicht. Wenn er auch die erſte Freude hinabdrücken mußte in die ſtillen Räume der Bruſt, ſo mußte die andere laut werden; und er trug Blücher's Proclamation faſt ohne Scheu von Haus zu Hauſe.

Die beiden Glücklichen in Wallaner's Oberſtube ſaßen derweile koſend beiſammen und ſahen nicht, wie der Jüngling, der heute zum erſten Mal aus dem Bett ſein konnte, ſeit ſeines Genoſſen glücklicher Freiwerberei ſo ſtille geworden war und wie ein wehmüthiger Ausdruck in ſeinen bleichen Zügen lag. Selbſt die Freude über die Nachricht der nahen Befreiung des Vaterlandes, die ſeine Bruſt ſchwellte, konnte jenen Ausdruck nicht verwiſchen.

Und Engel? O wie freute sie sich des Glückes der Freundin! Aber als sie allein war, nur bei Gott und sich selber, da fiel sie nieder und betete inbrünstig: „Herr, stärke mich, daß ich es trage!“ — Und sie preßte die gefalteten Hände vor die ungestüm wogende Brust, trocknete eine leise rinnende Thräne und trat, nachdem sie sich gesammelt, zu ihrem Rade, wo sie der Mutter den Hergang erzählte. — Die Mutter sah nicht, wie bleich sie war.

Die Blinde sagte: „Marie ist ein gutes Kind; aber ihr Sinn ist leicht. Gebe Gott, daß sie sich nicht täuscht in einem Menschen, den weder sie, noch ihr Vater kennt! Ach, die Freude ist oft so kurz, — und das Weh so lang!“

Engel fragte hastig: „Mutter, ahnt Euch ein Unglück für Marie?“

„Nein,“ erwiederte die Blinde, „für sie nicht,“ — und sie seufzte tief.

So stand es im Häuschen am Walde.

Nicht ferne von diesem lag das schöne Gehöfte, worin des rothen Niklas Vater wohnte. Seit jenem Abend trug der tückische Bursche tiefen Groll im Herzen gegen den alten Schmied, der seinen Hochmuth so schwer verletzt hatte. — Doch nicht allein auf ihn warf sich sein Zorn, sondern auch auf die schuldlose Engel; denn sie wies seine Aufmerksamkeiten zwar nicht mit

Worten ab; aber ihr Schweigen, ihr ganzes Benehmen zeigte ihm, wie wenig sie ihn leiden mochte. Der Spott, welcher ihm bei den Burschen im Dorfe deßhalb zu Theil wurde, stachelte seinen Zorn immer mehr. Seit jenem Abend war in seinem Innern ein Argwohn geblieben. Der Veit sprach von einem Tutscheln zwischen dem Schmied und dem Deserteur. Der Schmied legte einen so ganz eigenthümlichen Ton auf die Worte: „Mögen Gott und gute Menschen sich ihrer erbarmen!“

Nicht ohne Bedeutung hatte er zu Engel gesagt, ob sie sie nicht aufnehmen wolle?

Das Auge der Arglist sieht scharf. Niklas konnte den Gedanken nicht los werden, der Schmied habe Verbindungen mit den Deserteuren gehabt, und ihr plötzliches Verschwinden deutete ihm darauf hin, er habe sie irgendwo untergebracht. An Wallauer's dachte er zwar zunächst noch nicht; wohl aber an des Schmieds Häuschen selbst, das freilich sehr klein war, oder an Veit, der als charakterloser Zwischenträger und Helfershelfer zu geheimer Praktik, wenn auch nicht gerade zu offenbar schlechten Streichen geneigt, bekannt war.

Niklas wollte gerne hinter den alten Schmied. Er umkreiste sein Haus zu allen Stunden der Nacht; aber es gelang ihm nicht, irgend etwas Zweideutiges zu entdecken. Nun beobachtete er das Haus Veit's; auch hier konnte er keine Spur finden, die ihm verdächtig erschienen wäre.

Eines Abends spät ging er an Wallauer's Wohnung

vorüber. Es war ein wenig kälter geworden und in allen Stuben, wo nicht Feuer war, sah man die Fenster gefroren. Nur an Wallauer's Oberstube war dieß nicht der Fall, obwohl keine Laden an den Fenstern waren. Dort rann der Ansatz des Dunstes herunter an den Rauten. Es mußte dort Feuer im Ofen sein. Unten aber war die Spinnstube. Wozu sollte das geschehen sein, droben, wo doch Niemand wohnte?

Einmal argwöhnisch, verbarg er sich hinter einem Strohschober seines Vaters, der in der Bitz saß, die an Wallauer's Bitz und Gärtchen grenzte und den Blick auf die Thüre gestattete. Als es eilf Uhr schlug, ging die Spinnstube auseinander. Veit und seine Frau gingen mit Marie und ihrem Vater bis zur Hausthür; aber kaum war Veit mit seiner Frau in ihr Haus getreten, als der Schmied wieder aus dem seinigen herauskam, unter Veit's Fenstern gebückt wegschlich und eilig in Wallauer's Thüre schlüpfte, die er hinter sich sorgfältig schloß. Der Vollmond begünstigte die Beobachtungen des Laurers.

Es lag in diesem Thun etwas so Räthselhaftes, daß der rothe Niklas mit jedem Augenblicke neugieriger wurde, hinter dieses geheimnißvolle Wesen zu kommen.

Der Hunsrücker Bauer hat meist seine Leitern an Holzhaken unter dem Vorsprunge des Strohdaches hängen, so daß man sie unbemerkt herabnehmen kann. Niklas' Vater hatte ebenso seine Leitern aufgehängt, und des Sohnes kundige Hand wählte eine, die gerade

an die Fenſter reichte, zu deren aufgethauten Fenſtern er hätte hineinblicken mögen.

Er wartete, bis auch unten hinter dem Laden das erloſch; dann ſtellte er ſeine Leiter ohne Geräuſch an und ſtieg hinauf. Der Mond ſchien hell, wie wenn es Tag wäre.

Der Rothe, wie er ſchlechtweg im Dorfe hieß, weil er der Einzige war, deſſen Haupthaar die ſeltene, aber keineswegs beliebte Farbe trug, war von der Natur mit Augen beſchenkt worden, die in der Farbe einiges mit ſeinem Haar Übereinſtimmendes, aber in ihrer innern Beſchaffenheit einiges Verwandte mit dem Auge einer Katze hatten. Er konnte ſelbſt im Dunkeln die wenigen Lichtſtrahlen leichter aufnehmen, als ein anderes normal conſtruirtes Menſchenauge vermochte. Daher war er im Stande zu ſehen, wo ein Anderer heilloſ im Finſtern herumtappte und ſich unbarmherzig an jede Ecke ſtieß.

Hier kam ihm ſein Katzenblick herrlich zu Statten. Der Mond ſchien nicht unmittelbar in das Gemach; aber er verbreitete ſo viel Licht, daß er deutlich ſah, wie der Schmied vor dem Bett auf einem Stuhle ſaß und bedeutend mit dem Kopfe nach vornen neigte, wie Einer, den der Schlaf überwältigt hat. Auf einem Lager am Ofen ſah er einen andern Mann ſchlafen, und ohne Zweifel lag ein Dritter, Kranker vielleicht, im Bett; denn wozu ſollte der Schmied ſonſt wachen?

Leiſe ſtieg er herab, trug ſeine Leiter weg und ſchlich auf ſeine Kammer. Er hatte genug geſehen, um

zu wissen, daß er einen Punkt gefunden, wo er seinem Erbfeinde beikommen konnte.

Und wirklich geschah dies in jenen Tagen, als der Kranke in wilden Fieberträumen lag. Der Schmied wachte damals oft an seinem Bett und gerade auch in jener Nacht, wo es, da eine schnell vorübergehende Kälte eingetreten war, doppelt nöthig erschien, vor einer neuen Erkältung den Schwerkranken zu schützen.

Mehrere Tage ging Niklas herum und berieth seinen Plan im Herzen. Über das Wie? seiner Ausführung war er noch nicht mit sich selbst einig geworden.

Gerade in jenen Tagen geschah es nun, daß Stroh, Heu und Hafer geliefert werden mußte, um die Festung Mainz zu verproviantiren. Da kam die Reihe an die reichen Bauern, welche Pferde hatten, das Gelieferte gen Mainz zu bringen, und der Rothe mußte zu seinem nicht geringen Ärger für seinen Vater die höchst unangenehme Reise machen. Durch diesen unvorhergesehenen Umstand wurde die Ausführung seines Racheplans um einige Zeit verschoben.

Eben an jenem Tage, als der Solinger um seine geliebte Marie warb, kehrte zeitig der Rothe zurück. Er brannte vor Begierde, zu wissen, ob nicht etwa die Vögel ihm ausgeflogen wären, und wollte sich am Abend deß vergewissern. Die Ungeduld zu beschwichtigen, trat er ins Wirthshaus, wo mehrere Dorfpolitiker bei einem Schnapse saßen. Der Rothe war ihnen willkommen; denn er, der von Mainz kam, hatte sicher Manches gehört von den Dingen, die jetzt Jeder besprach.

Er war eben im Erzählen, wie man in Mainz auch an einen nahen Übergang glaube, als voll seliger Freude der Schmied hereintrat. Zwar berührte ihn des Rothen Anwesenheit nicht zum Angenehmsten; allein dieser wußte schlau in die Vorstellungen des Schmieds einzugehen, und war freundlich gegen ihn. Und nicht länger fähig, seiner Freude Schweigen zu gebieten, zog er das ominöse Blatt heraus, das heute schon eine so unerwartete Folge gehabt hatte und reichte es einem der Bauern hin, der es las.

„So haben wir denn die Befreier bald zu erwarten!“ sagte frohlockend der Schmied.

„Gewiß!“ bemerkte der Rothe „Wie werden sich dann die armen Deserteure freuen, die von guten Menschen aufgenommen worden sind!“ sagte er und fixirte den Schmied, aus dessen Antlitz schier eine Flamme schlug. Er schwieg betroffen und sah unter sich. Er fühlte, daß der Rothe anzüglich rede; aber, fragte er sich, woher könnte er wissen, daß sie sich in Wallauer's befinden? Stichelte er auch vielleicht nur auf des Schmieds Franzosenhaß und auf jenes Wort, das er an jenem Abend geäußert, wo er ihm die Thüre gewiesen hatte?

Nach einiger Zeit ging der Schmied wieder weg. Je länger er des Rothen Worte erwog, je weniger Ursache konnte er finden, an ein bestimmtes Wissen von dessen Seite zu glauben. Seine Ruhe kehrte wieder und seine Heiterkeit wurde nicht getrübt. Er glaubte seiner Sache völlig gewiß zu sein.

Den Rothen aber hatte des Schmieds Benehmen überzeugt, daß er noch Alles finde, wie er es verlassen, und noch Zweckdienlicheres dazu, nämlich die Vorlesung der Blücher'schen Proclamation.

Am andern Tage schritt der Rothe gen Simmern. Er schien Eile zu haben; denn nirgends hielt er sich auf. Dort angelangt, schlug er sogleich den Weg zur Unterpräfectur ein. Als er so dahinschritt, ruhte sein Auge mit Wohlgefallen auf dem finstern Schlosse, das der Wassergraben umgab und das zu seiner Rechten lag. Dort waren ja die Gefängnisse, in denen bald sein Erbfeind schmachten sollte zur Befriedigung seiner Rache, die ungesättigt wie ein Geier an seinem Herzen fraß.

Der Unterpräfect war ein allgemein beliebter und geachteter Mann. Gerecht, aber auch milde, so kannte man ihn. Jedem Bittenden stand seine Thür offen, und das Volk liebte es, mit ihm selbst zu reden, wenn es ein Anliegen hatte, weil es freundliches Gehör, genaue Untersuchung und gewiß Recht fand, wenn seine Sache gerecht war.

Auch der Rothe verlangte ihn zu sprechen; aber er war abwesend. Offiziere der in Simmern liegenden Franzosen befanden sich bei den Unterbeamten.

Ohne Weiteres brachte der Rothe seine Anzeige bei ihnen vor. Mit großer Aufmerksamkeit und sichtlicher Freude vernahm der französische Oberst die ihm übersetzte Anzeige des Burschen. Nach einer in französischer

Sprache gepflogenen kurzen, aber lebhaften Unterredung wurde ihm der Bescheid, er solle in einer Stunde wiederkommen, um dem Syndic (so hießen die Dorfschulzen jener Tage) Dietrich Brief und Befehl mitzunehmen.

Frohlockend über den Erfolg trat Niklas in ein nahes Wirthshaus, um die Zeit abzuwarten, die ihm gesetzt war.

Ehe sie noch abgelaufen, sah man Unteroffiziere hin- und hereilen, und bald darauf versammelten sich in der Allee vor dem Schlosse etwa vierzig Mann Franzosen mit Waffen und Tornister.

„Wohin?" fragte der Wirth zum Fenster hinaus den ihm bekannten Sergeanten, der das kleine Detaschement anzuführen bestimmt war.

„Auf ein Dorf in der Nähe," erwiederte dieser. „Wir sollen Deserteure und ihre Hehler einfangen, und warten noch auf den Boten."

Der Rothe vernahm dies Wort, und, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, sprang er auf und eilte seine Briefe zu holen. Als er diese in Empfang genommen, zog er mit den Soldaten ab auf dem Wege nach Erbach.

Der alte Dietrich lehnte in seinem lederbezogenen Sorgenstuhle zur Seite des Ofens. Er hatte das noch immer nicht vollständig geheilte Bein, mit Hasenpelz umwunden, auf einem davorstehenden Stuhle liegen.

Veit saß bei ihm, und Beide unterhielten sich von der Kunde, welche der Rothe mit von Mainz wollte gebracht haben. So zweideutig auch Veit in seinem Wesen war, so konnte er doch den alten ehrlichen Schmied, der sich, ungeachtet seines Hitzkopfs, allezeit als ein treuer Nachbar und Freund gegen ihn bewiesen hatte, durch Mittheilung dessen, was er von ihm erfahren, nicht bloß stellen. Am Fenster saß Andres still und in sich gekehrt. Er schien dem Gespräche der Beiden am Ofen durchaus keine Aufmerksamkeit zu schenken. Seine Seele war bei — Engel Andres war Dietrich's letztes Kind. Alle seine Geschwister waren hingestorben, zuletzt die Mutter, eine stille, gottesfürchtige Frau, eine sorgsame Haushälterin und eine treue, liebevolle Mutter. Andres war das jüngste Kind, der Mutter das einzige, liebste. Die Härte des Vaters, seine Haustyrannei, seine Gefühllosigkeit wies die arme Mutter allein an ihr Kind. Sie suchte dessen ohnehin weiche Seele ganz an sich zu fesseln, und das war so leicht, da der rauhe Vater den zarten, mädchenhaften Knaben abstieß, weil er ihm nicht nachartete. So kam etwas Weibisches in den Knaben, das ihm vollends des Vaters Liebe raubte. Dieses innere Wesen prägte sich auch in seinem Äußern aus. Er war zart gebildet, und wenn auch seine Züge regelmäßig schön waren, so hatten sie doch nichts männlich Schönes. Wenn er Frauenkleider würde getragen haben, so hätte ihn gewiß manches männliche Auge hübsch gefunden.

Als Kind waren Mädchen seine Gespielen. Unter diesen besonders Wallauer's Engel, damals schon in der kaum sich öffnenden Knospe die Rose der Zukunft verheißend.

Das entsetzliche Geschick, das Engel des Vaters und Ernährers beraubte, zerstörte selbst der Kinder Spiele, nicht aber die Zuneigung des Knaben zu dem Mädchen, das in so vielfacher Beziehung ihm innerlich verwandt war.

In späteren Jahren, als ihre Mutter erblindete, mußte die jugendliche Engel frühe dazu mitwirken, daß nicht Mangel und Elend sie heimsuche.

Des Knaben Mutter starb. Mit ihr schwand seine letzte Stütze; denn seit die Mutter ihm den unvertilgbaren Abscheu vor der Jagd beigebracht, in der sie den Grund jenes Unglücks suchte, das an ihrem Herzen zehrte, behandelte ihn der Vater mit einer Lieblosigkeit, daß im wörtlichen Sinne seine Hunde ihm näher standen, als sein Sohn. Seinen tiefen Schmerz um der Mutter Tod verstand Niemand im Hause. Er war durch das stete Leben in der Nähe der Mutter selbst Andern seines Alters im Dorf entfremdet. Auf seine Erziehung verwandte der geizige Vater nichts, weil er ihn einen Simpel nannte und ihm keine Fähigkeiten zutraute. So wurde das Wesen des Knaben scheu und abgeschlossen.

Er reifte zum Jüngling und sein in sich selbst zurückgezogenes Wesen trat noch schärfer hervor. Für

ihm gab es keine Freude, wie für die Jünglinge und Jungfrauen seines Alters. Die Musik auf der Kirchweihe stimmte ihn wehmüthig, und während Andere jubelten in wilder Lust, saß er da und die Thränen rannen nicht selten über seine Wangen. Er war verarmt an Allem, was dem Leben Reiz, der Jugend Freude gibt. Seine Arbeiten that er still und in sich gekehrt, aber pünktlich, und des Vaters Ackerbau war in schwunghaftem Zustande, ohne daß dieser es anerkannte.

Andres kannte durch der Mutter Schilderung, durch das Ansehen und Anhören der Verhandlungen im Vaterhause, des Vaters unredliches Treiben, seinen Wucher; und er suchte durch Wohlthätigkeit gegen Arme und Nothleidende den Fluch zu entkräften, der tausendfach den alten Förster traf.

Der besondere Gegenstand seiner heimlichen Wohlthaten waren Engel und ihre Mutter. Es ist schon angedeutet worden, daß Engel oft am Morgen Haufen Korn auf ihrer Tenne fand. Sie vermuthete, es komme von ihm, und seit sie ihn am Fenster gesehen, ahnete sie, daß die Zuneigung des Knaben in ein anderes Gefühl übergegangen sei, das sie — nicht erwiedern konnte. Sie war dem Armen gut, aber ein tieferes Gefühl sprach nie für ihn in ihrem Herzen. Hielt sie doch mit einer ehernen Gewalt den Gedanken zurück, daß er der Sohn des Mannes sei, der sie so unglücklich gemacht. Zwar war er so schuldlos an diesem

Unglücke, wie sie; zwar hatte die gute Mutter durch ihre tiefe Frömmigkeit den Keim des Hasses, wenn ihr Herz dessen fähig gewesen wäre, in ihr längst erstickt; aber dennoch empfand sie ihm gegenüber etwas, was sie gewaltsam wegstieß.

Und er liebte sie mit der ganzen Kraft eines Herzens, dessen Gefühle um so stärker waren, je mehr sie verschlossen im Innern lebten. — Sie kannte seine Liebe; denn Mädchenaugen sehen sehr scharf. Darum erglühte sie so tief, als sie vor ihm stand am Tage des Unglücks seines Vaters; darum floh sie wie ein gescheuchtes Reh aus dem Hause, in dem sie seit ihren frühen Kindertagen nicht mehr gewesen war und das sie nie ohne Schauder anzusehen vermochte. — Bei ihr und lediglich bei ihr waren seine Gedanken, wenn er so stille dasaß. Bei ihr waren sie auch jetzt wieder, als plötzlich die blanken Bajonnette der Franzosen ihm in die Augen blitzten.

Sie stellten sich vor den erstaunten Blicken des ahnungslosen Jünglings auf, und in die Stube trat mit dem Triumphe der Hölle im Auge der rothe Niklas.

Er reichte dem Förster den Brief.

„Woher?" fragte dieser.

„Les't nur, Ihr werdet's schon sehen," sagte mit einer Lache, die herzzerschneidend war, der Rothe.

Dietrich erbrach den Brief, las, las noch einmal und allmählich stieg eine Röthe auf die eingefallenen Wangen des Alten, die von der innern Bewegung

zeigte, und ein Ausdruck wurde in seinem Auge sichtbar, der dem verwandt war, der in der Gluth des röthlichen Auges des Boten sich aussprach.

„Woher weißt du das?“ fragte der Alte freundlich den Rothen.

„Das gelte euch gleich, Herr Syndic,“ sagte der, „es sei Euch genug, daß es so ist.“

„Was denn?“ fragte Veit, von einer peinigenden Neugierde getrieben.

„Du magst es wissen, Veit,“ sprach Dietrich. „Seit fast vier Wochen — sind zwei Deserteure im Hause der Wittwe Wallauer versteckt.“

„Wer sagt das?“ rief Veit und sprang auf. „Es ist eine gottverdammte Lüge!“

„Ich sage es, Veit, ich,“ sprach höhnisch der Rothe.

„Hallunke, du lügst!“ rief der alte Soldat. „Ich bin alle Abend dort und nie ist mir eine Spur zu Gesichte gekommen!“

„Veit,“ sagte mit kalter, aber zermalmender Ruhe der Rothe, „wahret Eure Zunge. Ich habe hier zwei Zeugen, die mir vor dem Gerichte den „Hallunken“ bezeugen. Habt Ihr nichts gemerkt, so ist das eben kein sonderliches Zeichen für Eure Gaben; aber kein Beweis vom Gegentheile. Die Soldaten warten, Herr Syndic,“ setzte er, zu diesem gewendet, hinzu.

„Und tausendmal nenn' ich dich einen Hallunken!“ schrie Veit im rasendsten Zorn. „Auf! Ja laßt uns hingehen und untersuchen!“

„Das ist nicht Eure Sache, Veit!“ höhnte der Rothe, „sondern die des Syndics, an den lautet der Befehl.“

„Ich kann nicht gehen, Niklas!“ seufzte der Förster, dem es unaussprechlich leid that, auf eine so große Freude verzichten zu müssen.

In diesem Augenblicke trat der Sergeant herein.

„Was soll das Zaudern?“ fragte der grobe Elsässer. „Sollen die Vögel erst ausfliegen, ehe wir sie fangen?“

„Andres!“ rief der Alte seinem Sohne zu, der wie eine Leiche dasaß und die Hände krampfhaft gefaltet hatte. Obwohl er überzeugt war, wie Veit, daß Alles erlogen sei, so dachte er an Engel's Schrecken, und das lag zentnerschwer auf seinem Herzen.

„Rufe den Adjuncten!“ befahl der Vater.

„Herr Syndic, das geht nicht,“ sprach der Rothe. „Euer Andres sagt's der Engel gewiß. Schickt einen Andern, oder ich will selber gehen“

Der Alte sah die Richtigkeit der Bemerkung des rothen Niklas ein. Veiten, der sich wegschleichen wollte, vertrat der Sergeant den Weg.

„Du bleibst hier!“ befahl er; „denn dein bleiches Gesicht sagt mir, du willst auch den Falschen machen. Zurück!“

Der Rothe eilte hinweg und nach wenigen Augenblicken trat der Adjunct herein, der nun den Befehl erhielt, den Schmied, die Engel und die beiden Deserteure sofort zu verhaften.

V.

In dem Häuschen der Wittwe Wallauer herrſchte ein Frieden an jenem Tag, an dem der Rothe ſeinen Streich ausführte, wie er nur da walten kann, wo reines Bewußtſein, lautere Frömmigkeit und Genügſamkeit dauernd wohnt. Die Blinde ſpann in ihrer heimlichen Ofenecke und Engel ſaß wieder an ihrem Platz und ſpann manchen Seufzer hinein in die zarten, feinen Fädchen, welche ſie zog. Was ihr Herz preßte, war nicht Angſt, nicht die Furcht vor einer Entdeckung ihrer Schlitzlinge, — es war der Gedanke an die Trennung von Martini (denn ſo hieß der Crefelder), welcher ihr erzählt hatte, daß er einer armen Wittwe Sohn ſei, die zu ernähren ihm als ſeine Lebensaufgabe gelte. Und dieſe Trennung ſtand ſo nahe bevor. Der Schmied ſprach mit aller Beſtimmtheit und Sicherheit, daß am Morgen des 1. Januar 1814 die Deutſchen über den Rhein gehen und das wurmzerfreſſene Franzoſenthum zerſtören würden; der Tag war nahe, — ſehr nahe.

Ach, ſie beneidete die glückliche Marie nicht, die den Mann ihrer Wahl nicht zu verlieren fürchten mußte; ſie gönnte ihr ja das Glück ſo gerne! — aber — in ihrer Bruſt wohnte die reinſte, treueſte Liebe zu Martini, und er — ſchied in die Heimat zur verlaſſenen, darbenden Mutter; das wußte ſie und ihr Glück

zerrann für immer. Ihn wiederzuſehen, durfte ſie nicht hoffen. Warum nicht? flüſterte eine Stimme in ihr. Warum nicht? — Zwar ſchweigt ſein Mund und das Wort: „Liebe“ iſt nicht über ſeine Lippen gegangen, weil eine faſt jungfräuliche Schüchternheit ein Grundzug ſeines Weſens iſt, — aber redet ſie nicht aus ſeinen treuen Augen eine ſo verſtändliche Sprache? Thut nicht ſeine ſeelenvolle Dankbarkeit ſie kund? Ruht nicht ſein vielſagender Blick auf mir mit einem Ausdrucke, der tief in die Seele mir dringt und die Gluth mir auf die Wangen treibt? Drückt er mir nicht oft die Hand ſo bedeutſam, daß ich ſie raſch ihm entziehen muß?

Dieſe Fragen waren der Gedankenkreis, in dem ſich Engel jetzt und oft bewegte, und die ſüße Hoffnung eines liebenden Herzens regte manchmal die Schwingen gar fröhlich; aber Zweifel ſtiegen dann wieder auf, nagende, quälende Zweifel, und ſie wagte nicht, ſie ihrer Marie zu ſagen, die nur necken konnte, die auch jetzt nur an ſich und an ihr Glück dachte und für Anderes keinen Sinn hatte. So ſpann ſie ihre Hoffnungen und ihre Sorgen hinein in die Fäden ihres Geſpinnſtes, und nicht ſelten rann eine klare Perle aus dem ſchönſten Auge, — die Niemand ſah.

Droben in der Stube ſaßen die beiden Jünglinge bei dem alten Schmied, während Marie drüben im Hauſe wirthlich thätig war.

Der Schmied brachte neue Nachrichten, und bedeutungsvolle.

„Ein Schmuggler ſagte mir," fuhr er in ſeiner eifrigen Rede fort, „drüben überm Rheine rücke der preußiſche General von Hühnerbein, ſagt' er, gegen Caub vor. Ihr wißt ja, das liegt dort in den Bergen an der Pfalz. Dort, ſagt' er, wolle Blücher übergehen und die Ruſſen, gräuliche Kerle mit langen Bärten, arbeiteten ſchon bei Weiſel an einer Brücke. Doch, mein' ich, der Burſche habe mir Eins aufgebunden."

„Warum denn," fragte Martini mit großer Theilnahme.

„Ja, lacht nicht, Herr Martini," erwiederte der Schmied; „er ſagte, die Brücke ſei von Linnen-Tuch."

Der Gegenſtand wurde nun mit Eifer beſprochen.

Die Deſerteure ſtellten es in entſchiedene Abrede und der Schmied auch; denn kupferne Pontons kannten alle Drei als allein geeignet für ſolche Flußübergänge.

Noch war dies Geſpräch im Gang, als plötzlich ein gellender Schrei aus der untern Stube vernehmlich in ihre Ohren drang.

„Was iſt das!" rief der Schmied, „war das nicht Engelchen's Stimme? Sollt' ein Unglück geſchehen ſein?"

Martini erblaßte, und Schrandt, ſo hieß der Solinger, ſprang auf, um mit dem Schmied hinab zu eilen.

„Seid ruhig!" rief der Schmied und eilte hinaus; aber auf der Stiege ſchon kam ihm der Sergeant entgegen und, das lange Bajonnett ihm vorhaltend, donnerte er ihm ſein „Halt!" zu.

Der Schmied prallte zurück und ein Todesschrecken ergriff ihn. Er wollte zur Stube eilen; aber es war zu spät.

Die Jünglinge waren, als sie das Waffengeräusch hörten, zum Fenster geeilt und hatten gesehen, wie rings das Haus umstellt war. Der Gedanke an Flucht wäre eine Thorheit gewesen.

Die Franzosen drangen mit Brutalität in das Gemach und fesselten die Deserteure aneinander, indem sie die Armen mit Hohn und Spott übergossen. Kolbenstöße blieben nicht aus, als Ausleger ihrer Gesinnungen.

Unter der Thür stand der Rothe und sah mit seinen glühenden Katzenaugen den Schmied an, als wollte er ihn durchbohren und sagen: Jetzt vergelte ich dir!

Dieser jedoch ermannte sich bald wieder; er sah ihm fest ins Auge.

„Diesmal ist der Sieg dein, rother Hallunke!“ rief er aus, und seine nervigen Fäuste ballten sich, „aber — —“

„Für das „Aber“ ist gethan, Alter!“ höhnte der Rothe. „Die Proclamationen könnt Ihr in Simmern lesen, oder —“

„Schweig, du Bosfeind!“ rief ihm der Schmied zu, „dein Judasstreich wird nicht unbelohnt bleiben. Kann ich's nicht, so rufe ich Gottes Gerechtigkeit über dich!“

Der Sergeant stieß ihm den Kolben in die Seite.

„Willst du schweigen, alte Mähre!“ herrschte er ihm zu. „Ich denke, die bleiernen Eier werden dir bald deinen Mund stopfen. Das sind gewiß die letzten Deserteure, die du versteckst.“

„Ich fürchte die Kugeln nicht,“ sagte mit Stolz der alte Mann. „Ich habe sie zu oft um meinen Kopf pfeifen hören, als daß sie mir fremd sein sollten; aber von der Hand solcher Henkersknechte zu fallen, ist allerdings schwer für einen alten Soldaten.“

Ein derber Schlag des Elsassers machte ihn verstummen.

Seine Hände wurden gefesselt.

„Marsch!“ donnerte der Elsasser, und die Soldaten stießen die drei Gefesselten vor sich her, die Stiege hinab.

Ein herzzerreißender Anblick bot sich ihnen hier dar.

Die Blinde raufte ihr schneeweißes Haar und aus den lichtlosen Augen schoß ein Strom von Thränen. Ihre Lippe zitterte. Sie vermochte kein Wort zu sprechen. So saß sie in ihrem Lehnstuhl, ein Bild des Jammers, das selbst den Rothen so sehr erschütterte, daß er sich unwillkührlich abwandte und wegschlich.

Engel saß, ein bleiches Todtenbild, mit geschlossenen Augen da. Thränen quellen unaufhaltsam hervor. Auch ihre Hände waren gebunden.

„Mit der alten Nachteule,“ sagte der Elsasser, „will ich mich nicht plagen. Die hat schwerlich Schuld an der Geschichte. Aber du, mein schönes Täubchen,

mußt mit; denn dir sind gewiß die Burſche ans Herz gewachſen!"

In dieſem Augenblicke ſtürzte mit fliegenden Haaren Marie herein. Sie ſchrie wie eine Wahnſinnige und ſtieß die Soldaten zurück.

„Vater! mein Vater!" rief das Mädchen aus. „O, mein Schraudt! Wo ſeid Ihr? Was wird aus Euch?"

„Nichts weiter," ſprach lachend der fühlloſe Sergeant, „als Galgenvogelſpeiſe, Vogelſcheuchen oder ſo etwas."

Die Soldaten drängten ſie zurück, und ohnmächtig ſank die Verzweifelnde zur Erde, wo einige herbeigeeilte Nachbarinnen ſie aufhoben.

„Marſch!" donnerte noch einmal der Sergant, und die Soldaten zogen mit mehr Schonung, als ihr roher Führer bewies, die bleiche Engel empor. Die Achtung vor dem weiblichen Geſchlechte, welche ſelten der Franzoſe verläugnet, zeigte ſich auch hier. Viele ſahen mitleidig auf das ſchöne Mädchen.

Engel ſank vor ihrer Mutter nieder. „Mutter!" rief ſie, „ſegne dein Kind!"

Die Alte legte ihre zitternden Hände auf Engel's Haupt, und in dieſem Augenblicke verklärte ſich ihr Angeſicht. Es trat eine wunderbare Ruhe in die vorher von Angſt entſtellten Züge.

„Gott ſegne dich, mein Kind!" ſprach ſie in einem Tone, der ſelbſt den rohen Sergeanten überwältigte, daß er einen Schritt zurücktrat.

„Gott ſegne dich, mein Kind! Verzage nicht! Der Herr ſucht uns heim. Die Prüfung iſt ſchwer; aber Er hilft ſie auch tragen, Der ſie auflädt.“

Engel barg ihr Antlitz in der Mutter Schooß und weinte.

„Ach, wer wird für Euch ſorgen, wenn ich nicht bei Euch bin?“ rief ſie, das Geſicht erhebend, aus.

„Der, welcher auch die jungen Raben ſpeiſt!“ ſprach feſt und vertrauensvoll die Blinde.

Engel ſchwieg nnd faltete betend die Hände, die unter dem Gelenke gebunden waren.

„Kind, achte die Schmach nicht!“ fuhr die Blinde fort. „Sie wird dir zum Heile dienen. Bete! — Der hört, zu welchem die leidende Unſchuld fleht. Fluche nicht den Feinden, die uns elend gemacht! Der Herr ſei Richter zwiſchen ihnen und uns! Nun gehe, Gott wird mit dir ſein!“

Die Soldaten ſtanden ſtille da. Die Gewalt dieſes Auftrittes hatte ihre Herzen ergriffen, und ſelbſt alte Schnurrbärte, die nicht eine Sylbe von dem verſtanden, was die Blinde ſprach, fühlten das, was hier vorging, und zeigten eine Rührung, welche bewies, wie auch das roheſte Gemüth ſich nicht alles beſſern Gefühls ententäußern und ſelbſt durch die Macht entmenſchender Einflüſſe nicht ganz deſſen beraubt werden kann, was als himmliſchen Funken der Schöpfer in die Seele gelegt.

Sanfter, als es von ſeiner Rohheit zu erwarten geweſen, zog der Sergeant das Mädchen empor.

Getröſteter erhob ſie ſich, küßte die unglückliche Mutter und folgte wie das Lamm, welches zur Schlachtbank geführt wird, an des Schmieds Seite den Soldaten. In ihrem Pathen fand ſie ihre Stütze; aber der Schmied war ſelbſt erſchüttert und gebeugt, — denn als den Urheber all dieſes Jammers mußte er ſich anklagen. Das preßte ſein Herz heftig, das raubte ihm all ſeine Kraft. Er ſah nun all ſein Glück in Trümmer fallen; denn daß er würde erſchoſſen werden, ſchien ihm ſicher; daß Schraudt nach harter Strafe wieder in ein Regiment geſteckt würde, war außer Zweifel. „Arme Marie,“ ſeufzte er leiſe, „wer wird deine Thränen trocknen?“ Blickte er auf Engel, und dachte auch ihrer verlaſſenen Mutter, ſo wollte ihm ſchier das Herz berſten. Er hatte ſie ja auch in dieſen Jammer geſtürzt. Der alte Mann, den man ſtets gefaßt und ruhig zu ſehen gewohnt war, ging jetzt gebeugt dahin. Sein Kind durfte er nicht mehr ſehen, das verbot der Elſaſſer mit rauhen Worten.

Einen Blick voll unausſprechlichen Jammers warf er auf ſeine Wohnung, — dann wandte er ſich ab und ſchritt vorüber; aber ein Blick, den er zum Himmel ſandte, ſagte mehr als Worte.

Das ganze Dorf rannte zuſammen, als die Kunde von dem Ereigniſſe durch die Häuſer lief. Auf dem Schauplatze, wo Bosheit und Tücke einen ſo ſchmählichen Sieg feierte, ſtanden Haufen weinender Frauen, zornig blickender Männer. Nicht wenig Fäuſte waren

geballt, und aus den Augen sprach's: „Laßt uns sie befreien!"

Der Schmied sagte zu den Frauen: „Sorget für Engel's Mutter und für mein Kind!"

Antworten konnten sie nicht vor Schluchzen; aber sie nickten alle eine Zusage, die sich'rer war, als Brief und Siegel.

Und zu den Männern wandte er sich, denn er las in ihren Blicken, Mienen und Geberden, was in ihren Seelen vorging, und wußte, daß ein Funke eine Flamme hervorrufen könnte, die Allen Verderben bringen mußte.

Er sah sie an und schüttelte bedeutsam den Kopf. „Begeht keine Thorheit," flüsterte er Veiten zu; „aber hilf du sorgen für die Verlassenen," und Veit drückte schmerzerfüllt seine Hand.

Was aber zehrend im Innern lag, forderte einen Ausfluß.

Während die Unglücklichen dahin geführt wurden, und dieser Zug einem Leichenzuge glich, warf sich der Zorn der Bauern auf den rothen Judas, wie ihn der Schmied genannt hatte. Veit, der den Zusammenhang mittheilte, bezeichnete ihn als den Verräther. Hätte sich der Verworfene nicht versteckt gehabt, so hätte wohl der erzürnte Haufe eine Rache an ihm vollzogen, deren Bitterkeit in leichter Bestrafung keine Befriedigung gefunden haben würde. Vergebens aber suchte man ihn, und der eigne Vater sprach seinen Fluch über ihn

aus, weil ihn die verwerfene That empörte. In seinem Hause wolle er ihn nicht dulden, sprach zornglühend der Vater.

„Mag er seine Schmach hinaus tragen in die Welt!“ rief er aus, „meinem Hause soll er weder die Schmach, noch den Fluch bereiten, daß es ihn herberge!“

Eine dumpfe Stille lag auf dem Dorf. Jedes Herz fühlte das Unglück, als ob es nahe davon berührt sei. Engel war von Allen geliebt, und wie sehr man den Schmied achtete, bewies sich erst jetzt.

Nur Einer, selbst noch heimgesucht mit Weh und Leid, saß in seinem Lehnstuhl und lachte satanisch in sich hinein. Es war der Förster.

Seine Seele empfand eine wohlthuende Befriedigung, daß sein Erbfeind nun endlich einmal von einem Schlage getroffen worden war, der ihn bis zum innersten Sitze des Lebens verwundete, — vielleicht für immer aus dem Wege räumte. Mancher Versuch, ihm beizukommen, war ganz vergeblich gewesen; jetzt spielte ein Anderer seine Rolle, und er konnte sich des Erfolges freuen. Selbst von einer andern Seite kam ihm das Ereigniß willkommen. Von Veit wußte er, daß sein Andres Neigung für Engel fühle. Jetzt, wo Schmach und Schande sie getroffen, sie vielleicht lange im Kerker sitzen mußte, fiel des Alten Furcht weg, daß diese Neigung ernsterer Art werden könne. Andres erkannte gewiß, daß er den Gedanken an das Mädchen aufgeben müsse. So dachte der Förster, weil er es

wünschte; aber er kannte seinen Sohn nicht. Andres fühlte, er berechnete nicht, und je verschwiegener dies Gefühl in seiner Brust lag, desto tiefer wurzelte es; je mehr es das Einzige war, was ihn erfüllte, desto größer war seine Macht.

Engel war gefesselt vorübergeführt worden. Dieser Anblick warf ihn nieder. Es war Nacht in seiner Seele geworden, und kein Lichtstrahl erhellte sie. Als er Veit bestürmte mit seinen Fragen über der Jungfrau mögliches Schicksal, zuckte dieser die Achseln und meinte, sie würde wohl langes Gefängniß als Strafe erdulden müssen. Das beugte ihn vollends nieder. Anfänglich war er keines klaren Gedankens fähig. Als er aber ruhiger wurde, durchkreuzten abenteuerliche Rettungspläne seinen Kopf. Die Thatkraft fehlte ihm und er sah sie alle wie bunte, leere Seifenblasen zerplatzen. Die Nacht, die sich frühe auf alle die bewegten Herzen senkte, brachte ihm keine Ruhe, keinen Frieden.

Engel und der Schmied begrüßten sie freudig; Engel, weil ihr Schleier sie den Augen der Menschen entzog; der Schmied, weil er nun ungestört seinen Empfindungen sich hingeben konnte. Alle waren still auf ihrem traurigen Wege. Die beiden Deserteure waren von ihnen getrennt. Sie gingen, enger von Soldaten umschlossen, weit vor ihnen her. So lange es hell war, sandte oft Martini kummervolle Blicke auf die zurück, die so Vieles für ihn litt.

Niemand sprach ein Wort. Selbst der Elsasser

ging neben den Deserteuren schweigend hin. Nach dem, was er in dem Dorfe erlebt, hätte er es nicht ungerne gesehen, wenn der Greis und das Mädchen entsprungen wären; aber daran dachte Niemand. Engel ging ruhiger den Dornenweg, weil sie sich unschuldig wußte vor Gott. Sie hatte ja nur der Stimme der Barmherzigkeit Raum gegeben und jener Liebe, die retten und wohlthun lehrt, die aber auch Alles glaubt, Alles duldet, Alles hofft.

Ihrer Mutter Segen gab ihr Muth; ihr Gebet Kraft zu dulden. Was sie quälte, war — Martini's Geschick, und das Schrandt's, mit dem das ihrer lieben Marie so eng verbunden war. Sie empfahl Gottes Gnade ihre Geliebten und der Segen des Gebetes wurde ihr zu Theil in ihrem Herzen.

Auch der Schmied errang größere Ruhe auf gleichem Wege. Er sah nach oben, wo jetzt die Sterne aus dem tiefen Dunkel des Himmels hervortraten, und sprach leise in sich hinein: Soll mein Blut als Sühneblut fließen, so sei's in Gottes Namen. Ich hab' es gut gemeint, und kein Verbrechen lastet auf meiner Seele. Gott wird für Marie sorgen!

Und als er das sich gesagt, schritt er fester fürbaß in die Nacht hinein.

Es war spät, als sie Simmern erreichten, und es fiel den Soldaten sehr auf, daß in der Stadt eine seltsame Unruhe bemerklich war, die sehr mit der Ruhe im Widerspruche stand, in welcher sie sie vor wenigen

Stunden verlaſſen. Man bemerkte ein Hin- und Herlaufen der Beamten, wie der Soldaten. Beſonders auffallend war dies in der Unterpräfectur.

Der Sergeant lieferte ſeine Gefangenen an den Gefangenwärter ab. Die Thüren ſchloſſen ſich hinter ihnen. Der Sergeant eilte dem Oberſten zu rapportiren, wie er ſeinen Auftrag ausgeführt.

Mit Erſtaunen ſah er im Quartiere des Oberſten die Haſt, womit man packte. Als er zum Oberſten eintrat und ſeinen Rapport begann, rief ihm dieſer zu: „Schweig' nur; wir haben jetzt Anderes zu thun, als uns um die Marodeurs und Deſerteurs zu bekümmern. Geh' zum Adjutanten!“

Dort vernahm er die Ordre, ſich bereit zu halten, jeden Augenblick aufzubrechen, da die Deutſchen wohl noch in dieſer Nacht über den Rhein ſetzen würden. Das war nun freilich ein blinder Lärm. Es war die Nacht des 30. December; allein der Zuſtand in der Stadt blieb ſich völlig gleich am andern Tage. Die Caſſen wurden fortgebracht. Der Unterpräfect war von Coblenz mit derſelben Nachricht zurückgekehrt und auch er rüſtete ſich zum Abzuge. Die Douanen vom Rheine trafen in Schaaren ein. Niemand dachte an die Gefangenen; Niemand fragte nach ihnen. Man war alt der eigenen Sicherheit und Rettung zu ſehr beſchäftigt; aber was man früher erwartet, das ereignete ſich am Morgen des 1. Januar 1814.

Blücher's Heer war auf dem Gebirge des rechten

Rheinufers zusammengezogen worden und erstreckte sich in seinen Standorten von Caub bis Wiesbaden hin. Der Vortrab des Generals von Hühnerbein war vorgeschoben bis zu dem Dorfe Weisel, wo die Russen die Brückenschiffe gefertigt und mit getheertem Segeltuche die Eichenrippen überzogen hatten. Am Abend des letzten December wurden die Truppen dem Rheine näher gerückt. Lützow's wilde, verwegene Jagd bildete den Vortrab, und war bestimmt, zuerst den Fuß auf das französische Ufer zu setzen.

Blücher selbst war mit seinem Stabe bei Weisel eingetroffen. Als die Nacht herabsank, füllten sich die engen Gassen des Städt[illegible]s Caub mit Truppen. Kopf an Kopf standen sie, [illegible]doch herrschte eine Grabesstille. Auf dem lin[illegible]r hätte man glauben sollen, alles Leben in Cau[illegible] storben; denn kein Licht war am Rheine sichtbe[illegible]ch die stattlichen Häuser ihre Fronte dem jens[illegible]Ufer zuwenden. Man konnte deutlich das Pl[illegible]der leichtbewegten Rheinfluth herüber hören. Doch bald vernahm man einen dumpfen, fernem Donner nicht unähnlichen Ton. Es waren die Munitionswagen, welche den Berg herabkamen, und nun erst hörte man auch Waffenklirren und den Schlag der Hufe; denn immer mehr breiteten sich die Streiter am Rhein aus, um den nachrückenden Massen Raum zu geben.

Als die Thurmuhr die zwölfte Stunde schlug, stießen die Schiffer ihre Kähne in die Fluth. Lützow's

Jäger sprangen hinein. Pfeilschnell durchschnitten sie den Strom und erreichten das jenseitige Ufer. Kein Feind war sichtbar. Kein Schuß machte die Landung streitig.

Kundschafter führten die Schaar über das Gebirge, um die in Bacharach stehenden Franzosen abzuschneiden, während die Kähne rastlos neue Streiter den ersten nachführten.

Die Jäger kamen zu spät. Der Feind hatte sich bereits zurückgezogen nach Simmern; aber die Macht der Deutschen war schon ansehnlich genug auf dem linken Ufer, um ihn zu verfolgen. Wohl kam es noch bei Rheinböllen zu einem kleinen Scharmützel, aber die Franzosen hielten nicht Stich. Auch in Simmern, wo sie noch ansehnlich sich durch die kleinen Detachements verstärkt hatten, benutzten sie das Dunkel der Winternacht, um der rasch sie verfolgenden Macht der Deutschen zu entgehen.

Kaum graute der erste Morgen des neuen Jahres, als die Brücke geschlagen wurde, über deren leichtes Gebäude nun die Armee des greisen Helden zog.

Erst am Nachmittage verließ das Hauptquartier Caub und am andern Tage gegen Abend traf Blücher in Simmern ein.

Überall begrüßte der Jubel der Bevölkerung die Befreier. Selbst aus den fernen Dörfern eilte sie an die Landstraße, um sie zu sehen, ihre Grüße ihnen zuzurufen.

Unter diesen Zuschauern, die auch aus Erbach den Weg nicht gescheut, standen Zwei in leisem, aber lebhaftem Gespräche; es waren Andres und Veit.

Als nämlich die Kunde von dem Übergange Blücher's in das Dorf kam, fiel ein Hoffnungsstrahl in die Seele des Jünglings. Seine Angst um Engel ließ ihn nicht mehr ruhen. Ihr Unglück war ein Wendepunkt für sein inneres Leben geworden. Die mädchenhafte Schüchternheit wich von ihm, und der Entschluß, Alles zu ihrer Rettung aufzubieten, gab ihm eine Entschiedenheit, die selbst nicht von den Drohungen eines rohen und heftigen Vaters besiegt werden konnte.

„Bis heute habt Ihr mich tyrannisch behandelt," sagte er fest zu dem Alten, „und mich geknickt. Ich bin mündig geworden und fühle, daß ich das Unrecht gut machen muß, das Ihr an Wallauer's, wenn auch ohne Euren Willen, verübt."

Der Alte starrte ihn an. Solcher Sprache hatte er sich nicht zu ihm versehen. Er wollte die ganze Gewalt seiner wilden und leidenschaftlichen Weise einsetzen; aber Andres schwieg und handelte.

Er kleidete sich an und ging mit Veit.

„Blücher ist noch nicht in Simmern," sagte Veit zu ihm, — denn er hatte einen Soldaten gefragt, — „aber er wird bald kommen."

„So muß ich eilen!" sagte Andres mit Bestimmtheit.

„Aber was willst du thun?" fragte Veit, nicht ohne Staunen über die Umwandlung des Jünglings.

„Ihn um Engel's Befreiung bitten," erwiederte dieſer mit ruhigem Nachdruck.

„Wenn aber die Franzoſen ſie mitgenommen, wenn ſie nicht mehr in Simmern wäre?" warf Veit ein, weil dieſer Gedanke ihn ſelber quälte.

Andres ſah ihn an mit einem Blicke, der Veit erſchreckte.

„Das werden ſie nicht gethan haben," ſagte er. „Und wär' es geſchehen, ſo folge ich ihr nach, bis ich ſie finde."

Er wandte ſich und ging. Veit wollte ihn zurückhalten, aber er ſtieß ſeine Hand weg und verſchwand in dem dichten Volksgedränge.

Als Andres in haſtiger Eile Simmern erreicht, war ſein erſter Gang nach dem Schloſſe. Er traf den Wärter. Eine Centnerlaſt fiel von ſeinem Herzen, als dieſer ihm ſagte, die Gefangenen ſeien noch alle da.

Frohlockend ſtürmte er in die Stadt zurück, wo eben unter dem Hurrahrufe der Soldaten und Bürger der Feldmarſchall einzog.

Schon neigte ſich der helle Wintertag zum Abend, als Blücher, umgeben von ſeinem Stabe, in dem Saale des Hauſes ſtand, wo er abgeſtiegen war. Ein Tiſch ſtand in der Mitte, auf welchem Karten ausgebreitet lagen. Die glänzenden Uniformen ſeiner Umgebung warfen das Licht zahlreicher Kerzen zurück.

Unfern von dem Feldmarſchall ſtand der Bürgermeiſter der Stadt, um Auskunft über Eins und das Andere zu geben.

Ein Adjutant trat jetzt zu Blücher'n und meldete, daß ein junger Mensch, dem Bauernstande angehörig, dringend um Gehör bitte.

Blücher befahl ihn hereinzuführen, und Andres trat furchtlos vor den Feldherrn.

„Kennen Sie den Menschen?" fragte er den Bürgermeister der Stadt.

Dieser bejahte und gab kurz die nöthigen Erläuterungen über die Person und Familie desselben.

„Was willst du, mein Sohn?" fragte ihn Blücher freundlich.

Wenn auch mit bebender Stimme, doch bündig und klar und mit der ganzen Wärme seines Herzens schilderte er das Ereigniß.

Blücher stampfte mit dem Fuße und rief: „Ist es wahr, Herr Bürgermeister?"

Dieser konnte die Angaben insofern bejahen, als er von der Einkerkerung gehört. Da jedoch die ganze Angelegenheit nicht in seinen Amtsbereich einschlug, so blieb ihm das Nähere unbekannt.

Noch einmal wandte sich Blücher an Andres. „Bürgst du mir für die volle Wahrheit deiner Aussage?" fragte er, und in seinem Auge loderte eine jähe Gluth.

Andres legte seine Rechte aufs Herz und betheuerte: „So wahr mir Gott helfe!"

Blücher winkte einem Adjutanten, sagte ihm einige Worte, und dieser entfernte sich mit Andres.

Kaum vermochten sie auf dem Wege nach dem

Schloſſe durch die Soldatenmaſſen durchzukommen, und immer noch ertönten Reiterfanfaren und Trommelſchlag vom Thore her, neue Regimenter ankündigend, welche ſich der Stadt näherten.

Endlich erreichten ſie das Schloß. Als der Wärter den Offizier ſah, klirrten ſchnell die Riegel, und der Schmied trat heraus. Er glaubte, nun gehe es zum Tode. Als er aber Andres erkannte, der ihm die Hand reichte, als das Wort: „Frei“ deutſch aus dem Munde des Offiziers in ſein Ohr klang, da wurde es ihm klar, wie es ſtehe, und die aufgegebene Hoffnung des Lebens drang wieder belebend in ſein Herz.

„Wo iſt Engel?“ fragte Andres.

„Wie,“ lachte der Adjutant, „habt Ihr hier Engel in Feſſeln?“

„Wahrlich, ein Engel ſchmachtet hier,“ ſprach der Schmied. „Ihr ſollt ſelber ſagen, ob ich lüge.“

Der Adjutant befahl das Mädchen zu befreien.

Und als ſie nun heraustrat, bleich zwar, aber gerade dadurch noch unendlich reizender, rief der Adjutant: „Wahrhaftig, Alter, du verſtehſt dich auf Beurtheilung. Ich ſtimme dir unbedingt bei.“

Aber wie bebte ſie vor dem Offiziere! Wie zitterte ihre Hand, als ſie der Schmied ergriff und ihr zurief: „Wir ſind frei, mein Kind! Wir ſind frei! Und ſiehſt du, der Andres hat uns die Freiheit erworben. Gott ſtrafe mich, wenn ich das ihm jemals vergeſſe!“

Engel's dankbarer Blick ruhte auf ihm, und eine

Gluth bedeckte sein Antlitz dem Mädchen gegenüber. Sie reichte ihm ihre Hand und dankte ihm. Dann sah sie sich forschend um.

„Aha," sagte der Schmied, „ich merke wohl auch, daß noch etwas fehlt."

„Wo sind denn die beiden Deserteure?"

„Sie werden auch frei, aber zuvor muß ich sie dem Feldmarschall vorstellen," sagte der Offizier. „Er wird sie noch über Einiges befragen wollen. Euch aber," fuhr er fort, „möchte ich rathen, heimzueilen, wenn Eure Heimat nahe ist; denn hier drängen sich die Truppen diese Nacht unglaublich."

Engel flüsterte dem Schmied etwas zu.

„Werden sie auch gewiß frei?" fragte dieser darauf treuherzig den Offizier.

Dieser lachte. „Alter," sagte er, „glaub's auf mein Wort. Nun machet, daß Ihr fortkommt."

Der Schmied zog Engel fort, die leise widerstrebte. „Komm' nur," sagte er, „komm' nur, Kind. Wir haben eines Deutschen Wort, das ist mehr werth, als französische Eide. Morgen kommen sie uns nach, glaub's nur fest."

Und sie folgte mit pochendem Herzen und begleitet von Andres, der stille geworden war, und dem ein Wehgefühl durch die Seele zog, weil — Engel so kalt gewesen, kehrten sie auf weiten Umwegen heim, wo sie der jubelnde Willkomm der Ihrigen empfing. Andres schlich sich unbemerkt von dannen.

Die beiden Jünglinge waren, nachdem sie von dem Gefängnißwärter die Befreiung Engel's und des Schmieds erfahren, dem Adjutanten zu dem Feldmarschall gefolgt. Sie mußten aber lange warten, bis sie vor ihn geführt wurden; denn hier wogte es von Offizieren aller Waffen, Adjutanten, kommenden und wegeilenden Ordonnanzen.

Endlich rief sie der Adjutant, welcher sie hergeführt, und nach wenigen Augenblicken standen sie vor dem Manne, dessen Namen schon ein Schrecken für die Franzosen war. Er forschte lange nach der Macht der Franzosen im Rheinlande und dergleichen; allein Martini, welcher das Wort führte, äußerte sein Bedauern, daß er außer Stand sei, die gewünschte Auskunft zu geben, was er durch die Erzählung seiner Ereignisse bewahrheitete.

Der Feldherr war unmuthig, daß er nichts weiter erfahren konnte; allein er zweifelte auch nicht an der Wahrheit dessen, was ihm gesagt wurde. Dies Gespräch abbrechend, fragte er nach ihrer Heimat.

Als sie diese genannt, fuhr er fort: „Warum habt Ihr Eure Fahne verlassen?"

Martini sagte erregt: „Excellenz, es war unsere Fahne nicht. Man zwang uns, ihr zu folgen. Unsere Fahne weht vor unseren deutschen Brüdern her."

„Brav, mein Junge," sprach Blücher, dessen Züge sich unwillkürlich erheiterten. „Das ist die Sprache, die ich gerne höre. Gehet heim, Kinder, und macht diese Gesinnung in Eurem Berufe geltend."

„Nein, Excellenz," rief Martini mit ſchnell auflodernder Begeiſterung, „ich mag nicht die Hände feig in den Schooß legen, wenn meine Brüder den blutigen Weg gehen für des Vaterlandes Freiheit. Nehmen Sie mich auf in Ihr Heer!"

Blücher lächelte beifällig und muſterte des Jünglings ſchlanke Geſtalt, indem er das linke Auge etwas zukniff.

„Wie mir's aber ſcheinen will, ſo kannſt du wenig ertragen, mein Sohn?" ſprach er darauf.

„Ich bin ſtark, Excellenz," rief der Jüngling, „nur eine kurz überſtandene Krankheit läßt mich ſchwächlich erſcheinen."

„Bravo!" ſprach der Feldmarſchall und legte ſeine Hand auf Martini's Schulter. „Ich ſehe, dir iſt's ein Ernſt. Wähle dir eine Waffe!"

„Laſſen Sie mich unter den ſchwarzen Huſaren fechten!" bat der Jüngling. „Ich war Huſar und habe bei Leipzig gegen ſie gefochten."

„Gewährt!" ſagte Blücher heitern Antlitzes und rief den Adjutanten, ihm das Nöthige zu ſagen. „Du bleibſt einſtweilen bei mir. Morgen wird ſich das Nähere finden. Aber," fuhr er fort, „wie ſteht's um deinen Kameraden?"

Schraudt machte ein Armeſündergeſicht und ſah zur Erde.

Blücher fixirte ihn lächelnd und nicht ohne einen Zug von Satyre.

„Der hat keinen Heldenberuf," ſagte er lachend,

„und das Vaterland scheint ihm nicht ans Herz gewachsen?“

„Excellenz,“ entgegnete Martini, „urtheilen Sie milde; er hat seit drei Tagen eine schöne Braut hier in der Nähe, die sehnsüchtig seiner harrt.“

„Ja, ja,“ lachte Blücher, „so sieht mir der Kerl gerade aus. Ich habe es ihm angesehen.“

Einen Moment weidete er sich an Schraudt's Verlegenheit, dann sagte er:

„Na, geh' hin, mein Junge, und wenn du Hochzeit hältst, dann trinke Eins auf meine und Eins auf deines braven Kameraden Gesundheit!“

„Darf ich gehen?“ fragte Schraudt höchst naiv. Der alte Held lachte, bejahte die Frage mit einem herzlichen: „Gewiß“ und wandte sich zu den Offizieren, die unterdessen in lebhaftem Gespräche um die Karten gestanden.

„Willst du wirklich wieder Soldat werden?“ fragte leise der Solinger seinen Kameraden. „Was denkst du nur? Es liegt ja nur an dir, so hast du auch eine Braut; denn die Engel hat dich ganz erschrecklich lieb!“

Martini erröthete. „Laß das,“ sagte er tiefseufzend, „ich mußte handeln, wie ich gethan. Auch ich liebe Engel, und will's Gott, so sehe ich sie wieder. Sage ihr, daß ihr Bild mich begleite. Bitte sie, daß sie meiner in ihrem Gebete gedenke. Engel beten erhörlich. Bringe ihr diesen Ring, und sag' ihr, sie solle dabei meiner Liebe und Treue gedenken.“

Er drückte Schraudt's Hand herzlich, und dieser eilte rasch von dannen.

Schon unter der Thüre faßte ihn aber die Schildwache, weil er französische Uniform trug, und der Adjutant mußte ihn befreien. Als er die Straße erreicht, verhüllte die Nacht sein Kleid, und es gelang ihm, in einem Bürgerhause eine Unterkunft bis zum Morgen zu finden und, als dieser endlich kam, einen Kittel einzutauschen, der ihn den Bewohnern des Landes gleich machte.

VI.

Wieder saßen Engel, der Schmied und Marie bei der Wittwe Wallauer, die in seliger Mutterfreude Engel's Hand in der ihrigen hielt, und erzählten von ihrer Gefangenschaft und Befreiung durch Andres, als Veit hereintrat. Man sah es ihm an, daß er eine Neuigkeit zu bringen hatte.

„Was gibt's denn?" fragte der Schmied.

„Drüben im Forsthause arge Geschichten," entgegnete Veit, indem er sich langsam niedersetzte. „Als gestern Abend der brave Andres in seines Vaters Stube trat, war ich gerade zugegen. Voll Freude über sein gelungenes Werk, erzählte er mir Alles. Hab' ich aber jemals einen Rasenden gesehen, so war's der Kümmel-Dietrich, als er des Sohnes Erzählung vernahm. Er schimpfte maßlos über den armen Jungen, weil er

Euch befreit. Und als nach langem, geduldigem Schweigen der Andres sagte, er habe die Sünden seines Vaters gut zu machen begonnen, da ist der Alte aufgesprungen, hat in der Wuth auf seinen wehen Fuß getreten, als ob er gesund wäre, und hat eine Flinte von der Wand gerissen und auf ihn angelegt. Denkt Euch den Unhold! Da bin ich denn blitzschnell drein gefahren, habe den Lauf in die Höhe geschlagen, und die Kugel fuhr in die Decke."

„Großer Gott!" riefen die Frauen voll Entsetzen.

Der Schmied saß da, wie eine Bildsäule; aber seine Augen rollten wie Feuerräder und seine nervigen Fäuste waren krampfhaft geballt.

„Hast du ihm nicht den Hals gebrochen, dem Unhold?" fragte er Veiten mit jener bebenden Stimme, die allemal ankündigte, wie es in seinem Innern stand.

Veit beachtete die zornmuthige Frage des alten Hitzkopfes nicht, sondern fuhr fort: „Ich dachte, was wird der Andres thun? Aber der stand ruhig da und sagte: „Vater, Ihr habt das letzte Band jetzt durchgeschossen, das mich an Euch knüpfte. Von heute an nennt mich nicht mehr Sohn."

„Der Alte schäumte. Er wollte nach einer zweiten Flinte eilen, die da hing, aber ich vertrat ihm den Weg und drückte ihn so kräftig in seinen Lehnstuhl, daß das Holz krachte. Da quoll ihm ein Blutstrom aus dem Munde, daß ich voll Schrecken zurückfuhr. Der Andres war hinausgegangen, ehe das geschah. Ich

rufe nach Hilfe. Die alte Lisbeth kommt darauf herein, läuft aber heulend wieder hinaus, und das wollte kein Ende nehmen, bis er endlich todtbleich zurücksank. Ich war die Nacht bei ihm. Er redete irre. Gerechter Gott, was redete der Mensch! Heute früh ist er ganz hin; das Bein ist greulich entzündet. Ein Wundfieber raset in seinen Adern. Wenn er's bis Abend macht, lebt er noch hundert Jahre; aber ich glaube, er verendet bald."

„Mög' er zur Hölle fahren!" rief der Schmied aus.

„Nein, nein," sagte die Blinde, „so redet nicht, Gevatter; da redet kein Christ aus Euch. Gott sei seiner Seele gnädig! Amen."

Alle schwiegen, auch der Schmied. Nach einer Weile sagte er reumüthig: „Ihr habt doch immer Recht, Mutter Wallauer. Der böse Sinn ist immer noch mächtig in mir. Ja, ich sage auch: „Möge Gott sich seiner erbarmen, um seines guten Andres willen."

„Habt Ihr denn auch schon gehört, Cumpeer," wandte sich Veit an den Schmied, „wie es mit dem rothen Niklas ging?"

„Nein," sagte dieser. „Marie hat mir nichts gesagt. Die hat immer die Augen voll Wasser, weil ich den Solinger nicht mitgebracht! Da sitzen die Mädchen und seufzen alle beide, weil sie nicht wissen, was aus den Burschen geworden ist. Ich sage, sie sind frei und werden schon kommen; aber sie glauben's nicht. So sind sie aber Alle! Ich denke: wie werden

ſie frohlocken, daß ſich unſer Kreuz gewendet, unſer Leid ſich in Freude verwandelt hat; aber da ſitzen ſie nun heute Morgen an einem Stücke und ſeufzen, als ob ſie die Franzoſen alle Beide todtgeſchoſſen hätten. Und doch iſt's noch nicht halbweg Abend! Wie iſt's denn mit dem Judas?"

„Ei," entgegnete Veit, „ſein Vater fand ihn am Abend in ſeinem Bett, wo er ſich ſtellte, als ſchliefe er. Ihr wißt, der verſteht wenig Spaß. Da gab's denn eine Hetze, daß es eine Art hatte, und der Vater kündigte ihm an, mit dem grauenden Tage müſſe er fort, er dulde keinen Judas in ſeinem Hauſe. Da iſt er denn fort und hat ſich in Bingen in die Poſt verdingt, und der Alte will nichts mehr von ihm wiſſen."

„Auch gut," ſagte der Schmied, „ob's gleich viel zu gelinde für ihn iſt. Er ſollte —"

„Haltet ein," beſänftigte die Blinde, denn ſie merkte, daß wieder der wilde Sinn des alten Soldaten auflodern wollte. „Ueberlaßt ihn Gott und ſeinem Gewiſſen."

„Ja, ja, gute Mutter," ſprach ruhiger der Schmied, „das wollen wir auch; aber ich danke Gott, daß eben ſein Gewiſſen nicht in mir ſteckt. Es mag übel darinnen ausſehen, wahrhaftig übel!"

Die Blinde erzählte nun, wie freundlich die Bauern gegen ſie geweſen; wie Marie Engel's Stelle erſetzt habe, und wie ſie zuſammen geweint und ſich zuſammen getröſtet hätten.

„Ach ja," sagte Marie, „sie hat immer gesagt: sie kommen wieder; und Gott vergebe mir meinen Kleinmuth und Verzweiflung in der Stunde der Noth. Gottlob! es ist wahr geworden!" Aber dabei seufzte sie so tief, daß man wohl sah, wie noch ein Stein auf dem Herzen lag, und Engel fiel ihr um den Hals; damit die Männer die Thränen nicht sähen, die aus ihren Augen hervordrangen, und die sie zu beherrschen nicht im Stande war.

Die Blinde seufzte, denn ihrem scharfen Gehöre war es nicht entgangen, daß ein großer Schmerz des Mädchens Brust hob und ihr Seufzer auspresse.

Als es Mittag vom Kirchthurme läutete, kam ein Fremder auf das Haus zu, der einen blauen Kittel trug. Niemand erkannte ihn; als er aber die Thür öffnete, schrie Marie laut und stürzte ihm entgegen. Es war Schraudt. Die Thränen des Kummers wurden zu Freudenthränen an der Brust des Geliebten und aller Schmerz war vergessen. Auch der Schmied sprang auf und drückte seine Hand in rechter Vaterfreude; denn diese Rückkehr zeigte, wie treu sein Herz und wie innig seine Liebe zu Marie sei.

Aber dort in der Ecke saß Engel mit gefalteten Händen und über ihre lieblichen Züge legte sich die Blässe des Todes — denn Schraudt war ja alleine, ganz alleine, gekommen — und er nicht, den ihre Seele liebte.

Als der Freudensturm einem ruhigeren Verkehre die

Stätte räumte, und der Solinger neben ſeinem ſchönen Bräutchen ſaß und mit ſeinen Händen die ihrigen hielt, da fragte der Schmied: „Wo iſt denn Martini?“

Jetzt erſt blickten ſie alle unwillkührlich auf die bleiche Engel, die ſchnell das Antlitz in ihre Schürze barg und in ein leiſes Schluchzen ausbrach, und das tiefſte Mitleid bewegte die Herzen.

Schraudt begann wahrheitstreu den Vorgang vor dem alten Blücher zu erzählen. Alle hörten mit geſpannter Erwartung zu, und als er zum Schluſſe kam und Martini's Worte wiederholte, reichte er dem weinenden Mädchen das Reiflein von Gold dar.

Sie nahm es, ſtand auf und wankte hinaus, und die Blinde richtete die lichtloſen Augen nach oben und ſagte leiſe: „O, Herr, hilf, daß nicht das arme Herz bricht!“ Marie aber eilte ihr nach.

Es trat eine Stille ein, daß man den Holzwurm im Getäfel am Fenſter konnte nagen hören. Niemand wagte, ſie zu unterbrechen. Der Schmied ſah ſtarr auf den Boden. In ſeinem Innern quälten ihn jetzt bittere Vorwürfe. Wäre er geblieben, bis auch die Feſſeln der beiden Deſerteure gelöſt geweſen, ſo wäre Martini nicht Soldat geworden, ſagte er zu ſich ſelbſt. Hatte er ja doch gedrängt zur Heimkehr, als Engel noch zögern wollte! Das fiel jetzt auf des Schmieds Seele und preßte ſie heftig. Ach, an dem Mädchen hing ja ſein Herz wie am eignen Kinde. Engel's Freude war die ſeine, ihr Leid empfand er wie das eigene.

Als er ſich aber von Schraudt noch einmal Alles hatte ruhig erzählen laſſen, ſagte er zur Blinden: „Mutter Wallauer, wenn ich es ſo recht überlege, ſo hat der Junge ganz nach meinem Herzen gehandelt. Ich will Schraudt damit nicht wehe thun; denn Einer iſt nicht der Andere, und eine Braut iſt ein überzeugender Grund; aber ich hätte auch wie Martini gehandelt. Ehrenhalber konnte er nicht anders.“

Die Blinde hatte das Spinnen ruhen laſſen. Sie ſtützte das Haupt in ihre Hand und ſagte mit tiefer Bewegung;

„Es mag ſein, Gevatter. Ihr Männer habt wohl andre Rückſichten und Gedanken, als wir; aber meine arme Engel! Ach, ſie hat ihn ſo liebgewonnen; das merkte ich an ihren Reden, an ihrem Weſen, und ich ahnete wohl, daß ein großes Unglück hereinbreche über mich und mein armes Kind. Möge Gott ihr tragen helfen und überwinden!“

„Ich hab' einen guten Glauben an dieſen Menſchen. Er wird nicht ſpielen mit einem ſo guten Herzen. Zwar macht ſich das Stadtvolk nichts draus, ob es ein Herz bricht, lacht wohl noch über die Einfalt, die es eben gehänſelt hat; aber ſo ſieht er mir gar nicht aus.“

„Wer kann das ſagen, Schmied,“ erwiederte die Blinde. „Nun iſt er wieder im wilden Kriegsleben. Kann ihn nicht eine Kugel treffen? Auch kennt Ihr ihn ja ſo wenig, daß Euer guter Glaube an ihn auf gar ſchwachen Beinen ſteht.“

Der Solinger ſagte: „Ich ſtimme mit meinem Schwiegervater. Der Martini iſt ein feiner Menſch und ich glaube, er hat einen vornehmen Stand abſichtlich verborgen.“

„Deſto ſchlimmer,“ fiel die Blinde ein. „Ach, die vornehmen Leute mögen nicht ein Bauernkind in ihren Kreis als Tochter nehmen. Sie ſchämen ſich ihrer, und wär' ſie ein noch beſſeres Kind, als meine Engel.“

„Thut nichts,“ fuhr der Solinger fort; „er iſt ein treues Gemüth. So verſchwiegen er auch hier war, ſo wenig er ſeine Liebe zu Engel blicken ließ, der er ja niemals ein Wörtlein ſagte, ſo hat er doch im Gefängniſſe mir gebeichtet, wie lieb er ſie habe, und wie er ohne ſie nicht glaube leben zu können.“

„Wären's nicht ſo Reden, wie ſie die Stadtherren aus den Büchern lernen, die ſie leſen, ſo wollte ich ja gerne darauf bauen; aber — aber — —“ die Blinde ſchwieg.

„Quält Euch nicht,“ ſprach der Schmied aufſtehend. „Er hat ihr ein Ringlein geſchickt, das bindet. Und ſollt's ſo ſein, daß er untreu würde, ſo ſpringt das Ringlein entzwei und dann verdient er's nicht, daß Engel um ihn weint. Sie iſt ein fromm und verſtändig Kind.“

Veit hatte ſtille zugehört. Er ſchüttelte den Kopf leiſe und ſah den Schmied bedeutſam an.

„Du,“ hob jetzt der Schmied an, indem er ihn feſt ins Auge faßte, „kannſt nicht gut ſchweigen. Du haſt

hier Dinge gehört, die nicht für Allermanns Ohren sind. Zeig', daß du, wo's gilt, ein Schloß an deinen Mund legen kannst. Hier im Hause ist Weh genug. Laßt es diesseit der Schwelle, oder mit unsrer Freundschaft hat's für immer ein Ende.

Veit reichte ihm seine Hand. „Cumpeer," sagte er, „ich kann schweigen, wo es gilt, und Gott weiß es, ich habe die lieb, der es hier gilt. Ich meine, solche Liebesgeschichten, die vergingen. Der liebe Gott hat in seiner Apotheke einen Balsam gemacht, der heilt Alles', — ich meine die Zeit. Was sollte die Engel auch mit dem Stadtburschen thun, der nicht ackern und nicht pflügen kann? — Wenn sie auch nicht reich ist, so hat sie ein Gesichtchen wie Milch und Blut, eine Gestalt wie eine Tanne und ein Herz wie ein Engel. Arbeiten hat sie gelernt und läßt's nicht fehlen. Da wird sie schon ihre Gelegenheit finden, auch ohne den Deserteur."

„Da hast du Recht, Veit, und der Mutter Segen baut den Kindern Häuser," sagte der Schmied; „aber die Engel ist kein leichtsinnig Ding. Da liegt der Hund begraben!"

„Laßt's ruhen," versetzte Veit bedeutsam. Ich weiß, was ich weiß, und sind einmal zwei Augen zu, so werdet Ihr etwas hören, woran Ihr jetzt nicht denkt."

Er ging zur Thüre hinaus mit einem Gesichte, das so eigenthümlich drein sah, daß der Schmied bei sich dachte: was mag der doch wollen?

In Wallauer's war eine ſtille Trauer eingekehrt. Engel trug ein Weh in ihrer Bruſt, das an ihrem Herzen nagte. Das Ringlein hing an einer Schnur um ihren Hals, und viel tauſendmal hat ſie's beſehen und heimlich an die Lippen gedrückt. Marie belebte die Hoffnung in ihrem Herzen. Sie plauderte mit ihr von ihm, ſie malte ihr eine glückliche Zukunft, deren Bild ſie von ſich ſelber konterfeite, und ihrem Glücke.

Aber die Mutter ließ oft Worte fallen, welche Engel's Thränen hervorriefen. Sie wollte ſie an ein Entſagen mahnen, weil ſie nicht an des jungen Menſchen Treue glaubte. Die Zeit milderte viel, wie Veit richtig vorhergeſagt; aber Engel's Züge trugen einen rührenden Ausdruck inneren Weh's, daß Jedermann erkannte, ihr Herz leide. Die Wangen waren bleich und das Auge blickte ſo traurig.

In des Schmieds Häuschen glühte die Eſſe, und die klingenden Hammerſchläge, das ſchneidende Tönen der Feile zeigten an, daß ſich da eine friſche Thätigkeit rührte. So war's auch. Der Solinger regte ſich mit dem Alten, der wieder jung wurde, und die Kundſchaft floß herein, wie ein Strom. Der Junge machte aber auch Schneidegeſchirre, das ſchnitt wie Gift, und ſeine Aexte und Beile waren gehärtet, daß man Steine damit zerhauen konnte, und doch waren die Schneiden ſo zart wie Raſirmeſſer.

Vor vierzehn Tagen war Hochzeit geweſen und zwei glücklichere Gatten trug die Erde nicht.

Aber dieſe Hochzeit! In die Freude klang ein Trauerton hinein, der in den befreundeten Herzen nachklang. Saß doch Engel ſo bleich und ſo ſtille da. Lag doch in ihrem Lächeln etwas ſo Wehmüthiges und Tiefergreifendes, daß ſie es Alle fühlten, und jede laute Aeußerung der Luſt, jede neckiſche Hänſelei der roſigen Braut unterblieb, wie weh es auch Manchem that, der ihr nach alter Sitte gerne liſtig den Schuh vom kleinen Fuße wegſtipitzt hätte. Das Alles unterblieb aus einer Schonung, einem Mitleid, welches in der Liebe und Achtung wurzelte, welche Jeder gegen die ſanfte Engel empfand.

Nur einmal wurde ſie tief bewegt und es perlte unwillkührlich eine Thräne in das Glas.

Schraudt nämlich ſtand auf und nahm ſein Glas, in welchem Rheinwein glänzte.

„Als ich," ſagte er, „von dem Feldmarſchall Blücher in Simmern entlaſſen wurde, da ſagte er: „Hältſt Du Hochzeit, Burſche, ſo trink' Eins auf mein Wohl, und Eins auf das Deines braven Kameraden" Ich habe das Wort nicht vergeſſen, und ſo ſegne denn Gott den alten Marſchall Vorwärts und den wackern Kameraden, und gebe Beiden heute einen guten Tag!" Er leerte ſein Glas.

„Bassa manelko!" rief der Schmied aus, „Jacob, da haſt du eine gute Geſundheit getrunken! Wir wollen ſie alle mittrinken; aber ich will noch Eins zuſetzen: Mögen unſere deutſchen Brüder bald die alte Babel

brechen und den Apollyon stürzen, wie ihn die Schrift und meine gute Mutter Wallauer heißt.“ Die Gäste klangen freudig mit an und dieser Trinkspruch des Schmieds brachte die Nachrichten auf das Tapet, welche man vom Heere hatte und welche der Gouverneur Justus Gruner in Coblenz in zahlreichen Abdrücken im Lande verbreiten ließ.

Die las der Solinger seinem Schwiegervater vor und des Schmieds Herz hob sich in seliger Freude, wenn die Franzosen eine Schlappe bekommen.

Wohl zuckte dabei Engel's Herz, aber der alte Pathe sagte beruhigend zu ihr: „Nicht alle Kugeln treffen!“

Auch jetzt theilte man sich die Kunde mit, die man empfangen.

„Die Armee steht nahe bei Paris,“ sagte Veit, dessen Napoleonische Gesinnung sehr abgenommen hatte. „Ich bin dort gewesen und kenne das Land. In Simmern sagten sie gestern, bei Brienne sei eine Schlacht gewesen.“

„Ha ha!“ rief der Schmied, „da hat der Neuntödter gelernt. Da wird er auch das Handwerk legen!“

„Jubelt noch nicht zu frühe,“ warf Veit ein. „Er wird wohl seine ganze Macht auf Paris werfen und dort wird's blutige Köpfe setzen, ehe er weicht.“

„Pah,“ rief der Schmied, „er packt's nicht. Zu viel Hunde sind des Hasen Tod. Und ich glaube, der Muth ist ihm gesunken. In Rußland hat er an Jesum

Chriſtum glauben gelernt. Und da denke ich noch immer an Euer Wort, Mutter Wallauer. Wißt Ihr's noch? Ihr meintet: Gott habe gerichtet. Das glaub' ich auch. Basta manelko! könnt' ich dabei ſein, wenn ſie Paris einnehmen! Da wird der alte Blücher ſchon ſein Wort halten und es mit Stumpf und Stiel vertilgen, daß kein Stein auf dem andern bleibt."

Die Blinde, welche der Schmied ſelber herüber in das Hochzeithaus geführt, ſchüttelte leiſe den Kopf.

„Nicht ſo hart, Gevatter," ſagte ſie, „nicht ſo hart. Was können die viel Tauſend Unſchuldige dafür, die dort wohnen?"

„In ſolchen Zeiten, Mutter Wallauer!" rief er, „muß der Unſchuldige mit dem Schuldigen leiden, und am Ende taugt die ganze Sippſchaft nichts."

Der Schmied, welchen der Wein munterer, als gewöhnlich machte, ſprach noch lange fort; aber wie der Faden eines ſolchen Geſprächs ſich oft wunderſam wendet, ſo geſchah es auch hier. Vom Krieg und von Paris kam man unvermerkt auf die Geſchichten des Dorfs und die kleinen Ereigniſſe des Lebens, welche in engeren Kreiſen ſich um die Perſonen drehten, die hier ſaßen, und ſie freudig oder ſchmerzlich berührten.

„Wie geht's denn meinem guten Freund, dem Kümmel-Dietrich?" fragte der Schmied ſeinen Nachbar Veit. „Du meinteſt vor etwa acht Wochen, wenn er ſelbigen Abend erlebe, ſo lebe er noch hundert Jahre? Da wär's dann wohl jetzt dran; denn er lebt noch!"

„Nehmt es nicht so streng, Cumpeer," erwiederte Veit. „Ich meinte damals so, weil ich sah, daß es stand, wie man eine Hand umwendet. Er hat aber ein Leben wie eine wilde Katze."

„Soll er denn davon kommen?" fragte der Schmied weiter.

„Das glaub' ich nicht. Wie viel Mühe sich auch der Doctor anthut, der Fuß heilt nicht, und er ist abgezehrt, daß es unglaublich ist, und so matt, daß ich ihn heben und legen muß. Es wird bald aus sein."

„Wird auch ein schöner Engel im Himmel, der!" sprach leise der Schmied in Veit's Ohr, damit es die Blinde nicht höre. „Mach'," fuhr er fort, „daß du seine Waldwärterstelle bekommst, aber hüte dich vor seinen Streichen! Der Andres kann's nicht werden."

„Wollen sehen," sagte Veit abweisend, weil ihn die Bemerkung des Alten verdroß, er solle sich vor den Streichen des Kümmel-Dietrich's hüten.

Der Schmied bemerkte auch diesen Groll nicht und fragte: „Was macht denn der Andres?"

„Der redet viel von der Engel," flüsterte Veit zurück, „und hat sie entsetzlich lieb."

„Hm!" brummte der Schmied. „Er ist ein treuer Bursche, und ich bin ihm gut, seit er uns befreit hat. Auch die Engel ist ihm nicht feindlich gesinnt."

„So?" fragte Veit. „Ich glaube, wenn der Alte todt ist, freit er um sie. Glaubt Ihr, daß sie Ja sagt? Mit dem Deserteur ist's doch nichts."

„Das Erſte weiß ich ſo wenig, wie das Zweite,“ erwiederte der Schmied. „So ein Mädchen iſt ein mordkurios Geſchöpf. Man wird niemals klug aus ihnen; aber warum meinſt du, es ſei nichts mit Martini?“

„Weil er nicht ſchreibt!“

„Veit! Veit!“ rief in dieſem Augenblicke die alte Lisbeth zur Thüre herein. „Kommt geſchwind, ich glaube, unſer Herr ſtirbt!“

Da ließ Veit Alles im Stich und lief, was er laufen konnte.

Nach einer Stunde kam er wieder. Er war bleich und verſtört. Alle Gäſte ſahen ihn an. Er ſetzte ſich, trank ein Glas Wein und ſagte dann:

„Das war die ſauerſte Stunde meines Lebens. Ich hab' Viele ſterben ſehen, die auch keine Engel waren; die dachten aber doch an Gott; allein ſo einen Tod ſah ich nie!“ Er ſchüttelte ſich und fuhr fort: „Der fluchte aller Welt, bis endlich der Tod ihn packte. Da heulte er. Da wollte er beten und konnte nicht. Herr meines Lebens, es war fürchterlich!“

„Hat er ſich mit ſeinem Sohne ausgeſöhnt?“ fragte Veit's Frau.

„Ja,“ ſagte er, „der gute Junge ſtand an ſeinem Bett und betete laut ihm vor aus dem Paradiesgärtlein und dem Habermännchen. Darauf faßte er ſeine Hand und ließ ſie nicht wieder los. Noch einmal ſagte er: „Wallauer,“ dann endete ein Blutſtrom ſeinen Kampf.“

Alle schauderten und schwiegen. Es wollte auch kein recht Gespräch mehr aufkommen und die Gäste schieden, da der Abend nahe war.

Vielleicht drei Wochen später, trat Veit eines Abends mit fröhlichem Antlitz in die Spinnstube, wo seine Frau diesen Abend fehlte. Marie und Engel aber saßen um den Lichtstock, der Schmied hatte sein Plätzchen eingenommen. Schraudt aber stand zu Hause am Feilstock und arbeitete unter fröhlichem Gesange.

Der Schmied lächelte, als Veit seinen guten Abend geboten, und sagte: „Ich wette, ich weiß, warum mein Nachbar so fröhlich ist! Der Storch hat auf seinem Hause geklappert. Gelt!"

Veit lachte, innerlich froh.

„Ist's wahr?" fragten die drei Frauen zugleich.

„Freilich ist's, wie der Cumpeer sagt," sprach Veit, „und weil das Taufkind die neunte Ader vom Göthchen kriegen soll, so möchte ich ein recht liebes und braves haben. Ein braveres aber gibt's nicht, als dich, Engelchen. Willst du unser Göthchen werden?"

Engel erröthete und sagte: „Gewiß, wenn Ihr mir die Ehre anthun wollt?"

Nun gab's Glückwünsche von allen Seiten.

„Aber," sagte der Schmied, „es ist nicht Sitte, daß ein Mädchen alleine zum Altare trete. Wer ist denn Pathe?"

„Dietrich's Andres," ſagte Veit, pfiffig dem Schmiede zublinzelnd, „wenn's unſerm Röthchen recht wäre?"

Engel erröthete abermals, aber nicht freudig; doch ſagte ſie ja. Der Grund aber, warum Engel nicht fröhlich erröthete, lag in dem Umſtande, daß ſeit der alte Kümmel-Dietrich todt war, Andres mehr ſich ihr näherte. Er ſtand mit Schraudt in gutem Einvernehmen. War ſie Sonntags dort, ſo durfte ſie wohl darauf zählen, daß er auch kam. Engel hatte nichts gegen ihn. Sie war ihm herzlich freundlich. Sie fühlte ſich ihm verpflichtet zu Dank. Auch war er nicht mehr der blöde, ſtille, unterdrückte Knabe, wie ſonſt. Seit ſein Vater geſtorben, zeigte er ſich ganz anders, ging unter die Menſchen und war gerne geſehen, wohin er kam. War er doch reich und nicht ſtolz, ſondern wohlthätig und freigebig. Manche Mutter hieß ihn herzlich willkommen, weil ſie ein Töchterlein hatte, das der Haube entgegenwuchs.

Dabei war er beſcheiden, und ein ſittig Weſen zeichnete ihn aus. Still und in ſich gekehrt, konnte er ſtundenlang daſitzen. Sprach er aber, ſo war's ein verſtändig Wort allemal.

Wie viel Empfehlendes auch der Jüngling hatte, in Engel's Seele widerſtrebte eine unbeſiegbare Macht. Er war der Sohn des Mannes, der ihren Vater niedergeſchoſſen. Das war Eins, und die Liebe zu Martini war das Andere. Eines Dritten bedurfte es nicht.

Hätte sie es abgelehnt, mit ihm bei Veit's Taufkind Pathe zu stehen, so wäre das ein Schimpf gewesen, den Andres um sie nicht verdient hatte. Und — doch — machte es ihr Unmuth. — Sie kannte seine heiße Liebe zu ihr und mochte sie nicht nähren. Sie bedauerte ihn herzlich — aber lieben konnte sie ihn nicht.

Als Veit weggegangen war, scherzte der Schmied und meinte, ob nicht am Ende, wie so oft, aus der Pathenschaft eine Hochzeit entspringe?

Eine dunkle Gluth übergoß Engel's Gesicht. Unwillig sah sie den Alten an und sagte: „Euer Wort, Pathe, könnte mich zwingen, Veit's abzusagen!"

„Warum denn, Kind?" fragte verblüfft der Schmied. „Ich dachte mir, durch eine Hochzeit könnte des Vaters Sünde gesühnt werden. Andres ist brav, das weiß Gott und die Welt."

„Und wär' er noch einmal so brav, so will ich lieber ledig sterben, als seine Frau werden, lieber mein Leben hindurch darben, als seinen Reichthum theilen!" sprach Engel mit einer Entschiedenheit im Ton ihrer wohlklingenden Stimme, daß der Schmied wohl sah, hier müsse, wollte man das Plänchen, das er mit Veit wohl besprochen, erreichen, anders verfahren werden, — wenn's überhaupt gelänge.

Die Taufe war ein Fest. Marie kam frühe schon, ihre liebe Engel zu putzen. Sie wob ihr das Kränzchen ins schöne Haar, sie legte ihr das Halstuch in zierliche Falten. Und als das Mädchen so dastand

in der ganzen Fülle ihrer Schönheit rief die tolle junge Frau: „Wär' ich ein Burſche, ich würde mich in dich verlieben, ſo ſchön biſt du," und küßte die Erröthende und Zürnende auf die ſüße Lippe.

Aber wer ſie ſah, fand ſie zum Entzücken ſchön. Andres' Auge ruhte mit tiefer Gluth auf dieſem reizenden Weſen, und als ſie nach der Taufe zuſammen ſaßen und die Frauen ſchäkerten und ſtichelten, und als der Zuckerwein des reichen Pathen die Köpfe wärmer, den Mund redſeliger, die Rede freier, den Scherz kühner machte, da flog eine Röthe nach der andern über Engel's ſchöne Züge, und Andres wagte es, ihr leiſe zuzuflüſtern:

„Wie oft hab' ich als Kind mit dir geſpielt, liebe Engel, und war ſo froh bei und mit dir!"

„Es waren Kinderſpiele," ſagte Engel, der es ſo beklommen wurde.

„Wollte Gott," ſeufzte Andres, „ſie hätten fortgedauert!"

Engel ermannte ſich. „Andres," ſagte ſie, „damals hat ſich der Tod meines armen Vaters zwiſchen uns geſtellt und unſer Spielen hörte auf. Er wird zwiſchen uns ſtehen bis ans Grab."

„Bin ich ſchuldig an dem Unglücke?" fragte er traurig.

„Nein," ſagte Engel; „aber ich auch nicht daran, daß ich daran denke, wenn ich dich ſehe. Ich weiß, wie gut du biſt. Ich achte dich von Herzen, —

doch höre nicht auf die dummen Reden der Weiber dort"

„Engel," sagte er weich, „du weißt nicht, wie traurig du mich machst!"

„Es thut mir so leid, Andres, aber ich kann nichts dafür," sagte sie. „Laß den Gedanken an mich fahren, dein — Weib kann ich nie werden!"

Es kostete ihr unendliche Mühe, das ihm zu sagen, aber sie dankte Gott, als es gesagt war, einfach und bestimmt; denn es war nöthig

Die Frauen hatten das nicht gehört, nur Marie, die wohl ahnete, was es galt, sah wehmüthig herüber; denn Andres stand auf und ging weg, weil er das, was ihn bewegte, hier nicht sichtbar werden lassen wollte. Auch der Kindtaufvater ahnete, wie es stand

Engel blickte düster in die Ecke des Zimmers und entfernte sich auch bald. Ihr war das Herz so voll. Sie bedauerte den Armen; aber sie konnte nicht anders, und die Berechnung der Klugen, die für sie ein Glück sahen in dieser Verbindung, konnte sie nur mit bitterm Unmuth erfüllen.

Marie folgte ihr in ihr Stübchen.

„Du hast ihm alle seine Hoffnungen genommen?" fragte sie.

Engel bejahte. „Marie," sagte sie, ihre Hand fassend, „du bist glücklich; aber sage mir, hättest du, wenn dein Jacob nicht wieder gekommen wäre, einen Mann genommen, den du nicht liebtest?"

„Nie!“ ſagte Marie.

„Du haſt für mich geantwortet,“ ſprach Engel. „Ich will, kehrt er nicht wieder, einſam ſterben.“

„Ach, der arme Andres!“ ſagte Marie.

VII.

Wenn auch unbeachtet von den Meiſten, waren doch noch andere Ohren, als die Marien's, offen geweſen für das, was Andres mit Engel geſprochen, und die Mähr ging bald von Haus zu Haus, die Engel habe die Heirathsanträge des reichen Andres zurückgewieſen.

„Ei, was denkt doch die Dirne?“ fragte Dieſe, „ſie iſt doch ſo arm, wie eine Kirchenmaus!“

„Ich glaub', ſie iſt ſtolz auf ihr Geſichtchen und meint, ein Graf käme,“ ſagte ſpöttiſch Jene.

„Sie hat noch den Deſerteur im Kopfe,“ ſprach eine Dritte. „Aber da kann ſie lange warten, die Einfalt!“

„Heutzutage,“ ſprach eine Vierte, „wollen die Dirnen nur den heirathen, den ſie lieb haben. Du lieber Gott, zu meiner Zeit war's anders; wenn da die Äcker der Väter zuſammenlagen, oder die Wieſen; wenn das Mädchen ein Haus hatte, oder der Burſche eins, dann ſagten die Alten zu einander: Hör' 'mal du, unſre Kinder könnten ſich heirathen. Ab, und zur Ruhe! Sie wurden ein Paar und lebten glücklich und zufrieden.

„Das meine ich," sagte eine Fünfte. „Ich hatte auch den Velten lieb, der die Margreth zur Frau hat, und er mich; aber unsere Eltern meinten anders, und siehe da, er ist wohl zufrieden und ich hab' (freilich gab's Anfangs trübe Augen) die Kinderei bald vergessen, und wir führen die glücklichste Ehe. Aber heutzutage wollen sie's machen, wie die Herrenleute. Da lesen sie die Romanbücher und dadurch kriegen sie die Flöhe in die Ohren."

So wurde hart und bitter über das Mädchen geurtheilt, das, weniger roh wie sie, einem Gefühle folgte, das mächtig in ihrem Herzen sprach. Viele sagten es ihr selbst und der Erfolg war, daß Engel sich überall zurückzog und einsam mit ihrer Mutter und ihrer Marie verkehrte. Der alte Schmied, dem Marie Alles gesagt, sprach nie ein Wort über dies Verhältniß, obwohl er Andres bemitleidete, der seinen Kummer stille trug, aber dem Leben ganz abstarb.

Auch Engel's Seele wandte sich mehr und mehr der heitern Seite des Lebens ab. Sie mied die Gesellschaften der Jugend ihres Alters, die an den Sonntag Abenden wohl in befreundeten Häusern sich traf. Aber ihre Liebe war ihre Welt, ihre Erinnerung ihr Glück, ihr Ringlein ihr Reichthum. O hätte es reden können, wie manchen Seufzer, wie manche Thräne hätte es verrathen. Nun war doch der Krieg zu Ende und der Friede in Paris geschlossen, das Friedensdankfest gefeiert, und doch kam er nicht!

„Höre Jacob," ſagte einſt der Schmied zu ſeinem Schwiegerſohn, „entweder iſt der Martini todt, oder es war einer von den lockeren Stadtvögeln, die mit unſern Menſchenherzen ſpielen, wie Buben mit dem Ball."

Der Solinger ſagte: „Ich weiß auch nicht, was ich davon denken ſoll; aber für ſeine Treue und Ehrlichkeit möcht' ich einſtehen. Vielleicht hat ihn eine Kugel getroffen."

„Dann begraben wir die Engel noch vor ihrer Mutter," ſagte der Schmied betrübt. „Haſt du nicht wahrgenommen, wie bleich ſie iſt, wie trüb ihr Blick?"

Schraudt wollte eben bejahend antworten, als Marie hereintrat.

„Das iſt eine kurioſe Geſchichte," ſagte ſie. „Eben iſt eine alte Frau in Wallauer's gegangen. Sie iſt ganz fremd und ſtädtiſch angethan. Wie ſie hinein kommt und die Engel anſieht, lächelte ſie und doch ſtehen ihr Thränen in den Augen, und ſie ſagt: „Du biſt alſo das Mädchen, das meinen armen Sohn gerettet hat, doppelt gerettet hat vom Tode?" Da zittert die Engel und ich auch, die ich bei ihr ſaß, und das Fragewort ſtirbt ihr im Munde. Die Frau tritt näher an die Engel, die ganz ſtarr daſteht, fällt ihr um den Hals, küßt ſie und weint.

„Was iſt das?" fragt da die Blinde.

„Darauf tritt die Frau zu ihr und ſagt, ſie ſei Martini's Mutter und komme, um zu danken. Und dabei weint ſie fort und fort, und ihre Augen hängen

an unſerer Engel gerade ſo, wie eine Mutter ihr Kind in Liebe anſchaut.

„Da faſſ' ich mir ein Herz, weil ich ſehe, daß eine Todesqual die arme Engel zerreißt, und ſage: „Madame, lebt er noch? Sagt's doch, denn ſeht nur, Engel ſtirbt ſchier vor Angſt."

„Er lebt," ſagte die Mutter, „aber —"

„Da kann ſich Engel nicht mehr halten. Sie ſtürzt auf die Frau zu, faßt ihre Hand und fleht: „Sagt mir Alles, was ſoll das „Aber?"

„Du gutes Kind," ſagte die Frau und küßte ſie auf die Stirn, „er iſt ein Krüppel geworden, der ſich nicht mehr ernähren kann."

„O, ich kann arbeiten," ruft die Engel aus, „ich will arbeiten! O, er ſoll nicht darben, ſo lange ich eine Hand rühren kann! Ach, bringt ihn," ſpricht ſie, „bringt ihn, ich will Tag und Nacht arbeiten für ihn und nicht klagen, wenn ich ihn nur wiederſehe."

„Was meint Ihr, was nun geſchieht?" —

Der Schmied war aufgeſtanden, Schraubt hatte ſein Handwerkszeug hingelegt. Beider Augen ſtarrten Marie in einer Spannung an, die nach Löſung des Räthſels verlangte.

„Nun, nun!" ruft der Schmied: „Halt uns nicht hin!"

„Die Thüre geht auf," ruft Marie aus, „und — Martini ſtürzt herein, blühend, geſund und umſchlingt das Mädchen."

„Sie will ſich den Armen des Mannes entwinden.

„Da ruft er: „Engel, mein Engel! kennſt du mich denn nicht?“ Und nun erſt erkennt ſie ihn.“

Marie wiſcht ſich Thränen aus den Augen, und die beiden Männer thun's auch.

„Herr Gott, dich loben wir!“ ruft der Schmied, zieht ſein Mützchen ab und faltet die Hände zum ſtillen Dankgebet.

„Weiter! weiter!“ ruft Schraudt aus, der das Ende nicht abwarten kann.

„Nichts weiter!“ ſagte Marie. „Ich bin weggelaufen, um das Euch zu ſagen.“

Nun hielt nichts die Drei ab, hinüber zu eilen und Martini zu begrüßen. Das war ein Jubel über die Maßen!

Aber Martini ließ das Mädchen nicht von ſich. Sein Arm umſchlang ſie und er konnte das Auge nicht von ihr wenden. Auf ihrer andern Seite ſaß ſeine Mutter.

Abends erſt kam's zum Erzählen. Er war glücklich aus allen Kämpfen hervorgegangen; aber in einem der letzten Scharmützel wurde er verwundet, lag lange im Lazareth und kehrte ſpät heim, wo er das Fabrikgeſchäft ſeiner Mutter ordnen mußte, welches in vielfache Zerrüttung gekommen war.

Noch an dieſem Abend ſegneten die Mütter den Bund der glücklichen Kinder.

Nach Jahresfrist besuchte Engel als glückliche Mutter mit ihrem Gatten den Ort ihrer Geburt, die Freundin ihres Herzens, ihre Marie. Sie trug Trauer, denn der Herr hatte ihre geliebte Mutter zum Lichte gerufen; aber sie fand noch alle die treuen Freunde, und der alte Schmied schaukelte stolz seinen Pathen auf seinen Knieen, Engel's Erstgebornen. Beruhigend war es ihr, daß Andres glücklich verheirathet war. Veit war Waldförster geworden und in der Schmiede wohnte das reinste Familienglück, welches der alte Schmied nicht genug preisen konnte. „Der rothe Judas aber," sagte er zu Engel, „schleicht herum und sieht immer auf den Boden. Weißt du warum? Engel! ich will dir's sagen: Er sucht sein gutes Gewissen, das er verloren hat, und kann's nicht mehr finden."

Meine erſte Braut.

Eine Jugenderinnerung.

Die Überschrift könnte leicht zur Veranlassung werden, daß meine freundlichen Leserinnen einem argen Vorurtheile gegen mich Raum gäben; ich muß daher versichern, daß ich nur zwei Bräute in meinem Leben hatte; die, von welcher ich als von der ersten rede, und deren Verlust ich hier mittheilen will, und die zweite, die seit fünf und zwanzig Jahren meine liebe Frau ist. Das wird hoffentlich hinreichen, einer Mißstimmung vornherein zu begegnen, und nun kann ich ruhig einer lieben Erinnerung mich hingeben, deren Darstellung wohl auch in den Herzen meiner Leserinnen einen Eindruck zu machen nicht verfehlen wird, wie sie ihn in meiner Seele immer wieder hervorbringt.

Erinnerungen aus den schuldlosen Kindheitstagen sind ja für Jeden weiche wehmüthige Accorde, die durch die Seele zittern und sie bis ins Innerste bewegen; duftige Hauche aus dem Frühling des Daseins, die selbst gramdurchfurchte Züge noch einmal mild, wenn auch wehmüthig, beleben können. Sie sind wie Blumen im Winter, doppelt werth, weil draußen der Schnee das Land deckt und die Kälte das warme Leben erstarren macht.

Ich war ein frischer, fröhlicher, spielratziger Knabe von neun Jahren, als mein Vater, ein Geistlicher, auf

ein Dorf am Ufer eines Flusses versetzt wurde, dessen Wellen sich in den Schooß eines der schönsten Ströme Deutschlands ergossen. Mir war kein Baum zu hoch, kein Graben zu tief, kein Ziel zu weit, wenn ich es erreichen wollte. Bald wußte ich alle Vogelnester im Bereich einer halben Stunde um das Dorf her, und ich machte mir gar kein Gewissen daraus, sie auszuheben. Meine Barmherzigkeit gegen die Thiere war eben nicht weit her, wie man zu sagen pflegt, obwohl mein Herz weich und mitleidig war. Daß die Geschöpfe litten, war mir nicht in den Sinn gekommen, und mein Vater wußte nichts von meinen Bubenstreichen, saß überhaupt meist in seiner Studirstube.

Ein Ereigniß trat indessen ein, das mich wunderbar umwandelte, und mein natürliches Zartgefühl läuternd mich dahin brachte, daß ich selbst der Ameise sorglich auswich, die über meinen Weg lief, und das ist mir geblieben durchs ganze Leben bis zu den ergrauenden Haaren. Ich will diese Begebenheit erzählen, denn sie hängt mit meiner ersten Braut zusammen.

Von dem Dorfe bis zum Flusse zog sich ein frischgrüner Wiesengrund; da aber der Fluß wild war und oft aus seinen Ufern trat, und dann große Striche des herrlichen Wiesengrundes mit Rollgestein überdeckte, oder selbst durch seine schäumende Fluth wegriß, so lief am Ufer ein breiter Streifen Landes hin, den Weiden und Erlen, zu einem schier undurchdringlichen Dickicht verwachsen, bedeckten. Selten kam ein menschlicher Fuß

hierher, aber deſto mehr war dies Dickicht von Nachtigallen, Rothkehlchen, Grasmücken und Bachſtelzen bevölkert, deren Ruhe kaum geſtört wurde. Ein kleiner Bach, der durch das Dorf lief, mündete unweit der Stelle, wo der Mühlengraben in den Fluß fiel, und die Bannmühle lag auf der Halbinſel, welche durch dieſe Rinnſale gebildet wurde.

Wie der leichtſchwebende buntgefiederte Sänger und Segler der Lüfte des Knaben Seele mit aller Macht anzog, ſo that es der leiſe im klaren Waſſer ſchwebende, ſchlanke, bewegliche Fiſch in gleichem Grad und Maaße, und wie ich ein kaum zu befriedigender Vogelſteller mit Fallkäfig, Sprenkel, Schlupf und Leimruthe geweſen bin, ſo war ich der unermüdlichſte Angler.

Das hatte ich bald herausgefunden, daß an der Spitze jener Halbinſel, die Bach und Mühlengraben bildete, der beſte Angelplatz weit und breit war. Dort ſammelten ſich die Fiſche in großer Zahl, dort war der Lohn für die Geduld des Angelns überreich.

Mein Vater ließ mir außer der Schule wenig Zeit zum Zeitvertreib nach meiner Liebhaberei; aber Samſtag Mittags und Sonntag nach Tiſch war ich ein Reichsfreiherr, den die lateiniſche Grammatik nicht plagte. Es mußte ſtill im Hauſe ſein, und ſolche Stille zu erhalten, war ich nicht geſchaffen. Daher mochte es die Mutter gerne ſehen, wenn ich mein Vieruhrbrod in die Taſche ſteckte und einen Bündel Ermahnungen, mich in Acht zu nehmen und die Kleider nicht zu zerreißen, dazu und

hinauszog in Gottes freie Welt, mich zu erlustiren, wie mir's gefiel.

Da bin ich denn schnurstracks mit meiner Angelruthe hinaus auf mein Plätzchen geeilt, und bin da geblieben, bis die Sonne hinabsank hinter die Berge.

Ich hatte mir aber auch das Plätzchen schön gemacht.

Gerade auf der Spitze zwischen den Mündungen des Mühlengrabens und des Bächleins standen zwei hohe Erlen, die beastet waren bis an die Wurzel. Diese lag bloß und ich durfte nur die Äste zusammenbinden, so hatte ich den schönsten Sitz mit einer sichern Lehne.

Das blieb nicht unbenutzt, und das Moos bot Material, den Sitz zu einem Kanape umzuschaffen, auf dem es sich herrlich sitzen ließ. Von meinem Sitze konnte ich den Lauf des Bächleins gegen die Bannmühle hin eine Strecke weit überblicken. An beiden Ufern lief ein schmaler Rasenstreifen hin, dunkel beschattet von Weiden und Erlen. Auf diesem frischgrünen Streifen blühten ganze Massen von Vergißmeinnicht, die den herrlichsten Anblick boten.

Eines Tages saß ich wieder angelnd an der Stelle. Ein leises Rascheln zog meine Augen zu dem Vergißmeinnichtufer hin. Da kam Bannmüllers Röschen dahergeschlichen und pflückte die lieben Blümchen. Röschen war ein zartes, schönes Kind von etwa acht Jahren. Sie ging mit mir in die Schule, und ich hatte immer meine Freude an dem herzigen Kinde gehabt. Sie sah mich nicht, kam aber immer näher. Da regte sich in

mir der knabenhafte Muthwille. Wart! dachte ich, du willst sie einmal necken und erschrecken!

So ahmte ich denn den Ton einer Katze täuschend nach. Sie fuhr entsetzt zusammen und wollte fliehen; allein es mochten doch Zweifel in ihrer Seele aufgestiegen sein und ihr scharfes Ohr die Richtung des Tons ermittelt haben. Sie blickte zu meinem Sitz, und die Neugierde, die Wirkung meines Katzentones zu erforschen, ließ mich in diesem Augenblicke meinen Kopf hinter dem Erlenstamme, der mich verbarg, hervorstrecken. Sie sah mich.

„Ach, du Garstiger!" rief sie mit komischem Unwillen aus; „was erschreckst du mich denn so?" Ehe ich antworten konnte, mochte in ihrer Seele die Neugierde wach geworden sein. „Was machst du denn da?" fragte sie. Ehe ich aber auch diese Frage zu beantworten vermochte, war sie schon herbeigehüpft, leitete sich von Weide zu Weide und, sich an einem Aste der Erle erfassend, schwang sie sich zu der Stelle herüber, wo ich saß.

Laut lachend standen wir einander gegenüber.

Vergebens wollte mich Röschen zurechtweisen, daß ich ihr Schrecken verursacht; es gelang nicht und dieser Versuch ging im Lachen unter.

„Sag', was machst du da?" fragte sie wieder.

„Du siehst's ja, ich angle."

„Ach, wie schön ist's hier!" rief sie aus, indem sie sich umsah. „Hast du dir das Sitzplätzchen so schön gemacht?"

„Freilich, wer denn sonst?“ sagte ich selbstgefällig.

„Ei, sieh' 'mal, das hab' ich gar nicht gewußt!“

„Es weiß es auch Niemand, als ich und du.“

„Bist du oft hier?“

„Alle Tage gegen Abend, und Samstags und Sonntags den ganzen Nachmittag.“

„Ach!“ rief sie und klatschte in die Händchen, „so will ich allemal kommen und wir wollen hier spielen!“

„Komm du nur, Röschen,“ sagte ich; „ich bin immer da, aber du mußt auch das Plätzchen nicht verrathen.“

„Gewiß nicht.“

In diesem Augenblicke zuckte es an der Angel. Ich war ein viel zu heftiger Angler, als daß ich trotz des Gespräches mit dem Kinde den Kork aus dem Auge hätte lassen sollen. Ich zog rasch heraus und ein Fischlein zappelte an der Angel.

Sie sah das Thierchen wehmüthig an, dann mich. „Was hat dir denn das arme Thierlein gethan?“ fragte sie.

„Mir?“ war meine verwunderte Gegenfrage. „Nichts!“

„Ei, warum quälst du es denn? Siehe, die Angel hat ihm den Gaumen zerrissen, daß es blutet, und nun wird es jämmerlich sterben.“ Sie nahm mir das Fischlein ab und warf es wieder in den Fluß.

„Wie seid ihr Buben doch so garstig,“ sagte sie, „in euren Spielen. Müßt ihr denn die armen

Thierchen quälen? Die Mutter sagt immer: Quäle kein Thierlein, denn die hat der liebe Gott auch gemacht, daß sie ihres Lebens sich freuen. Darum hat Gott auch keine Freude an euch!" —

Noch heute, wo ich nach einer langen Reihe von Jahren die Scene wieder lebendig vor meiner Seele auftauchen sehe, wird mir der Eindruck wieder erinnerlich, den dies Wort auf mich machte. Hätte mir mein Vater eine lange Predigt gehalten, sie würde sicherlich nicht die Hälfte des Eindruckes gemacht haben, wie dies einfache, eindringliche Kindeswort. Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es mich, der Kopf sank mir herab. Ich fühlte tief im Herzen, wie wahr das sein müsse, und rasch, wie ich im Entschluß und Handeln war, zerbrach ich die Angelruthe und schleuderte sie weit hinaus in den Fluß.

„Nun will ich auch nie mehr angeln!" rief ich aus.

Das schien sie nicht erwartet zu haben.

„Wie du auch heftig bist!" rief sie aus. „Bist du mir bös?" fragte sie nach einer kleinen Pause.

„Nein! nein! Röschen," entgegnete ich, „du hast recht. Ich will nicht mehr angeln."

„Auch keine Vogelnester mehr ausheben? Die Kinder sagen, du thätest das?"

Ich wurde glühend roth.

„Auch das will ich nicht mehr thun!" rief ich mit einem Gefühle der Reue, wie ich es nie empfunden.

„Ach, du bist gut," sagte sie. „Siehst du, die

Mutter ſagt immer, das wäre gerade ſo, als wenn man ihr ihre Kinder nähme. Sie würde ſich zu Tode weinen, und wie ſchreien die armen Thierchen doch auch."

Jetzt ſchlug mich mein Gewiſſen. Wie oft hatte ich das Wehgeſchrei gehört und nichts dabei gedacht. Jetzt fiel mir's auf die Seele und drückte mich.

Röschen mochte das ahnen; ſie nahm ein Stück Brod aus ihrer Schürzentaſche und krümmelte es in das Waſſer. Ganze Schwärme von Fiſchen kamen und haſchten die Broſamen. Es war eine Luſt anzuſehen. Dieſer Anblick tilgte jene Empfindung ſchnell.

„Siehſt du," ſagte ſie, „ſo mache ich mir eine Freude mit den lieben Thierchen." Als ihr Brod verfüttert war, kam auch mein Vieruhrbrod an die Reihe, und in ſeliger Luſt ſahen wir es zum Mahle der zahlreichen Schwimmer dienen.

„Ich will dir 'mal erzählen, wie's 'mal einer ſchönen Fiſcherstochter ging, die auch ſo die Fiſchlein fütterte," ſagte Röschen und ſetzte ſich auf meine Moosbank, und ich mich neben ſie.

Mit wunderſamem Zauber erzählte ſie mir nun, wie einſt eine Fiſcherstochter die Fiſchlein am Ufer des Fluſſes auch ſo gefüttert und ihre Freude dran gehabt habe, und die Fiſchlein hätten ihren Ruf gekannt, und ſeien gekommen auf dieſen Ruf. Einmal habe ſie auch ſo da geſeſſen und ſie gefüttert, da ſei aus den Weiden der Königsſohn herausgekommen, der

Meine erste Braut.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

auf der Jagd gewesen. Als er die Fischerstochter gesehen, habe er sich zu ihr gesetzt und mit ihr seine Freude an den Fischlein gehabt, aber er habe auch die Fischerstochter lieb gewonnen und beschlossen, sie zur Königin zu machen, wenn er aus dem Kriege zurückkomme. Nun habe er sie oft gesehen an dem Ufer, und endlich, als der Krieg ausgebrochen, da habe er ihr beim Abschied einen kostbaren Ring gegeben und zu ihr gesagt: sie solle ihn ja in Acht nehmen, bis er wiederkomme. Alle Tage sei nun die Fischerstochter ans Ufer gegangen und habe die Fischlein gefüttert und an den Königssohn gedacht. Dann habe sie den Ring, den sie am Hals an einem Schnürlein getragen, betrachtet. Der Krieg habe sich aber in die Länge gezogen und der Königssohn sei länger ausgeblieben, als er gesagt. Da habe das Mädchen oft geweint, wenn sie den schönen Ring betrachtet, und da die Thränen ihr die Augen getrübt, sei er ihr einst in das Wasser gefallen, wo der Fluß am tiefsten gewesen. Da habe sie denn gejammert und geklagt, zumal da nun der Krieg bald zu Ende gewesen und der Königssohn bald würde zurückgekommen sein. So habe sie denn auch wieder einmal am Ufer gesessen und ihre Thränen seien in das Wasser geträufelt; da sei ein wundersam Fischlein daher geschwommen, das habe geglitzert wie pures Gold, und habe ein Krönlein von Gold auf seinem Kopfe getragen. Mit Erstaunen habe das Mägdlein das prächtige Thierchen betrachtet, aber

noch mehr sei es erstaunt, als mit einem feinen, feinen Stimmchen das Fischlein zu reden angefangen und gesagt habe: Warum trauerst du so sehr? Du hast immer meine Fischlein gefüttert und warst ihnen gut; daher komme ich jetzt und frage nach deinem Leid, denn ich bin der Fischkönig.

Als das Fischlein so lieb geplaudert, da sei auch der Schrecken von dem Mägdlein gewichen, und es habe ihm geklagt, wie es den kostbaren Ring, das Pfand der Lieb' und Treu' des Königssohnes, hier verloren, und wie er gewiß ins Wasser gefallen sein müsse.

Darauf habe es der Fischkönig getröstet und sei fortgeschwommen; aber alsobald seien viel tausend Fischlein gekommen, die seien umhergeschwommen und das ganze Wasser habe gewimmelt und gelebt. Und wie noch das Mägdlein dagesessen und staunend in das Gewimmel geschaut habe, sei der Fischkönig gekommen und habe den Ring in seinem Munde gehabt, und habe ihn dem Mägdlein gebracht und gesagt: Siehst du, auch die Thierlein vergelten gerne, was man ihnen Gutes thut! Das Mägdlein sei nun wieder recht froh geworden, und bald darauf sei der Königssohn wiedergekommen, habe sie aufgesucht und sie zur Königin erhoben, und nun seien sie immer beisammen geblieben und hätten lange, lange gelebt, und seien immer glücklich und froh gewesen; die Fischlein hätten sie aber niemals zu füttern vergessen. So erzählte Röschen mit leuchtenden Augen und verklärtem Gesichtchen.

Oft hatte ich Mährlein gehört, aber keins war mir so in die Seele eingedrungen, keins hatte mich so ergriffen. Das Kind erzählte aber auch gar zu lieb!

„Weißt du noch mehr solcher Mährlein?“ fragte ich sie.

„Gewiß, viele, viele!“ erwiederte sie lächelnd.

„Weißt du was,“ sagte ich darauf, „komm' alle Tage hierher; dann wollen wir die Fischlein füttern, spielen und Mährchen erzählen.“

„Ach, das ist schön!“ sprach Röschen freudig. „Es kommen doch keine Kinder in die Bannmühle und mein Käthchen ist noch ganz klein.

Von da an war eine mächtige Veränderung in mir und mit mir vorgegangen. Ich mied die rohen Knaben des Dorfs; ich durchstrich nicht mehr Wald und Flur; ich angelte nicht mehr, hob kein Vogelnest mehr aus, quälte kein Thierlein mehr; ja mein Zartgefühl steigerte sich in dem Maaße, daß ich überall auf meinen Weg blickte, um nicht etwa die Ameise zu zertreten, die darüber weglief. Wenn aber die Lehrstunden aus waren, flog ich aufs liebe Plätzchen am Fluß und fand regelmäßig schon Röschen da. Sie hatte Alles dort anders eingerichtet. Da war eine Küche, eine Stube und das Nöthige an Geschirren fehlte auch nicht. Wir fütterten unsere Fischlein, die so zahm wurden, daß ich am Ende nur zu pfeifen brauchte, so kamen sie in Schaaren; wir spielten, kochten, erzählten — kurz — die Stunden flohen

ſchnell wie der Gedanke, und Niemand ſtörte uns, weil Niemand unſer ſchönes Plätzchen, unſer Zuſammenſpielen und Leben kannte. Harmloſer, glücklicher und einiger unter ſich, ſchuldloſer und reiner ſpielten nie Kinder, als wir! Erſt der Winter zerſtörte unſere kindliche Luſt; aber wir tröſteten uns mit dem Frühling, und dann und wann, wenn die Sehnſucht bei mir zu groß wurde, ging ich zu Röschen in die Bannmühle, und wir ſpielten dort unter den Augen ihrer ſinnigen Mutter nicht weniger glücklich.

Als endlich die ſchöne Jahreszeit wiederkam, war von einem ſchweren Eisgang unſer Plätzchen arg mitgenommen. Mit einem großen Aufwande von Mühe ſtellte ich Alles wieder her, und das alte Spielen begann wieder und währte ununterbrochen bis gegen den Herbſt. Da traf uns ein harter Schlag.

Ein Freund meines Vaters, der Rector der lateiniſchen Schule in dem nahen Städtchen war, meinte, es wäre nun Zeit, daß ich auf ſeine Schule käme, und der Vater meinte es auch, weil er eben zu wenig Zeit erübrigen könne, ſich mit mir abzugeben. Der Beſchluß wurde gefaßt, daß ich am erſten October überſiedeln und in die Schule eintreten ſolle. Ich mochte proteſtiren, ich mochte noch ſo beweglich bitten, — ich mochte mich hinter die Mutter ſtecken, wie ich wollte, — es blieb dabei, und die Trennungsſtunde rückte unerbittlich heran.

Als ich das Röschen ſagte, weinte ſie. „Wer wird nun ſo ſchön mit mir ſpielen?“ klagte ſie beweglich.

Ich tröstete sie, daß ich ja wohl 'mal Sonntags herkäme, sie blieb aber traurig.

Sonntag Mittags kam sie fröhlich zu mir, als ich zuerst am Plätzchen war.

„Ich weiß nun ein Mittel, daß du hier bleibst," rief sie, in ihre Händchen klatschend, aus.

„Welches denn?" fragte ich eifrig und gespannt.

„Setz' dich 'mal, ich will dir's sagen," war ihre Antwort.

„Siehst du," hob sie nun redselig an, „ich hab' Etwas von meinem Vater und von meiner Mutter gehört. So machen wir's auch.

„Neulich haben sie mit einander geplaudert, wie sie sich so lieb gehabt, und ihre Eltern und Verwandten das nicht hätten haben wollen, und hätten die Mutter wegthun wollen. Da hätten sie sich verlobt und sich geheirathet, und da hätte man sie nicht mehr trennen können. So wollen wir's auch machen. Ich will deine Braut sein und du mein Bräutigam, und dann heirathen wir uns. Du brauchst dann nicht auf die Schule und bleibst bei mir, wie der Vater bei der Mutter. Gelt', so machen wir's?"

Das leuchtete mir gar mächtig ein, denn ich hatte ebenso wenig Lust, Röschen zu verlassen, als nach dem Städtchen zu gehen, wo ich Latein lernen sollte, und Gott weiß, was sonst noch.

Wir sprachen nun viel hin und her, aber in der Hauptsache waren wir völlig einig. Voll froher Hoffnung schieden wir.

Abends war zu Hause die Rede von meiner Entfernung.

„Vater," sagte ich, „nach N..... in die Schule gehe ich nicht."

Mein Vater sah mich groß an. „Was schwatzest du da?" fragte er nicht ohne Erstaunen.

„Ich heirathe Bannmüllers Röschen," sagte ich mit Zuversicht, „und jetzt gleich, da hab' ich's nicht nöthig. Sie ist schon meine Braut!"

Meine Eltern sahen einander an und brachen dann in ein lautes Gelächter aus, das sich gar nicht legen wollte.

Endlich sagte mein Vater: „Sag' mir doch, Junge, wer hat denn dir das in den Kopf gesetzt?"

„Bannmüllers Röschen hat's gesagt," erwiederte ich fast weinend, denn das Lachen hatte mich schwer verletzt.

Jetzt gab es denn ein Examen. Ich erzählte in kindlicher Naivetät Alles ganz genau und wie sich das so gegeben habe.

Mein Vater hörte sehr aufmerksam zu; allein nach und nach wurde sein ernstes Antlitz wieder heiter und er sagte, mich zu sich ziehend: „Siehe, das versteht ihr Kinder nicht. Braut und Bräutigam können nur erwachsene Leute sein, und wenn man heirathen will, muß man auch eine Frau ernähren können, aber du verstehst ja gar Nichts."

„Ei, Vater, ich werde Bannmüller, das lernt sich leicht. Ich kenne schon die ganze Einrichtung der Mühle und wie gemahlen wird."

Mein Vater mochte wohl einsehen, wie schwierig es war, mir das Verhältniß faßlich darzustellen. Er brach daher kurz ab, und schon am andern Morgen fuhr ich mit Sack und Pack zum Dorfe hinaus, ohne Röschen ein Lebewohl haben sagen zu können.

Das lag mir in der ersten Zeit ebenso schwer auf der Seele, als die Trennung von meinen lieben Eltern. Das Heimweh mit allen seinen Schmerzen, seiner Wehmuth und seinen Thränen suchte mich heim. Aller frohe Jugendmuth war von mir gewichen, alle Lebenslust verloren, selbst körperlich begann ich zu leiden.

Der Rector erkannte das bald in seiner Quelle und sagte: „Willst du nicht einmal heimgehen, mein Sohn? Du gehst Samstags und kommst Sonntags wieder. Es ist nahe!“

Wie Himmelsbotschaft klang mir das. Samstags ging ich heim und sah Röschen.

„Mit der Heirath ist's nichts geworden,“ sagte ich betrübt. Sie weinte und sagte: „Ja, die Mutter hat mir's auch gesagt. Liebhaben dürfen wir uns doch, gelt?“ — Es versteht sich, daß ich die Frage bejahete.

Und das blieb auch; allein nach und nach kam doch ein anderer Sinn in mich hinein. Ich begann mich des Spielens mit dem Mädchen zu schämen, weil die Buben mich verspotteten. Die Furcht, mich lächerlich zu machen, hielt mich zurück von dem schönen Plätzchen unserer schuldlosen Spiele, und so wurde ich dem Mädchen fremder, obwohl ich sie stets im Herzen trug. Aller meiner Träume Gegenstand waren diese Spiele.

Als ich älter wurde, verlor sich das, und oft wurde ich mit meiner kleinen Braut geneckt im elterlichen Hause.

Jeder weiß, daß es eine Altersstufe gibt, wo solche Neckereien einen Knaben rasend machen können. Ich warf oft einen Zorn und Groll auf das Mädchen, das zu einer blühend schönen Jungfrau zu reifen begann, aber rechter Ernst war's damit doch nicht.

Um diese Zeit bezog ich ein Gymnasium in weiterer Ferne, und nun trat das, was meine Kindertage einst beglückt, ganz zurück. Und dennoch will ich es nicht leugnen, ich blickte auch in diesem Zeitraume noch manchmal mit einer tiefen Sehnsucht auf jene Stunden hin, die wie ein paradiesischer Traum mir vorschwebten.

Als ich in die Ferien kam, war Röschen abwesend. Der Bannmüller hatte den Wünschen seiner Frau nachgegeben, und das Röschen an einen Ort gethan, wo sie eine höhere Ausbildung empfangen konnte, als dies in ihren dorflichen Verhältnissen möglich war. Ich sah sie nicht, aber ich hörte nur Schönes und Gutes von ihr. Dagegen stimmten meine Eltern mit den Bauern überein, nur aus anderen Gründen, daß sie der Müller weggethan.

Meine Eltern meinten, das liebe Mädchen würde in ihre Verhältnisse nicht mehr fugen und passen, und es könne leicht kommen, daß sie dadurch unglücklich würde. Die Bauern raisonirten und erklärten es für Hochmuth. Sie wollen einen Regierungsrath locken zum Tochtermanne, sagten sie, aber da könnten sie lange feil halten, ehe einer auf die Bannmühle komme und das Äffchen hole, das kein Bauernmädchen sein wolle.

Es ging mir in die Seele recht tief hinein; aber was konnte ich beurtheilen? Kannte ich ja doch die Beweggründe nicht. Nur Röschen that mir recht herzlich leid; denn ihr wurde gewiß schnödes Unrecht angethan. Meine Universitätszeit hielt mich drei Jahre in der Ferne. Am Schlusse des dritten wurde es mir möglich, meine Eltern zu besuchen.

Ich fragte auch nach Röschen, und selbst jetzt nicht ohne eine warme Regung des Herzens.

„Sie ist verheirathet," sagte meine Mutter, und setzte lächelnd hinzu: „Eine Braut wäre dir also untreu geworden."

Wer weiß? dachte ich, und es ging mir ein Stich durch die Seele.

„Ist sie glücklich verheirathet?" fragte ich weiter, so ruhig ich konnte.

„Ach nein," war meiner Mutter Antwort. „Es ist leider gekommen, wie wir befürchtet. Röschen war ein zartes, sinniges Wesen. Ihre Mutter ist eine ausgezeichnete Frau, die eine Herzens- und Geistesbildung hat, wie sie in ihrem Stande kaum gefunden wird. Reiche Gaben hat sie selber gefördert, und ihre Kinder musterhaft erzogen. Röschen war ihr Liebling von jeher. Sie ruhte nicht, bis der geizige Bannmüller sie in die Stadt that, wo sie Verwandte haben und wo sie gute Unterrichtsanstalten für das liebe Mädchen benutzten. Sie hatte auch ein reiches Pfund von Gaben empfangen, und auf solchem guten Acker trug die gute Saat reiche Frucht. Sie kam zurück ins

elterliche Haus, aber sie paßte nicht recht mehr. Zum Bauernmädchen war sie nicht mehr geeignet, und die Städterin paßte nicht in die bäuerliche Haushaltung. Man sah es ihr an, daß sie innerlich litt. Oft kam sie zu uns, und ich hatte recht meine Freude an ihr. Auch eurer Kinderspiele wurde gedacht. Sie sprach, obgleich sie allemal erröthete, mit wahrer Begeisterung davon, und sah wie in ein Paradies in jene schönen, harmlosen Tage zurück. Du weißt, der Müller ist ein reicher Mann und hat nur zwei Kinder. Röschen war gar schön, sittig und anständig. Da fehlte es trotz ihrer Jugend an Freiern nicht. Sie schlug Alle aus, obwohl der Vater ihr oft grollte. Endlich kam ein Müllersohn, ein tüchtiger, braver Mensch, eines wackern Mannes Sohn, aber roh und nichts weniger, als zu Röschen passend. Da half alles Sträuben nicht. Sie mußte ihn heirathen. Damals hab' ich das arme Kind bejammert. — Abneigung fühlte sie nicht, aber auch keine Zuneigung. Kurz, sie wurde seine Frau. Ein Jahr sind sie nun verheirathet. Auf deine Frage kann ich leider nur verneinend antworten. Ihr Mann versteht sie nicht, höhnt ihre zarten Empfindungen als Ziererei und Pimpelei, und nöthigt sie, Alles in ihr Inneres zu verschließen. Man sieht ihr an, daß sie leidet, und ihr Aussehen ist so merkwürdig, daß es mir oft bange um sie wird.

„In ihr Auge sieht man so tief, so merkwürdig tief hinein, so in die Seele, und diese Seele ist belastet. Der Blick ist so wehmüthig, daß man sie nicht ansehen

kann ohne Mitleid. Dabei ist ihre Haut fast durchsichtig klar, und ihre Wängelein sind so eigen geröthet, daß ich Sorge um sie trage"

So sprach meine Mutter, und mir, der ich Arzt war, gab dies Bild eine Ahnung, die mich um so tiefer bewegte, als ich erst jetzt es recht fühlte, daß Röschen noch ein unentweihtes, heiliges Plätzchen in meiner Seele hatte.

Sollte ich sie sehen? Das war eine Frage, die ich mir kaum zu bejahen wagte unter diesen Verhältnissen.

Ich ging in den Garten und setzte mich in die dunkle Laube. Ich ließ Alles, was mir die gute Mutter gesagt, an meiner prüfenden Seele nochmals vorübergehen, und — Eitelkeit war es wahrlich nicht! — mir kam der Gedanke, daß das Kind, abgeschlossener als ich es gewesen, der Jungfrau die Jugendliebe überliefert, daß sie, vielleicht — vielleicht! — durch das Spiel der Phantasie diese Liebe im Ideal ihres Wesens und Lebens ausgebildet und nun, um ihr Ideal betrogen, verkümmerte.

Ich fand, daß Thränen über meine Wange rannen, und — schämte mich ihrer nicht, wie ich mich nicht schäme, das zu bekennen.

Unter diesen Umständen gebot mir mein Herz, sie zu meiden. Ich blieb ja doch nur kurze Zeit.

Allein der Sehnsucht, sie unbemerkt zu sehen, konnte ich kaum widerstehen. Es gab sich dazu Gelegenheit. Der Mutter hatte ich mit aller zutraulichen Offenheit gesagt, was ich vermuthet, und sie gestand dem zum

Manne reifenden Sohne, daß ich das gefunden, was sie längst vermuthet habe. Sie billigte meinen Vorsatz, sie zu vermeiden.

Einen Tag später saß ich wieder lesend in der Laube. Die Mutter pflanzte im Garten. Da hörte ich eine metallreiche, süße Stimme sie grüßen. Dieser Ton ergriff mich doppelt. Als Mediciner vernahm ich darin klar jenen eigenthümlichen Klang, der auf eine hektische Affection zu schließen vollkommen berechtigt; und als Mensch hörte ich Röschen's Stimme, die Stimme, die mir so theuer war, deren süßen Wohllaut ich noch in der Erinnerung trug. Mein ganzes Wesen war in eigenthümlicher Spannung. Ich beg die Zweige aus einander. Da stand sie vor mir, so nahe, daß ich in das seelenvolle, große Auge hineinsehen konnte, in das man, wie meine Mutter sagte: so tief, so tief hineinsah. Da erblickte ich die zarte, schöne Gestalt, das engelschöne Antlitz mit dem Ausdrucke des tiefen innern Wehes, und doch jetzt von einem Zauber der Freundlichkeit übergossen, von einem Lächeln verklärt, das sie unendlich reizend machte.

Ich sah sie an mit bebendem Herzen, und wieder rieselten meine Thränen, denn ich mußte mir sagen: du armes, theures Wesen, hast nicht mehr weit zum Grabe! Ich mußte mir mit einem Seufzer, mit einem Stich in das Herz sagen: wie glücklich hätte ich mit dir, du mit mir werden können!

Was sie sprach, war klar gedacht, ihr Deutsch rein. Man hörte ihr die höhere Bildung an. Sie wußte

nicht, daß ich zu Hause war. Sie fragte nicht nach mir, und die Mutter vermied mit Absicht jede Wendung des Gesprächs, die zu einer solchen Frage hätte führen können.

Als sie weg war, schlich ich aus der Laube und ging auf meine Stube.

Am andern Tage reiste ich weg.

Nach Ablauf meiner drei Studienjahre ging ich nach Wien, London und Paris, und kehrte dann wieder heim als Doctor rite promotus. Meine Eltern waren unaussprechlich glücklich, mich wieder zu haben, wenn auch nur auf kurze Zeit.

Als ich bei der Mutter allein war, fragte ich: „Lebt Röschen noch?"

Sie sah mich wehmüthig an und sagte: „Sie hat nun Frieden! — Vor einem halben Jahre starb sie. Ich war um sie in der letzten Stunde ihres Lebens, wie sie es wünschte. Sie trug mir ihren Scheidegruß an dich auf. Es ist ein Engel mehr im Himmel!"

Sie stand weinend auf und ging hinaus.

Es war früh noch am Tag.

Ich drückte meinen Hut tief in die Stirn und ging in das Feld, ohne eigentlich zu wissen, wohin ich wollte. Unwillkürlich leiteten mich meine Gefühle unter die Erlen, an das Spielplätzchen meiner Kindheit. Und wie fand ich es? — Lagen Tage oder Jahre zwischen dem Damals und Jetzt? — Es war sorglich so hergestellt und erhalten, wie ich es damals gemacht. Nur ein Beet war rings herum angelegt und ein Kreis

weißer Rosen war darum gepflanzt, und in dem Beete standen Vergißmeinnicht.

Tief erschüttert setzte ich mich auf die Bank, wo wir als Kinder gesessen, und es war mir, als trete jetzt Röschen heraus aus den Büschen und hüpfte zu mir. Ich saß noch da, als schon die Dämmerung hereinbrach und der Mond am blauen Himmel stand. Der Abendwind rauschte in den Zweigen der Erlen und Weiden, und es war mir, als umwehe mich der Geist, dem die stille Todtenfeier gegolten.

Es sind seitdem viele, viele Jahre hinabgeflossen in das stille Meer, von woher keins wiederkehrt. Ich bin glücklicher Gatte und Vater, und die innigste Liebe hat mich mit meinem Weibe verbunden, und beglückt mich heute, wie vor fünf und zwanzig Jahren; aber die Erinnerung an Röschen erfüllt oft noch mit der innigsten Wehmuth meine Seele, und meine liebe Frau theilt das Gefühl mit mir. Ich bin seitdem noch einmal auf dem Plätzchen meines Kinderglückes gewesen. Ach, es ist Alles verwildert, verwachsen, zerstört. Selbst ihr Grab ist kaum mehr zu finden, aber die Erinnerung an meine erste Braut ist geblieben, ungestört, ungeschwächt, und es wächst kein Gras darüber — bis es einst über meinem eigenen Herzen grünt.

Die Elſer.

Eine Geſchichte aus dem Naſſauer Land.

Es war vor etwa zwanzig Jahren, als ich mit einem Freunde von Oranienstein nach Diez ging. Es war ein Maitag von wunderbarer Schönheit, Klarheit und Blüthenpracht. Man mochte kaum von der Stelle, denn überall jubelten Nachtigallen und Drosseln am Lahnufer; die Wellen plätschterten so träumerisch; der Blüthenduft wogte einem überall zu, und dazwischen tönte eine Musik, die nichts weniger als schlecht genannt werden konnte; größtentheils waren es Blasinstrumente. Wir setzten uns an einer schönen Stelle nieder, und gaben uns dem Eindrucke hin, für den wir heute so empfänglich waren.

„Das sind Elfer!“ sagte mein Freund.

„Was du damit sagen willst, verstehe ich nicht,“ versetzte ich darauf.

„Du kennst Els und die Elfer nicht?“ fragte er erstaunt, „und bist doch in unserem schönen Nassau bekannter wie mancher Eingeborene.“

„Leicht möglich,“ war meine Antwort, „und doch ist mir Els und die Elfer unbekannt.“

„Unstreitig,“ sagte der Freund, „kennst du das merkwürdigste Dorf des Landes nicht?“

„Was macht es denn so merkwürdig?“ fragte ich sehr neugierig

„Ich freue mich," sagte mein heiterer Freund, „mich einmal bei dir auf das steife Roß der Gelehrsamkeit schwingen zu können. Gib also Acht. Nicht darum ist Eis ein so merkwürdig Dorf, weil es unmittelbar dem deutschen Kaiser gehört haben soll, und dann ein freies Reichsdorf wurde, denn wir haben der mehr im Lande, z. B. Sulzbach bei Höchst und Soden; auch nicht darum, weil es diese Freiheit wieder verlor und als Lehen an die von Molsberg, Frankfurter Altbürger, kam, Gott weiß, wie; auch nicht darum, daß es Mauern und Thürme hatte, denn solche hatten viele Dörfer in der Zeit, wo der Adel die noble Passion hatte, Straßenraub zu treiben und Dörfer zu plündern; auch nicht dadurch, daß es so oder so an Kurtrier kam, denn das war nicht beneidenswerth und außergewöhnlich bei der Größe des Ländermagens der Herren, die den Krummstab führten; auch endlich nicht dadurch, daß, als Kurtrier die eingestürzten Mauern und Thürme wieder aufbauen wollte, die edlen Ritter sich widersetzten, weil beim Manfen Schloß und Riegel, Mauern und Thürme ein unangenehmes Hinderniß sind, — sondern weil das ganze Dorf der ausübenden Tonkunst huldigt, und zu den Jahreszeiten, wo Gelegenheit sich bietet und die Arbeit nicht zurückhält, als Schnurranten in die Welt hineinzieht. Wenn dir eine Drehorgel Kopfweh macht, eine abgequinkelirte Mordgeschichte dazu eine Gänsehaut austreibt — du kannst einen Eid darauf schwören, Eis ist ihre Heimath. Wenn ein Quartett, oder Quin-,

oder Sext-, oder Septett von Flöten, Klarinetten, Hörnern, Trompeten, Posaunen mit Ländlern, Polkas und Schottischen deine Tonkunst erbaut, oder wenn eine Geige, Guitarre, Flöte, benebst einer eroberungsseligen Harfnerin und ihrem kröhlenden Gesange dich erquickt, — du kannst Gift darauf nehmen, daß es Elser sind, denen du die Hochgenüsse der Seele verdankst. Außer Böhmen und den Erzbergen gibt's nichts Ähnliches, und in Nassau ist unser gutes Els die einzige musikalische Perle von ächtem Wasser. Es ist ein wundersames Volk in dem Dorfe; Zugvögel von Natur, denen es daheim nicht immer wohl und geheuer ist."

„Ist's weit hin?" fragte ich.

„Gott behüte! Das Dorf gehört zwar zum Amte Hadamar, aber es ist von Diez gerade so weit hin, daß sich ein guter Fußgänger wie du nicht zu fürchten hat."

Schon am andern Tage machte ich mich nach Els, und ziemlich früh auf die Socken.

Ich fand ein Dorf, das hundert andere seines Gleichen findet unter den Dörfern des Landes, aber fast nur Frauen, Kinder und Greise. Die Jugend und das mittlere Alter war hinaus in die Bäder am Taunus, in die Städte des rheinischen Landes — vielleicht noch weiter ins Land — ja, „vielleicht gar über die See," wie's im Tieck'schen Liede heißt. Es ist etwas Poetisches in diesem musikalischen Vagabundenleben, und ich kann mir's recht gut denken, wie der Reiz dann so mächtig,

ja unwiderſtehlich wirkt in denen, die ihm einmal Raum gaben. An Kindern fehlte es nicht, und daraus ſchöpfte ich die ſchöne Hoffnung, daß dieſe edle Zunft von wandernden Schnurranten noch nicht am Erlöſchen iſt. Elß hat eine Zukunft.

Als ich den Spießmann ſah, erkannte ich die legitime Quelle aller Nachrichten, und fragte nach dem Wirthshaus.

Unkundigen in dörflichen Verwaltungs- und Polizeiangelegenheiten bemerke ich, daß der Spießmann der dorfliche College der Berliner ſo viel beſprochenen Schutzmänner, der Londoner Conſtabler, der Pariſer Mouchards, der Wiener Spitzeln iſt, das heißt der Polizeiofficiant des Dorfs. Er iſt aber mehr noch. Er iſt Ausrufer, Ausſcheller, Tagwächter, officieller Briefträger des Schulzen, Gemeindediener, kurz der Spießmann iſt eine bedeutende Perſon, die eingeweiht iſt in den geſammten diplomatiſchen Verkehr des Dorfs, und auch im perſönlichen und häuslichen intime Kenntniſſe beſitzt. Seine Arbeit iſt in der Regel das wichtige Geſchäft, das der Italiener dolce far niente nennt, was ſich vorzüglich mit „ſüßem Nichtsthun“ überſetzt. Weil er eine Art verkommener roſtiger Hellebarde trägt, heißt er Spießmann.

Der Elſer Spießmann war ein hübſcher Greis. Es lag der Schnee der Jahre auf ſeinem Haupt, ohne daß ſeine Kraft ganz gebrochen geweſen wäre. Freundlich geleitete er mich zu einem netten reinlichen Hauſe, wo

ein Wanderer gern seinen Stab niedersetzt. Auch hier war ein alter Mann Wirth, der mich mit offener Höflichkeit und Freundlichkeit begrüßte, und die nöthige Erquickung spendete, an der mein neuer Freund, der Spießmann, auf meine Einladung Antheil nahm. Dem hatte ich's gleich an der Nase angesehen, daß in seinem Kopf eine Menge Geschichten steckte, und darum suchte ich ihn „heimlich zu machen." Bin ein Liebhaber von dergleichen! Was mir am nächsten lag, war der Ursprung dieser ganz eigenthümlichen Richtung der Dorfbewohner, und darnach fragte ich zuerst. Da vernahm ich denn, daß mehrere Umstände dazu beigetragen. Einmal die lange Amtsführung eines Deutschböhmen als Schulmeister in Els, der nur für Musik zu leben schien; dann der leichte Verdienst eines vorhandenen Orgelmannes, und endlich das Glück des „Orgelsteffen und seiner Familie."

„Was hatte es denn damit für eine Bewandtniß?" fragte ich neugierig.

„Wenn's Euch drum zu thun ist, diese Geschichte zu hören," sagte der Spießmann, „so will ich sie Euch erzählen, und wir können grad' sitzen bleiben, wenn es Euch darum zu thun ist, auf dem Flecke zu weilen, wo sie sich zutrug. Dies Haus war der Schauplatz merkwürdiger Begebenheiten. Könnten diese Wände reden, Ihr würdet noch mehr erfahren, als ich Euch sagen kann.

„Als ich noch klein war," fuhr er fort, „und noch bei meiner Mutter lebte, die eine Wittwe war und mit

Eiern und Butter nach Diez marketenderte, da war dies Haus hier nur ein Hüttchen, das ein schweres Strohdach drückte, dessen Vordertheil in der Mitte weit über eine Holztreppe vorsprang, deren Podest Raum zu einer Bank und dem Sitzplatze mehrerer Personen bot. Hier im Hofe stand ein Veldenzerbirnbaum, dessen Krone weit über das Häuschen hinausreichte, der alle Jahre Birnen trug und mir darum erinnerlich ist, weil er einst der Grund war, daß mir der alte Hannes, der damals hier wohnte, das Kamisol am Leib ausklopfte, daß kein Stäubchen drinnen blieb. Daß das vom Birnenmausen kam, könnt Ihr Euch denken, denn es liegt so in der Buben Art. Das Hüttchen war baufällig und der alte Hannes hatte kein Geld, es zu bauen. Meiner Six, wenn der Wind ging, wurde es ordentlich höflich und machte Diener vor ihm, daß man meinte, es wolle den Hut, nämlich das Dach, lüften oder gar abthun, um ihn zu begrüßen. Das geschah auch hernachmals bei einem Gewitter wirklich, und den Orgelsteffen, der es damals bewohnte, bekam dadurch die Ursache, dies hübsche Haus aufzubauen.

„Wie gesagt, in dem Hüttchen wohnte der alte Hannes und sein Kind, das hübsche Mariechen. Der Hannes war arm wie Hiob, von dem in der Schrift zu lesen ist. Sein Alles war dies Hüttchen, ein Äckerchen und sein Mariechen. Ihr könnt mir's aber aufs Wort glauben, in dem Mariechen besaß der alte Mann einen Reichthum. Eine bessere, treuere und

gehorsamere Tochter, eine sittigere Jungfrau und ein schöneres Weibsbild gab's nicht. Selbst des Pastors Köchin und die Hebamme, die alte Liselath, stimmten darin überein, und an wem die zwei ein gut Haar ließen, der mochte von Glück sagen.

„Solch ein Mädchen hätte sollen mehr Freier haben, als Strohhalmen auf dem Dach, aber sie war arm. Es war halt damals gerade wie heutzutage auch; hat eins Geld und Gut, so mag's häßlich sein wie Lea, bitterbös wie Sirach's Frau gewesen sein muß, der so viel von bösen Weibern redet, und arg wie Jesabel, dabei mag sie einen guten Ruf haben oder nicht, kochen können oder nicht, flicken können oder nicht, sie kriegt doch ihren Mann; ein armes Mädchen, und wenn's ein Engel wäre, bleibt sitzen, bis Anne Tubak. Ich weiß es noch recht gut, wie alle Burschen nach Mariechen lugten, mit ihr tanzten und kosten — aber damit war's am Ende. Liebhaber hätte sie genug haben können, aber Nehmer fand sie nicht.

„Damals lebte im Dorf ein lediger Bursch, der Steffen hieß. Es war ein gar sauberer, schöner, kräftiger Bursche. Er hatte keine Seele mehr, die er sein nennen konnte, saß miethsweise, kochte sich selbst, und wenn er auf einen Baum stieg, so war unter ihm auf der Erde nichts sein Eigen. Das hätte Nichts gethan, wär' er nur kein Lüftling gewesen, der Alles, was er verdiente, wieder durchbrachte. Er dachte gar an keine Zukunft und an kein Alter.

„Es geht manchmal seltsam in der Welt. In diesen Steffen verliebt sich das gute Mariechen, und er in das Mariechen. Der alte Hannes zog Anfangs die Stirn in Falten, aber als er sah, wie der Steffen auf einmal ein anderer Mensch wurde, da hatte er Nichts mehr dagegen. Das machte sich freilich auch erstaunlich schnell, und doch so still und heimlich, daß es Niemand merkte.

„Hatte früher einer zu dem Steffen gesagt: Heirathe! du wirst dann ordentlich, wenn dich eine Frau handhabt und ranschirt; sie bringt dich in Räson, denn so kommst du in Ewigkeit zu Nichts weiter, als daß du ein Lump im Alter bist, wie du einer in der Jugend warst, da hat er sich geschuttelt, als ob es ihm kalt wäre und schuckerte, und hat gesagt: Will so keine Baßgeige, die die ganze Lebenszeit brummt. Das könnt Ihr mir aber glauben, lieber Herr! daß für jeden Mensch so einmal das Stündlein kommt, wo der letzte Vers vom fröhlichen Junggesellenlied verklingt und der Ehestandschoral anhebt. So ist's dem Steffen auch ergangen, als er einmal bei dem alten Hannes und dem Mariechen auf der Holztreppe saß. Er hatte dem Mariechen in die blauen Augen zu tief hineingeguckt. Kurz, er war behext, rein behext; aber, wollte Gott, die Hexerei hätte allemal solche Wirkung.

„Der Wirth fragte: Ist der Steffen todt? Ich seh' ihn ja nimmer.

„Arbeitete er im Taglohn, und das that er jetzt

mit regem Fleiße, so bracht' er Abends das Geld seinem Mädchen und sagte: Mariechen, heb's auf! Es gibt Hausrath! Sagte sie dann: du mußt doch auch für ein Schöpplein am Sonntag in der Tasche haben, oder für ein Packetlein Tabak! so sagte er: dein alter Vater trinkt Wasser, da müßt' ich junger Kerl mich ja doch schämen, wollt' ich Wein trinken. Was aber das Packetlein Tabak betrifft, so komm' ich zu dir, wenn meiner all verraucht ist. Hätte das einer früher gesagt, so würde es mit dem Steffen werden, so würde Jeder ihn ausgelacht haben. Nun war's so, und die Liebe war die Hexe, die das fertig brachte. Da ging's, wie's in dem alten Liede heißt:

„Die Lieb' hat mich zum Mann gemacht,
War gar ein leichter Knab';
Nun lachen mich die Buben aus,
Weil ich geheirath't hab'."

„Aber die Buben hörten auf zu lachen, weil der Steffen ein Muster eines braven Menschen wurde, und ich habe zwei glücklichere Brautleute nie gesehen, als Steffen und Mariechen. Doch, lieber Herr, wie nahe liegt das Leid der Freude!

„In acht Tagen sollte Hochzeit sein. Da ging der Steffen nach Limburg, wo sein Pathe wohnte, der Schuster Siegfried, ein respectabler Mann. Den wollte er zur Hochzeit laden, wie's üblich ist. Nun diente in Limburg ein guter Kamerad vom Steffen, der führt

ihn ins Wirthshaus, um ihm Gutes anzuthun. Die Beiden plauderten und tranken, und tranken und plauderten, und Beiden ging das Herz auf wie eine Dampfnudel. Es wurde Abend und sie saßen noch, wo sie sich hingesetzt, aber die Zungen waren schwer, die Augen stier, die Haltung wackelig. Der Wein war ihnen in den Kopf gestiegen, daß sie nicht mehr wußten, ob sie Buben oder Mädchen seien. Das merkten kaiserliche Werber, die in Limburg Station hatten; denen steckten die beiden Prachtkerle in der Nase. Wie's zuging, weiß kein Christenmensch; aber am Morgen des folgenden Tages waren Beide angeworben, jammerten, weinten, riefen laut, sie seien betrogen — aber das half Alles nichts. Sie werden fortgeschafft, weit, weit in das Türkenland, wo's damals blutig herging.

„Von Mariechen's Leid will ich nicht reden. Ihr mögt's Euch denken. Sie trauerte wie um einen Todten. Hab' nie mehr ein roth oder blau Band an ihr gesehen. Aber sie wurde nur noch schöner, als sie so bleich und traurig aussah. Ihr Vater starb auch bald. Nun war das arme Kind alleine. Damals warben viele um sie, selbst wohlhabende Bursche, weil sie gar so brav und gar so schön war; aber sie hat keinen angehört. Sie wollte ihrem lieben Steffen treu bleiben, dessen Heimkehr sie allezeit hoffte. Ja das Hoffen hält das Herz frisch; aber hier war's doch über die Gebühr. Es kam kein Brief, keine Botschaft, und fünf Jahre schlichen hin in Weh und Leid, und Steffen kam nicht.

„Im sechsten Sommer saß einmal Abends Mariechen auf der Treppenbank. Da kam ein Mann daher, der hatte eine Drehorgel anhangen und einen Stelzfuß von Holz. Er trug einen großmächtigen Hut, wie ihn die Mäuse- und Rattenfallenhändler aus Ungarn tragen, die bei uns herumziehen, und den hatte er in die Stirne gezogen, daß man das Gesicht nicht sehen konnte, und sah auch unter sich wie ein Hinkelvieh. Darauf fängt er eine gar traurige Weise zu spielen an und singt ein Lied dazu, das von einem Soldaten handelt, der wiederkehrt in die Heimat und Niemand kennt ihn mehr. Sein Lieb ist eines Andern Weib und die Seinen sind alle todt. Der letzte Vers (denn ich hab' das Lied viel hundertmal gehört) schloß mit den Worten:

„Du Feindesblei, warum, warum
Flogst du an mir vorüber?
Mein letztes Hoffen ist vorbei,
Wär' nun gefallen lieber!
Grabt mir ein Grab zur letzten Ruh',
Und decket mich mit Erde zu —
Ich mag nun nicht mehr leben!"

„Da hat weinend das Mariechen die Arme ausgebreitet und gerufen: Ich bin ja treu geblieben! Du sollst nicht sterben, mein Steffen!

„Da stand schnell die Orgel an der Erde, der Schlapphut flog weg und er lag an der treuen Brust; aber der Stelzfuß blieb, denn sein eigner Fuß lag auf

dem Schlachtfelde bei den Türken. In dem Österreich heißt es heute noch: ein junger Soldat, ein alter Bettler. An eine Pension, wie's bei uns ist, war nicht zu denken. Aus den letzten Resten seiner Kriegsbeute hatte er sich die Orgel gekauft, und sich, nachdem er geheilt und hergestellt war, herausgeorgelt. Wie er aber durch das Mariechen sparsam geworden war, so bracht' er viel erspartes Geld mit.

„Willst du mich denn noch, mich armen Krüppel? fragte er mit Weinen — und das Mariechen drückte ihn immer fester an ihre treue Brust und konnte nicht reden. Das war aber Antwort genug, und nach vier Wochen war sie seine glückliche Frau, und dem Steffen that der verlorne Fuß gar nicht mehr leid. Ich sag's Euch, lieber Herr, die Zwei haben gelebt mit einander wie die Engel im Himmel, und als ihnen Gott ein Töchterlein bescheerte, da war ihr Glück vollkommen.

„Der Steffen konnte freilich nicht mehr arbeiten, allein er zog mit seiner Orgel umher. Das war damals noch etwas Neues hier zu Land, und er verdiente grausam viel Geld und erwarb sich ein hübsches Vermögen, kaufte sich einen Acker nach dem andern, und als ein Wettersturm das Dach von seinem Hüttchen warf, da baute er dies Haus. Freilich reichte sein Geld nicht zu: allein er bekam zu Dietz mit Freuden gelehnt, denn Jedermann achtete ihn, und hatte ihn lieb. Es dauerte auch nicht gar lange Jahre, da war die Schuld abbezahlt und alles freies Eigenthum. Ihr mögt wohl denken,

daß das Beispiel reizte. Seitdem zogen viele Elfer in den Schwarzwald, wo gar geschickte Leute wohnen, die solche Orgeln machen, kauften sich dergleichen und machten's dem „Orgelsteffen" nach, und so sind die Leute so daran gekommen, mit den Orgeln herumzuziehen. Es ist ein leichter Verdienst. Bei Vielen heißt's aber auch: Wie gewonnen, so zerronnen. Ihr wißt, es geht so in der Welt.

„Mein Spießmann war aus dem Text gekommen. Wie es bei alten Leuten zu gehen pflegt, so hatte er den Faden verloren und schien seine Geschichte abbrechen zu wollen. Und doch mußte mehr noch dahinterstecken nach seiner eigenen Äußerung. Ich war nicht im mindesten geneigt, so leichten Kaufs meine Beute fahren zu lassen.

„Ist denn damit Eure Geschichte aus, Kumpeer Spießmann?" fragte ich.

„Aus? Nein!" erwiederte er; „aber ich merke, ich habe die Spur verloren. Nun ja, Ihr habt recht! Als das Mechthildchen, so hieß des Steffen und Mariechen's Kleines, sieben Jahre alt war, fing das Mariechen zu kränkeln an, und nach einem Jahr, als im Herbste die Blätter fielen, da deckten sie ein frisches Grab, darin ihr treues Herz ruhte.

„Ach, Herr, das war ein Leid, daß sich ein steinern Herz hätte erbarmen mögen! Der Steffen wollte sich gar nicht trösten lassen. Seine Orgel bauten die Spinnenweben zu, und es sah gerade darnach aus, als

sollte sie verstummen und das bewegliche Lied von dem zum Krüppel geschossenen Soldaten kein Herz mehr rühren. Er mochte von der Musik nichts mehr hören; aber der Mensch denkt's und Gott lenkt's.

„Das Mechthildchen war ein Kind wie ein Engelchen. Wenn's so fortginge, wie es den Anschein hat, so wurde sie noch einmal so schön als ihre Mutter.

„Damals war in Els ein Schulmeister, der aus Böhmen stammte, wo die Menschen mit einer Geige auf die Welt kommen und die Kinder schöner weinen sollen, als sie hier zu Lande singen. Der war rein geckig mit der Musik. Verstand's aber auch aus dem FF. Er unterrichtete die Bauernbuben in allen Instrumenten, denn er konnte sie alle spielen und noch einige mehr.

„Der Schulmeister war ein treuer Mensch, und hing an dem Orgelsteffen wie eine Klette im Haar, und hatte, da er selber ohne Frau und Kinder war, eine wahre Affenliebe für das kleine Mechthildchen.

„Hört 'mal, Steffen, sagte er eines Tages zu ihm, als er wieder bei ihm saß und Steffen ihm klagte, die Noth zwänge ihn, wie auch das Herz ihm blute, wieder orgeln zu gehen, in dem Kind da steckt eine Sängerin, wie die Mara eine war, die ich einmal in Wien gehört, da ich noch im Orchester mitgeigte. So ein Talent darf nicht untergehen. Ich unterrichte und bilde das Kind aus, und es kostet Euch keinen Heller. Geht in Gottes Namen orgeln. Glaub's, daß Ihr durch Eurer

lieben Frau Krankheit etwas zurückgekommen seid. Es war eine schwere Zeit für Euch, aber Gott hilft wieder.

„Was soll ich aber mit dem lieben Kinde machen? rief Steffen, und die hellen Thränen rannen ihm über die Wangen. Ohne das Kind kann ich nicht sein, und es mitnehmen, macht mir Bedenken.

„Gar keins, Steffen, sagte der Schulmeister. Wenn so ein kleiner Engel das Geld einsammelt, so wett' ich hundert gegen eins, Ihr kriegt zwanzigmal so viel, als wenn Ihr's selber hübet.

„Der Schulmeister hatte recht. Nach drei Monaten kam der Steffen reicher als je heim ins Dorf. Nun bat er den alten Schulmeister, er solle zu ihm ziehen in sein Haus; das that der aber nicht, versprach indessen, dem Kind allen Unterricht zu geben, und hielt auch redlich Wort.

„Das Kind wurde ein Wunder an Schönheit und Klugheit. Es kam wenig zu den Kindern auf die Gasse. Dafür erbte es auch ihre Unarten nicht. Es hatte so etwas Ernstes in seinem Sinne, gar nicht lustig und toll, wie andere Mädchen dieses Alters. Der Schulmeister ließ dem Steffen nicht Rast noch Ruhe, bis er nach Mainz ging und dem Kind eine Harfe kaufte, denn die war des Schulmeisters höchstes.

„Das ist das königliche Instrument, hab' ich ihn oft sagen gehört, dazu David seine Psalmen sang und des Königs Saul böse Grillen vertrieb.

„Auf der Harfe unterrichtete er nun Mechthilde und

im Gesang, und ich kann's Euch sagen, so etwas zu hören, war eine Rarität. Man meinte absolut, man hörte die Engel im Himmel harfeniren und singen. Gar oft hab' ich's gehört, und mir ist dann Abends aller Schlaf vergangen, während ich sonst mit den Hühnern auf die Stange zu hüpfen pflege. Wie schön sie war, als sie zur Jungfrau reifte, davon habt Ihr keine Vorstellung. Ich sag' Euch, die Leute blieben verdutzt auf dem Wege stehen, wenn sie vorbeiging. Alle Burschen liefen ihr nach. Wenn sie in den Bädern spielte und sang, war sie von jungen Herren belagert; aber das Mädchen hatte eine Art, die Leute im Respect zu erhalten, die eben kein Mensch begriff. Sie war nicht stolz, und doch meinte man, sie wäre eine Königstochter, und keiner wagte es, keck oder frech zu sein. Ihr Ruf war so rein wie der klare Quell, wie frischgefallener Schnee, wie der blaue Himmel im Frühling.

„Die schöne Mechthilde kannte Jedermann, bewunderte Jedermann und, was mehr ist als Alles, achtete Jedermann wegen ihres fleckenlosen Wandels. Da war denn Niemand glücklicher, als der Schulmeister, wenn er so ihr Lob vernahm und wenn er so mit ihr spielte; ein leiblicher Vater kann sein Kind nicht lieber haben, als er sie hatte. Die Winterszeit war seine liebste. Dann war Steffen und Mechthilde zu Haus und dann wurde von Morgens bis Abends musizirt. Der Steffen nahm auch seine Orgel nicht mehr mit, sondern verkaufte sie an des Michel's Hannpeter, der nun mit

derſelben herumzog. Mechthilde ſpielte und ſang, und das trug Euch ein Geldſpiel ein, das könnt Ihr Euch gar nicht verſtellen.

„Die ſchöne Mechthilde mochte ſo ihre neunzehn Jahre alt ſein, da kam ſie einmal im Herbſt heim und war Euch ganz verändert. Das war damals, als die Franzoſen den Krieg anfingen und das linke Rheinufer nahmen. Sie war ſo ſtill und traurig. Sie ſang nur traurige Lieder, und es kam gar nicht ſelten vor, daß ſie Thränen in den Augen hatte.

„Ich dachte, gib Acht, es iſt bei ihr, wie es in dem ſchönen Liede heißt, das ſie ſo unvergleichlich ſingt: „Haſt du was Liebes, und darfſt es nicht lieben?“

„Da hatte ich das rechte Punktum getroffen; aber da ich die Geſchichte genau kenne, ſo muß ich Euch erſt etwas Anderes erzählen, das mit der Geſchichte der ſchönen Mechthilde von Els in ganz genauer Verbindung ſteht.

„Wenn Ihr lange vor der Zeit, in der Napoleon mit unſerem Deutſchland ſpielte und Könige machte nach Herzensluſt, den Main herabreiſetet, ſo hattet Ihr nicht ganz in der Mitte zwiſchen Würzburg und Frankfurt, auf einer Anhöhe, ganz nahe bei einem reizend gelegenen Städtchen, ein Landhaus geſehen, wie es nur ein reicher adeliger Herr zu haben pflegt. Es waren Gärten, Treibhäuſer und Weinberge dabei, ſo ſchön, als man ſie nur irgendwo in dem geſegneten Lande finden mochte.

„In dem Landhauſe wohnte ein Herr von Walsdorf,

ein reicher Mann aus Sachsen. Er hatte bei seinem Landesherrn eine hohe Stelle gehabt, war aber, wie es bei den hohen Herren so zu gehen pflegt, in Ungnade gefallen, und da war's Knall und Fall all mit der Herrlichkeit, und es hieß: Pack dein Drehbrett und deine sieben Sachen zusammen und zeug' in ein anderes Land. Wenn einem so ein Tanz aufgespielt wird, vergeht einem das Tanzen, und es ist einem nicht wohl zu Muthe. So ging's dem Herrn von Walsdorf auch. Aber was hilft das Alles? — Er kaufte sich hier das Gut und wollte in stillem Frieden seine Tage durchleben, und dazu hatte er Geld genug und war auch glücklich verheirathet. Er zog nun dahin und brachte seine Frau und zwei Söhne mit, die waren Zwillinge. Es ist ein gar wunderlich Ding mit solchen Zwillingen. Es kommt vor, daß sie sich so ähnlich sehen wie ein Ei dem andern, aber auch wieder, daß sie sich ganz unähnlich sind, und wiederum, daß sie sich so lieben, daß keins ohne das andere sein kann, aber auch, daß sie sich feindlich abstoßen wie Wasser und Feuer. Zum nicht geringen Jammer der Eltern war Letzteres bei den beiden Zwillingsknaben der Fall. Das war ein Katzengebisse, wie man in Els sagt, von Morgens bis Abends, und wo sie aneinander kamen, da ging's, wie wenn Beil und Holz aneinander kommen — es gab Späne.

„Wie manche Thräne hat die gute Mutter geweint, und wie schweres Leid trug der Vater! Der Hofmeister

mußte sein ganzes Ansehen aufbieten, Frieden unter den zwei kleinen Burschen zu halten. Es war aber auch kein Wunder! Der älteste, der Carl hieß, war eine grämliche Natur, was man so einen „Duckmäuser" nennt, ohne daß er darum böse gewesen wäre. Er hielt schon frühe viel auf den hohen Adel und meinte, der Adel sei edleren Stoffes, als die übrigen Menschen; darum er denn auch stolz auf sie herabsah. Der jüngere, Ludwig, war eine frische, kräftige Natur. Frei und offen, keck und trotzig trat er auf. Ihm galt sein Adel nichts. Er konnte aufs Entschiedenste dagegen sprechen, wenn in der Familie auf Etwas die Rede kam, was darauf sich bezog. Carl hatte wenig Talent, aber vielen und ausdauernden Fleiß. Ihm wurde das Lernen schwer; Ludwig war höchst talentvoll, aber ihm fehlte Fleiß und Ausdauer. Er lernte im Fluge, und vergaß im Fluge wieder. Da lagen Elemente des Zwiespaltes, die durch Ludwig's ewige Neckereien eine Bedeutung gewannen, wie sie an sich nicht würden gehabt haben. So entspann sich immer ernster ein Widerstreit dieser beiden Naturen, die den Vater zwang, sie zu trennen.

„Er mochte denken, die Entfernung werde die Herzen sich wieder näher bringen. Das geht ja auch so in der Welt. Ich weiß recht gut, mich zu entsinnen, daß meine Mutter oft sagte, wenn wir Buben uns einmal ein Bischen abwalkten: ihr werdet erst einig, wenn ihr von einander seid. So ist's auch geworden, und als wir uns später, als erwachsene Männer, wieder zusammen-

fanden, ist kein unvergorenes Wort, wie man hier sagt, mehr zwischen uns gewechselt worden. So mocht's der Herr von Walsdorf auch meinen, und stand nicht lange an, es auszuführen, wie sehr auch die Mutter weinte, als sie die Knaben scheiden sah. Den einen that er hierhin, den andern dorthin auf eine gute Lehranstalt.

„In das schöne Landhaus am Main war seitdem das Leid eingezogen. Die Musik war verstummt, und diese allein hatte die Buben einig sein lassen.

„Ich muß Euch sagen," fuhr der Spießmann fort, „daß der Baron ein leidenschaftlicher Musiker war; verstand sie auch wie ein Meister. Er geigte vortrefflich, und an einer sehr seltenen Cremoneser Geige hing sein Herz. Ich kannte diese Geige genau, und sag' Euch, es sang wahrhaftig ein Engel daraus hervor. Hab' manche Fiedel gehört mein Lebtag, aber so eine nie. Der Ton drang einem in die Seele hinein, und nicht selten, besonders wenn darauf ein traurig Stücklein gespielt wurde, sind mir die Thränen in die Augen gekommen. Ihr könnt mir's gewißlich glauben. Sie soll auch, wie ich vom Schulmeister hörte, vom ersten Meister in der Stadt Cremona gewesen sein, und wenn ich den Namen recht behalten habe, so hieß er Amati, doch will ich's nicht für gewiß ausgeben.

„Die Vorliebe für die Musik hat es denn auch so gemacht, daß er den Buben Unterricht geben ließ, sobald sie nur ein Instrument halten konnten. Der Carl bracht's zu nichts, ihm fehlte die Anlage; aber der

Ludwig strich schon früh sein Fiedelchen gar schön. Ihm gab daher der Vater selber Unterricht, und es hat sich daher auch so natürlich gemacht, daß der Ludwig sein Schooßkindchen war und der Carl das der Mutter. Auch das ist so Etwas, was gar oft in der Welt vorkommt.

„Die Mutter fing indeß zu kränkeln an, und nach einem Jahre trug man sie zu Grabe. Die Söhne waren an ihrem Siechbette gestanden, und ihre letzte Bitte war, daß sie in Eintracht leben möchten. Das Leid, das sie ergriffen, ließ dazumal auch keinen Hader aufkommen; aber das Fünklein schlummerte nur, und der Vater mochte es ahnen, daß es nicht lange gut thun werde. Da ihm die Musik nun verleidet war, schenkte er Ludwig seine Geige, und die Beiden zogen wieder in die Ferne.

„So blieb's etwa, bis sie auf die Universität zogen. Auch da trennte sie der Vater. Und das war gut. Der Carl wollte sich zu demselben Berufe vorbereiten, den sein Vater gewählt hatte, und dessen Familie machte ihm, da er in Leipzig studirte, ebene Bahn. Kaum hatte er ausstudirt, so kam er nach Wien zu einem Gesandten, und hatte eine gute Aussicht, einmal ein recht vornehmer, angesehener Mann zu werden.

„Der Ludwig war ein Feuerkopf. Er hatte wenig studirt und viel gegeigt. Er glich seinem Vater darin, daß er mit Leib und Seele an der Musik hing. Ein Amt mochte er auch nicht, das hätte ihn viel zu viel

gefesselt. Es war ein Glück, daß der Alte eben Geld genug geben konnte, denn das Haushalten war Ludwig's Sache nicht. Sein Beutel war für alle seine Freunde offen, und die verstanden das Zugreifen ohne Blödigkeit. Als die Zeit um war, die Ludwig auf der Universität zubringen sollte, schrieb er heim, er wolle nach Italien reisen, um ein rechter Geiger zu werden, und beinebens die Welt zu sehen; wenn er zurückkomme, wolle er mit dem Vater reden, wie er's eben in der Welt machen wolle.

„Der Alte konnte seinem Ludwig nichts abschlagen, und so kam's, daß er wirklich in das wälsche Land ziehen durfte, wo sie so absonderlich geigen sollen, wie der Schulmeister sagte.

„Ihr wißt, lieber Herr!" fuhr der Spießmann fort, „es geht in der Welt nicht nach des Menschen, sondern nach Gottes Gedanken, und die sind meist ganz anders, als die der Menschen.

„So kam denn mit einemmal an den Herrn Legationssecretär Carl von Walsdorf in Wien und an den Herrn Baron Ludwig von Walsdorf in Rom die Nachricht, ihr Vater habe auch, und zwar plötzlich, das Zeitliche gesegnet. Der von Wien war schnell da. Von Rom bis an den Main ist ein weiter Weg.

„Der Tod des alten Herrn von Walsdorf ist in eine schlimme Zeit gefallen. In dem Paris hatten die Franzosen damals einen greulichen Spectakel gemacht, hatten sogar ihren König umgebracht, und darauf, wie

ſie das Ding nennen, das Alles zu Unterſt und Oberſt kehrt, eine Republik aufgerichtet. Ihr, lieber Herr, ſeid zu jung, als daß Ihr Euch das erinnern könntet; aber ich hab's erlebt, und ſag' Euch, es war eine greuliche Geſchichte. Alle Köpfe waren im Fundamente verrückt, auch bei uns. Freiheit, Gleichheit, Brüderſchaft! das waren die Loſungsworte, und ſelten war ein junger Kopf, der nicht ſchwindelig wurde. Der Herr Baron Carl war in ſeiner Ruhe nicht erſchüttert worden. Der hielt am Alten feſt, und ſein Adel war ſein Stolz. Er war auch widerlich hochmüthig, und die Dienerſchaft ſagte: er geberde ſich wie ein Fürſt, und behandle ſie wie Hunde. Er ſchaltete einſtweilen vollkommen als Gutsherr und Selbſtherr.

„Endlich kam Ludwig an. Da war's anders. Der hatte die neue Luft eingeathmet, und in ſeinem Kopfe ſteckten die Franzoſenſtreiche. Er war ein Republikaner. Himmel und Erde! Da kam wieder Feuer und Waſſer zuſammen, und es giſchte und ziſchte! Da gab's Späne! Es war Zeit, daß die Zwei von einander kamen!

„Der Ludwig ſagte: Bruder, über dem Grab unſerer guten Eltern laß uns nicht ſtreiten, am wenigſten um das Mein und Dein. Du haſt das Gut gerne, nimm's! Ich werde dem Amtmann im Städtchen, der ein grundehrlicher, unabhängiger Mann iſt, Vollmacht geben, meine Stelle zu vertreten. Mit dem ſetzeſt du dich auseinander. Mein Vermögen legt er bei einem näher zu bezeichnenden Bankier in Frankfurt an. Leb' wohl!

„Der Abſchied war kalt und Ludwig reiſte ab.

„Carl kehrte nach Wien zurück, heirathete eine reiche adelige Erbin und war ſeelenvergnügt; als aber die Küßwochen vorbei waren, ſah er mit Betrübniß ein, daß er keinen Engel, ſondern ein ſtolzes, herrſchſüchtiges, herzloſes Weib geheirathet hatte. Ich ſag' Euch, er hatte eine Hölle auf Erden. Die Frau drangſalirte ihn, daß er ſchier zu Grunde ging. Sie gebar ihm einen Sohn. Daß er ihn Ludwig nannte, mag Euch zeigen, daß er innerlich ein Anderer geworden, daß er des Bruders in Liebe gedachte. Ja, das Unglück im Hauſe iſt das größte in der Welt, denn es erwacht alle Morgen und ſchläft kaum am Abend ein; es verbittert jeden Biſſen, verpeſtet jede Freude und macht innerlich und äußerlich alt vor der Zeit; aber es iſt oft ein Läuterungsfeuer. Das iſt es auch dem Barone geworden. Daß ihm der Drache von Weib, die unter der Hülle ihrer Schönheit künſtlich ihre miſerable, ſchlechte Natur zu verbergen wußte, bei Zeiten ſtarb, war für ihn und ſein Kind kein Unglück. Er zog ſich von Allem zurück und wohnte am Maine mit ſeinem Kind in der Stille. Damals bin ich oft dahin gekommen und die Dienerſchaft ſagte: Er iſt ein anderer Menſch geworden, ein ganz anderer. Man meint nicht, daß es der Mann wäre, der ſonſt ſo ſtolz und hart war. Wäre jetzt ſein Bruder da, es wäre gewiß beſſer zwiſchen ihnen.

„Aber wo war der? Kein Menſch wußt's, nicht

einmal der Bankier in Frankfurt, denn der hatte ihm Nichts mehr zu ſenden. Es war in vier Jahren Alles nach Paris gewandert, und ſeitdem war keine Kunde mehr von ihm gekommen. Carl forſchte, aber vergebens. Was ich hernachmals erfuhr, will ich Euch erzählen, doch zuerſt noch ſagen, daß der Baron Alles verſuchte, ſeinen Bruder zu finden. Gern hätte er ihm Geld geſendet, um die Noth, in der er leben mußte, zu lindern und ganz aufzuheben. Er war ja reich genug. Freilich konnte er ſich denken, daß Ludwig keine Gabe von ihm annehmen würde. Dafür war er zu ſtolz. Er würde lieber gehungert haben; allein es hätte doch vielleicht Wege gegeben, ihm etwas zufließen zu laſſen, ohne daß er gewußt, woher. Allein das war nichts, weil man nichts von ihm wußte, und in Paris, das hatte der Baron doch herausgebracht, wohl ein Walsdorf geweſen war, der aber eingekerkert worden. Nun wißt Ihr, daß, wer einmal in einem Kerker damals in Paris war, nur noch *einen* Weg übrig hatte, nämlich den zum Tode. Da ſchien's denn, als ſei Ludwig auch dort mit den Vielen, wie man damals hörte, geköpft worden. Das ſtimmte den Baron ſehr traurig, und nur ſein Kind war ſein einziges Gut, das ihm Freude machte. So vergingen Jahre um Jahre. Des Barons Sohn wuchs heran, und er wurde des umgekommenen Bruders innerliches und äußerliches Ebenbild.

„Ludwig iſt damals wirklich nach Paris gegangen, weil er, wie geſagt, von dem Geiſte der Franzoſen

angeſteckt war. Da, wo der Quell war, mußte ja ein Paradies ſein, wo Freiheit und Gleichheit wohnte, dachte er; aber als er dorthin kam, ſah's anders aus. Die Ferne betrügt. Wenn man einen Menſchen von fern nur ſieht, nicht genauer kennen lernt, meint man Wunders, was es für ein Vogel ſei; aber im Schlafwamms und Hauskamiſol ſehen die Leute ganz anders aus. Ebenſo ging's dem Ludwig, der den Baron längſt abgeſtreift und ſich nur ſo leichthin Walsdorf nannte. Er ſagte ſelbſt ſpäter, und ich hab's oft aus ſeinem Munde gehört: wo er die Freiheit geſucht, habe er die roheſte, wildeſte Unterdrückung gefunden; wo er Gleichheit erwartet, da habe er blutiges Zertreten, Unterjochung, Hinmorden, kurz alle Greuel gefunden, die das Blut gerinnen machen in den Adern deſſen, der nur davon hört. Da iſt's ihm gegangen, wie Dr. Martin Luther ſagt: Je näher Rom, je weiter vom Papſte! Da ſind ihm denn die Schuppen von den Augen gefallen, und er iſt nüchtern geworden; aber er war nicht der Menſch, der die Kunſt gelernt, das Maul zu halten, die überhaupt leichter zu lehren, als zu üben. So lang er mit dem Strome ſchwamm, handelte er nach ſeinem Grundſatze: Freiheit, Gleichheit, Bruderſchaft! Die zwei letzten waren für ihn am ſchlimmſten in ihren Folgen, denn die Brüder verthaten ſein Geld. Er war, wie ich Euch ſchon ſagte, kein Haushalter, und ſo ging's wie Spreu im Winde fort, bis er Nichts mehr hatte. Als ihm die Augen auf-

gingen, lärmte er tüchtig. Da faßten ſie ihn und in Numero Sicher ſtopfte man ſein gefährliches Maul.

„Von alle dem Freiheits- und Gleichheitsgelichter in Paris war doch keiner ein treuer Freund. Hätte er nicht einen Deutſchen dort gefunden, der ſich in Treue an ihn anſchloß, er hätte keine Seele gehabt, die ihn liebte.

„Mit dieſem Deutſchen, einem Muſikus aus Bamberg, der in einem Theater in Paris geigte, wurde Ludwig durch deſſen ſchönes Geigenſpiel bekannt. Er hat das oft ſelber in meiner Gegenwart erzählt, und hat die Treue dieſes ehrlichen Menſchen mit großer Dankbarkeit gerühmt. Ludwig wohnte bei ihm, als ſchon ſeine ganze Baarſchaft verſchleudert war, und er wußte es zu machen, daß Ludwig auch als Geiger ſein Brod verdienen konnte; allein der Arm ſeiner blutigen Feinde erreichte ihn doch.

„Der ehrliche Merk, ſo hieß der Deutſche, gab ſich alle Mühe, Ludwig zu retten, aber es blieb umſonſt. Alle Tage ging er zu den Hinrichtungen, um zu ſehen, ob Ludwig darunter ſei, allein er ſah ihn nicht.

„Endlich wurde der Blutmenſch geſtürzt, den Ludwig mit dem Namen Robespierre benannte; die Riegel der Gefängniſſe ſchoben ſich zurück, und das Wort: Freiheit! klang in die Ohren Ludwig's, der ſeinen Tod erwartete.

„In ſeinem Dachkämmerchen ſaß an dieſem Tage der trauernde Merk, und in ſeiner Hand ruhte Lud-

wig's Geige. Da hat er gar traurige Töne gespielt, die wohl dem Andenken des Freundes galten.

„Da öffnete sich die Thür und es trat ein Mensch herein, gehüllt in halbfaule Lumpen. Der Bart hing ihm bis auf die Brust und aus dem bleichen, abgemagerten Gesichte blickten die schwarzen Augen so unheimlich heraus, daß der Merk vor Schrecken schier seine Geige zur Erde fallen ließ.

„Kennst du mich nicht mehr? fragte Ludwig, denn er war es. Ich bin ein von den Todten Auferstandener.

„Da hat der Musikus Merk aufgeschrien vor Freude, denn er erkannte ihn erst, als er redete. Er fiel ihm um den Hals und weinte vor Lust

„Mit der Welt hab' ich abgerechnet, sagte darauf Ludwig. Ich bin geheilt von all meiner Thorheit. Ich habe gebüßt, und Gott ruft mich wieder zum Leben. Nun ist aber das Vergangene für mich begraben. Du hast meine Geige gerettet. Die soll mich nähren.

„Es muß ihm wunderlich in seinem Gefängniß ergangen sein. Niemals hat er darüber geredet; aber ich meinte, es erkannt zu haben, wenn er so dann und wann darauf hintippte. Darauf hat er seinen Namen Walsdorf abgelegt und nannte sich Schneider. In Paris blieb er nur noch so lange, bis er sich so viel erworben hatte, daß er heimreisen könnte. Als dies geschehen war, schied er von dem treuen Merk, der in Frankreich blieb, und wanderte nach Deutschland zurück. Dort wollte er sein Brod durch seine Kunst verdienen,

aber nie mehr mit ſeinem Bruder in irgend eine Verbindung treten. Als Walsdorf war er geſtorben, und als Schneider wollte er fortan leben. Mit wie wenigem man leben könne, hatte er auch im Gefängniſſe gelernt, und alle die hochfahrenden Pläne waren zu nichte geworden, die er wohl früher gehegt.

„Er war mit dem Reſte ſeines Geldes bis Mainz gekommen, wo er in der Auguſtinergaſſe in ein geringes Wirthshaus ging, um da zu übernachten. Schon am Tage vorher hatte er ein Unwohlſein deutlich gefühlt; allein er glaubte, ſeine ſtarke Natur werde es überwinden. Darin hatte er ſich verrechnet. Die Krankheit brach in der Nacht mit aller Heftigkeit aus, und als die Wirthsleute Morgens nach ihm ſahen, redete er irre und lag in brennender Hitze.

„Der liebe Gott hatte ihn zu guten Menſchen geführt. Sie riefen einen Arzt, und dieſer, auch ein Menſchenfreund, nahm ſich ſeiner mit Liebe an. Da er zu ſchwach war, um in das Hoſpital gebracht zu werden, hielten ihn die Wirthsleute. Nach langem Leiden kam er endlich wieder zur Geneſung. Der Arzt fand Gefallen an dem Manne, der mehr wußte, als man hinter ihm ſuchte. Er ſaß manche Stunde bei ihm. Da fand er ihn denn eines Morgens mit ſeiner Violine beſchäftigt. Mit Verwunderung horchte der Doctor vor der Thüre. Solche Töne, ſolches Spiel hatte er bei Ludwig nicht geſucht. Endlich riß er die Thür auf und rief: Ihr ſeid ein Meiſter! Wo

habt Ihr die herrliche Violine her? die ist viel Geld werth!

„Ach, sagte Ludwig darauf zu ihm: sie ist das Letzte, was ich aus meinem Schiffbruche gerettet habe. Sie ist der Anker für meine Zukunft. Nun eröffnete er dem Doctor den Plan, daß er in Mainz Unterricht in dem Geigenspiele geben wolle. Der Doctor bestärkte ihn darin, und bot willigst die Hand dazu, indem er ihm in vielen Familien seiner Bekanntschaft den Unterricht der Söhne erwirkte. So ist es denn gekommen, daß er bald mehr Nachfrage erhielt, als er Tagesstunden zu verwenden hatte.

„Niemand, erzählte mir Ludwig, sei froher darüber gewesen, als seine braven Wirthsleute, die ihn recht lieb gewannen, wie auch er sie. Der Doctor zwar habe ihm zugeredet, ein besseres Zimmer zu miethen, um auch den Vornehmen näher zu kommen; allein er habe kräftig widerstanden und zum Doctor gesagt: Wer mich im Unglücke nicht verlassen hat, wie sollte ich den im Glücke verlassen? — Und so sei er geblieben. Dies Wirthshaus war der Zusammenfluß der Handwerksburschen, Krämer und Musikanten. Absonderlich kehrten dort unsere Elfer ein, und seit Jahren auch der Orgelsteffen, der ein lieber Freund der Wirthsleute geworden war.

„Mit einer wahren Mutterliebe aber hing die Wirthin an der lieben Mechthilde. Ihr war eine Tochter dieses Alters gestorben, und da meinte sie, die Mechthilde sei ihr Kind, zumal sie ihr gliche; sie

habe gerade so treue blaue Augen gehabt, meinte sie, gerade so blonde Haare, sei so sittig und fein gewesen, wie die Mechthilde. Oft soll sie sie mit Thränen in den Augen betrachtet haben.

„Auch gegen Ludwig hatte sie schon oft von dem schönen Mechthildchen geredet, und dem Mädchen solche Lobeserhebungen gemacht, daß Ludwig ganz begierig war, das heldseilige Kind, das eine so seltene Ausnahme von allen Harfenmädchen machte, einmal zu sehen und ihr Spiel und ihren Gesang zu hören, den die Wirthin zu den Engeln erhob.

„Manchmal, wenn auch selten, kam Ludwig Abends in die Wirthsstube herunter, um sich an dem Durcheinander zu ergötzen, das da sich zeigte, wo die vielerlei Menschen zusammen kamen. Eines Abends, es war schon in der Jahreszeit, wo der Winter mit der herbstlichen Zeit um die Herrschaft ringt und Regen und Schnee sich mischen, gepeitscht vom rauhen, oft schneidend scharfen Winde, saß Ludwig in seinem Stübchen und spielte an neuer Musik, die ihm der Doctor, sein guter Freund, gebracht. Es klopfte mehrmals, ehe er es hörte, und auf seinen Ruf steckte die Wirthin ihren Kopf durch die Thür und sagte: Ihr hört und seht wieder nichts, Herr Schneider, und doch wollt' ich Euch sagen, daß das herzige Mechthildchen da sei. Sie hat mich diesmal recht lange auf sich warten lassen.

„Mich auch, sagte Ludwig spöttisch lachend, und legte seine Geige weg.

„Ihr habt mich schon recht gekränkt, rief sie ärgerlich, daß Ihr nimmer glauben wollt, daß dies Mädchen eine Ausnahme von allen Harfenmädchen macht! Ihr wollt auch Alles mit einer Elle messen! Nun kommt mit. Ihr könnt durch die Küche in das Zimmer schlüpfen, und Euch, ohne daß sie Euch sieht, in meines Mannes Sorgen- oder Mittagsschlafstuhl neben dem Kachelofen setzen. Da könnt Ihr einmal aufpassen.

„Lächelnd folgte er ihr und saß bald in dem Stuhle. Dorthin reichte kaum das Licht von den Tischen, die in langer Reihe an den Fenstern hinliefen. Von hier aus konnte man in aller Ruhe dasjenige beobachten, was in der Stube sich zutrug, ohne daß man hätte gesehen werden können.

„An den Tischen saßen Mainzer Bürger: Schneider, Schuster und dergleichen, die ihren Feierabendstrunk hielten; dann verschiedene Gesellschaften von Handwerksburschen, die bereits so viel Branntwein getrunken, daß sie ihrer selbst nicht mehr recht mächtig waren. Mehr zur Seite und näher dem Ofen, der eine starke Wärme aushauchte, erblickte Ludwig einen Greis in gewöhnlicher Kleidung. Eine Ledertasche hing um seine Schultern. Er schien sehr müde und abgemattet. Eine Krücke lehnte neben ihm und einen hölzernen Stelzfuß streckte er weit in die Stube hinaus. Man sah dem Manne auf der Stelle den alten Soldaten an, und Ludwig war nicht in Zweifel, daß dies der Orgelsteffen von Els sei, obgleich er dazumal keine Orgel mehr trug, sondern

nur zu seines lieben Kindes Schutz mitzog. Absichtlich, das konnte er sehen, saß das Mädchen tief im Schatten. Ihre Harfe lehnte in Sicherheit in der dunkeln Ecke des Zimmers, nicht weit von Ludwig's Sitz.

„Er hätte sie wohl gerne sehen mögen, weil die Wirthin ihre Schönheit über die Maßen gerühmt; allein sie drückte sich gegen den Vater und mied das Licht. Plötzlich aber stand einer der Gäste auf, um heimzugehen, und da fiel das ganze Licht auf das schöne Kind.

„Ordentlich betroffen, sagte Ludwig leise in sich hinein: Meiner Treu', die Wirthin hat nicht gelogen! Etwas Schöneres gibt's nicht! Kaum aber war der Gedanke gedacht, so befand sie sich wieder im Schatten, den sie absichtlich suchte. Es war klar, das Mädchen fürchtete die rohen Gesellen. Sie rückten nun Beide dem Ofen näher, denn es fror den Alten gar sehr.

„Vater, sagte sie, ohne daß sie noch Ludwig's Nähe bemerkt, laßt uns auf unsere Stube gehen. Mir wird's bange hier bei den rohen trunkenen Gesellen. Sie sagte das mit ihrer wohlklingenden Stimme so bänglich und ängstlich, daß ein rechtes Mitleid das Herz Ludwig's bewegte.

„Ach, mich friert so, entgegnete der Alte, und droben ist es noch nicht warm genug. Das eiskalte Wetter macht mir halt viel zu schaffen. Du weißt's ja! Laß dir nicht bange sein, ich bin ja bei dir.

„Sie war wieder still; aber Ludwig konnte es ganz deutlich vernehmen, wie sie angstvoll seufzte.

„Nach einer Weile, während welcher die Handwerksburschen immer lauter und unbändiger wurden, hob sie wieder an:

„Mir bangt vor den Menschen!

„Der Stelzfuß sagte: Das ist ja pure Kinderei Du weißt, daß ich mich vor solchem Volke nicht fürchte. Überdies ist ja auch der Wirth zu Hause Da ist Hilfe bei der Hand

„Nein, sagte das Mädchen, er ist, wie die Wirthin sagt, verreist.

„Wenn dir's denn gar zu unheimlich wird, so geh' zur Wirthin in die Küche.

„Ehe aber das Mädchen diesen guten Rath ausführen konnte, hatten die Gesellen ihre Karten weggeworfen, und einer von ihnen taumelte gegen die Stelle, wo Mechthilde saß Sie bückte sich tief, daß er sie nicht sehe

„Allein es war zu spät.

„Warum bückst du dich denn so tief, mein Täubchen? rief er, sie umfassend, laß mich 'mal dein Gesichtchen sehen.

„Mechthilde stieß einen unterdrückten Angstschrei aus.

„Blitzschnell hatte der Alte den Burschen bei der Brust gefaßt und ihn gegen den Tisch mit einer Kraft geworfen, wie man ihm nicht hätte mehr zutrauen mögen.

„Ei, du vermaledeite alte Nachteule! schrie der Mensch, und stürmte mit geballten Fäusten auf ihn an

Der Orgelsteffen stand schon kampfbereit mit seiner hochgeschwungenen Krücke da.

„Laß das Mädchen in Ruhe! donnerte er ihm zu, oder meine Krücke streckt dich zur Erde.

„Was fällt dir ein, alter Invalide? höhnte der Bursche, sich langsam nähernd, um ihm die Krücke zu unterlaufen. Meinst du, ich ließe mir das gefallen, ohne deinen Kahlkopf gehämmert zu haben? Und das Mädchen soll ich in Ruhe lassen? Sieh 'mal an! ein Harfenmädchen und so spröde? das paßt wie eine Faust auf ein Auge!

„Ludwig hatte die Bewegungen des noch nicht völlig trunkenen Burschen beobachtet. Es war offenbar seine Absicht, mit seinem Schwatzen den Alten irre zu machen, und dann seinen Arm zu unterlaufen. Die Anderen rückten eben auch herzu, an der Geschichte Theil zu nehmen.

„In dem Augenblicke aber, wo der Kerl seinen Plan ausführen wollte, sprang Ludwig hinter dem Ofen hervor, und seine kräftige Faust traf den Burschen so auf den Kopf, daß er zu Boden stürzte.

„Donnerwetter! riefen die beiden Andern und stürzten sich auf Ludwig; allein sie hatten es mit einem Manne zu thun, dessen riesiger Kraft sie nicht gewachsen waren. Ehe sie sich's versahen, lag der eine in dieser, der andere in jener Ecke.

„Schurken! donnerte er ihnen zu. Auf der Stelle verlaßt die Stube, oder ich lasse Euch von der Polizei arretiren.

„Kleinlaut ſtanden die Drei auf, faßten ihre Fellеiſen und ſchoben ſich zur Thüre hinaus.

„Die übrigen Gäſte belobten Herrn Schneider's Art und Weiſe aus vollem Herzen, und der alte Orgelſteffen reichte ihm dankend die Hand.

„Gott vergelt's, Herr! ſagte er. Ihr ward uns ein Retter in der Noth. Ich alter Kerl hätt's doch mit den Drei nicht aufnehmen können.

Die Ruhe war hergeſtellt. Die Bürger ſetzten ſich wieder zu ihren Gläſern, und nahmen ihr Geſpräch wieder auf, während die ſchöne Mechthilde Worte eines tief gefühlten Danks ausſprach.

„Die Wirthin kam nun auch herein und machte Ludwigen mit ſeinen Schützlingen bekannt. Kurzum, nach wenigen Minuten waren ſie im Geſpräch und der Ludwig konnte ſich gar nicht ſatt ſehen an dem bildſchönen Mädchen, nicht ſatt hören an ihrem ſinnigen Geſpräche, obwohl ſie dazu erſt durch die pappelige Wirthin gebracht wurde, die ſich eben ſo geberdete, als ob der Orgelſteffen und Mechthildchen bereits alte Bekannte des Herrn Schneider wären.

„Als nun die Gäſte fort waren und das immer abſcheulicher werdende Wetter keine mehr kommen ließ, ſetzten ſie ſich recht gemüthlich zueinander, aßen zuſammen das Abendbrod, und als das Eſſen vorüber war, ſchlug die Wirthin vor, daß ſie ſich Alle zuſammen nahe an den Ofen ſetzten, um noch ein Weilchen zu verplaudern. Das wurde mit Freuden angenommen.

„Da hat denn Ludwig der Mechthilde sein Bedauern kund gethan, daß ihr so Übles habe begegnen müssen. Sie hat ihn mit den großen schönen und treuherzigen Augen, die sich mit Wasser füllten, angeschaut und gesagt, solche Bitterkeiten seien mit ihrem Gewerbe leider oft verbunden; sie hoffe aber dessen bald überhoben zu sein, da der Vater das Herumwandern aufgeben wolle. Darauf hat der Orgelspielen gesagt: Er sei nun fest entschlossen, daß dies ihr letzter Gang gewesen sein solle.

„Das Mädchen schlug die Hände zusammen, und es war leicht zu hören, daß das: Gottlob! was sie ausstieß, aus tiefem Herzensgrunde komme.

„Wie sich das so im Gespräche macht, so kamen sie auf die Musik, und die Wirthin hat Mechthilde gebeten, sie solle etwas singen und spielen, und der Herr Schneider werde es dann auch thun; sie werde ja dann ohnehin ihre liebe Stimme nicht mehr zu hören kriegen.

„Mechthilde war kein zimperlich Dingelchen, das sich lange ziert und bitten läßt; sie holte ihre Harfe und spielte und sang. Da hat der Ludwig sich sagen müssen: er habe nie und nirgends eine solche Stimme gehört. Ordentlich hat er den Athem angehalten und gehorcht.

„Die Wirthin schaute ihn an, als wolle sie sagen: Gelt, so was hast du noch nicht gehört, und ich hab' doch recht! Was aber dem Ludwig besonders gefiel, das war, daß das Mädchen nur schöne, ernste Lieder

ſang und keine Leierſtücklein und Schelmenlieder, wie man ſie ſonſt hört. Er hat's auch nicht zurückhalten können, ſie von Herzen zu loben, und ſolches Lob hat dem Mechthildchen die Wangen höher gefärbt, zumal nun Ludwig ſeine Geige holen mußte und auch ſpielte wie ein ausgeheckter Meiſter. Da iſt denn die Bahn gebrochen geweſen. Er hat ſie mit ſeiner Geige begleitet, und ſie vergaßen ganz die Zeit und die Mitternacht, die gekommen war. Der alte Orgelſteffen, der ſanft eingelullt war, mußte ſie an's Schlafengehen erinnern.

„Der Abend war von großen Folgen, denn der Ludwig konnte gar nicht einſchlafen, weil er immer das ſchöne züchtige Mädchen vor ſich ſah, und ihre Stimme hörte. Als ihn die Wirthin Morgens zu Geſichte bekam, rief ſie und ſchlug ein Schnippchen dazu: Wer hat recht?

„Sie, Sie, ganz und vollkommen! hat ihr der Ludwig geantwortet.

„Gelt, ſie iſt ein leibhaftiger Engel? fragte ſie wieder, und der Ludwig antwortete: Bei meiner Seele, ja! Und die Wirthin lächelte ſchalkig und ſagte: Ich werde das Mädchen ſchwer vermiſſen!

„Da fragte Ludwig: Iſt ſie denn fort? — und der Frage konnte man's anmerken, wie ſie gemeint war.

„Nein, ſagte die Wirthin; aber wenn Ihr ſie heute noch ſehen und hören wollt, ſo —

„Schickt den Hausknecht zu meinen Schülern! rief Ludwig, und laßt ſagen, heute gäbe ich keinen Unterricht.

Die Wirthin lachte in sich hinein und ging, es zu besorgen.

„Das Wetter war noch immer so rauhlich, daß an ein Fortgehen nicht zu denken war; daher verlebten sie den Tag noch einmal mit einander, und die Wirthin, die sich auf die Augen und Herzen verstand, meinte in ihrem stillen Sinne, zu einer jungen lieben Frau Schneider sei's eben nicht allzu weit. Sie hatte darin auch nicht falsch gerechnet.

„Das Mädchen lag dem Ludwig im Sinne. Niemals hatte eine so auf sein Herz gewirkt wie das Kind von Els in seiner einfachen, natürlichen Art.

„Als endlich die Scheidestunde kam und das Mädchen mit heißen Thränen von der Wirthin Abschied nahm, sagte sie leise in ihr Ohr: Du siehst ihn wieder; er hat dich lieb, du kannst mir's glauben. Da ist sie still an ihre Brust gefallen und hat ihr Gesicht an ihrer Schulter verborgen, und die Frau wußte genug. War auch kein Wunder; denn wenn auch der Ludwig kein Jungbursch mehr war, so hätte ihm denn doch sein Feind zugestehen müssen, daß man nicht leicht einen schöneren, stattlicheren und feineren Mann sehen mochte, als ihn. Die Wirthin war ihrer Sache gewiß und nahm Abschied auf Wiedersehen. Als der Ludwig ihnen Adieu sagte, flüsterte er dem Mädchen zu: Darf ich einmal nach Els kommen? Sie ist da so roth geworden wie eine Essigrose und hat doch gesagt: sie werde ihn mit Freuden wiedersehen. Auch der ehrliche Orgelsteffen

hat ihn ersucht, wenn sich der Weg beträfe, so möge er ihn doch ja besuchen.

„Seit das Mädchen fort war, gefiel's dem Ludwig auch gar nicht mehr in Mainz. Er ist immer in sich gekehrt umhergegangen, und die Wirthin sah es ihm an, daß er über etwas simulire, was er eben noch nicht sagen wolle. Wo es ging, fing sie von dem Mechthildchen zu reden an, und da ist ihm das Herz allemal aufgegangen wie eine Blume, wenn die Sonne darauf scheint. Als ihr Mann heimkam von der Reise, und sie ihm die Geschichte erzählte, lachte der und sagte: Zweierlei steht fest: Jedem schlägt einmal das Stündlein, dem früh, jenem spät, und ihr Weiber könnt das Kuppeln nicht lassen!

„Närrchen, sagte darauf die Wirthin, wenn man selbst einen lieben Mann hat, möchte man's einem lieben Mädchen auch so wünschen. Unglückliche Weiber machen nicht gerne Freiereien. Der Wirth schlug ihr lächelnd auf den Mund und sagte: Dir fehlt's an Gründen niemals! Wollen sehen!

„Wirst's auch sehen, sagte sie. Bis zum Osterfeste haben wir eine schöne Frau Schneider im Haus, und du magst wohl aufpassen, daß du ihr nicht zu tief in die Augen siehst!

„Da hatte sie sich aber doch verrechnet, wie ich Euch, lieber Herr, gleich erzählen werde.

„Als die Sonne im Rheinthale den Winterschnee weggeleckt hatte, und die Schneeglöckchen und Vorwitzchen,

weiß und blau, herausguckten, kam eines Morgens Herr Schneider zu der Wirthin. Er war in Reiſekleidern und ſeine Violine hing an einem Traggurt im ſaubern leichten Käſtchen an ſeiner Seite.

„Wohin?“ fragte ſie.

„Rathen Sie?“ ſagte Ludwig und wurde etwas verlegen.

„Ha! ha! ich weiß es ſchon, kicherte ſie. Nach Eis!

„Sie haben's errathen!“ verſicherte er.

„Hab's lange gewußt, daß es ſo käme, verſetzte ſie, denn ich habe gar gute Augen, und unſereins weiß, wenn es viertelt, wieviel Uhr es iſt. Umſonſt geht Ihr nicht! Hab' dem Mechthildchen auf den Puls gefühlt. Da ſteht's wie bei Euch. Geht in Gottes und aller Heiligen Namen und Schutz! Ihr kommt als Bräutigam wieder!

„Vielleicht gar nicht mehr, ſagte Ludwig.

„Das ſollte mir leid ſein, verſetzte die Wirthin, denn wir ſind ſo an Euch gewöhnt, daß Ihr uns überall fehlen würdet.

„Er drückte ihre Hand und die ihres lächelnden Mannes, und ging, nachdem ſie ihm viele tauſend Grüße mitgegeben.

„Nun muß ich Euch aber ſagen, fuhr der Spießmann fort, wie es hier in Eis ſtand. Ich kam damals täglich in des Orgelſteffen's Haus und bin von Allem Augenzeuge geweſen. Als der Orgelſteffen und das

Mechthildchen zurückkamen, sprach er es fest aus, das sei der letzte Gang ins Land gewesen. Die üble Jahreszeit hatte ihm auch arg mitgespielt und sein Beinstumpf schmerzte ihn über die Maßen, und das wollte nicht wenden und nicht weichen. Hatt's auch nicht mehr nöthig, denn er hatte vollauf zu leben und sein Schäfchen ins Trockne getrieben. Für sein Kind war gesorgt, wenn er auch sterben sollte. Nur das quälte ihn, daß Mechthilde nicht versorgt sei. Der Herr Schneider lag ihm in der Seele. Mir hat er oft hinterm Ofen, wenn wir allein waren, gesagt: Ja, Caspar, wenn der meines Kindes Mann wäre, stürbe ich gern, denn es ist ein feiner braver Mensch, und geigte dir, nein, so was stellst du dir nicht vor! Auch dem Schulmeister erzählte er, und diesem wässerte ordentlich der Mund nach der Extravioline, denn er verstand sich auf den Artikel wie ein Metzger auf die fetten Ochsen.

„Mit dem Mechthildchen war's auch nicht mehr wie sonst. So heiter und fröhlich sie sonst gewesen, so still und traurig war sie jetzt. Manchmal saß sie da, als schliefe und träume sie mit offenen Augen, und wenn man sie anredete, fuhr sie zusammen wie bei heftigem Erschrecken. Ich konnte das Wesen gar nicht begreifen. Ja, ich fand sie selbst manchmal dasitzen, daß sie lächelte gar holdselig und lieb, und es stand ihr doch Wasser in den Augen. Unsereiner verstand das nicht so. Bei uns ist die Lieb' meist fröhlich, und die sich lieb haben, kriegen sich auch. Darum dachte

ich nicht, daß das Liebe sei. War's aber doch. Sie sang und spielte am liebsten traurige Lieder. Sie wurde auch ordentlich bleich in ihrem Leid, und ich war recht besorgt um das liebe Kind.

„Endlich im Frühjahr, ich war damals schon Spießmann, kam Einer von Tietz her, der hatte ein seltsam Kästlein anhängen, ein schöner Mann, der auch städtisch und recht fein gekleidet war. Fragt mich: Spießmann, wo wohnt der Orgelsteffen? Will's Ihm zeigen! sagte ich, und ging mit ihm.

„Wo kommt Ihr denn her? frag' ich so mir nichts, dir nichts; hätt' aber doch gerne gewußt, wer's sei und was er im Schilde führe.

„Von Mainz! sagte er kurz.

„Da geht mir ein Licht auf! — So seid Ihr gewiß der Herr Schneider aus der Augustinergasse, der so schön geigen kann? ruf' ich aus.

„Er blickt mich verwundert an. Woher wißt Ihr denn von dem? fragt er.

„Ei, sag' ich, mein guter Freund, der Orgelsteffen, hat mir gar viel Rühmens und Preisens von Euch dahergemacht. Wenn Ihr der seid, so kommt Ihr recht willkommen.

„Sind sie noch gesund? fragt er weiter.

„So so, la la, sag' ich. Der Alte kreckst an seinem Beinstumpfe seit Herbst, und das herzliebe Mechthildchen ist auch so absonderlich, es lacht und greint in einem Athem, wie das Wetter im April.

„Da hat er gelächelt und hat stillgeschwiegen, und ist fürbaß geschritten. Als wir uns dem Hause näherten, höre ich plötzlich einen Schrei der Freude und sehe Mechthildchen herauseilen. Als sie vor ihm stand, war sie plötzlich ganz verblüfft, erröthete und erbleichte, und schlug die Augen nieder, und konnte kein Wort hervorbringen.

„Da hab' ich Kehrt gemacht, weil ich dachte: du gehörst hierher nicht! Allein das weiß ich, daß große Freude im Hause war, daß der Orgelsteffen vor Freude den ganzen Tag lachte und Mechthilde hüpfte und sprang. Wie der Blitz war auch der Schulmeister da, und nun ging's ans Musikmachen. Da hättet Ihr aber einmal unsern braven Schulmeister sehen sollen! Der zappelte an Leib und Seele vor Lust, als der Meister seine Schülerin lobte, und auch sein Spiel mit vollen Ehren anerkannte.

„Das Ding muß sich schnell gemacht haben, denn Ludwig blieb in Eile, und schon nach acht Tagen verkündigte der Pfarrer das Paar von der Kanzel, und die Hochzeit folgte in der Ordnung nach. Daß sie sehr glücklich waren, brauchte Niemand zu sagen; man sah's mit eigenen Augen.

„Auch darauf kam die Rede, daß sie nach Mainz ziehen wollten; aber der Orgelsteffen sagte: Ach, bleibet hier, daß ich doch einst neben meinem lieben Weibe ruhen kann. Schon seit ihrem Tode kriegt jährlich der Todtengräber ein Trinkgeld von mir, daß er das

Plätzchen neben ihr frei läßt für mich. Bin ich todt, dann steht euch die Welt offen, wenn es euch hier, wo ich so glücklich war, nicht mehr gefällt.

„Da war denn nun weiter keine Rede mehr vom Weggehen, und es kostete Ludwig keine Überwindung. Sie hatten zu leben, und eine Reise, die er mit Mechthild im Sommer machte, brachte erstaunlich viel Geld ein.

„Doch, lieber Herr, sagte der Spießmann traurig, es soll auf Erden kein Stück vollkommen sein!

„Mechthild gebar im zweiten Jahr ihrem Gatten eine Tochter und — starb.

„Von dem Leid im Dorfe könnt Ihr Euch keine Vorstellung machen. Mechthild war Allen lieb gewesen, denn sie war Allen ein Engel gewesen in Leidenstagen. Von dem Leide Ludwig's, ihres Vaters, des Schulmeisters — nein, davon kann ich nicht reden. Seht, es sind nun viele Jahre hin, und doch kann ich alter Mann der Thräne nicht wehren. Der Spießmann trocknete sich die Augen. — Nur das Kind, das ihnen blieb, das ihr Ebenbild war, hielt sie oben. Doch nagte der Wurm so lange an des Orgelspielers Seele, bis er die feinsten Fäden zernagt — er starb.

„Jetzt, hätte man denken sollen, würde Ludwig von dannen ziehen; aber gerade umgekehrt! Er sagte: Hier ist mir jeder Raum geheiligt. Hier bleib' ich. Und er blieb.

„Der alte Schulmeister, den seines Lieblings Tod

ſelbſt bis zum Tode betrübte, war Ludwig's ſtete Geſellſchaft.

„Sie trauerten miteinander, ſie ſprachen miteinander von ihr, und darin fanden ſie ihren gemeinſamen Troſt. Man ſah ſie miteinander ausgehen und, ſobald die Schule aus war, kam der alte Mann in Ludwig's Haus und blieb bis zum ſpäten Abend. Ludwig war nur mehr der halbe Mann. Erſt als ſein Kind heranwuchs, wurde er dem Leben wieder zugewendet. Man ſah ihn wieder einmal lächeln. Von nun an lebte er ganz ſeiner kleinen Mechthilde, denn ſo hatte er ſie in der Taufe nennen laſſen. Und es war, als wolle der liebe Gott ihn recht tröſten, das Kind wurde alle Tage ihr Ebenbild mehr.

„Frühzeitig entwickelte das Kind reiche Gaben, und beſonders eine große Anlage und Liebe für die Muſik. Der Schulmeiſter ſagte: Pflegt dieſe Gottesgabe, es iſt eine ſo ſeltene und ſchöne!

„Das that Ludwig. Zwar brach ihm ſchier das Herz dabei, aber am Ende lindert denn doch die Zeit jedes Weh und der Menſch findet ſich darein. So fand ſich auch Ludwig in ſein Loos und lebte für ſein Kind.

„Ich denke," fuhr der Spießmann fort, „ich kann über eine Reihe von Jahren hinweggehen, in denen die junge Mechthilde zur Jungfrau heranreifte; aber das muß ich Euch ſagen, ſie war noch ſchöner als ihre Mutter, und ihr Geſang, das ſagte der Schulmeiſter, der's verſtand, und der in das Mädchen wie in einen

Spiegel sah, ihr Gesang war noch seelenvoller und kunstgerechter, weil Ludwig selbst ihr den Unterricht gegeben und ihre Ausbildung geleitet.

„Eines Tages sagte der Schulmeister: Hört 'mal, Herr Schneider, es wäre eine Sünde, wolltet Ihr den Schatz, den Euch Gott gab, der Welt verstecken und vorenthalten. In eine Stadt, auf ein Theater wollt Ihr Euer Kind nicht bringen, darin habt Ihr recht; aber bedenkt einmal: wir sind Alle Menschen. Habt Ihr Vermögen genug, daß Mechthilde leben kann, wenn Ihr sterben solltet? Ich habe zwar in Euern Beutel nicht gegnckt, und will's auch nicht; aber es will doch ein Vater sein Kind sicher stellen, wenn er's kann. Darum rath' ich, macht Kunstreisen und gebt Concerte. Ihr seid ein Meister und Mechthilde ist eine Meisterin auf der Harfe und im Gesang. Es wird Geld in Euern Schooß regnen, und Ihr könnt einmal ruhig Euer Haupt auf die Hobelspäne des Sarges legen, wenn Ihr wißt, mein Kind steht sicher in der Welt vor Sorgen und Mangel. Das sagt Euch Euer bester Freund, und der bin ich, das weiß Gott!

„Dies Wort des wackern Mannes schlug durch. Schon im nächsten Frühling reisten sie weg, und bald sagte der Schulmeister: Da haben wir's, wie ich es sagte; die Zeitungen sind voll Ruhmes des Künstlerpaares Schneider, Vater und Tochter. Während unsere Elfer Schnurranten überall auf Jahrmärkten und Kirchweihen umhergeigten, unsere Orgelmänner durchs Land

wanderten, gaben die Zwei ihre Concerte nur in den großen Städten, und das Geld floß ihnen zu, und der Ruhm knüpfte sich an ihren Namen.

„So geschah es denn auch einmal, daß Vater und Kind im Sommer in die schöne Stadt Heidelberg kamen. Bin auch da gewesen, und Euch, lieber Herr! wird sie wohl auch bekannt sein. Der glänzende Ruf ihrer Kunst war ihnen vorausgegangen, und von allen Seiten forderte man sie auf, ein Concert im Schloßgarten zu geben.

„Ludwig ging darauf ein, und ganz Heidelberg war von dem Gedanken erfreut. Am Tage des Concerts strömte Alles, was Leben und Beine hatte, hinauf in die alten Mauern des Schlosses, wo alle Räume so lieblich benutzt sind zum schönsten Garten.

„Ludwig und Mechthilde hatten ihr Plätzchen in dem Gebüsche der großen Terrasse gewählt. Die Menschenmenge wogte umher.

„Plötzlich ertönte das Spiel. Der Vater geigte und zart begleitete die Harfe; dann nahm die Harfe den Vorrang und die Geige begleitete.

„Nun sang Mechthilde, und ihr Vater begleitete den Gesang.

„Herr," sagte der Spießmann, „ich hab's hundertmal gehört, aber ich sag' Euch, man ist im Himmel gewesen. So müssen die Engel im Himmel singen! Hatten nun die Leute vorher schon wie rasend geklatscht und Bravo gerufen — jetzt, als sie geendet, nahm der Jubel und Sturm des Beifalls kein Ende.

„Nicht weit von der Stelle, wo Ludwig und Mechthilde saßen, stand ein Trupp Studenten.

„Einer rief: Die Künstler haben hier kein Eintrittsgeld erheben können, ich denke, wir erheben's für sie.

„So ist's recht, rief ein anderer, und bald gingen die Beiden umher und sammelten, bis ihre Mützen schier überflossen.

„Wir wollen einmal ausleeren, sagte der Erste, und trat in das Gebüsch. Er stand vor Ludwig und Mechthilde; aber er stand da, als ob ihn der Donner gerührt, der Blitz getroffen hätte. Er war keines Wortes mächtig, aber sein Blick flog von dem Mädchen auf den Vater, von dem Vater auf Mechthilde. Was aber das Auffallendste war, auch Ludwig war so betroffen vom Anblicke des Studenten, und Mechthilde sah lachend von ihm auf den Vater, und vom Vater auf ihn.

„Endlich bat in verworrenen Ausdrücken der Jüngling, ihm doch das Geld abzunehmen. Das geschah auch, und ebenso seinem Genossen. Sie eilten hinweg und sammelten weiter, und brachten auch das. Jetzt war der Jüngling schon muthiger, trat aber doch bescheiden zurück, als Mechthilde ihre Harfe stimmte.

„Noch einmal sang sie zur größten Freude der Zuhörer, dann eilten sie hinweg so schnell sie konnten, und so unbemerkt als möglich.

„Welche Ähnlichkeit mit dir, sagte Mechthilde zu ihrem Vater, als sie im Gasthofe waren.

„Es ist ein seltsamer Zufall, versetzte Ludwig kurz, ging aber hinaus und bestellte einen Wagen, und schon nach einer halben Stunde rollten sie zum Thore hinaus gen Mannheim.

„Der Vater war ungemein still heute und Mechthilde auch, denn vor ihrer Seele stand das Bild des schönen jungen Mannes

„In Mannheim gaben sie ein Concert im Theater. Kaum traten sie auf, als Ludwig's und Mechthilde's Auge dem glänzenden Auge des schönen Studenten begegneten, der gerade vor ihnen saß.

„Mechthilde erröthete bei seinem Anblick und Ludwig faltete seine Stirne. Wieder erndteten sie den reichsten Beifall, allein wieder eilte der Vater nach dem Concerte von Mannheim weg, geradezu nach Eis.

„Er wollte sein Kind der Liebe entziehen. Lieber Gott," sagte der Spießmann, „das ist ein eitel Bemühen. Im Liede heißt's nur zu wahr:

„Über Berge und Seen,
Über Flüss' ohne Steg,
Findet heiße Liebe
Von selber den Weg!"

„So viel ist gewiß, das Mädchen hatte in die feurigen schwarzen Augen des jungen Studenten viel zu tief hineingeschaut, als daß sie sie hätte vergessen können. Die Liebe saß im Herzen. Treib' sie da einer heraus. Das bringt niemals einer fertig, und wenn er der Mächtigste wäre.

„Was aber die Ähnlichkeit betraf, die Mechthilde zwischen ihrem Vater und dem Studenten gefunden, die auch den Vater betroffen gemacht, so hatte es damit seine volle Richtigkeit und lag der Schlüssel zu diesem Räthsel darin, daß der Student seines Bruders Sohn war. Das lag eben so: Der junge Walsdorf studirte in Heidelberg. Schon als Kind hatte er viel Ähnlichkeit mit seinem Oheime Ludwig, und die prägte sich mit den Jahren immer deutlicher aus.

„Im Saale daheim hing ein Bild seines Oheims Ludwig. Daran war er mit aller Macht erinnert worden, als der berühmte Geiger Schneider vor ihm stand; allein mehr als diese Ähnlichkeit ergriff sein Herz die wunderbare Schönheit der Sängerin.

„Ganz trunken kam er zu Hause an. Schnell erkundigte er sich, wo sie wohnten; als er aber in den Gasthof trat, sich nach ihnen zu erkundigen, waren sie weg. Er eilte ihnen nach Mannheim nach. Dort hatte er das Glück, sie noch einmal zu sehen, zu hören — aber dann war's alle. Jedermann hoffte auf ein zweites Concert, allein ebenso sehr wurde alle Welt durch die schnelle Abreise der Künstler betroffen. Der junge Walsdorf trug indessen das Bild Mechthilden's im Herzen heim. Er war ein geschickter Maler und hatte es in dieser Kunst sehr weit gebracht. Kaum heimgekehrt nach Heidelberg, schloß er sich ein, ließ keinen Menschen zu sich und malte Mechthilden's Bild, wie er es geschaut. Als er damit fertig war, zeigte er es dem Freunde, der mit ihm das Geld gesammelt. Der

rief voll Erstaunen: Das ist ja die schöne Harfnerin mit Leib und Seele!

„Der besonnene Freund, der Walsdorf's Wesen kannte, sagte zu ihm: Am Ende verliebst du dich in das Bild einer wandernden Harfnerin? Weißt du nicht, daß diese wandernden Künstlerinnen in der Regel nicht viel werth sind. Laß die Possen!

„Walsdorf rief: „Sieh 'mal dies Gesicht und Auge! Erinnere dich des Mädchens, und dann rede, ob du das von der auch sagen möchtest." Laß mir meinen Glauben, daß sie arm und makellos ist. Du nimmst mir ihn doch nicht, so wenig du im Stande bist, sie meiner Liebe zu rauben.

„Und die ist in alle Welt! rief der Freund lachend. Wo willst du sie finden?

„Das weiß ich nicht! rief Walsdorf.

„Darum ist's eben eine Tollheit! sagte der Freund.

„Mit dem Räsonniren wurd's eben nicht anders. Der junge Mensch behielt sein Bild auf der Leinwand und im Herzen, und er forschte nach Mechthilden und hörte, sie sei aus Els.

„Im Herbste kehrte er heim.

„Droben am Maine, wo die Spiegelscheiben des Landhauses des Herrn Barons von Walsdorf ins Mainthal schimmerten, war's in der letzten Zeit gar öd' und still gewesen, denn der alternde Mann wanderte allein in den weiten schönen Räumen umher und trug sein Leid für sich. Zwar galt dies Leid nicht seiner Frau, denn die verdiente es nicht, sondern seinem

Bruder, den die Revolution in Paris verſchlungen hatte. Je älter er wurde, deſto tiefer fühlte er, daß er dieſen Bruder anders hätte behandeln ſollen. Er ſah halt jetzt Alles mit anderen Augen an, und das lag oft ſchwer auf ſeinem Herzen. Stundenlang ſtand er vor dem Bilde des Bruders, und es war ihm, als müſſe er ihn im Bild um Vergebung bitten und ſich mit ihm ausſöhnen.

„Endlich kam der Sohn, und der Vater fühlte, welch ein Glück es ſei, einen tüchtigen, wackern Sohn zu haben.

„Einmal kommt der Alte in den Saal, wo die Bilder hängen, und Ludwig ſteht vor des Oheims Bild in tiefem Sinnen. Vater, ſagt er da zu dem Alten, ich muß dir eine Geſchichte erzählen, die mich oft vor dies Bild meines Oheims führt. Biſt du gewiß, daß er todt iſt?

„Der Alte ſah ſeinen Sohn an und ſagte innerlich bewegt: Wie kommſt du zu der Frage? Leider iſt es eine mir bittere Gewißheit. Genauer, als ich nach ihm in Paris geforſcht habe, iſt's nicht möglich. Obgleich keine volle Gewißheit zu erlangen iſt, ſo bin ich doch vollkommen überzeugt, daß er dort umgekommen iſt.

„Hör' 'mal, ſagte der Sohn, könnte er nicht noch leben? Mein Gott! ruft der Vater aus, wie redeſt du? Glaubſt du es denn?

„Noch eins, Vater, fährt der Sohn fort, glaubſt du, daß er, wenn er arm geworden, zu dir gekommen wäre?

„Nein, Kind, nein, ſagt der Vater; dazu war ſein Stolz, ſeine Selbſtſtändigkeit zu unbeugſam geweſen!

„Sagteſt du mir nicht, er ſei ein ſeltener Geiger geweſen?

„Gewiß, Kind, verſetzte der Vater. Nur wenige Künſtler kamen ihm gleich. Aber was ſoll dein Fragen?

„Nur noch eine, ruft der Jüngling; ſagteſt du nicht, er habe eine Cremoneſer Geige von dem alten Meiſter Amati, die einen Klang von wunderbarer Reinheit habe?

„Auch das iſt ſo, wie ich es dir oft erzählt. Ihr Ton iſt wahrhaft himmliſch, und unter ſeinem Bogen iſt ſie doppelt herrlich. Nun aber rede, warum fragſt du ſo?

„Der Sohn ſetzt ſich nun zum Vater und erzählt ihm das, was er in Heidelberg erlebt. Er verhehlt ihm nicht, wie das Bild des Mädchens in ſeiner Seele lebe; ja, er iſt ganz offen und zeigt dem Vater ſein Bild von Mechthilde.

„Der Vater betrachtet's mit Wohlgefallen und zugleich mit dem Blick eines Mannes, der ein Urtheil hat über die Art und Weiſe des Malens. Dann ſagt er: Es iſt ſeltſam, aber Ähnlichkeiten ſind ſo häufig in der Welt. Obgleich der Klang der Geige und das Spiel des Mannes ausgezeichnet ſein mag, ſo iſt's am Ende doch nur, was tauſendmal ſich in der Welt wiederholt, ein Zufall.

„Ich glaube nicht, daß es einen Zufall gibt, ſagt darauf der Sohn. Der Geiſtliche, der mich confirmirte, lehrte mich an eine Leitung Gottes glauben.

„Zugegeben, ſagt der Vater, aber wie ſoll dein Oheim ein Schnurrant werden?

„Schnurrant? ruft der Sohn aus. Wenn der Geiger ein Schnurrant iſt, ſo gibt's keinen Meiſter mehr! Wär' es nicht möglich?

„Ich ſage nein, mein Kind, darum, weil ich ſeine Spur bis in das Gefängniß, und das galt damals ſo viel als bis auf das Blutgerüſt, verfolgt habe. Da geht die Spur aus, ſagte der Vater und ſeufzte tief. Haſt du denn nicht erforſcht, woher dein Geiger war? fragte er darauf.

„Gewiß erwiederte der Sohn. Er iſt aus einem naſſauiſchen Dorfe, wo viele Orgelmänner zu Hauſe ſind, aus Elz bei Diez.

„Siehſt du! rief der Vater aus, ich habe doch recht. Nein, Ludwig, ſo tief konnte ſich die edle Natur deines Oheims nicht erniedrigen. Das glaube mir. Du kannteſt ihn nicht. Er war ein ſeltener hochherziger Menſch.

„Vater, entgegnete der Sohn, der Mann hatte etwas Edles in ſeinem Weſen. Denke nicht an herumziehendes Geſindel.

„Die ſchöne Tochter beſtach dein Auge, verſetzte der Vater. Schlag dir die Geſchichte aus dem Kopf, und vor Allem laß das Bild des Mädchens aus deinem Herzen. Bedenke, ein Harfenmädchen und du.

„Damit ließ ihn der Alte allein, und der Sohn hat noch lange die beiden Bilder betrachtet. Was aber der Vater warnend geſagt, kam zu ſpät. Das Bild ſtack im Herzen. Indeſſen waren des Sohnes Worte denn doch nicht ſo ganz leer geblieben. Der alte Baron ſann viel nach. Er ſchrieb an einen bekannten Mann

in Dietz, um sich nach dem Musikus Schneider zu erkundigen, und der Brief berichtete, daß Schneider von aller Welt gesondert lebe, ein Ehrenmann sei und seine Tochter eines fleckenlosen Rufes genieße. Ob Schneider jemals in Frankreich gewesen, ob er eine höhere Einsicht habe, als andere Leute seines Gewerbes, das wisse er nicht, schrieb der Mann, weil er ihn seines Wissens nie gesehen; doch spreche der Arzt, der seine Frau behandelt, mit hoher Achtung von ihm und meine, es stecke mehr hinter ihm, als er Wort haben wolle; ferner, schrieb er: habe der Mann früher in Mainz als Musiklehrer gelebt.

„Das warf denn doch Feuer ins Stroh bei dem Baron. Seinem Sohne sagte er nichts; aber er reiste mitten im Winter nach Mainz und blieb acht Tage dort. Der Sohn war unwohl; das sicherte den Vater vor einem Gange, den der Sohn nach Cls hätte machen können.

In Mainz fand er bald den Arzt heraus, der Ludwig dort behandelte und später mit ihm in Verbindung gestanden. Er fand die Wirthsleute, wo Ludwig gewohnt.

„Der Arzt rühmte Ludwig's Bildung, seine musikalischen Talente. Er sagte ihm, daß er eine treffliche Amati-Geige habe, und daß er ihm gesagt, es sei diese Geige das letzte, was er gerettet. Auch wußte der Arzt, daß er in Paris und dort im Gefängnisse gewesen, aber fast durch ein Wunder dem Tod entgangen sei. Im Wirthshaus erfuhr er nur Gutes von ihm. Die

Wirthin pries seiner nachmaligen Gattin Schönheit, Kunst und Sittsamkeit, und erzählte ihm haarklein, wie es mit der Heirath gegangen sei.

„Mit jedem Augenblicke machten diese Umstände den Baron wankender in seinen dem Sohne geäußerten Zweifeln. Seine Unruhe wuchs. Fürs Erste wollte er zu seinem Sohne zurückkehren, und sobald das Wetter es erlaube, nach Els gehen, sich Gewißheit zu verschaffen.

„Der Januar und Februar selbigen Jahres," fuhr der Spießmann zu erzählen fort, „waren erschrecklich hart; doch mit dem März kam der Frühling mit aller Macht und Schönheit.

„Gerade um diese Zeit erhielt der junge Walsdorf einen Brief von dem treuen Freunde, der damals mit ihm das Geld bei dem Concert auf dem Heidelberger Schlosse gesammelt. Er war in Frankfurt und hielt sich etwa acht Tage dort auf. Ludwig eilte dorthin, und schon an demselben Morgen bestieg der alte Baron ein Pferd und ritt nach Els.

„Was ich Euch bisher von dem alten Baron und seinem Sohn erzählt, hab' ich aus guter Quelle," sagte der Spießmann; „was aber nun folgt, kann ich Euch, lieber Herr, wieder als das erzählen, was ich erlebt habe.

„Es war ein gar schöner Frühlingstag, an dem die Sonne mild und freundlich schien, als ich auf dem Bauholz unter der Linde saß und mich sonnte. Am Morgen hatte ich Ludwig oder Herrn Schneider, wenn Ihr wollt, auf dem Wege nach Diez begleitet, wohin

ihn ein Geschäft führte. Ich konnte durch die hellen Fenster Mechthildchen sehen, wie sie dasaß und las, denn der Vater hatte erstaunlich viele schöne Bücher gekauft. Jeden Abend lasen sie vor, und Mechthildchen las selber sehr gerne.

„Da kam ein Herr vom Wirthshause her, der mir ein Forstbeamter zu sein schien. Ich kannte ihn nicht. Er grüßte mich höflich und fragte, wo Herr Schneider wohne. Ich zeigte ihm das Haus. Er sah jetzt das Mädchen und blieb, wie wenn sein Fuß angefesselt wäre, stehen und sah auf sie.

„Ist das vielleicht seine Tochter? fragte er endlich, und als ich die Frage bejaht, ging er langsam auf das Haus zu.

„Mechthildchen war so sehr in ihr Buch vertieft, daß sie nicht wahrnahm, daß der Fremde in das Haus trat. Erst als er anklopfte, legte sie das Buch weg und ging dem Fremden entgegen, den sie anmuthig grüßte. Ich konnte deutlich sehen und hören, was vorging, denn ich stand ganz nahe am Fenster. Der Fremde, als er das wohlgetroffene Bild des Herrn Schneider an der Wand hängen sah, wurde kreidebleich und mußte sich an einem Stuhle halten. Er konnte kein Wort hervorbringen, und das Mädchen stand in großer Verlegenheit vor ihm.

„Ist Ihnen unwohl? fragte sie endlich mit Sorge und sehr liebreich. Bitte, lassen Sie sich im Sessel des Vaters nieder, sagte sie, ihn bei der Hand zu dem Sessel leitend, in den er mehr sank, als er sich setzte.

Sie sagte noch einige Worte der Entschuldigung und eilte dann hinaus, kam aber augenblicklich mit einer Flasche Wein und einem Glase zurück. Sie nöthigte ihn, einige Tropfen zu trinken, und das wirkte, denn Ludwig hatte immer guten Wein im Hause.

„Endlich war er wieder so weit bei Kräften, daß er ihr sagen konnte, er habe ihren Vater sprechen wollen, und sei von dem Ritte, den er gemacht, so sehr angegriffen.

„Sie sagte ihm, der Vater werde bald zurückkehren. Er möge es sich bis dahin bei ihr gefallen lassen.

„Das nahm er gern an, aber ihre Frage, ob sie ihn mit Speisen erquicken könne, verneinte er. Darauf hat er sich allmählich gesammelt und mit dem lieben Kind in ein vertrauliches Gespräch eingelassen. Da ist ihr denn das liebe Schnattermäulchen, das gar so herzig plaudern konnte, recht aufgegangen, und ich dachte, wenn auch der Vater noch lange ausbleibt, Langeweile haben die Zwei nicht. Ich konnt's an dem Tone des Herrn hören, wie er Wohlgefallen an ihr fand. Endlich sagte er, da die Harfe in der Ecke stand: Sind Sie musikalisch? Die Harfe ist ein in unseren Tagen selten gewordenes, aber stets mein Lieblingsinstrument. Dürft' ich Sie bitten, etwas zu spielen und vielleicht auch zu singen?

„Sehr gern, sagte Mechthildchen, und eilte zu ihrer Harfe. Erst spielte sie, daß einem das Herz im Leibe lachte; dann sang sie eins ihrer schönsten Lieder. Herr, ich hab' sie oft singen gehört, aber so mein Lebtag

nicht! Das Waſſer iſt mir in die Augen gekommen, während ich auf der Bank vor dem Hauſe ſaß, und das Herz in mir hat gepocht, als wollt's heraus. Wie mochte es wohl dem Herrn drinnen geweſen ſein? Das konnt' ich aber auch hören, daß er, als ſie geendet, ausrief: Herrlich, herrlich! und zu ihr trat und ſie in tiefer Bewegung auf die Stirne küßte.

„Das Mädchen war ordentlich bleich geworden, ſo hatte das auf ſie gewirkt. Da rief ſie plötzlich: Der Vater! Ich blickte auf und ſah Herrn Schneider feſten Schrittes daher kommen.

„Mechthilde eilte ihm entgegen.

„Vater, ſagte ſie, es iſt ein Herr da, der dich erwartet.

„Wer iſt es denn? fragte er gleichgiltig.

„Ich kenne ihn nicht, ſagte ſie, aber es iſt ſeltſam, der Mann iſt ſo bewegt, ſo innerlich erſchüttert. Dann und wann hat er Thränen in den Augen — ich weiß gar nicht, was ich davon halten ſoll. Jedenfalls muß er dir ſehr nahe ſtehen, denn er ſchlägt keinen Blick von deinem Bilde.

„Gott im Himmel! rief Ludwig aus, wenn's mein treuer Freund aus Paris wäre, mein treuer Merck! Er war mit zwei Sprüngen im Zimmer — aber — wie eingewurzelt ſtand er und ſtarrte den Bruder an, den er ſogleich erkannte. Das dauerte aber nur etwa eine Minute, dann riefen Beide zugleich: Bruder! Mein Bruder! und ſanken ſich weinend in die Arme.

„Mechthilde ſtand neben den Männern, und es

jagte eine Thräne die andere, als ſie ſah, wie ſich die Männer ſtumm umarmten, und wie nun auch aus ihren Augen Thränen perlten. Daß ihr Vater noch einen Bruder habe, das wußte ſie nicht. Nie hatte er davon geredet.

„Endlich ließen ſie ſich los und ſahen einander in die Augen, als wollten ſie ſich auch recht vergewiſſern, ob ſie's ſeien.

„So nahe dem Grabe, finde ich dich endlich, den ich mit Schmerzen geſucht und unter den Todten in Paris glauben mußte! ſagte Carl.

„So iſt's auch, Bruder, ſagte Ludwig darauf; ich war todt, aber ich lebte wieder auf, als ich dieſes Haus betrat. Meine Vergangenheit, Alles, Alles hab' ich damals ins Grab gelegt, um neu aufzuleben, und ich habe gelebt an der Seite eines Engels, der mich nur zu ſchnell verließ.

„So ſei's, ſagte Carl: laß die Vergangenheit für uns Beide todt ſein, ich habe auch eine begraben; aber laß uns nun neu leben, ungetrennt, in Liebe, bis man uns ins Grab legt, und unſere guten Eltern werden ſich droben im Licht ihrer Kinder freuen, die, wenn auch ſpät, erkannten, daß das Leben ohne Liebe eine Hölle iſt, und daß Alles, was die Herzen trennt, Thorheit iſt. Willſt du ſo, Bruder?

„Ja, ſo wahr mir Gott helfe! rief Ludwig, dem die Worte des Bruders in ihrem ganzen Sinne zu Herzen gingen. Und wieder lagen ſie lange und ſtill weinend einander an der Bruſt.

„In ihren Herzen war ausgetilgt die alte Abneigung. Dieser Augenblick hatte jede Kluft ausgefüllt.

„Jetzt erst sah Ludwig seine Mechthilde dastehen.

„Kind, sagte er, ihre Hand ergreifend, nie hab' ich dir gesagt, daß ich noch einen Bruder habe. Ach, uns hatte die Tollheit und Thorheit der Jugend entzweit, und als mich das Elend nackt und bloß auf den Strand warf, da übermannte mich ein arger Hochmuth, der dem Bruder nichts verdanken wollte. Er ist besser, als ich. Er hat mich gesucht, bis er mich fand. Sieh' hier deinen Oheim.

„Mechthilde beugte sich auf seine Hand, sie zu küssen; aber Carl umarmte sie. Ich habe dir schon meinen Segenskuß auf die Stirne gedrückt, du meines Bruders theures Kind; aber du ahntest nicht, wer es that. Nimm jetzt den zweiten! Er küßte sie auf die Stirn und sagte tief ergriffen: Segne dich Gott! Da kniete das Mädchen nieder und die beiden Männer legten betend und segnend ihre Hände auf des Kindes Haupt.

„Herr, da hat's mir das Herz gepackt, rief der Spießmann aus, und wischte sich die Augen, daß ich laut habe weinen müssen. Bei meiner Seele, so etwas hab' ich nie erlebt; werd's aber auch nie vergessen! Jetzt ging's denn an ein Erzählen, und ich denke mir, sie haben das mitgetheilt, was sie, süß und bitter, durchzumachen hatten. —

„Der Baron blieb vier volle Tage, und als er schied, sagte er: Bruder, das waren die glücklichsten

Tage meines Lebens! Ich denke, sie sollen bald wiederkehren. Begleite mich noch ein Paar Stunden! das sagte er mit Nachdruck.

„Als sie allein waren, das erzählte mir Ludwig später, da fing der Baron von seinem Sohn an, und erzählte haarklein Alles, wie es sich gemacht, bis zu dem Bilde, dessen erstaunliche Ähnlichkeit er nun selbst gefunden hatte.

„Deine Mechthilde lebt unaussprechlich in seiner Seele, sagte er. Bruder, wenn unserer Kinder Glück das unsere unerschütterlich gründete? Bruder, sprich!

„Kannst du über Mechthilden's Herkunft wegsehen? fragte zögernd Ludwig, denn die Frage wollte eben nicht recht heraus aus der Brust.

„Carl sagte, hast du vergessen, was ich dir aus des Herzensgrunde kommend gesagt? Ich habe die Thorheit ins Grab gelegt. Ach, sie hat mich um mein Lebensglück betrogen; sollt' ich sie noch festhalten? Wenn das ist, sagte Ludwig, so laß mich dir sagen, daß Mechthilde ihn liebt; daß eben ihr tiefes, trübes Sinnen und ihre heimlichen Thränen, die mich so unglücklich gemacht, darin ihren Grund haben, daß sie keine Hoffnung mehr hatte, ihn je wiederzusehen.

„Da wurden sie denn schnell eins, und beim Scheiden war die Verbindung ihrer Kinder beschlossen; allein sie gelobten sich Schweigen fürs Erste.

„Wenige Tage nach des Baron Carl Heimkehr kam auch sein Sohn von Frankfurt zurück. Er ahnte nicht

des Vaters Reise, und den Dienern war Schweigen befohlen.

„Höre, sagte der Baron eines Tages zu seinem Sohn, ich werde nachgerade alt, und habe nur noch einen Wunsch. Ein Amt brauchst du nicht anzunehmen, und wirst es auch nicht wollen, da du ohne Bürde leben kannst, und in der Verwaltung der Güter eine hinlängliche Beschäftigung findest. Dich glücklich verheirathet zu sehen, wäre mein innigster Wunsch.

„Der Sohn sah ihn fest und ernst an.

„Vater, wenn du mir nicht gestattest, das Mädchen meiner Wahl und Liebe heimzuführen, so geb' ich den Wunsch auf.

„Und wer ist das, mein Sohn? fragte der Alte.

„Du hast ihr Bild gesehen, erwiederte der Sohn.

„Mein Gott! rief der Vater aus, willst du unser Wappen mit Schimpf beladen?

„Soll ich mein Lebensglück einem Adelstolz opfern, so möchte ich es lieber machen wie mein Oheim Ludwig, und den ganzen Plunder hinter mich werfen!

„Ludwig! rief der Vater, das sagst du mir?

„Du hast mich gelehrt, Heucheln und Lügen sei beides entehrend, sagte der Sohn. Ich habe dir mein Herz eröffnet.

„Nimmermehr! rief der Vater.

„So mag man mich als den Letzten des Stammes ins Grab legen! sagte der Sohn, und ging hinaus in den Garten.

Der Vater fand ihn in tiefem, traurigem Sinnen.

„Ludwig, sagte er, begreifst du nicht, daß du einem thörichten Traumbilde nachhängst? Wirst du das Mädchen wiederfinden?

„Sie lebt still in Eis, ich weiß es, sagte Ludwig

„Weißt du aber auch, daß du dich nicht täuschest? Wer sagte dir, daß sie nicht vom Schlage der gewöhnlichen Harfenmädchen ist?

„Vater! rief Ludwig, und er war wie mit Blut übergossen, sage Alles, Alles, was du willst, aber wirf keinen Verdacht auf dies Mädchen! Hättest du ihr in das reine Antlitz geschaut, in das Auge — du würdest roth werden, ehe du das Wort über die Lippen ließest Nein, sage mir das Härteste; mißhandle mich, ich will's still dulden, aber entweihe nicht mit niedrigem Verdachte dieses Mädchen.

„Schwärmerei und Vorurtheil! sagte der Baron und ließ ihn allein.

„Am andern Tage hob er wieder an: Woher weißt du denn, daß sie in der Stille in Eis lebt?

„Ich weiß es, Vater, sagte er, frage mich nicht weiter Wozu mich martern? Gibst du deine Einwilligung zu einer Verbindung mit ihr nicht, so laß auch kein Wort mehr über sie zwischen uns laut werden

„Es ist seltsam, sagte der Vater. Du sprichst, als wüßtest du, daß das Mädchen dich liebe, als ob sie frei und ungebunden sei?

„Daß sie mich liebt, ja, Vater, das weiß ich! rief der Sohn Ihr Blick, ihr ganzes Gebaben hat mir das gesagt

„Es ist eine kühne Behauptung, entgegnete der Alte.

„Du sollst Gewißheit haben, rief Ludwig. Gib mir deine Einwilligung, und Alles soll klar werden.

„Ich selbst will sie kennen lernen, sagte der Baron Laß mir Zeit dazu.

„Da fiel ihm stürmisch der Sohn um den Hals, und fast wäre dem Alten das Herz auf die Zunge gerathen, aber er hielt sich ritterlich.

„Versprich mir, sagte der Alte, daß du keinen Schritt der Annäherung thun willst, und ich will selbst prüfen.

„Das gelobte der glückliche Jüngling; aber er fragte mit bebender Stimme: Vater, wirst du bald hinreisen?

„Ich erwarte einen alten Freund mit seiner einzigen Tochter in diesen Tagen. Wenn sie fort sind, verspreche ich dir, hinzureisen. Dabei lassen wir es!

„Die Worte: „mit seiner einzigen Tochter," fielen dem jungen Walsdorf schwer aufs Herz. Das ist ein Versuch, sagte er zu sich, mich abzulenken. Die Absicht lag zu klar am Tag, als daß er sie nicht hätte erkennen sollen. Und gerade das wirkte so unangenehm auf ihn, daß er auf einen Plan sann, in diesen Tagen zu verreisen. Er fand einen Vorwand und reiste ab.

„Der Vater durchschaute ihn und seine Entfernung war ihm eben Wasser auf seine Mühle.

„Kaum war Ludwig auf acht Tage verreist, als der Baron den Wagen bestieg und nach Els fuhr.

„Dort hatte der Bruder das Mädchenherz auch auf die Probe gestellt, und auch er war lebhaft überzeugt, daß Mechthilde seinen Neffen liebe und jeder andern Verbindung fest entsagen werde.

„Das war eine Freude, als Bruder Carl wiederkam! Die Alten tuschelten heimlich gar viel miteinander; aber Mechthilde hatte gar keinen Gedanken daran, daß dieses geheime Tuscheln ihr und ihrem Glücke gelten könne.

„Schon am andern Morgen sagte der Vater zu Mechthilde: Kind, mein Bruder muß in diesen Tagen wieder heimkehren; wie wär's, wenn wir ihn begleiteten? Du selbst ja doch wohl auch wünschen, den schönen Ort zu sehen, wo dein Vater seine Kindheit theilweise verlebte? Ich denke, wir setzen den alten Spießmann ins Haus und fahren auf ein paar Tage mit ihm!

„Die Freude leuchtete aus Mechthilden's Auge, als der Vater so sprach. Sie ordnete so schnell als möglich Alles, packte das Nothwendigste ein und war schon früh reisefertig. Und deine Harfe wolltest du hier lassen, meine Tochter? fragte der Oheim. Soll ich der Freude entbehren, dich singen zu hören? Du weißt, wie glücklich du mich machst! Sieh, dein Vater packt auch seine Geige ein.

„Blitzschnell war auch die Harfe im Wagen und sie fuhren ab.

„Mechthilde war ganz außer sich, als sie das schöne Landhaus sah und die reizenden Umgebungen, die reiche Aussicht, den schönen Garten.

„Ihr könnt mir's glauben, lieber Herr," sagte der Spießmann, „ich bin auch in meinen jungen Jahren weit in der Welt herumgekommen und hab' manchen Wohnsitz reicher Herren und Adeliger gesehen, aber dem Wohnsitze des Herrn von Walsdorf möcht' ich von allem dem doch nichts vergleichen. Es ist ein Paradies. Man sieht da weit hinauf und eben so weit hinab in das schöne Mainthal, das überall von grünen Bergen umgeben ist. Überall sieht man am Ufer die reichen schönen Dörfer, Flecken und Städte. Vortreffliche Weinberge und gesegnetes Ackerland zieht sich am Ufer und an den Bergen hin. Unsere Gegend ist armselig dagegen, ob's gleich der liebe Gott bei der Austheilung seines Segens auch nicht vergessen hat.

„Ich kennt' mir's recht gut denken, daß es dem Mechthildchen dort wohl gefiel, denn ich war eben dort, als das liebe Kind, da mich der Herr Schneider oder der Herr von Walsdorf, wie er ja doch eigentlich hieß, als Bote hingesendet. Ich hatte ihr viel davon erzählen müssen, aber sie hat's doch, wie sie mir später sagte, noch viel schöner gefunden. Und gar die kostbare Einrichtung des Schlosses! Da hat sie sich die Augen weit gesehen. Was sie besonders anzog, waren die Bilder der Familie.

„Eins aber hatte der Oheim weggethan, nämlich das ihrige, das auch in dem Saale hing. Dazu hatte er gute Gründe. Am längsten und nachdenklichsten verweilte sie bei dem Bilde ihres Vaters, denn das war eben fast in dem Alter gemalt, in dem Mechthilde

ihren Vetter in Heidelberg gesehen. Die Alten thaten, als merkten sie nicht, wie sie immer wieder vor dem Bilde stand und es betrachtete.

„Ach, Oheim, sagte sie einmal, du könntest mir wohl das Bild des Vaters schenken! Es wäre mir ein liebes Gut!

„So? sagte darauf ihr Oheim; gefällt es dir so gut?

„Da wurde sie hochroth und meinte, indem sie ihre Schamröthe zu verbergen suchte, es sei ja ihres lieben Vaters Bild.

„Ach, sagte er, da ist mir doch kürzlich etwas recht Seltsames begegnet. Ich ging in Frankfurt über die Mainbrücke. Da kommt mir plötzlich ein junger Mensch entgegen, ein Student, wie es schien, der glich doch diesem Bilde wie ein Tropfen dem andern. Ich hätte fast laut aufschreien mögen.

„Sie fuhr mit großer Theilnahme herum und horchte auf jedes seiner Worte mit angehaltenem Athem.

„Und du weißt gar nicht, wer's war? fragte sie, aber ihre Stimme zitterte leise bei der Frage.

„Bei dem Gedränge war er mir den Augenblick aus den Augen.

„Sie seufzte.

„Nun, Mechthilde, das Bild sollst du haben, sagte er, und wie eine Überglückliche hing sie an seinem Halse mit heißen Dankesworten.

„Ihr Vater lächelte dazu, obwohl es selten an ihn kam, daß er hier lächelte. Es war ihm immer wehmüthig zu Sinne.

„Eines Abends saßen sie zusammen in einer Laube, die schon mit jungem Grün geschmückt war. Der Abend war so lau und heiter, daß der Oheim bat, sie möge spielen und singen und ihr Vater sie begleiten.

„Kaum hatte der Gesang und das Spiel begonnen, als ein Diener hastig gelaufen kam und dem Baron etwas zuflüsterte.

„Er sprang auf.

„Lieber Bruder, ich bitte dich, sagte er, spiele fort. Es ist eben Jemand angekommen, ich werde gleich wieder hier sein.

„Er eilte weg.

„Sein Sohn war eben zurückgekehrt. Als er ihn herzlich begrüßt, fragte Ludwig: Ist der Besuch noch da?

„Der Vater bejahte. Wir erwarteten dich mit Sehnsucht und da kommst du zu rechter Stunde. Unsere lieben Gäste sind musikalisch und erfreuen mich eben durch ihr Spiel und Gesang. Komm' sogleich mit. Du wirst etwas Schönes hören.

„Der Sohn suchte, wie wir zu Tis sagen," bemerkte der Spießmann, „für einen Kreuzer Ausrede," und meinte, er könne doch so nicht zu den Gästen gehen, wie er eben vom Pferde gestiegen sei; aber der Vater zog ihn mit Gewalt fort. Er mußte folgen.

„Als sie in den Garten traten, sang Mechthilde gerade das Lied, welches sie auf dem Schlosse zu Heidelberg gesungen, und ihr Vater begleitete herrlich.

„Plötzlich blieb Ludwig stehen. Er horchte. Großer Gott, rief er dann aus: was ist das? — Vater, das

sind sie! Das ist die Sängerin vom Heidelberger Schloß und ihr Vater! Se kann Niemand außer ihr singen, so Niemand außer ihm geigen.

„Hast du zu viel Wein getrunken, Ludwig? fragte lachend der Vater.

„Nein, nein! rief er Sie sind's, Vater! Sie sind's! Und mit diesen Worten eilte er auf die Laube zu.

„Es war noch hell genug, die Züge derer zu unterscheiden, die in der Laube saßen, als er sich ihr näherte.

„Ja wahrlich, wahrlich! rief er aus und begrüßte die Beiden.

„Mechthilde war vor freudigem Schrecken keines Wortes mächtig.

„Jetzt trat der Baron herzu. Ludwig, sagte er, sieh hier deinen wiedergefundenen Oheim Ludwig, und hier die liebe Mechthilde, seine Tochter.

„Da flog der junge Mann an des Oheims Brust und mit stürmischer Freude zu Mechthilde, deren Hand er küßte.

„Nun? fragte Mechthild's Vater, hast du dem Vetter nicht einmal einen Kuß zu bieten? Am Ende freust du dich nicht einmal seiner?

„Da war's aus. Ohne weiteres küßte der Vetter den blühenden Mund, und sie war nicht einmal böse darüber, so sehr sie auch erglühte.

„Die Zwei hatten aber nun nur Augen für einander, und Ludwig ließ Mechthilden's Hand gar nicht mehr los, als ob er fürchtete, sie wieder zu verlieren.

„Aber, Vater, bat er endlich, wie hast du sie gefunden? Wie habt ihr Brüder euch wieder erkannt? Erzähle doch, ich bitte!

„Da hat ihm denn der Alte Alles erzählt, was er bis jetzt wissen durfte, und der Abend flog hin mit reißender Schnelle. Endlich mahnten die Alten, und man ging ins Haus.

„Am andern Morgen führte der Oheim Mechthilde in den Saal, wo die Bilder hingen, und wohin er auch das ihrige wieder gehängt hatte.

„Als sie es sah und erkannte, schrie sie laut auf.

„Wie kommt dies Bild hierher? rief sie. Gestern hing es nicht hier.

„Du hast's nur nicht gesehen! sagte er.

„Aber wie kommst du dazu, Oheim? fragte sie.

„Denke dir, erzählte er, da ist vorigen Sommer mein Sohn in Heidelberg gewesen, und hat da eine Sängerin gehört und gesehen, deren Bild ihm im Herzen stecken blieb. Da hat er's denn, da er gut malt, nachdem er in Mannheim das liebe Mädchen wiedergesehen, aus dem Gedächtnisse gemalt. Da du es nun selber sehr ähnlich findest, so ist es ein Beweis, daß er das Bild doch recht lebhaft in seinem Herzen trug. Meinst du nicht auch?

„Während sie in hoher Röthe dastand und die Augen niederschlug, faßte der Oheim ihre Hand und sagte: ich glaube fast, wenn du hättest malen können, du hättest das seine auch so treu gemalt. Nicht wahr?

„Jetzt traten der jüngere und ältere Ludwig ein, und Mechthilde flog an des Vaters Brust.

„Was gibt's denn hier?“ fragte der erstaunt.

„Sein Bruder erzählte Alles.

„Ja, ja, rief der Jüngling, dies Bild trag' ich im Herzen und werd's mein Lebenlang darin tragen.

„Dann wär's am Ende besser, meinte lachend sein Vater, wir legten die Hände der Beiden zusammen, denn deiner Mechthilde geht's gerade so.

„Ist's wahr, Kind?“ fragte der Bruder. Der Jüngling aber hatte schon ihre Hand erfaßt, und die glücklichen Väter segneten den Bund ihrer Kinder.

„Ich bin zu Ende mit meiner Geschichte,“ sagte der Spießmann. „Ihr könnt Euch denken, daß die Hochzeit nicht lange auf sich warten ließ.

„Als das hier in Els bekannt wurde, sagte der alte brave Schulmeister: das hab' ich immer geahnt, daß hinter dem Herrn Schneider etwas anderes steckte, und die Bauern meinten, es sei doch curios, daß sie daran nicht früher gedacht hätten.

„Dem Herrn Ludwig und seiner schönen Mechthilde that's ganz erstaunlich leid, von Els wegzugehen; aber es war nun einmal nicht anders, und so fügten sie sich drein. Der Herr Baron Carl aber hat dem Schulmeister ein Jahrgeld ausgesetzt. Mir hat er ein Häuschen gekauft, und der Wirthsfrau hier, die im Hause des Herrn Schneider diente, als seine Frau starb, und das Mechthildchen auf den Armen trug, schenkte Herr Baron Ludwig das Haus, worin er so lange gewohnt.

„Alle Jahre kommen sie her, und das ist ein Fest für unser Dorf. Die zwei Herren sind nun schon alte Knasterbärte, die kein Puder brauchten, wenn die weißen Haare Mode wären, wie Anno 1780 und da herum, aber sie sind frisch und gesund. Mechthilde aber ist, wenn auch Mutter von sieben Kinderchen, dennoch eine bildschöne Frau, und ihrer Mutter so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Glücklichere Ehegatten gibt's nicht. Ich komme alle Jahre zu ihnen an den Main, und allemal, wenn ich die Liebe und Eintracht der beiden Brüder sehe, die einst so feindselig waren, denke ich an den Spruch der Schrift: „Siehe, wie fein und lieblich ist's, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen; denn daselbst verheißet der Herr Segen immer und ewiglich!"

Damit schloß der Spießmann. Ich dankte ihm und drückte ein Trinkgeld in seine Hand. Der Abend nahte schnell; ich mußte mich eilen, Dietz vor Einbruch der Nacht zu erreichen. Der Spießmann aber rief mir nach: „Wenn Ihr einmal in die Gegend am Maine kommt, wo der Herr Ludwig von Waldorf wohnt, so versäumt's ja nicht, zu ihm zu gehen. Laßt Euch dann die schöne Frau Mechthilde das schöne Lied vom Hohenberger Schlosse singen. Vergeßt aber ja nicht, sie Alle vom alten Spießmanne von Elz freundlich zu grüßen und ihnen zu sagen: er käme bald einmal wieder, die alten Freunde zu besuchen!"

Aus dem Leben eines Vogelsbergers.

Bist du denn bei den Mädchen auch so blöde

Rheinische
Dorfgeschichten.

Wohlfeile Auswahl in vier Bänden

aus den

gesammelten Erzählungen

von

W. O. von Horn.

Zweiter Band.

Mit Illustrationen vom Professor L. Richter.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag

1854.

Kgl. Hof- u. Univ.-Buchdruckerei
Berlin

Gedruckt bei J. D. Sauerländer

Inhalt.

	Seite
Das Maileben. Eine Volksgeschichte aus dem Ahrthale	1
Fragmente aus dem Leben zweier armen Teufel	93
Aus dem Leben eines Vogelsbergers in Krieg und Frieden	137
Die Zweite. Eine Historie	199
Der Freiersmann. Eine Hunsrücker Dorfgeschichte.	241

Das Mailehen.

Eine Volksgeschichte aus dem Ahrthale.

Wenn Jemand eine Reise thut
So kann er was erzählen,
Drum nahm ich meinen Stock und Hut
Und thät das Reisen wählen

Claudine.

Die Eifel ist ein wundersames Land, aber ein armes — das sagte ich mir noch einmal, als die Bergkuppen des Ahrthales mehr und mehr hervortraten und mir Genüsse verhießen, wie ich sie auf meiner Wanderung theilweise entbehren mußte. Auch manche herrliche Stelle hatte ich in der Eifel gefunden; aber es war doch am Ende weniger das Landschaftliche, was meine Theilnahme in Anspruch nahm und fesselte; vielmehr war es die Geschichte der Natur (Naturgeschichte ist ein gar seltsames Wort für das, was wir damit bezeichnen; man kann kaum sich toller ausdrücken, als eine Beschreibung der sogenannten drei Naturreiche eine Geschichte zu nennen, wenn „Geschehen" die Wurzel des Wortes ist), die hier aus uralten Urkunden zu Tage tritt, in Urkunden, die nach Jahrtausenden in dem Archive der Natur nicht vergilbt, nicht zerfallen sind. Was ich so nenne? O, es sind die Krater erloschener Vulkane; es sind die „Maare;" es sind die Lavafelder; es sind die Basalte und hundert andere Zeugen, daß hier im weiten Bereiche das unter-

irdiſche Feuer eine Werkſtätte hatte, wie ſie die bekannte Erde nicht mehr aufzuweiſen hat. Wann? Wer könnte antworten? Als die Römer ihre Landſtraßen hier bauten, klang keine Tradition von vulkaniſchen Erſcheinungen mehr im Volke nach. Alſo weit vor aller Geſchichte, weit vor dem Menſchengeſchlechte war es, als hier die Feuergluth tobte, brauſte, rüttelte, verheerte. Schade, daß hier die Steine nicht reden können. Oft wurde es mir unheimlich in dieſem Bereich einer entſetzlichen Naturgewalt, wenn ſie auch ihre Herrſchaft freiwillig aufgegeben. Übrigens iſt es merkwürdig, daß gerade ſeit den letzten dreißig Jahren Erdbeben in dieſen Gegenden häufiger vorkommen. Sollte die Natur ihre verſchütteten Kanäle wieder aufſuchen wollen? Sollten die alten erloſchenen Krater noch einmal ihre Feuergarben in die Nacht leuchten, ihre Dampfwolken zur Himmelsbläue ſenden, ihre Lava aus ihren Eingeweiden hervorbrechen und dem armen Menſchen ſeine mühſam ihr abgerungene Exiſtenz bedrohen wollen? Die Antwort bleibt aus, aber das Ja liegt ſo wenig außerhalb der Grenzen des Möglichen, als das Nein. Jedenfalls aber können die guten Eifler unſerer Tage ruhig ſchlafen. Hier liegt das Wann ebenſo in dunkler Zukunft, wie das Obige in der Vergangenheit, und wenn einſt dieſe Vulkane wieder arbeiten werden, thut keinem der jetzt Lebenden mehr ein Zahn weh.

Ich war bei dem Tunnel angelangt, den die für das Landeswohl unermüdet ſorgende preußiſche Regie

rung hier durch das mächtige Gebirge getrieben, um die mühe- und gefahrvolle Landstraße hindurch zu leiten. Aus seinem Dämmerlichte heraus tretend, stand ich staunend still. Welch ein überraschender Anblick! Vor mir auf gewaltiger Höhe die mächtigen Burgtrümmer von Altenahr; überall wilde Gebirgsformen, enge Schluchten, herrliche Felsen! Ich war im Ahrthal und begrüßte bald den Fluß, der sich durch die Felsen windet.

Altenahr war erreicht, aber nicht des Tages Ziel. Die Burg Ahre mußte erstiegen, von dieser Höhe mußte die Aussicht genossen werden, ehe die Sonne hinabsank. Ich hatte zu viel davon gehört, um mich durch die drohenden Beschwerden schrecken zu lassen. Ein alter, aber noch rüstiger Mann wurde mein Führer.

Traulich mit dem Volke verkehren, gibt reichen Lohn. O, wie viel Tüchtiges und Treffliches umschließt das tiefe Gemüth des Volkes! Wie viel Poesie liegt da verborgen? Aber unsere Touristen (daß ich mich des Ausdrucks bediene) fürchten, sich zu verunehren, wenn sie sich mit dem Volk einlassen; sie bespötteln und belächeln den kindlichen Glauben, die naive Anschauungsweise, den derben, frischen Ausdruck, und scheu zieht sich das Innere zurück und die edle Stufe ist verdeckt. Ich pfleg' es anders zu halten. Ich plaudere offen, herzlich, freundlich mit den Leuten; ich gehe theilnehmend in ihr Weh' und ihre Last, in ihre Hoffnungen

und Befürchtungen ein; ich leihe ihren Erzählungen gerne mein Ohr und selten geh' ich ohne reichen Lohn von dannen.

So war es auch jetzt wieder diese meine Weise, die mir das volle Vertrauen meines vielerfahrenen Alten gewann. Er war redselig und hielt nichts hinter dem Berge.

Wir stiegen langsam den alten Burgweg hinan; wir arbeiteten uns durch das Gemäuer hindurch; bald trat der ganze Burgplan mit Hilfe der Nachweisen meines Führers vor mein Auge. Es war eine mächtige Burg, an der Jahrhunderte gebaut. Schon von hier aus war die Aussicht in diese wilde Gebirgswelt herrlich; aber mein Führer ließ mich nicht rasten.

„Wir müssen dort auf die Zinne des Berges," sagte er, „wenn Sie eigentlich wissen wollen, warum Sie hier herauf gestiegen sind." Er deutete auf den Kegel, der über uns sich erhob. Torngesträuche und Büsche von Hasel, Ahorn und Eiche bedeckten ihn bis zur Kuppe.

Wir stiegen bergan. Der Alte rauchte sein kurzes Klöbchen dabei und plauderte gemüthlich von vormals und heute. Ich folgte ihm horchend und kämpfend mit den Ranken, die mir immer in die Beine schlugen, wenn der Alte hindurch war. Endlich war die Spitze erreicht.

Aber hier legte der Alte die Hand traulich auf meine Schulter und rief: „Die Augen auf, Herr; denn

ſo was findet Ihr nicht am Rhein und nicht an der Nahe, wo Ihr daheim ſeid!“

Er hatte Recht!

Abgründe umgähnten mich zu allen Seiten, deren jähabſchießende, grauenvolle Tiefe mich faſt ſchwindeln machte. Felszacken ſtarrten überall herauf, ſchwarz, ſchroff, diaboliſch anzuſehen, als wären es Arme des Orkus, die nach dem Kecken griffen, der es wagen wollte, da hinabzuſchauen. Bergkegel überall. Da unten in der Tiefe rauſcht die Ahr durch die zackigen Felſen, bald aufblitzend, bald verſchwindend und immer wieder ſich um die Felſen windend, wie der Ariadnefaden im Labyrinthe. Vierzehnmal ſah ich ihren Silberblick aus dieſem dunkeln Felsgeklüfte herausleuchten, ehe ſie ſich dem Blick entzog. In einer dunkeln Tiefe liegt der Flecken Altenahr und über ihm ſchießt des Kreuzbergs Höhe ab. Wendet man ſich, ſo liegen wieder dieſe wilden Felſen vor dem Auge, nur anders geformt. Flechten hier, dort Buſchwerk, bekleiden ſie kümmerlich. Dazwiſchen zeigen ſich friſchgrüne Reben und in den Schluchten Dörfer und auf den Kuppen ferne Burgtrümmer. Ich war verſunken in dies wundervolle Bild. Mein Alter ſtörte mich nicht im Schauen und Betrachten. War er ſelber ergriffen von dem, was er tauſendmal geſchaut, oder war es der im Volke wohnende Takt, mir den Genuß nicht zu verkümmern? — Als die Betglocken heraufſtönten, zog er ſtille ſeine Mütze und ich meinen Hut und — es haben Zwei

gebetet für sich selbst, für die Brüderwelt, für das zuckende Vaterland, so innig, als es in irgend einem Tempel hätte geschehen können.

Die Sonne ging unter und in der Tiefe wurde es dunkel und dunkler, während hier oben es noch so helle war. Die Abendwölkchen schwammen golden im gluthigen Himmel. Im Westen lagen dicke Wolken; dunkelgrau, wo sie sich über die Berge hoben; schneeweiß in ihren Spitzen, wie die Alpen in ihrem Schnee; aber in jedem Momente wechselten die Tinten. Das Grau wurde Violett; die dunkleren Stellen Purpur, die Schneepfeiler goldig roth und der Westpunkt war flammendes Gold. In jeder Minute änderten die Wolken ihre Formen.

O, ich hätte hier bleiben mögen, bis die Nacht Alles in ihren Schleier gehüllt hätte, aber der Alte sagte: „Wir müssen scheiden, wenn wir nicht den Hals brechen wollen!“

Der letzte Punkt war bedenklich. Wir brachen auf [illegible] nun ging das Plaudern wieder an. Er erzählte mir die Sagen von der Burg Ahre, Geschichtliches, Alles bunt und mährchenhaft durcheinander. Ich hörte ihm gerne zu, denn es lag der ganze Zauber zutraulicher Kindlichkeit auf seinen Erzählungen. Auch auf alte Volksgebräuche und Sitten kamen wir zu reden. Da war es denn die eigenthümliche Sitte des Maileyens, die meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

„Was ist denn das?“ fragte ich, als er den Ausdruck brauchte. Ich dachte mir irgend einen feudalistischen

Rest, der sich in diesen abgeschlossenen Thälern erhalten habe, und äußerte ihm das.

„Behüt' Gott," sagte er. „Das ist's nicht. Ich sehe wohl, bei Euch zu Hause weiß man davon nichts. So muß ich's Euch sagen. Hier herum haben die Jungen (Bursche, Jünglinge) einen Gebrauch aus uralter Zeit, der Mailinnen, Mailehen, Mädchenlehen heißt, und damit hat's folgende Bewandtniß. Ich will's Euch auslegen! Alle Jungen der Orte, die hier herum im weiten Kreis liegen, haben eine Zunft zusammen, die alle Jahr ihren Schultheiß, ihre Schöffen und ihren Schreiber wählt, dem die Anderen willig Folge leisten, und ich wollt's Keinem gerathen haben, der sich dem Spruche, den sie thun, widersetzen wollte; er wär' von aller Lustbarkeit ausgeschlossen. Thut's auch Keiner! Allemal am letzten April, Abends, versammeln sie sich entweder auf einem Berge, oder unter einer Dorflinde zum Mailehen. Sind sie Alle da, so ruft der Schultheiß, um den die Schöffen und ihre Schreiber sitzen, alle Mädchen der Dörfer, die zu der Zunft gehören, mit Namen auf. Er preist ihre Schönheit, ihre Tugenden mit vollen Backen und unter Schnaken und Kurzweil. Ist ein Name genannt und sie gepriesen, die ihn trägt, so wird sie versteigert. Wer am meisten bietet, dem ist sie, und er darf sie als ihren Schatz ansehen; sie ist sein Mädchen, tanzt nur mit ihm während des Jahres, und nur dann mit einem Andern, wenn er es gestattet. Das Geld, das bei dieser Versteigerung zusammen-

kommt, wird an der Kirmeß vertanzt, verjubelt und vertrunken. Die Mädchen, die übrig bleiben, bilden den „Rummel“ und werden im „Rummel“ an einen Jungen versteigert, der bei ihnen Allen das Recht hat, wie der Eine, der sein Mailehen ersteigert hat. Ist das vorüber, so eilen die Jungen, die Häuser ihrer Mailehen mit Maien zu schmücken, und je reicher und kecker das geschieht, desto lieber hat der Jung sein Mailehen.“

„Das mag aber oft eine bunte Wirthschaft geben,“ sagte ich, „wenn Zwei ein Mädchen lieb haben!“

„Kommt auch vor,“ versetzte er, „und ich will Euch nachher eine Geschichte erzählen, die ich erlebt habe; allein in der Regel herrscht Ordnung und der Schultheiß versteht sein Amt. Findet Einer ein Mädchen und einen Burschen, wenn's dunkel ist, bei einander, so darf er ihm den Hut oder die Kappe nehmen, die dann verkauft wird, zur Schande des Pärchen's. Manchmal gibt's auch Prügel mit dem „Schnutholz,“ dem Stocke nämlich, denn „zum Mädchen gehen,“ heißt hier zu Lande: „auf die Schnut gehen.“

„Kommt aber, was jedoch gar, gar selten geschieht, ein Fehltritt vor, dann Adieu! dann wird die Dorflinde, unter der sie ersteigert wurde, als Mailehen — gescheuert; das Pflaster, auf dem sie getanzt, aufgerissen und umgepflastert. Herr, man nimmt's scharf bei uns im Thal, und Gottlob! es steht gut, was Zucht und Sitte betrifft. In der Kirche ist noch ein Stuhl für

gefallene Mädchen und das Häckſel wird ihr zu Neujahr geſtreut und der Strohmann ſteht ſicher an ihrer Thüre."

Wir waren unter dieſem Geſpräche glücklich im Thal angelangt, und ich war tüchtig müde. Der Abend war aber ſo lau und mild; das Mondlicht zitterte ſo ſchön durch die Bäume, die Nachtigallen jubelten an den Büſchen und die Ahr rauſchte ſo eigenthümlich, daß ich gar keine Luſt nach der Wirthsſtube fühlte. Ein Felsblock lud zum Sitzen ein. Ich nahm Platz und mein Alter ſaß raſch an meiner Seite.

„Ihr ſeid mir noch die Geſchichte ſchuldig," ſagte ich. „Es iſt ſo wunderhübſch hier, wollt Ihr mir ſie nicht erzählen? Morgen bin ich ſchon wieder über die Berge, weit weg von hier" Ich reichte ihm eine Cigarre; aber er ſagte: „Behaltet das Ding, ich danke Euch. Mein Stümmelchen iſt mir lieber und die Geſchichte ſollt Ihr hören"

Er klopfte das Pfeifchen aus, ſtopfte aus ſeinem langen Lederbeutel, der, wie er mir ſagte, aus einem Katzenfell bereitet war, weil Katzenfell den Tabak feucht halte, und, als es dampfte, begann er die Geſchichte zu erzählen, die ich hier wiedergebe, wie er ſie mir mittheilte.

I.

Das Waſſer rauſcht, das Waſſer ſchwoll
Ein Fiſcher ſaß daran
Goethe

Der Frühling war heuer früh gekommen. Es war ſchon im April wahrer Sommer und der wetterwendiſche Monat hatte alle die alten Mucken abgelegt, die ihm ſeit unverdenklichen Zeiten und mit Recht und Fug zugerechnet werden. Bis tief in die Nacht hinein war's warm und das Waſſer der Ahr ſo lau wie ſonſt kaum im Juni. Alles war grün und an den Weiden waren die weichen Kätzchen längſt den Blättern gewichen. Die Nachtigallen waren ſchon da und jubelten in den Büſchen am Ufer und von den Bergen klangen hell der Droſſeln Geſänge herab.

Es war Mondſchein und eine laue Nacht lag über dem Ahrthal. Unweit Altenahr war eine Stelle am Ufer, die ſo traulich und einladend war wie kaum eine. Ein dichtes Erlen- und Weidengebüſch begrenzte ein kleines, friſchgrünes Wieſenplätzchen von allen Seiten, daß es nur gegen die Ahr offen war. Das Flußwaſſer lag drüben und auf der Seite des Plätzchens war das Waſſer kaum einige Zoll tief, und zarter Sand bildete ſeine Unterlage. Es war ſo ſtille da, daß man das Springen der Ahrrümpchen *) hören konnte, die zu

*) Cyprinus phoxinus. ein kleiner, fetter, gern gegeſſener Ahrfiſch, der in Salzwaſſer abgekocht, alsdann getrocknet

Hunderten sich in der warmen Fluth herumtummelten. Ganz nahe bei der Stelle saß eine jubilirende Nachtigall; sonst war's stille und die Ahr floß sanft dahin.

An diesem heimlichen Plätzchen saß ein Junge von neunzehn Jahren und flocht eifrig Rumpen für den morgenden Fang, während andere seines Alters schon schliefen oder mit den Mädchen majeten *) und schäkerten oder in Haufen singend durch die Gassen zogen.

Es war ein netter Junge, der so eifrig Rumpen flocht, ein bildhübscher Junge mit frischrothen Wangen, schwarzbraunem Haar und ein paar Augen, die glänzten wie zwei Sterne. Gewachsen war er wie die schlanke Erle am Ahrufer, und mehr als ein paar Mädchenaugen sahen dem frischen Hubert nach, wenn er so schnacks vorüber ging. Manche dachte bei sich: schade, daß der nette Junge so arm ist!

Das war nun freilich nicht zu leugnen. Hubert war einer armen Wittwe Sohn. Sein Vater, ein Fischer und Winzer wie er, war Anno 1770 ertrunken, als die Ahr durch einen Wolkenbruch angeschwollen ein erschrecklich Unheil angerichtet. Er wollte ein Weib retten, das mit den Wellen rang, und ertrank mit ihr,

---

und in kleine Körbchen aus Rinde der Krackweide geflochten, und Rumpen genannt, verpackt und in den Handel gebracht wird. Ihr Fang bildet einen Erwerbszweig armer Fischer.

*) Majen heißt plaudern, kosen.

da sie sich, seinen Arm lähmend, an ihn festgeklammert hatte. Unter der Mutter Thränen, unter Entbehren und Noth war er aufgewachsen, hatte betteln und Bettelbrod essen müssen, bis er arbeiten konnte, und ernährte nun seine alte Mutter als treuer Sohn, und trug sie auf den Händen. Am Tag arbeitete er im Weinberg und Nachts strickte er Netze, flocht Rumpen für den Fang, wenn die Zeit kam, und Körbe zu allerlei Gebrauch in der Zwischenzeit. Darin war er ein Meister; besonders flocht er zierliche Nähkörbchen und Henkelkörbchen für die Mädchen, wenn sie nach Ahrweiler oder sonsthin zu Kauf oder Besuch gingen. Dazu wußte er die Weiden roth, blau, grün und goldgelb zu färben und damit zierliche Muster einzuflechten, daß es eine Lust war, sie zu sehen. Daher kam es denn auch, daß die Mädchen alle Körbchen bei ihm kauften. Einen fleißigeren Jungen, einen stilleren und braveren hatte Altenahr nicht.

Stille saß Hubert da, weil er nicht wollte gesehen oder gehört und in seiner Arbeit gestört sein. Während seine Hände die Weidenschalen, die in Riemen neben ihm auf einem Haufen lagen, zu Rumpen flochten, waren seine Gedanken freilich anderwärts hingerathen, und gewiß dahin, wohin sie am liebsten sich wendeten. Wer's wissen will, dem will ich's sagen.

Des Hubert's armes kleines Häuschen lag am Ende von Altenahr, ganz nah' am Ufer, und die Weiden desselben, recht künstlich zusammengeflochten, bildeten

den Zaun des Gärtchens, das dabei war. Gerade gegenüber lag das Hofhaus des gnädigen Herrn, und da dieser in Cöln wohnte, so hatte das Haus der Hofbauer inne, der Pächter des gnädigen Herrn von Olbrück, und in dem Hause wohnte bei dem Hofbauer und seiner Frau ein Mädchen, sein Töchterlein. Das hatte hellblonde Haare und himmelblaue Augen, in die man hineinsah, so tief, so tief bis in das gute Herz hinab, und zu den beiden schönen Augen kam noch die frische Lippe, die schneeweiße Haut, die rothen Bäckchen, die herrliche Gestalt — kurz — das Mädchen war ein Ausbund von Lieblichkeit. Alle Jungen waren närrisch in sie, wie man zu Altenahr sagt für verliebtsein, was, glaub' ich, auch nicht weit fehlgeschossen ist anderwärts.

Soll's dem stillen Hubert besser ergehen? Ja, da hätte er müssen dreißig Meilen weg sein, und war's doch noch nicht dreißig Schritte; da hätte er das Annchen niemals sehen dürfen — und sah's alle Tage und wie vielmal? — Da hätte er nicht mit der kleinen Hexe plaudern dürfen — und wer konnt's wehren bei solcher Nachbarschaft? Da hätte er nicht mit Annchen gespielt haben dürfen, wie's Nachbarskinder thun — und das war doch die ganze Jugend hindurch geschehen, bis sie alle Beide neunzehn Jahre alt waren. Da hätte das Mädchen nicht, sobald er in dem Gärtchen war, drüben in dem Garten sein; nicht, wenn er seine Kanne an der Ahr füllte, auch drüben die ihre füllen, die Ahr hier keinen Steg haben dürfen, der hinüber und herüber

führte, und das Mädchen nicht hundertmal am Tage: Hubert! und Hubertchen! rufen dürfen. — Da möchte ich den Jungen gesehen haben, der nicht närrisch in das Mädchen geworden wäre, er müßte denn eine Kartoffel gehabt haben, wo Andere das Herz haben, wie man zu Altenahr sprichwörtlich sagt.

Daß aber das Liebhaben nicht bei dem Hubert allein war, wird jeder schon weghaben, der die Mädchenart kennt. Es hätte sich freilich, streng genommen, Manches nicht geschickt, und ich wette meinen Kopf, daß das schöne Annchen einem Andern, auch wenn es ihn aus dem Fundament lieb gehabt, so nicht begegnet wäre. Man muß nur bedenken, daß das von Kindesbeinen auf so war, so mit ihnen groß geworden war, und daß Annchen und Hubert gar nicht anders gegen einander hätten sein können, wenn sie es auch gewollt hätten. Nur in einem Betracht war's doch anders geworden. Wenn das Annchen seit etwa vier bis fünf Jahren Hubert! rief, so sah es sich immer rasch hintennach oder auch vorher um, ob's Niemand höre; wenn sie bei einander an der Ahr standen und plauderten, so mußte es unter dem Schutze der Weiden sein; und wenn er ihre Hand etwa in die seine nahm, wurde Annchen roth. Dennoch waren sie Kinder wie früher, und wenn sie ihn recht erschrecken konnte, war's ihre Lust, und wenn sie ihm hintenher die Augen zuhalten konnte und er gleich Annchen rieth, so hüpfte ihr das Herz in der Brust.

Es ist eine recht kuriose Geschichte mit dem Liebhaben! So lang Zweie Kinder sind, fragt kein Mensch darnach, wenn sie den ganzen Tag, die Schule abgerechnet, mit einander spielen; sobald sie aber zum Abendmahl gegangen sind, soll das Alles aufhören. Da gucken gleich scharfe Augen drauf; da heißt's: es schickt sich nicht mehr! da sagen die Leute: ihr paßt nicht für einander; du bist reich und der ist arm. Dummes Zeug! was fragen die Herzen, die Kinderherzen, nach dem, was sich in den Augen der alten Narren schickt oder nicht? Was fragen sie nach reich oder arm? die Lieb' ist eine Gewohnheit geworden. Jagt sie einmal fort! — Prosit! sie bleibt! —

Drüben im Hofhause war dem Annchen gesagt worden: es schickt sich nicht! der Hubert ist arm und du bist reich!

Hüben in dem Fischerhäuschen sagte die Mutter: „Kind, häng' deine Seele nicht an das herzliebe Annchen. Es ist nicht für dich!"

Die Beiden meinten: das sei alles tolles Zeug, und kümmerten sich nichts darum; aber die Alten waren schuld, daß sie sich nun heimlich sagten: sie hätten sich lieb. Ob das besser war?

Dort also waren jetzt wieder Rupert's Gedanken, während seine Hände Rumpen flochten.

Und warum flocht er um so viel eifriger, als sonst? Das hatte auch seine zureichende Ursache.

Der letzte April war nahe. — Annchen hatte gestern

gesagt, als sie mit ihm bei den Weiden im Garten stand: „wirst du mich als Mailehen steigern? ich will ja mit keinem Andern tanzen, keines Andern Schatz sein!“

Er hatte tief aufgeseufzt. Fünf Gulden hatte er sich erspart; aber was waren fünf Gulden? für das bildhübsche Mädchen gab jeder zehn, und des Krakel's Peter, der so reich war, gab noch mehr; denn er ging ihr auf Schritt und Tritt nach und überall zu Gefallen, sie mochte nun nach ihm sehen oder nicht. Er war kein übler Junge; auch nicht uneben in seinem Thun und Lassen, und jedenfalls der reichste Junge im Flecken. Der alte Krakel machte seine zehn Faß Bleichart, und in guten Jahren noch mehr, hatte die besten Wiesen und Äcker und fuhr mit zwei Gäulen, während Annchen's Vater nur Ochsen im Joch führte.

Alle Mädchen im Flecken hätten mit beiden Händen nach ihm gegriffen; nur Annchen nicht, weil — weil — Hubert trotz seiner Armuth ihr lieber war. Da lag's.

Die Liebe hat kein Gesetz und folgt auch keinem. Sie macht's eben wie der Pastor von Ahrweiler, sagen die Altenahrer, und wenn man weiter fragt: wie macht denn der's? so sagen sie: grad', wie er will! Das ist so eine Redensart, aber sie sagt eben, daß da kein Gesetz gilt. Aber daß sie blind sei, ist doch eines Wegs dumm, denn das Annchen sah recht wohl, daß Hubert hübscher war, als der Peter oder Pitter, wie sie zu

Altenahr ſagen. Der Pitter wollte um jeden Preis das herzige Annchen ſteigern, das hatte er ſchon geſagt. Da dachte der Hubert: ich will mir Geld verdienen — wer weiß — vielleicht krieg ich ſie doch — denn der Pitter war der Sohn des allerſchäbigſten Geizhalſes und — der Apfel war nicht weit vom Stamme gefallen.

Das beſte, was er jetzt thun konnte, war Rumpen flechten und Rümpchen fangen und das Wieſenplätzchen war ſein Eigenthum, und da waren tauſende der kleinen luſtigen Schwimmer. Morgen war Freitag, und der Freitag galt zu Altenahr für einen Glückstag und zum Fiſchen extra, weil es ein Faſttag war, und Fiſche kein Fleiſch ſind nach den Satzungen der Kirche.

Neben Hubert lag ſchon ein hoher Haufen Rumpen und ſein Vorrath von Weiden und Weidenſchalen reichte noch weit. Bekam er die alle voll, ſo war ein reiner Gewinn von zehn Gulden gewiß; dann hatte er fünfzehn Gulden. Das war ein Reichthum, und den wollte er gern für Annchen hingeben, wenn ſie dafür ſein liebes Mailehen werden konnte; auch wenn er hintennach darben mußte!

Der Mond ſchien hell zu ſeiner Arbeit. Droben im Flecken wurde es ſtille. Die Uhr ſchlug eben Zehn.

Da plätſcherte es im Waſſer, als wenn Jemand ſachte heranſchliche. Hubert horchte.

Es wird ein naſchiger Otter ſein, der den Rümpchen nachſchleicht, dachte er bei ſich, und gleich war der

Gedanke da: ich will dir's vertreiben! er warf einen Stein ins Waſſer, daß es platſchte; Alles wurde ſtille.

Dem hab' ich's vertrieben! ſagte er halblaut und lachte dazu. Aber — da patſchte es wieder und näher.

Das iſt ein frecheſ Vieſt! ſagte er und wollte zum Ufer treten; aber wie fuhr er zurück, als er plötzlich die Weiden wegbog, und einen Menſchenkopf vor ſich ſah.

„Bſt!" klang's an ſein Ohr.

„Er ſah ſchärfer, und bald hätte er laut aufgeſchrien — denn mit einem leichten Sprunge ſtand Annchen vor ihm.

„Jeſſemarjoſep!"*) rief er, wie kommſt du daher? Soll ich meine Kapp' verlieren und du deinen guten Namen! Lieb' Annchen, was denkſt du? du weißt, wie ich dich lieb habe — aber —"

„Eine kleine Hand hielt ihm den Mund zu. „Schweig' doch ſtill!" ſagte ſie. „Meinſt du, ich wollte ſo etwas wagen, ohne daß ich vollſtändig ſicher wäre? Siehſt du, ich hab' ein Licht genommen und bin in meine Kammer gegangen; hab's dann nicht ausgeblaſen und gewartet, bis Alles ſtille wurde, dann bin ich hergeſchlichen, um dir zu helfen, und ſie meinen, ich ſei in meiner Kammer. Ich wußte ja, wo du warſt und — warum du Rumpen machſt! Biſt du mir bös,

*) Jeſus, Maria, Joſeph! Ein Ausruf der Verwunderung, des Schreckens und der Freude bei den Bewohnern des Ahrthales.

Hubertchen?“ fragte sie so süß schmeichelnd, daß sie einen Rasenden hätte bändigen können.

„Bös? ach du heilige Mutter Gottes! wie sollte ich das anfangen?“ sagte Hubert. Bange ist mir's ja nur um dich, weil du so gut wie ich weißt, daß der Pitter überall dich belauert. Und wenn der das herausbrächte, so sollten uns alle Heiligen gnädig und barmherzig sein! Er wär's nicht!“

„Still, still!“ rief das liebe Mädchen und saß schon im Grase, hatte Weiden genommen und flocht schon so wacker wie Hubert.

Er blickte, alle Sorge vergessend, auf das liebliche Mädchen und sagte mit einer Stimme, die vor innerer Lust bebte: „Nun seh' ich wohl, wie gut du mir bist!“

„Hast du das noch nicht gewußt?“ fragte sie schelmisch lachend. Ich weiß es schon lang, und ich weiß auch, wer am Annentag die zwei schönen Körbchen, das Nähkörbchen und das Henkelkörbchen, an die Weiden an unsern Wasserschöpfplatz gehängt hat. Du warst's doch nicht gar?“

Hubert lächelte und sagte: „Nein!“

„Du Lügner!“ rief sie. „Es gibt ja nur Einen, der sie machen kann, und das bist du. Nun will ich sie abverdienen mit Rumpenflechten.“

„Da seh' 'mal eins!“ rief Hubert. „Sie weiß, daß ich die Rumpenflechterei hier treibe, um sie zum Mailehen zu kriegen, und sagt nun, sie wolle die Körbchen abverdienen!“

„Du Advocat!“ scherzte sie. „Mit dir komm' ich armes Ding nicht aus. Setz' dich und sei hübsch brav und fleißig, daß wir bald fertig werden.“

So ging das neckische Gespräch fort, bis sie endlich auf das Mailehen zu reden kamen und die Pärchen für einander bestimmten, und zwar durch's ganze Dorf hinauf.

Sich selbst und ihre zweifelhaften Hoffnungen vergaßen sie ganz. Dabei arbeiteten die Hände so rasch, daß, ehe es halb Zwölf schlug, die Weiden alle aufgearbeitet waren. Darauf sprang Annchen auf, schlug Hubert leise auf die Wange, rief: „gute Nacht!“ und war wie der Blitz verschwunden.

Als aber Hubert seine Kappe suchte, war sie fort. Starr vor Entsetzen stand er da. Hat uns Jemand belauscht? fragte er zitternd. Eiskalt rieselte es durch seine Glieder. Er durchsuchte noch einmal rings um Weiden und Gras. Sie war nicht da; sie war entwendet.

Was soll das werden? rief er weinend vor unsäglichem Leid. Ach armes Annchen.

Er schlich endlich durch die Weiden auf den Weg und erreichte mit angstpochendem Herzen sein Häuschen. Da fiel's wie Zentnerlast von seiner Seele; denn auf dem Klopfer hing seine Mütze, die die kleine Hexe, ihn zu necken, ihm weggeputzt hatte und nun hierhin hing.

Ich Tölpel! rief er aus. Das hätt' ich doch wissen

können! wann hat denn das tolle Ding mich einmal ungeneckt gelassen? Aber wart', das sollst du mir schon vergolten kriegen!

Mit den süßesten Rachegedanken im Herzen, schloß er die Thür auf, und da war es ihm, als hörte er halblaut kichern. Wäre nicht eben der Wächter den Flecken herabgekommen, um die Stunde zu blasen und zu singen, ich glaub', er wär' noch einmal über den Steg hinübergeschlüpft.

Früh am folgenden Morgen war Hubert an dem Plätzchen, wo er seine Rumpen geflochten und versteckt hatte. Er trug eine Axt und einige Pfähle, welche er in dem Theile des Bettes der Ahr, wo weniger das strömende Wasser lag und wo ein sandiger Boden das Eintreiben möglich machte, in den Boden einschlug und zwar nahe genug, um oben darauf eine Steinplatte zu legen. Diese war schon in den Weiden verborgen. Sie wurde geholt und darauf gepaßt. Als sie fest lag, ging er heim und setzte sich in das Gärtchen, nahe an den dichtgeflochtenen Weidenzaun, um die Netze und Hamen zu untersuchen und auszubessern.

Wohl hatte er sich nach allen Seiten umgesehen, ob er nicht die liebe Gestalt jenseit der Ahr wahrnähme; aber es blieb stille. Sie ist gewiß im Felde! dachte er, und leise sein Lieblingslied: „so viel Stern' am Himmel stehen" ꝛc. pfeifend, arbeitete er unermüdet und vergaß bald Alles, was ihn umgab, in der süßen Hoffnung dessen, was gestern Abend der schönste Mund gesagt.

Plötzlich traf ihn ein Steinchen und wieder eins. Er ſah um ſich und drüben an der Hecke ſtand das liebliche Mädchen und ſchabte ihm ein Rübchen mit leiſem Lachen.

„Etſch! etſch!“ rief ſie. „Gelt', ich hab' dich einmal geängſtigt? Aber das war dafür, daß du wie eine alte Großmutter mir verhieltſt, daß ich zu dir kam, du Wüſter, und ich wollte dir doch flechten helfen, damit du nicht zwei Nächte dir den Schlaf brächeſt.“

„Warte nur!“ drohte er hinüber.

„Komm', wenn du Muth haſt!“ lautete die Gegenrede keck und herausfordernd, indem ſie die beiden Hände in die Seite ſtemmte und mit ſchelmiſchem Lachen ihn anſah.

In dem Augenblicke lagen Netze und Hamen an der Erde und ſchneller fliegt nicht der Pfeil, von der Sehne geſchnellt, als er über den Steg flog. Als er aber ganz nahe war, klatſchte ſie in die Hände und war eben ſo ſchnell jenſeit des Gartenthürchens verſchwunden.

Dorthin zu folgen fehlte ihm allerdings der Muth, denn des Nachbars Fenſter gingen in den Hof und wie leicht konnte im Hofhaus Jemand zu Hauſe ſein.

Eine Weile ſann er, ob er es wagen ſollte; dann aber ſtellte er ſich unter die Weiden, die auch dort als Zaun dienten. Es blieb Alles ſtille, bis plötzlich der Staubregen einer Gießkanne, der über ſein Haupt hereinbrach, ihn belehrte, wo ſie ſei.

Jetzt reichte ein raſcher Sprung hin, ſie zu haſchen, und ein Kuß war die ſchwere Strafe für alle begangenen Frevel. Es war aber ein Glück, daß in demſelben Augenblicke der Hofbauer mit ſeiner Bärenſtimme: „Annchen!“ rief und ſich nun langſam dem Garten näherte.

Von Hubert war keine Spur mehr ſichtbar und Annchen jätete ſo emſig Unkraut aus, daß ſie bei dem Beete kniete und den Kopf tief herabbeugte.

„Wenn das Unkraut noch ſo klein iſt, daß du dich bücken mußt,“ ſagte er, „ſo laß es größer werden. Sieh' doch 'mal! Jeſſemarjoſep, wie dem Kinde das Blut in den Kopf geſchoſſen iſt! Das kommt aber von dem Bücken. Hör' auf, Kind, und geh' in das Haus; Kind, geh'!“

Während ſich das auf dem linken Ufer der Ahr zutrug, ſaß Einer hinter dem Weidenzaun, dem war das Blut nicht in den Kopf geſtiegen, ſondern aus dem Geſichte gewichen, daß er wie eine Leiche anzuſehen war. Erſt als er aus des Hofbauers Reden entnahm, daß er ihn nicht geſehen, kam wieder Leben in ihn; das Lachen konnte er aber doch nicht unterdrücken, daß der Hofbauer meinte, das Blut ſei dem Kinde vom vielen Bücken in den Kopf geſtiegen. Er wußte es beſſer!

Drüben raſtete der Alte nicht, bis das Kind ins Haus ging und für heute war die Hoffnung verüber, ſie zu ſehen; denn Hubert mußte in die Hecken, der Mutter Holz zu holen und dann an das Fiſchen denken.

Kaum war der Abend gekommen, als er eine Last dürren Reisigs an sein Wiesenplätzchen trug. Auf der Steinplatte mitten im Wasser wurde das Feuer angezündet, dessen helles Leuchten das Rümpchen lockt und die roth getupfte Forelle, und sie sicher in das Netz liefert.

Die Netze wurden gesteckt, das Hebegarn zurecht gelegt und bald begann der Fang.

Das Herz hüpfte in seiner Brust. Jeder Zug war reich und voll. Ganze Bütten voll trug er der Mutter heim, daß sie sie koche im siedenden Salzwasser und sie dann in die Rumpen packe. Wenn er kam mit einer Ladung, war allemal der Vorrath schon gepackt, und er mußte sich wundern über die Thätigkeit der alten Mutter. Er wußte aber nicht, daß eine junge Kraft half., Annchen versteckte sich jedesmal, wenn er kam, und lachte heimlich, wenn er sich über der Mutter Fleiß wunderte. Zeit zum genaueren Forschen, wie das zugehe, blieb ihm nicht, denn es galt und der Fang war reich und manche runde Forelle lag bei den kleinen Rümpchen.

Als er aber zum dritten Mal zu dem Orte zurückkehrte, erschrack er heftig. Sein Feuer war ausgelöscht und die Pfähle umgerissen. Als er noch so dastand, über den Streich der Bosheit nachzudenken, flog ein Stein an seinem Kopf vorüber.

Hubert war wohl eine sanfte Natur, aber sein Blut war heiß. Oft urplötzlich wallte es in ihm auf und dann kannte er sich kaum. Solch ein Augenblick war

jetzt gekommen. Das konnte Niemand anders gethan haben, als Pitter, der Bösfeind, der ihn haßte, weil er wohl merkte, wie's zwischen Annchen und Hubert ſtand, und jetzt ſeine Abſicht, ſich Geld zu erwerben, hintertreiben wollte.

Raſch wie ein Gedanke ergriff Hubert einen der Pfähle und ſprang in die Ahr. Am jenſeitigen Ufer ſprang er durch die Weiden und nicht lange, ſo ſtand er ungeſehen neben dem langen Pitter, der unermüdet nach der Stelle warf, wo er Hubert vermuthete. Wie ein Löwe warf ſich dieſer auf ihn und vor Schrecken gelähmt, lag der lange Unhold am Boden. Zwar nahm er ſeine nicht geringe Kraft ſchnell zuſammen, aber unter Hubert's gewichtigen Streichen mußte er die Flucht ergreifen und das Andenken war geſichert für lange Zeit, das er mit ſich hinwegnahm.

Ruhig kehrte der Sieger zurück, baute noch einmal ſeinen luftigen Feuerherd über das Waſſer, und nach einiger Zeit war der Fang wieder im Gange und faſt noch glücklicher, als vorher. Als die Mitternacht kam, waren alle Rumpen voll.

Müde kehrte er heim und ſetzte ſich zu der Mutter, ihr den Streich des böſen Menſchen erzählend.

„Aber ich habe ihn durchgebläut!“ rief er und die Hand ballte ſich noch im Andenken an den Sieg.

Da ſprang das Mädchen aus dem Stübchen heraus, wo ſie ſich verborgen, und rief: „Das haſt du brav gemacht!“

Wie erſchrack er! Aber wie ſelig ruhte ſein Auge auf ihr! War ſie doch nun ſein ſicheres Mailehen, da er ſo reich im Fang an dieſem Abend geworden war!

Nur die Mutter ſchüttelte bedenklich den Kopf, weil ſie den Pitter und ſein rachſüchtiges Gemüth kannte; aber ſie mochte das Glück der Beiden nicht ſtören und drückte ihre Sorge hinab in das Herz.

II.

Über's Jahr, zur Zeit der Pfingſten,
Pflanz ich grüne Maien dir an's Haus.
Schicke dir aus weiter Ferne
Einen friſchen Blumenſtrauß.
Kommt er nicht, ſo magſt du denken,
Ich käm' ſelber ferne her,
Komm' ich nicht, ſo magſt du glauben —
Daß ich auch geſtorben wär.

Volkslied

Nacht war's geworden an dem Tag, als Hubert gefiſcht und ſo glücklich über ſeinen reichen Fang noch der Freude theilhaftig wurde, ſein Annchen bei ſich zu ſehen. Drüben im Hofhauſe waren Annchen's Eltern bereits zu Bette gegangen und meinten, ihr Kind ſchliefe den tiefen geſunden Schlaf der friſchen Jugend droben im Kämmerlein. Das Elternauge ſchlief nicht. „Trine," ſagte der Hofbauer zu ſeiner Frau, „ich wittre Unrath. Heut' iſt mir etwas Bedenkliches vorgekommen. Als ich aus dem Wingert am Kreuz heimkam, ſtand die Thür auf und Niemand hinten noch vorn. Denk' ich,

wo ist das Kind? Ich rufe, Alles still. Denk' ich, du gehst nach dem Garten, ob's nicht wieder mit dem Hubert plaudert, an den es einmal wie behext ist. Komm' ich in den Garten, heckt's da und jätet Unkraut aus. Denk' ich, ein Kastenmännchen gegen einen Thaler! das ist auch nicht ohne Ursache, nehm' mich aber zusammen und komm' näher. Da glüht das Kind vor Verlegenheit und bückt sich tief, daß ich das Erröthen nicht sehen soll. Hab' gute Augen und die Mannstritte im Pfad waren auch nicht von den Ameisen. Mit Wasser backt man keine Pfannkuchen, denk' ich und sag' dem Kind, es soll aufhören, da ihm das Blut so in den Kopf schieße, und soll das Unkraut größer werden lassen. Sie geht. Stell' dich an den Bienenstand, denk' ich, und wart's 'mal ab. Steh' ich kaum eine Minute da, so raschelt's hinter den Weiden und der Hubert kriecht hervor und schlüpft hinüber. Aha! dacht' ich. Nun weiß ich, wo der Has' im Lager sitzt! Siehst du, so steht's. Die Zwei sind in einander vernarrt und verschamerirt. Was soll draus werden? Der Hubert ist brav — aber ein Lump, und ein Lump soll mein Kind nicht haben und damit hella!"

„Gewiß nicht!" sagte Trine. — Ei so soll dich das Wetter! Wer hätte das denken sollen!" rief sie aus und setzte sich im Bett auf.

„Ich, Trine, ich; denn ich weiß noch, wie ich's mit dir gemacht habe und du mit mir," bemerkte der Hofbauer.

„Man sucht freilich keinen hinter dem Ofen, wenn man nicht selber dahinter gesteckt hat; aber," setzte sie hinzu, „laß die Geschichte und rede von heute"

„Nehm's dem Hubert nicht übel, denn unser Kind ist ein Staatsding, auch nehm' ich's dem Mädchen nicht übel, denn der Hubert ist ein Prachtjung; aber was hilft's? Der Hacke muß ein Stiel gesucht werden. Was denkst du zu dem Pitter?"

„Ich denke," sagte die Hoffrau, „er ist für das Kind der rechte Jung"

„Das denk' ich auch. Gleich und gleich, das klappt," war des Hofbauers Meinung. „Man soll keinen zerrissenen Lappen auf ein neues Kleid setzen und nicht Kupfer zu Gold legen und die Mengefrucht kann ich nicht leiden"

„Dem Pitter sein Vater hat auch schon angeläutet," sagte sie.

„Ja, mit allen Glocken," bemerkte er: „aber ich denke, das Kind hat noch Zeit"

„Zum Kreuz," fiel sie ein.

„Was Kreuz!" rief der Hofbauer. „Bleib mir mit dem Weibergeschmuse vom Leibe. Wenn das Heirathen so ein Kreuz wär', möchten die Mädchen nicht so gerne Männer haben. Halt's Maul davon! Wie denkst du denn, Trinchen, soll ich Ja sagen, wenn er nun wirklich Ernst macht?"

„Wart' erst 'mal das Maileben ab," versetzte sie. „Da muß sich's ja zeigen"

„Still!“ rief da der Hofbauer und richtete sich auch im Bett auf. „Hast du nichts gehört? Die Thür ist gegangen!“

„Du träumst mit offenen Augen wie ein Hase,“ sagte sie lachend.

„Du weißt Alles besser, als andere Leute, und das Mädel hackt dir das Mus auf dem Kopfe, ehe du's merkst. Wer doch so klug auf die Welt gekommen wär'!“

„Ja, ich hab' auch recht,“ sagte hitzig die Frau, „und ich weiß, was ich weiß. Du hast einen Floh im Ohre mit dem Hubert, und nun juckt's dich immer. Ihr Mannsleute hört halt das Gras wachsen!“

„Ein Kastenmännchen gegen einen Thaler!“ rief der Hofbauer aus, „ich hab' recht gehört!“

Drauf stieg er auf, kleidete sich an und schlich sachte hinaus.

Trine lachte über den Esel, wie sie ihn wohl 'mal in Gedanken nannte, und wartete ruhig die Untersuchung ab.

Endlich kam er wieder, warf die Thür ins Schloß, daß Trine im Bett auffuhr, und rief: „Nun, Allerweltsklugheit! wie steht es denn jetzt? die Hausthür ist offen. Denk' ich, mußt 'mal sehen, wie's im Kämmerlein ist. Geh' hinauf, wenn du willst, und sieh, wer mit wachenden Augen träumt! Das Bett ist leer und das Kind ist fort!“

„Was?“ rief die Mutter und sprang in einem Ruck aus dem Bett. „Du wirst mich doch nicht narren?“

„Du bist genarrt genug!“ sagte lakonisch der Hofbauer und legte sich. „Such' das Mädel! doch eins rath ich dir, mach' keinen Tumult! du weißt, daß sonst des Kindes Ehre hin ist. Aber so geht's, wenn die Henne klüger ist als der Hahn.“

Die Hoffrau verschluckte die bittere Pille, kleidete sich rasch an und verließ die Stube.

Sie fand Alles, wie's ihr Mann berichtet. Ohne weiteres verließ sie das Haus, schritt durch den Garten und sachte über den Steg, weil sie in Hubert's Häuschen Licht sah. Läden waren nicht an den winzig kleinen Fensterchen. Sie schlich an diese heran und sah, wie Annchen der alten Mutter Hubert's Rümpchen abkochen und in die Rumpen packen half; Hubert war nicht da. Das beruhigte sie. Die Hoffrau hatte ein mildes Herz und die alte Wittwe wußte viel von ihren Wohlthaten zu rühmen. Was das Kind hier that, war rühmlich und sie konnte drauf nicht zürnen. Ihr scharfer Verstand setzte sich gleich die Umstände zusammen und sie traf das Rechte; allein, wenn nun Hubert mit Fischen kam? — Wie stand's dann?

Ei, ich verstecke mich und warte es ab! sagte sie zu sich. Gesagt, gethan. Lange währte es nicht, so kam er mit einer Bütte voll Rümpchen. Wie der Blitz war sie wieder am Fenster. Annchen war weg, so lange er da war. Als er aber weg war, kam sie wieder zum Vorschein. Das gefiel ihr.

Wenn's so steht, kann ich gehen, sagte sie und ging.

Dem Hofbauer wurde die Zeit sieben Ellen lang. Um wach zu bleiben, stopfte er sich seine Pfeife und rauchte, während tausenderlei Anschläge durch seinen Kopf gingen.

Endlich kam sie.

„Nun, Allerweltsklugheit!“ rief er, „wie steht's?“

Sie legte sich still ins Bett.

„Krieg' ich keine Antwort?“ fragte er barsch.

„Du weißt,“ sagte sie, „wie du mich mit dem Worte ärgerst. Nun geb' ich dir keine Antwort.“

„Trinchen,“ bat der gute Mann, der längst die Hosen nicht mehr hatte, „sei nicht motzig und sag', wie's steht?“

„Ihr Mannsleute wollt Alles besser wissen,“ sagte die Hoffrau mit innerlichem Triumph, „und wittert gleich Unrath. Ich sag' dir, mir lacht das Herz im Leib über unser Kind. Geh' hin und sieh's. Es steht bei der Alten und hilft ihr die Rümpchen kochen und in die Rumpen packen, die der Hubert fängt, und wenn er sie bringt, dann verbirgt sie sich, bis er fort ist. Siehst du, so ist's, und Gott segne das Kind, das einer armen alten Wittwe also hilft. Es ist ein christlich Kind und die Heiligen müssen sich darüber freuen.“

„Wenn's so ist,“ sagte der Hofbauer und klopfte die Pfeife aus, „so hast du recht.“ Er legte sich herum und seine Sinne umflorte schnell der Schlaf. Ob auch die Mutter so schnell einschlief! Als der Hofbauer zu schnarchen begann, stand sie wieder auf und ging leise

hinaus, und erſt als Annchen wieder im Hauſe war, ſuchte ſie ihr Lager, aber der Schlaf kam nicht und mancherlei Gedanken durchkreuzten ihr Gehirn. War nicht ihr Gatte auch arm geweſen und ſie reich? war ihr Vater, der alte Erbpächter des Herrn von Olbrück, nicht auch gegen die Verbindung geweſen? hatte nicht Pitter's Vater gerade ſo um ſie herumgelöffelt, wie jetzt Pitter um Annchen? Nach langem Sinnen meinte ſie aber doch, es ſei beſſer, wenn ſie den Pitter nähme, und eine Strafpredigt verdiene ſie doch, weil ſie der Hubert heimbegleitet und — ſie geküßt habe.

Armes Annchen!

Die Männer brauchen nicht Alles zu wiſſen, ſagte die Hoffrau am andern Morgen zu ſich ſelbſt. Viel Wiſſen bläht auf. Mein Alter iſt recht gut, gehorcht gerne, aber bisweilen lauft ihm die Laus über die Leber und dann macht er dumme Streiche. Ich will das Mädel dazwiſchen nehmen.

Und als nun der Hofbauer in den Wingert war, wo die Taglöhner gruben, da rief ſie dem Kinde, während ſie am Herde ſtand und das Gemüſe für die vielen Taglöhner beiwuſch.

Annchen hüpfte fröhlich herzu, weil ſie meinte, hinter ihr Geheimniß ſei Niemand gekommen.

„Hör' 'mal," fing die Mutter an, „ich bin auch jung geweſen und hab' deinen Vater lieb gehabt, aber nachgelaufen bin ich ihm nicht. Pfui der Schande!"

Des Mädchens rothe Wangen wurden zu Schnee.

Ach, dachte ſie, gewiß hat uns Jemand in den Weiden belauſcht. Jeſſemarjoſep! was gibt das? — aber ſie ſagte kein Wort und ſah unter ſich, wie ein Hühnerdieb. Nur der Schürzenzipfel wußte vom vielen Knittern zu erzählen und verlor in acht Tagen die Falten nicht!

„Ja, ſieh' du unter dich! du haſt Urſache!“ fuhr ſie fort. „Meine ich, du ſäßeſt droben und machteſt den Mailehenſtrauß oder ſchlieſeſt in guter Ruh' — da hört dein Vater“ —

Ein: „Ach Jeſſemarjoſep!“ entſchlüpfte den erbleichenden Lippen des Mädchens.

„Ja, da hört dein Vater,“ fuhr die ſtrenge Mutter fort, „das Knarren der Thür. Er ſteht auf und guckt. Richtig, mein Töchterlein iſt fort! — Da kommt das Gewitter über mich. Ich arme Frau ſtehe auf und ſehe nach; ſehe mein Töchterlein in des Hubert's Haus, der alten Frau helfen. Das wär' nun ſo ſchlimm nicht; aber um Mitternacht begleitet ſie der Hubert heim und küßt ſie! — Pfui der Schande!“

Der Boden unter Annchen's Füßen wankte. Der Kopf ſchwindelte. Die arme Sünderin ſtand da, als ſollte eben das Todesurtheil an ihr vollzogen werden.

Die Mutter ſtand jetzt vor ihr und ſah ſie ſcharf an. Das fühlte das Mädchen; denn aufzuſchauen hätte ſie nicht vermocht, wenn's auch das Leben gekoſtet hätte.

„Pfui der Schande!“ wiederholte die Mutter mit Nachdruck. „Nur der Bräutigam darf die Braut küſſen!“

„Ach," liſpelte es da leiſe über die Lippen der ſchönen Sünderin, „das will er ja werden, und mir iſt's auch recht!"

Die Mutter hatte Mühe, das urkräftige Lachen zu verbeißen, das ſich ihrer Geſichtsmuskeln bemeiſtern wollte bei dieſer Herzensäußerung, an deren Wahrheit ſie keine Sekunde zu zweifeln Urſache hatte.

„Glaub's gern," ſagte ſie, nachdem ſie Herr über dieſen mächtigen Reiz geworden war, „glaub's gern; aber da haben zufällig Vater und Mutter mitzureden, und die ſind anderer Meinung, als ihr Kind, das nicht weiß, was Zucht und Sitte heiſcht. Da kannſt du dir doch an den fünf Fingern abzählen, daß dein Vater eine ſo ungleiche Heirath nicht zugibt. Ein Bettelbub und das reichſte Mädchen — nein, für einen ſolchen Kindskopf hätt' ich dich nicht mehr gehalten. Geh' an deine Arbeit! Für ſo dumm ſah ich dich doch nicht an! Geh'; aber hüte dich vor jedem Schritt ähnlicher Art! Meide auch den böſen Schein, heißt es in der Bibel. Du begreifſt das nicht und man ſollte meinen, du wärſt heute auf die Welt gekommen. Seh' ich dich noch einmal bei dem Hubert, ſo geht's nicht gut."

„Ach Mutter, Mutter! verzeiht Euerem Kinde," ſchluchzte das arme Mädchen, und ſchlang ihre vollen weißen Arme um der Mutter Hals.

Da wurde es um das Mutterherz ſo eigenthümlich und in den Augenwinkeln ſo feucht. Sie drückte das

Mädchen an sich und sagte sanft: „Siehst du, das geht nicht mehr! Du bist kein Kind mehr. Neunzehn Jahre, das will schon was sagen.“

„Aber warum haßt Ihr ihn denn so, er ist ja so brav!“ sagte Annchen.

„Hab' nichts dagegen, Kind,“ versetzte die Mutter; „aber ihr paßt nicht für einander.“

„So wollt' ich, ich wäre arm, wie er!“ rief Annchen.

„Prost die Mahlzeit!“ sagte die Mutter. „Ich nicht. Sei nur nicht so hitzig mit deiner Rede. Das Elend ist ein schweres Stück Arbeit und der Zehnte kann's nicht bewältigen. Mit den Liebesaugen sieht sich's leicht an. Ist man aber nüchtern, so lautet's anders. Er wird halt dein Mann nicht!“

„So bleib' ich ledig!“ sagte das Mädchen.

„Und willst eine alte Jungfer werden?“ fragte die Mutter.

Es durchrieselte das Mädchen eiskalt bei den Worten, aber sie sagte fest: „Ja!“

„Wenn das Ja eine Brücke wär', ich ging nicht drüber,“ versetzte spottend die Mutter. „Doch laß das Geplauder und Gekreine, und geh', nimm Stroh und binde die Reben im Weinberg an. Die Lotten wachsen schon und wir sind noch nicht fertig.“

„Wenn er mich aber als Mailehen steigert?“ fragte sie die Mutter nach einiger Stille.

Die Mutter lachte. „Es ist schon dafür gesorgt,“

ſagte ſie, „daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen. Geſetzt aber, es geſchähe — ſo mußt du ihm folgen; allein es wäre mir doch ſehr leid um den Pitter, der dir ſo treulich nachgeht. Das wäre der Jung für dich und auch der Mann.“

„Lieber ſterben!“ rief das Mädchen und enteilte dem peinlichſten Zwiegeſpräch ihres Lebens.

Droben in der Kammer brach der verhaltene Schmerz aus, und als die Mutter hinaufſchlich, um zu hören, was ſie triebe, da hörte ſie das laute Schluchzen eines liebenden Herzens, das zum erſten Male ſich bewußt wurde, daß ſich eine Macht zwiſchen es und ſeine Liebe geſtellt, die zu beſiegen es ihm an Macht gebrach.

Die Mutter ging wieder zurück an ihre Hausarbeit. Das Mädchen kam nicht. Endlich rief ſie. Es blieb ſtille.

Da überkam die liebende Mutter eine entſetzliche Angſt. Sie ging eiligſt hinauf. Da fand ſie das Mädchen eingeſchlafen, mit dem Kopf auf dem Bett ruhend. Es war ihr gegangen, wie den Kindern, die, vor unſäglichem Leid weinend, ſich in die Vergeſſenheit alles deſſen hinüberweinen, was den Thränenquell zum Fließen gebracht; aber was die Mutter quälte, das war das kurze Athmen, die heißglühende Stirne. Sie beobachtete eine Weile mit wechſelnder Beſorgniß das reizende Weſen, und ſchlich dann wieder hinab, das Herz voller Angſt.

Gegen vier Uhr kam ſie wieder. Jetzt ſchlug

Annchen matt die Augen auf. „Wie ist dir's?" fragte die Mutter besorgt.

„Ach, so weh," sagte das Kind und die Thränen flossen wieder.

Jetzt drängte die Mutter, daß sie sich ins Bett lege, und auf ihr Drängen that's Annchen endlich. Der Kopf schmerzte sie ja so sehr!

Als es gegen sechs Uhr ging, zogen die Burschen mit ihrer Fahne unter die Linde, welche am Ufer der Ahr, von einem freien Raum umgeben, stand. Die Fahne wurde in den Ästen befestigt und unten schloß sich ein Kreis um den kleinen Tisch, der mit sechs Stühlen umgeben war. Zur Seite standen noch zwei. Der eine für den Schreiber, der andere für den Maischultheiß.

In Gruppen sammelten sich jetzt die Väter und Mütter, aber kein Mädchen war sichtbar. Als nun auch die Jungen von den Dörfern alle versammelt waren, rief der Schultheiß des vorigen Jahres das zu hegende Mailehen aus und zunächst die Wahl des Schultheißen, der Schöffen und des Schreibers. Die Wahl ging vor sich. Schulmeisters Anton, der auch ein Schulmeister werden wollte, wurde Schreiber. Auch die Schöffen wurden gewählt. Nun ging's an den Schultheiß. Pitter empfing die meisten Stimmen. Einer nur sah bleich und ängstlich aus. Es war Hubert. Das Herz pochte ihm, als wollt's die Brust sprengen. Annchen war nun gewiß die Erste, denn der Schultheiß

hatte ja ein Vorrecht, und deſſen begab ſich der hochmüthige Pitter gewißlich nicht.

St! St! ziſchte es rings umher. Das Mailehen beginnt!

„Ich weiß Eine,“ rief mit einer Stentorſtimme Pitter, „die als die Krone der Mädchen oben anſteht. Ihr kennt ſie Alle. Annchen aus dem Hofhaus!“

Der Hofbauer ſchmunzelte vor Luſt. Er ſtand auch im Kreiſe.

„Ein Mädchen wie Milch und Blut,“ fuhr Pitter fort. „Ein Mädchen ſtill und fleißig, ſittig und beſcheiden. Eine Tänzerin, flüchtig wie eine Bachſtelze, raſch wie ein Reh, ſchlank wie eine Pappel, holdſelig wie Morgenroth — ich biete zehn Gulden!“

„Welch ein Preis!“ riefen die Jungen.

„Eilf!“ rief Hubert, und alle Köpfe fuhren herum nach dem Jungen, der es wagte, den reichen Maiſchultheiß abzubieten.

Über Pitter's Angeſicht zog der Grimm wie eine Wetterwolke. „Zwölf!“ rief er triumphirend und ſah im Kreiſe herum, als fordere er Alle auf, zu bekennen, das ſei eine Liebe, die zu Opfern bereit ſei.

Eine Weile blieb's ſtille. „Gebt acht, der bietet weiter!“ ſagten einige der Jungen.

„Dreizehn!“ tönte es aus dem Kreis, und wieder blickten Alle auf den Hubert, deſſen Stirne glühte. Der Hofbauer biß ſich in die Lippen. Der Pitter wechſelte

die Farbe. Alles ſchwieg. Man konnte wohl ſehen, daß dem Pitter das Geld an die Seele ging; aber ſollte ihn der Lump überbieten? Nimmermehr! — „Vierzehn!“ donnerte er, und er hoffte, dies gewichtige Wort werde den Kecken zuſammendrücken und den Armen zum Schweigen bringen.

Hubert hatte die Hände krampfhaft gefaltet. Das Gebet war an ihm, und er hatte nur fünfzehn Gulden, Alles in Allem. — „Fünfzehn!“ ſagte nach einer Pauſe der Arme, und alsbald rief eine Stimme, der man den Grimm anhörte:

„Sechzehn!“ Alles hielt den Athem an.

„Siebzehn!“ rief zitternd Hubert. Es war, als wollte die Zahl nicht aus ſeiner Bruſt, und doch rief er ſie in der Verzweiflung aus.

„Ei, ſo ſoll dich der Donner!“ polterte der übermüthige Pitter. „Hat ein Bettelbub ſiebzehn Gulden für das Mädchen, ſo hab' ich achtzehn!“

„Wenn's Noth thut noch mehr!“ riefen die Jungen von ſeiner Partei aus. „Drauf! Pitter, drauf! Du mußt ſie haben!“

Alle Köpfe richteten ſich auf den armen Hubert, der todtenbleich daſtand.

„Halt,“ ſagte einer der Schöffen, dem das Unrecht wehe that. „Das letzte Gebot gilt nicht. Der Schultheiß hat das Recht verletzt; er hat geſchimpft.“

„Ich nehm' das Wort zurück, biete aber neunzehn!“ ſprach Pitter mit vor Zorn bebender Stimme.

„So ist Anna sein Mailehen!“ sprach der Schöffe und setzte sich.

„Hussa!“ schrie der Kreis. „Der Schultheiß hat das schönste Mailehen, und es gebührt ihm auch!“

„Und damit holla!“ sprach leise in sich hinein der Hofbauer.

Niemand blickte mehr auf Hubert, der mit gesenktem Haupt und kreideweißem Antlitze hinwegwankte. Nur der Hofbauer sah ihm nach. Ach, der harte Mann dachte nicht mehr daran, daß es ihm vor zwanzig und mehr Jahren einmal ebenso gewesen war.

Wo Hubert hinging?

Nicht zur Mutter, die unwohl geworden war, denn er wollte ihr das Jammergesicht nicht zeigen; nicht zu Andern, denn er suchte die Einsamkeit. Ja, da drunten an der Ahr war das Plätzchen, wo er so glücklich gewesen. Es war Zeuge seiner seligen Hoffnungen, es sollte nun auch Zeuge seines tiefsten Leides sein.

Dort lag er noch auf dem Rasen, als schon die Nacht dunkel auf Altenahr lag, denn dichtes Gewölk deckte den Himmel und fernes Donnergrollen war eine Musik, wie sie zu seiner Stimmung vollkommen paßte. Er weinte! O hadert nicht und nennt's nicht weibisch! Was stürmte Alles ein auf dies arme Herz? Betrogene Hoffnungen! Kennt ihr sie? Wisset ihr, wie es dem Herzen ist, wenn es aufgeben muß, was es so lange als schönstes Ziel festhielt? Wofür es kein Opfer, keine Mühe, keine Entbehrung scheute? Und Alles umsonst!

nein! Werfe den ersten Stein auf den armen Jungen, wer in gleicher Lage sein Gefühl zu bemeistern im Stande ist.

Liebesweh! Mußte er nicht seine Liebe wissen im Arme des Verhaßten, mußte er sie nicht sehen Herz an Herz im wirbelnden Tanze? Und durfte er hoffen, daß der rachsüchtige Pitter sie ihm einmal gebe zum Tanze? Nie! Schmerz der Armuth! O, er hatte den Fluch der Armuth noch nicht ganz gekannt; er hatte nicht geglaubt, daß sie ihm eine so tiefe Kluft bereite. Jetzt ahnte er's! Bettelbub hatte ihn öffentlich der hochmüthige Pitter genannt. Und war's nicht so? Hatte er nicht gebettelt, nicht Bettelbrod essen müssen? Das Gefühl der Schmach, der öffentlichen Verachtung zerriß sein Herz. Was so in ihm gehr, das löste sich nach und nach in tiefen Schmerz auf und die Thränen sind Balsam für solche Wunden. Table ihn, wer's kann. Die Natur hat ihre Rechte. Wo der Wille nichts vermag, bleibt am Ende nur die Thräne — und Dank dem Himmel für diese Gabe! Sie erleichterte des armen Jungen Brust und machte das Herz empfänglich für die wiederkehrende Ruhe. Es war schon spät, als er zum stillen Häuschen zurückkehrte, wo die Mutter war. Sie hörte ihn nicht, als er, das Herz so schwer, in sein Kämmerlein schlich

Was jetzt sich ereignet hatte, das kam ihm prophetisch vor, und dieser Gedanke legte sich noch schwerer auf seine Brust.

Es iſt eine Erfahrung im Leben, daß kein Leid allein kommt. Auch dem armen Hubert war ſolche Erfahrung vorbehalten; denn als er am andern Morgen aufſtand, fand er die Mutter bedenklich krank.

Sie fragte ihn nicht nach dem Erfolge des Mailehens; denn er hatte ja keine Majen geholt und ſein Geſicht, der treue Abdruck ſeines Innern, ſprach's deutlich genug aus, was geſchehen war.

Er ſaß ſtill an der lieben Mutter Bett und hielt ihre fieberiſch glühende Hand in der ſeinen. Sie war ſo matt, daß ſie kein Auge aufſchlug. Es kam eine große Angſt über ihn. Er ging zur nächſten Nachbarin und bat, daß ſie zur Mutter komme, weil er nach Ahrweiler zum Doctor gehen wolle. Gerne kam dieſe und ſogleich eilte er fort, die Hilfe zu ſuchen in ſeiner Angſt.

Als ſpät der Doctor kam, fand er die Lage der Betagten bedenklich. Hubert wich nicht von ihr. Gegen Abend kam die Hoffrau, um nach der Kranken zu ſehen.

„Wir haben auch eine Kranke daheim," ſagte ſie zu der Leidenden. „Unſer Kind liegt im Bett."

„Habt Ihr denn keinen Doctor?" fragte Hubert, den die Nachricht heftig erſchütterte.

„Sie will keinen," ſagte die Hoffrau. „Ich denke," ſetzte ſie hinzu, „bis zur Kirmeß wird Alles vorbei ſein, daß ſie doch tüchtig tanzen kann, da ſie des Schultheißen Mailehen iſt. Es wär' auch traurig für den, wenn's anders wär', weil er ſo viel für ſie

bezahlen muß!" — Das war ein Stich ins Herz und, man sah's, — vorher bedacht. Er traf sicher.

Hubert beugte sich zum Schooße herab, aber er ermannte sich schnell. „Es ist keine Kunst, viel für sie zu geben, wenn man viel hat!" Das sagte er halblaut, aber die Hoffrau hörte es. Sie schwieg darauf, weil es sie reute, das harte Wort gesagt zu haben. Sie blieb lange da und war freundlich gegen Hubert, der ein so liebevoller Sohn war.

Als sie wegging, begleitete er sie bis an den Steg über die Ahr.

„Es wird doch nichts zu sagen haben mit Annchen?" fragte er hier mit einem Tone, der tief hinab auf die Stätte der Brust wies, von wannen die Frage gekommen war.

„Brauchst dich nicht zu bekümmern," sagte die Hoffrau; „hast Sorgen genug Bis morgen ist Alles vorbei."

Das letzte Wort war ein prophetisches, ohne daß es die Hoffrau in dieser Bedeutung gemeint hatte; denn am andern Morgen war Hubert's Mutter eine Leiche, und als die Hoffrau kam, fand sie Hubert vor dem Bett kniend in seinen Thränen.

In der Nacht hatte er den Pastor noch geholt, weil die Mutter die Sterbesakramente verlangt hatte, und dann war sie sanft, wie eine Gerechte stirbt, und ihren Sohn segnend, hinübergegangen.

Der Anblick erschütterte die Hoffrau tief. Sie stellte

ſich in Gedanken Alles ſo zuſammen und ein aufrichtiges Mitleid mit dem armen Verlaſſenen erfüllte ſie.

Sie ſprach ihm Troſt zu, aber er ſchien dafür nicht empfänglich. Mit der Mutter war ihm Alles weggeſtorben. Er ſtand nun allein in der Welt, und das Herz, das allein tief mit ihm fühlte, durfte er nicht aufſuchen.

Annchen lag noch zu Bett. Die Nachricht von Hubert's Verluſt traf ſie hart. Sie wurde kränker.

„Siehſt du," ſagte die Mutter, „wie gut es war, daß du Pitter's Mailehen wurdeſt! Jetzt hätte der Hubert der Trauer wegen doch nicht mit dir tanzen können und dürfen."

Sie mochte das nicht hören. Sie dachte an Hubert und ſein Leid, und daß ſie ihn jetzt nicht tröſten könne.

Acht ſchwere, ja die ſchwerſten Tage ſeines Lebens waren für Hubert vergangen, als er in Ahrweiler in das Bierhaus zum Stern trat, um ſeinen Durſt zu löſchen mit einem Glas Bier. Der Wirth war ſein Pathe und ein verſtändiger Mann dazu.

„Setz' dich, Path'," ſagte der Wirth. „Dir iſt heiß!" Er ging, holte Bier und trank ihm zu: „Proſit, Path'! wie geht's?"

„Wie ſoll's gehen," ſagte traurig der arme Jung, „Ihr wißt ja, wie mir's geht."

„Freilich," war des Wirths Antwort. „Wie denkſt du deinen Sack anzuhängen?"

„Häng' ich ihn rechts, ſo paßt er nicht; häng' ich

ihn links, so paßt er gar nicht," sagte Hubert. „Rathet mir einmal."

„Ja, Path'," versetzte der Wirth, „da ist bös rathen. So allein steckst du nicht viel auf, und wenn du heiratheſt, dann kann's gut gehen — auch nicht. Ich bliebe am Ende noch ledig und verdingte mich."

„Wohin denn?" fragte Hubert. „Der Taglohn und das Fischen ernährt mich schon ganz gut."

„Ei, so nimm ein wackres Mädchen, das dir was beibringt, und ernähre dich redlich. Der liebe Herrgott verläßt ein gesundes Herz und gesunde Arme nicht. Hast du dir noch nichts ausgesehen? red' 'mal!"

Der Jung sah schamroth unter sich und schwieg.

„Narr du!" rief der Pathe aus. „Was brauchst du dich vor deinem Pathen zu schämen? bist ja kein Kind mehr, und ich bin dir jetzt Vater und Mutter. Sei offenherzig und red' von der Farbe!"

„Ach ja," sagte Hubert halblaut und sah nicht auf.

„Dacht' mir's wohl!" versetzte der Wirth „Unter der Sonne nichts Neues, sagt Salomon. Bin auch jung gewesen; aber wer ist's denn?"

„Des Hofbauers Annchen!" gestand Hubert mit Widerstreben, denn das hatte er ja noch Niemand gesagt.

„Hu, Jung!" rief der Wirth, „da willst du' hoch hinaus!"

„Ich will's ja nicht allein — sie auch;" sagte Hubert leise.

„Aha, da pfeift der Wind anders woher," sprach der Wirth. „Also ihr Zwei seid einig?"

„Gewiß!"

„Und die Alten?"

„Ja, die werden's wohl nicht wollen, denk' ich!"

„Freilich, Hubert, du hast kein Vermögen, und das wiegt schwer bei dem Hofbauer, ich kenne ihn. Doch halt! ist sie dein Mailehen?"

Da seufzte tief der arme Jung und erzählte sein Leid.

„Das ist schlimm," entgegnete sein Pathe, „da will mir's vorkommen, als sei der lange Pitter der Erwählte bei den Alten. Nimmt ihn das Mädchen?"

„Nein, nie!"

„Guter Hubert, sei nicht so sicher!" mahnte der Wirth. „Weiberherzen und Aprilswetter sind Geschwisterkinder! Ich verstehe mich auf den Artikel. Bau' nicht so fest drauf!"

„Was denkt Ihr von dem Mädchen, Path'?" rief da im Innersten verletzt Hubert aus. „Wenn die von mir läßt, so —"

„Halt ein, Jung, halt ein," fiel ihm der Path' in die Rede. „Du kennst die Welt noch nicht. Hab's mehr erlebt!"

Jetzt nahm aber Hubert des Mädchens Partei mit einem Feuer und einem Nachdrucke, daß er den Wirth aus dem Felde schlug.

„Nun, Närrchen," versetzte dieser endlich, „mir ist's

tauſendmal für einmal recht; aber — aber — doch rath' ich dir, mach's kurz und rede mit dem Alten."

„Das kann ich nicht!" rief Hubert. „Das bring' ich nicht fertig!"

„Dummes Zeug!" polterte der Wirth. „Warum denn nicht? Aber wenn du abſolut nicht willſt, ſo will ich den Sonntag hinüberkommen und will dein Freiersmann werden."

Das erleichterte das bedrängte Herz und ruhiger kam Hubert in das leere Häuschen.

Das Fenſter war offen geweſen; als er in die Stube trat, lag eine Roſe am Boden, friſch erblüht, in voller Pracht. Wer ſie ihm hingeworfen, das wußte er ja. Sie war ein Zeichen ihrer Liebe und ein Zeichen ihrer Geneſung. Zum erſten Mal ſeit der guten Mutter Tod durchzuckte ihn ein Strahl der Freude und Hoffnung.

Sie zu ſehen, ſie zu ſprechen, war indeſſen umſonſt. Sie wurde bewacht wie ein Hausdieb. Nie war ſie allein zu Hauſe; nicht einmal allein im Garten konnte ſie ſein, ohne daß die Mutter gerufen hätte oder gekommen wäre. Da wär's denn ein fruchtlos Bemühen geweſen, einen Augenblick erhaſchen zu wollen; und ſchreiben? dieſe Kunſt verſtanden nur Wenige in den Landen des Kurfürſten von Cöln, und zu den wenigen Bevorzugten gehörte weder Hubert, noch ſein liebes Annchen.

So kam denn der Sonntag und die Kirmeß mit

ihm, der gefürchtete Tag des Leides für zwei liebende Herzen, auf den sie sich sonst so sehr gefreut hatten.

Morgens war Hubert in der Messe. Er sah Annchen und wäre fast in einen Ausruf des Schreckens ausgebrochen, so übel sah sie aus, so bleich und leidend. Dann und wann fuhr ein Blick zu ihm herüber, ein Blick voll Liebe; aber dann glotzte der Pitter so giftig auf ihn her, daß Annchen schnell das Auge anders wohin wandte.

Als die Kirche aus war, saß Hubert in seinem Gärtchen unter dem Hollunderbaume, der seine Blüthen schon zu treiben anfing. Seine Blicke waren hinüber gerichtet und sein Herz sagte ihm, sie käme. Endlich schlich sie sich an den Weidenzaun. Sie öffnete die Lippen — da rief schon die Mutter nach ihr, und mit einem Gruße herüber floh sie ins Haus.

Hubert sah betrübt vor sich nieder. Was sollst du hier noch? fragte er sich. Bewachen sie sie so, dann komm' ich nie mehr zu ihr. Besser dann, ich bin weit weg von hier!

Als er diesen Gedanken dachte, schritt sein Pathe, der Sternwirth von Ahrweiler, daher im Sonntagsrock, den Hut auf und den Kreuzdornstock in der Hand, der in der heißen Kalkgrube hell und dunkel getigert war, je nachdem die Rinde daran gelassen oder völlig weggeschnitten war.

„Gelobt sei Jesus Christus!" sagte er, und Hubert grüßte zurück: „In Ewigkeit!" Er führte den Pathen in sein sauberes Stübchen, wo schon das Kaffegeschirr

auf dem Tiſche ſtand. Einen Kuchen hatte ihm der Bäcker gebacken, den er nun zum dampfenden Kaffe vorlegte. Beiden fehlte es an Appetit nicht. Später ging der Path' noch zu guten Freunden im Ort und Hubert ſchloß ſeine Thüre zu, daß er nicht Zeuge ſei, wie ſein liebes Annchen vom langen Pitter weggeführt würde, dem ſie mit widerſtrebender Hand den Maiſtrauß an die Bruſt zu ſtecken von Sitte und Herkommen genöthigt wurde.

Als er die Muſik hörte, ging es ihm durchs Herz wie ein Schwerdt. Jetzt holte er ſie ja ab und er — ſaß hier in doppeltem Weh! — Der Path' hatte geſagt, wenn ſie bei der Muſik wären, würde er zu den Alten gehen, und wär' er um vier Uhr noch nicht zurück, ſo wär's nichts.

So ſaß er denn ſtille da im Stübchen in tiefer Trauer und eine Stunde nach der andern ging langſam hin. Der Pathe kam nicht.

Die Hoffnung ſenkte tief und tiefer ihre Flügel.

„Es iſt vorbei," ſagte er endlich, als es vier Uhr ſchlug. „Sie haben Nein geſagt." — Er zerdrückte eine Thräne in ſeinem Auge und ſagte laut: „Nun bleibt mir nichts mehr übrig, als von dannen zu ziehen. Hier bleiben kann ich nicht."

„Das iſt ein verſtändig Wort," ſprach in dieſem Augenblick der Pathe, der am offenen Fenſterlein ſchon eine Weile geſtanden und den armen Jungen beobachtet hatte. Er kam herein.

„Du haſt's wohl ſchon ausgerechnet, Hubert," ſagte er, „was ich ausgerichtet habe. Da iſt nichts zu wollen. Wo der Reichthum ſitzt, da ſitzt auf dem Geldſack der Hochmuthsteufel. Gib's auf, Hubert. Schlag' dir das Mädel aus dem Sinn, und glaubſt du das hier nicht zu können — nun, dann geh'! Die Welt iſt groß und überall Brod für einen jungen Kerl, der ehrlich und treu iſt und arbeiten will. Wär' ich an deiner Stelle, ich würd' Soldat. Die Kerle in dem Cöln haben's herrlich. Gehn in die Meſſe, begleiten die Prozeſſionen, ſtehen Wache, eſſen, trinken und ſchlafen, und das iſt Alles. Dabei haben ſie gute Löhnung und ſind gekleidet wie Barone. Willſt du das nicht, ſo werde Hausknecht in Cöln, in einem Wirthshaus, ſo etwa im „Heiligen Geiſt." Da fallen die Trinkgelder wie Hagel vom Himmel. Gefällt dir auch das nicht, ſo will ich den dritten Rath geben, werd' Schiffknecht. Die haben's auch gut. Du ſparſt dir etwas überall. Hier aber blieb' ich an deiner Stelle nicht. Das iſt eine ſchlimme Nachbarſchaft für einen ehrlichen Kerl, der hinter dem Rücken der Eltern mit dem Mädel nicht Verkehr haben will. Tauſend Verdruß iſt die Folge."

„Ihr habt recht, Path'," ſagte mit bebender Stimme der arme Junge; „aber, was mach' ich mit dem Häuschen und meinen paar Läppchen Land und dem bischen Hausrath?"

„Daß die gut verpachtet werden, dafür ſorg' ich,"

war des Pathen Antwort. „Dein bischen Weißzeug, Bett und Hausrath hol' ich nach Ahrweiler und hebe dir's auf. Ist dir das recht, so schlag' ein!" Er hielt ihm die Hand hin und Hubert schlug ein, und als der Path', der noch einen Besuch bei einem guten Freunde machen und dort ein Extragläschen trinken wollte, zurückkam, stand Hubert unter der Thür, fix und fertig. Ein Bündel hing auf seinem Rücken, einen Stock hielt er in der Hand und die Mütze saß tief in den Augen.

„Ich gehe gleich mit Euch!" sagte er.

Der Path' war erstaunt. „Vorgethan und nachbedacht," sagte er, „hat Manchem schon groß Leid gebracht."

„Ich will nicht mehr hier bleiben!" war Hubert's Antwort.

„So komm' in Gottes Namen," sagte der Path', und während im Flecken die Paare im wirbelnden Tanze sich drehten, wankte Hubert mit dem Pathen dort hinab gen Ahrweiler; aber so redsprächig auch der Ahrbleichart den Pathen gemacht, aus Hubert brachte er kein Wort heraus. Er ging stille dahin und bewegte in seinem Herzen nur das harte Loos, das ihm gefallen war; aber die Rose trug er an einem Bändel um den Hals.

Am andern Tage sagte der Pathe, der den Jungen lieb und mit einem Nachbar seinetwegen geredet hatte: „Hubert, nun weiß ich Rath. Mein guter Freund, der Nagelschmied, hat in Cöln einen guten Freund,

der treibt das Handwerk: Knechte und Mägde zu verdingen gegen einen Gulden per Stück. Er will dir an selbigen guten Freund einen Brief mitgeben, der wird dir gute Dienste thun." Das war dem Jungen lieb. Je eher er fortkam, desto besser es für ihn war, denn hier, wo er ohne alle Beschäftigung war, kamen seine Gedanken nicht von Altenahr, nicht von Annchen weg. Ich bekomme am Ende noch das Heimweh, dachte er.

„Laßt mir den Brief schreiben," sagte er zum Pathen, „so geh' ich morgen früh fort!" Aber der gute Freund des Pathen wurde verhindert den Brief zu schreiben, und er mußte also noch einen Tag warten.

Abends ging er hinaus vor die Stadt, den Weg gen Altenahr zu. Ohne daß er es wußte, war er weit weggegangen. Die Sonne war schon im Sinken. Da blickte er einmal zurück, und siehe da, raschen Schrittes kam ein Mädchen daher. War das nicht Annchen? „Ja Annchen, mein Annchen!" rief Hubert und sein Herz schlug in doppelten Schlägen. Sie war es.

„Find' ich dich doch, guter Hubert," rief sie ihm zu. „Ach, ich wär' gestorben, wenn du weggegangen wärst, ohne mir Adje gesagt zu haben!"

Er faßte ihre Hand und die Thränen wollten seinen Blick verdunkeln, und er konnte nicht reden vor tiefer Bewegung.

„Willst du fort?" fragte sie so süß.

„Ich muß ja," sagte er endlich. „Dein Vater gibt

Das Maileßen

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

dich mir nicht, und hinter seinem Rücken darf ich nicht mit dir kosen. Sie bewachen dich ja überall, und es wär' auch ein Unrecht von uns Beiden!"

„Ich weiß es," sagte das Mädchen und seine Thränen begleiteten die Worte. „Laß uns schnell mit einander fortgehen. Es kommen noch Mädchen von Altenahr nach," sagte sie. „Ich war bei deinem Pathen und habe dich gesucht. Er sagte mir, du seiest da herausgegangen."

Sie schritten rasch voraus, Hand in Hand, aber ernst und traurig.

Hubert setzte ihr seinen Entschluß auseinander. Sie konnte es nicht mißbilligen, obgleich ihr das Herz brechen wollte, wenn sie an die Trennung dachte. Sie plauderten viel und angelegentlich.

Endlich waren sie an den Wald gekommen. In der Ferne sah man Leute kommen. Sie mußten scheiden.

Tausend Betheuerungen treuer Liebe wurden gewechselt; dann heiße Küsse und Hubert riß sich los und verschwand im Wald. Es war ein Glück, daß eine Quelle nahe war, wo sich Annchen die Augen waschen konnte; noch ein größeres Glück aber, daß es bald dunkelte und die Mädchen die verweinten Augen nicht sahen. Sie mußte sich recht halten, um die innere Bewegung nicht zu verrathen. Aber er hatte ja gelobt, in einem Jahre wieder zu kommen, und dies Versprechen war ein Trost für das arme Kind, dem nun das Leben ausgestorben war. Den Pitter sah sie nicht an, er

[illegible] wollte. Aller Frohsinn war [illegible], und wenn sie irgendwo allein war, schwammen die Augen in hellen Thränen.

Die Mutter sah des Kindes Leid und machte oft [illegible] ihrem Manne bittere Vorwürfe; der aber blieb auf seinen neun Augen sehen und meinte, das Gepimpel werde schon vergehen, und wenn einmal der Bettelbub vergessen sei, werde der Pitter schon Hahn im Korbe werden. Er verstehe sich auf das, und so ein Kind habe noch keinen Verstand. Es sei gut, daß der Jung fort sei. Es würde bald heißen: Aus den Augen, aus dem Sinn!

III.

Verlassen, was dem Herzen lieb,
Und Scheiden, das thut wehe!
Daheim, daheim das Herz doch blieb,
Wenn ich auch ferne gehe.
O Heimat, du mein Paradies!
O Liebchen, das ich dorten ließ!
Ob ich Euch wiedersehe?

Altes Volkslied.

Mit der leichtfertigen Rede des Hofbauers: aus den Augen, aus dem Sinn, war's einmal nichts, weder bei dem Annchen, noch bei dem Hubert. So alte Regeln des Leichtsinns hatten keine Geltung bei den zwei Herzen, die zusammengewachsen waren von Kindesbeinen an; auch waren Beide zu tüchtig, zu ächt dazu, oder wie Hubert's Pathe sagte: in der Wolle gefärbt.

Der hatte es weg, als er des Jungen Trauer und des Mädchens Leid sah. Wart', dachte er, ich will das stille Feuer nicht ausgehen lassen, und meinte, er thue etwas Gutes damit und auf der andern Seite dem reichen Laffern, wie er den Hofbauer nannte, einen rechten Schabernack. Drum sagte er zu Annchen: „Kind, wenn du als einmal etwas von dem Hubert hören willst, so komm herein, wenn du nach Ahrweiler kommst."

Das war dem Annchen lieb, und es bedankte sich und versprach's.

Zu dem Hubert sagte er: „Ihr Zwei laßt doch nicht von einander, merk' ich, da kannst du dir als einmal von dem guten Freund, der die Knechte und Mägde verdingt, einen Brief an mich schreiben und das Annchen grüßen lassen. Ich richt's aus. Wer weiß, was sich macht. Sei du nur gutes Muths und laß die Flügel nicht hängen, wie eine gerupfte Gans."

So was schlägt durch, und es ging dem Hubert ein Freudenlicht auf; aber als endlich der Brief geschrieben war, der lautete: „An den Meister Hans Heberlein, Schneider in Cöln, abzugeben oben Marspforten, Nr. 63, durch den Hubert von Altenahr, der sich verdingen will," und in seiner Hand lag; als das unabänderliche Loos nun gefallen schien, das schöne Ahrthal zu verlassen, da ging das alte Sprüchwort in Erfüllung: „Wo das Häslein geheckt ist, da ist es

gern.“ Es drückte ihm schier das Herz ab und das Cöln war ja auch ganz aus der Welt! — Einmal war er in Bonn gewesen, und da hatte er auf dem Kreuzberge, wo die heiligen Männer liegen und auch der, der das Maul aufsperrt, als wolle er Mäuse fangen, kaum die Thürme und vornehmlich den Dom gesehen. Du lieber heiliger Antonius von Padua! Sollt' er's denn wagen, so aus der Welt hinaus zu wandern? Sah er auch das Annchen jemals wieder?

Der Pathe betrachtete ihn und ahnete, was in ihm vorging.

„Sei gescheidt, Hubert,“ sagte er. „Meinst du, das Cöln wär' aus der Welt? Du Narr, in zwei Tagen bist du dort, ganz gemächlich, du darfst nur tüchtig zuschreiten. Bin's mehr wie einmal gegangen, als ich Brauknecht und Branntweinbrenner im „Thürmchen“ war. Pah, flenn' nicht: das ist alter Weiber Art. Bist du gewiß, daß dir das Mädchen die Treu' hält und nicht faule Fische backt, dann geh' und verzieh' mir das Gesicht nicht. Ein junger Kerl, der flennt, wenn er 'mal aus dem alten Nest muß, ist ein Simpel. Frisch. Trumpf aus! Ich wette, du kriegst die Herzdame! Donner! Mir hätt' Einer so kommen sollen! Flennen? nein, Hubert, du hast die siebente Ader von deinem Path, der hat seiner Lebtage nicht geflennt. Geh' in Gott's Namen: alle Heiligen sollen dich geleiten. Sei brav und fleißig und spar' dir Etwas — und dem alten Kaffern dreh' ich doch noch eine Nas'!“

„Ja Pathe," sagte der Hubert, „wer dem Hofbauer eine Nase drehen will, muß früh aufstehen." Drauf drückte er ihm wehmüthig die Hand und schritt hinaus.

So lange er die Berge des Ahrthals und die Landskron vor allen sah, ging's; als aber die verschwanden, da stockte sein Athem. Er legte sich ins Gras und weinte. Überall aber tönte es ihm doch in die Ohren: Ein junger Kerl, der flennt, ist ein Simpel! Er ermannte sich und schritt weiter. Doch — je weiter er rheinabwärts kam, desto öfter kehrte das Weh zurück und zuletzt schlich er nur noch so hin wie: Gott, verlaß mich nicht! — Besonders am zweiten Wandertage war dies der Fall. Die Hitze war auch ungeheuer gewesen, als er nahe an Cöln kam. Am Wege stand ein Kreuz — denn die Cölner sind fast alle fromm, wenn sie alt werden.

Unter dem Kreuz ist gut ruhen, dachte der fromme Jung von Altenahr, der die Cölner Funken nicht kannte, legte seinen Bündel neben sich ins Gras und streckt die müden Glieder auf den dürren Rasen aus.

Es war heiß gewesen, drückend heiß an dem Tag und der ganze Zustand Hubert's, der innerliche wie der äußerliche, litt an einer großen Abspannung. So war's denn kein Wunder, daß er erst wachend vom lieben Annchen und der schönen Heimath träumte, dann, ohne daß er's merkte, schlafend und so allmählich in den Zustand völliger Bewußtlosigkeit überging. Dies war um so mehr der Fall, als er in der letzten Nacht

gar nicht geschlafen hatte. Nur gegen Morgen war er eingedusselt, aber bald wieder geweckt worden.

Auf der Landstraße wandern viele Leute, ehrliche und Spitzbuben, denen man es nicht an den Federn ansieht, was sie für Vögel sind. Kam auch ein Cölner Strick des Weges, so ein ächter „Drickes" voll Lumpenstreiche und Verschlagenheit; der dachte, als er den müden Schläfer und das Bündel sah: mußt dem müden Jungen das Wandern erleichtern! nahm sachte das Bündel mit den Salbandträgern weg, hing sich's um und bog seitwärts ab von der Landstraße. In den hohen Kornfeldern war er bald den Blicken entzogen. Da er ein Verkennen seiner guten Absichten fürchtete, so machte er sich auch so eilig aus den Reisern, daß es eine große Dummheit gewesen wäre, daran zu denken, ihn noch zu erhaschen, als endlich mit der sinkenden Sonne der Jung von Altenahr die Augen rieb und mit Mühe zu sich selber kommen konnte. Es kostete ihn wirklich eine geraume Zeit, ehe er sich gehörig besinnen konnte, wo er denn eigentlich sei. Als er sich zuletzt gefunden, sah er nach seinem Bündel; aber wer malt seinen Schrecken, als er ihn nicht mehr fand und sich es nicht verhehlen konnte, er sei ihm gestohlen.

In dem Bündel war sein bischen Geld, seine Hemden, Kleidung und — der Brief an den guten Freund. Das Alles war fort — denn umsonst hatte er gesucht — fort, und gestohlen, unter dem Kreuze gestohlen!

Seine Lage war trostlos, verzweifelt! Ist es ihm zu verargen, wenn er den Kopf an den Kreuzesstamm anlehnt und helle, klare Tropfen herabrieseln in das dürre Gras zu dessen Füßen? Ist es zu verwundern, wenn er sich dem ganzen Schmerze hingibt und weder hört, noch sieht, was um ihn vorgeht?

Alle Aussichten und Hoffnungen waren zerstört. Was sollte nun aus ihm werden? In dem Westensäckel keinen Kreuzer, im Magen Hunger, im Kopfe verworrene Gedanken, im Herzen tiefes Leid und in der Welt jetzt Niemand, dem er sich anvertrauen kann! Armer Hubert, wie wird dir's gehen!

So merkte denn auch Hubert nicht, daß ein Mann daher kommt, der die Kleidung der kurcölnischen Soldaten, Funken genannt, trägt, und ein paar Litzen am Arm und ein Seitengewehr am Bandelier hat, also ein Korporal ist, so Einer, der Etwas zu befehlen hat. Der bleibt eine Weile stehen, betrachtet sich den Hubert von unten bis oben und denkt, das wär' ein Fang für die Compagnie, denn es fehlt uns just Einer, der sich ranzionirte, das heißt, der durchging und in Holland unter die Seelenverkäufer gerieth Ueberdieß, fährt er in seinen Gedanken fort, ist dem hübschen Jungen Etwas passirt, sonst heulte er nicht, und in solchen Zuständen sind sie zugänglich. Mußt ihn 'mal anreden!

„Holla! guter Freund," sagte er zu Hubert, „du heulst ja, als wär' dir das Allerschlimmste passirt. Wie steht's?"

Der Jung von Ahrenahr fährt zusammen, als er die rauhe Stimme hört und sieht den Fragenden an, wischt die Thränen weg, zieht seine Kappe und grüßt den Kriegshelden in Friedenszeiten nach Gebühr. „Ach, Herr Soldat," sagt er darauf mit weinerlichem Tone, „mir ist wohl das Allerschlimmste passirt, denn die Heimath hab' ich verlassen, um mir in Cöln ein ehrlich Stücklein Brod zu suchen, und als ich hier schlafe, stiehlt mir Einer meinen Bündel mit all meiner Herrlichkeit, und nun weiß ich nicht, was ich machen soll, denn ich bin fremd und hungre wie ein Wolf."

Dem Korporal fuhr's übers Gesicht, wie wenn Einer lachen muß und will doch nicht.

„Das ist schlimm," sagt' er drauf. „Dem Bündel kannst du Adje sagen. Der's mitgenommen, bringt dir's nicht wieder; aber wenn du Hunger und Durst hast, so komm' mit mir. Dort am Bajenthurme liegt ein Häuslein „zum Muttergottesbildchen," da wollen wir einkehren und du sollst essen und trinken, so viel du willst, ich bezahl's. Ein kurfürstlicher Soldat hat immer Geld für so etwas. Sei gutes Muths und komm'!"

Der Hubert meinte, es müsse diesmal ein Engel die Soldatenkleider angethan haben, besinnt sich nicht lange und geht mit ihm.

Bald ist das Wirthshäuslein erreicht. Der Soldat läßt auftragen holländischen Käs und Brod und Branntwein, und der Hubert haut drauf ein, daß es eine Art

hat. Der Soldat sieht ihm mit Verwunderung zu und kann nicht begreifen, wo er's hathat; aber so ein junger Kerl, der Hunger hat, kann Etwas unterbringen, weiß es selbst noch aus meinen jungen Jahren.

Mittlerweile trinkt ihm der Soldat einmal zu, und als das Essen allmählich langsamer geht, fragt er ihn; „Was willst du denn nun anfangen in der Stadt Cöln?"

„Wißt Ihr nicht, guter Freund, wo „oben Marspforten" ist?" fragt er den Soldaten zurück.

„Warum nicht?" erwiedert der; „aber was willst du da?"

„Ei," sagt Hubert, „da wohnt Einer — ja, den Namen hab' ich rein vergessen in meinem Leid — der verdingt Knechte und Mägde und ist der gute Freund meines Pathen zu Ahrweiler des Wirths im Stern. Kennt Ihr ihn vielleicht?"

„Gott behüte!" sagte der Soldat. „Willst du aber in der ungeheuern Stadt Cöln Einen suchen, dessen Namen du nicht weißt, Freund, dann ist's aus Auch wär's schad' für einen Kerl, wie du, wenn er ein Knecht würde. Ich wüßt' was Besseres für dich!"

„Was denn?" fragte Hubert.

„Ei, sieh' mich 'mal an, wie gefällt dir die Uniform?"

„Prächtig!" rief Hubert.

„So kannst du auch eine kriegen und Geld dazu, Essen, Trinken und eine Schlafstelle. Niemand hat's

[illegible] wie unser einer. Alle Welt hat Respect vor [illegible]. Er ist ein freier Herr, so eine Art von Baron oder Graf. Immer Geld, Tabak und gute Tage und das zweierlei Tuch gefällt den Mädchen; sie gucken alle nach uns, und wenn wir auf den Tanzboden kommen, so stechen wir flugs Alle aus."

„Das kümmert mich wenig. Ich hab' daheim mein Theil und tanze nicht, weil ich Trauer habe," sagte traurig Hubert.

„Närrchen," versetzte der Korporal, „das Trauerjahr vergeht, und kommst du 'mal heim, so gefällst du erst deinem Mädchen recht. Dir müßte die Uniform prosaisch schön stehen!"

„Darf denn ein Soldat heim?" fragte der Junge neugierig.

„Das versteht sich; kriegt Urlaub, wann er will," entgegnete der Korporal. „Er kapitulirt auf zehn Jahre und kriegt fünfzehn Gulden Handgeld."

„O weh, zehn Jahre!" rief Hubert, „ich muß in einem Jahre heim."

„Das darfst du auch," sagte der Korporal. „Der Kurfürst ist ein mordgnädiger Herr, der läßt die Leute gehen, wenn sie nur brav und gehorsam sind. Er ist gar nicht hitzig auf das Behalten und kriegt deren mehr, als ihm lieb ist. Das mit den zehn Jahren ist nur so ein Geschwätz. Du weißt, so etwas muß einen Namen haben. Und wie kann ein Mensch, der nicht vermögelt ist, vorankommen, avanciren nennen wir

Soldaten es! Sieh' mich an! Auf den Kopf gefallen bin ich eben nicht. Darum ward ich nach einem halben Jahre schon Korporal. Nun heißt's: Herr Korporal hinten, Herr Korporal vorne! Schönes Geld, schöne Ehre! Was will man mehr? Ich wett' ein Fettmännchen gegen einen Ducaten, du bist, ehe ein halbes Jahr um ist, Korporal; und was wird dann dein Mädchen Augen machen?"

Während dem hatten sie wacker getrunken, und der Korporal hatte bald den guten Jungen, dem der Branntwein die Sinne zu umnebeln begann, herumgebracht, daß er das Handgeld nahm und gradeswegs zur Kaserne mit ihm wanderte.

Er erwachte am andern Morgen als kurcölnischer Soldat oder Funke, und wurde eingekleidet und einexercirt, was ihm das Soldatenwesen bald verleidete.

Völlig niedergeschlagen wurde er aber, als ihm seine Kameraden sagten, der Korporal habe ihn abscheulich belogen. Er müsse zehn volle Jahre dienen und mit dem Entlassen sei's nichts. Bei dieser Nachricht verließ ihn völlig der Muth. Trostlos im höchsten Grade lebte er im dumpfen Trübsinne dahin; denn nun war Annchen für ihn verloren!

Über den Zeitraum eines Jahres wollen wir weggehen. Es bestand im Wachenstehen, Exerciren und Lungern; aber wer nach diesem Zeitraume den armen Jungen gesehen hätte, es würde ihm schwer geworden sein, ihn wiederzuerkennen. Bleich und traurig sah er

Das Auge trüb und eingefallen. Das Herz voll Er hatte wohl hinschreiben lassen, Grüße gesandt und empfangen; auch hatte ihm Annchen schreiben lassen, sie würde ihm treu bleiben; aber sein Pathe hatte geschrieben: „Lieber Hubert! du bist ein Esel; sonst wärst du nicht Soldat geworden. Meinst du, das Annchen warte zehn Jahre? Fehlgeschossen! Von neunzehn bis neun und zwanzig kriegt so ein Mädel gar oft wetterwendische Gedanken!“ Das brach ihm schier das treue Herz. Im Dienste war er ein Muster. Trinken, Rauchen und Spielen — das Tagwerk der Husaren, mied er strenge. Am liebsten ging er alleine.

So war er denn gerade ein Jahr nach jenem unglückseligen Tage, wo ihn der Korporal traf, am Rheine hinabgegangen, weit unter Sanct Gereon, wo die Gärten liegen. Es war ein Tag von so schwüler Luft, daß, als er die vielen Knaben sich baden sah, er auch Lust fühlte, in den Wellen des Rheines die fast verlernte Kunst des Schwimmens wieder einmal zu üben und die von der Hitze erlähmten Kräfte zu erfrischen und zu stärken. Er ging in die Weiden und entkleidete sich. Mit kräftigem Arm und rechter Lust theilte er die Fluth und schwamm, leicht wie ein Fisch, umher.

Plötzlich sah er einen Knaben unfern von sich, sich bäumen, zurückschlagen. Schnell erkannte er die Gefahr; war wie ein Blitz an der Stelle und erreichte den Verunglückten noch zeitig genug. Er schwamm mit ihm ans Ufer und begann zu reiben an ihm. Mehrere

Leute waren Zeugen, die nun auch herbeieilten, und ihren Bemühungen gelang es, ihn wieder ins Leben zu rufen; allein es währte lange, bis er wieder ganz zu sich kam.

Der dankbare Knabe ließ ihn nicht weg. Er mußte ihn heimbegleiten. Unfern des Doms führte ihn der Knabe in ein stattliches Haus und verkündete hier seinen Eltern, was ihm begegnet und wie ihn Hubert gerettet.

Der Dank der vornehmen Leute war außerordentlich. Die besten Speisen und Getränke wurden ihm vorgesetzt und der Vater des Knaben setzte sich zu ihm.

„Wo bist du denn zu Hause, mein Sohn?" fragte mit herzgewinnendem Wesen der schon ziemlich bejahrte Herr.

„Aus Altenahr!" versetzte Hubert.

„Aus Altenahr?" fragte mit Theilnahme der Herr weiter, „da bin ich erst in letzter Woche gewesen. Kennst du den Hofbauer?"

„Wie sollt' ich nicht," sagte Hubert, „er ist ja mein nächster Nachbar."

„Wie heißest du denn?" — fragte wieder der Herr.

Hubert nannte seinen Namen und bezeichnete die näheren Umstände, allein der Herr kannte weder ihn, noch hatte er seinen Vater gekannt.

Auffallend war es dem Herrn gewesen, daß eine Gluträthe beim Namen des Hofbauers Hubert's Wangen überzog. „Ich will dir sagen, was ich dort that. Der

„Bauer," fuhr er fort, „will seinem Schwiegersohne den Erbpacht sichern."

„Seinem Schwiegersohne?" fragte bleich werdend Hubert. „Wer ist denn der?"

„Der Pitter Krakel," sagte der Herr, den Hubert für den Notar hielt.

Als er den Namen aussprach, da schwindelte es plötzlich dem armen Hubert und er sank in den Lehnstuhl zurück, in dem er saß.

Erschrocken faßte der Herr seine Hand. „Dir ist unwohl, mein Sohn, sagte er. Soll ich dir einen Arzt holen lassen?"

Hubert schüttelte leise mit dem Kopfe. Hervorbrechende Thränen verriethen dem Herrn schnell, hier müsse ein anderer Grund für den Anfall gesucht werden.

„Ist's denn schon fertig?" fragte er leise.

„Die Übertragung des Erbpachts oder die Heirath?" fragte der Herr. „Keins von beiden," antwortete er sich selbst. „Erstlich will das Annchen den Pitter Krakel nicht, und dann ist er ein liederlicher Geselle, dem der Erbpacht nicht übergeben werden kann, obwohl er den Acker- und Weinbau versteht."

„Du scheinst großen Antheil an der Sache zu nehmen," fuhr er fort; „sei 'mal recht offen und erzähle mir, was du auf dem Herzen hast!"

„Ach, Herr Notar," sagte Hubert, „was kann es Euch helfen, wenn ich Euch auch Alles erzähle? Der alte Hofbauer, das seh' ich, bleibt auf seinem Kopf,

und das liebe Annchen wird am Ende, um des Quälens los zu werden, Ja sagen. Dann hat das Lied sein Ende und mir wär's besser, ich läge im Rhein oder im kühlen Grabe. Was thu' ich noch auf der Welt?"

Das war genug gesagt, um dem Herrn einen tiefen Blick in Hubert's Herz zu eröffnen.

Es konnte nun dem gewandten Manne nicht schwer fallen, den guten Jungen so recht kirre zu machen. Er hatte ja, seit er in Cöln war, noch Niemanden gefunden, dem er den Harm seines Herzens mittheilen konnte. Er hatte sich an keinen unter seinen Kameraden anschließen mögen, weil sie sich alle einem wüsten Treiben hingaben.

Bald hatte er ganz vergessen, mit wem er es zu thun hatte. Ohne allen Rückhalt erschloß er dem Theilnehmenden sein Herz, und daß er es keinem Unwürdigen erschlossen, bewies die innige Antheilnahme und die unverkennbare Bewegung des Mannes.

Als Hubert zu Ende war, sagte der Herr: „sei gutes Muthes! so viel hab ich weg, daß dir das Annchen treu ist. Hast du etwas zu bestellen, so trag' mir's auf. Ich gehe ehestens wieder hin und will's ihr selber ausrichten."

Da faßte der Jung des Mannes Hand und rief: „O, sagt ihr, wie lieb ich sie habe und sie solle doch den Pitter nicht nehmen; ich wolle bei dem Kurfürsten einen Kniefall thun, daß er mich loslasse!"

Das versprach der Herr, und reich beschenkt verließ

Hubert das schöne Haus am Dom. Neue Hoffnung war in seine Seele gekommen und es war ihm, er wußte selbst nicht wie, als müsse noch Alles gut gehen.

Acht Tage später stand er im Schlosse zu Brühl Wache an einer hintern Thüre. Seine Gedanken waren wieder zu Altenahr und er hegte den lebendigen Wunsch, nur einmal den Kurfürsten zu sehen und ihn zu sprechen. Er kannte ihn nicht einmal genau, denn es waren da der geistlichen Herren ein ganzes Regiment, und da er mit seinen Kameraden keine Gemeinschaft pflog, mochte er auch keinen darnach fragen. Als er nun so dastand, kam allein ein alter Herr in schwarzer geistlicher Tracht daher, ganz einfach, daß er meinte, es sei so einer von den vielen Schwarzröcken, die um den Kurfürsten seien, als Kapläne und dergleichen.

Faß' dir ein Herz, dachte er, und als der Mann näher kam und er das gutmüthige Gesicht sah, sagte er: „Hochwürden, was ich sagen wollte, kann man nicht einmal zu dem Herrn Kurfürsten kommen?"

„Warum denn nicht?" war des alten Herrn Antwort. „Willst du ihn einmal sprechen?"

„Ach ja," sagte Hubert darauf; „ich hab' so etwas auf dem Herzen."

„Sag' mir's," versetzte der geistliche Herr; „ich bin überall, wo der Kurfürst ist, ich will's ihm sagen."

„Am liebsten sag' ich's ihm selber, denn Ihr vergeßt mir's doch," bemerkte Hubert.

Der alte Herr lächelte. „Traueſt du mir ſo wenig zu?“ ſagte er.

„Das grad' nicht,“ lenkte Hubert ein, „aber ich weiß, wie das ſo geht. — Doch — wenn Ihr ſo gut ſein wollt, ich wüßt' Euch großen Dank.“

„So rede!“ ſagte der alte Herr.

„Ich möcht' gern aus dem Rock da heraus, in den ich durch eine rechte Spitzbüberei des Korporal Hennef gekommen bin,“ ſprach Hubert.

Der alte Herr fiel ihm ins Wort: „Was ſagſt du, durch eine Spitzbüberei? erzähl' mir das einmal!

Da war des Jungen Zunge gelöſt. Er erzählte vollkommen treu, wie es der Korporal gemacht.

„Und du haſt Haus und Gut daheim?“ fragte er endlich.

„Ein Häuschen, Hochwürden,“ antwortete Hubert, „und ein paar kleine Läppchen Land dazu. Das hab' ich in armſeligen Pacht geben müſſen und ſo geht mir's zu Grunde.“

„Wie heißt du denn?“

„Hubert,“ ſagte der Jung.

„Aha, ich hab' ſchon von dir gehört,“ ſprach der alte Herr. „Warſt du's nicht, der neulich ein Kind aus den Fluthen des Rheines gerettet hat?“

„Ach nein,“ ſagte Hubert, „ich hab' ihn bloß herausgeholt.“

Der alte Herr lächelte wieder. „Höre,“ ſagte er, „du kannſt dich drauf verlaſſen, daß ich es dem Kur-

fürſten melde. Es iſt ſo gut, als hätteſt du es ihm ſelber geſagt, und du ſollſt es erfahren, daß ich's nicht vergeſſe."

„Gott lohn's!" rief Hubert voll Freude aus und nun hing ihm der Himmel voller Geigen.

Allein es verging eine Woche nach der andern. Es wurde Herbſt und Winter und nichts hörte er weiter von der Sache.

Der hat's doch vergeſſen, ſagte er mit Verdruß und paßte überall auf, daß er ihn einmal wiederſähe, um ihn zur Rede zu ſtellen; aber auch das gelang ihm nicht.

Durch den Vater des geretteten Knaben erhielt er Annchen's Grüße und die bündigſten Verſicherungen der Treue, das erhob ſein Herz wieder. Zu Neujahr wurde ihm die Freude, daß ihn der Hauptmann vor der ganzen Compagnie ſeines muſterhaften Lebens wegen zum Korporal ernannte. Doch was half das Alles? wäre er los geweſen und hätte er müſſen auf Erbſen heimgehen, wie die Leute nach Kevelaer wallfahrten, er hätt's mit Freuden gethan; denn ſein Path' ſchrieb ihm, als er ihm ſeine Korporalſchaft melden ließ: „Daß du nun ein Korporal geworden biſt, hatte mich erfreut, wenn ich mich nicht drüber geärgert hätte. Da läßt du dich ins Soldatenjoch ſpannen und daheim hat der Miethsmann das Häuschen faſt ruinirt. Deine Güterläppchen ſaugen ſie aus, und ich fürchte, wenn du zurückkommſt, ſchmeckt dir die Arbeit nicht. Soldaten-

leben — faules Leben! und es ist wie der Hofbauer zu Altenahr sagt: „Mit Wasser backt man keine Pfannkuchen.“ Mach' daß du loskommst. Das Annchen pfeift dir was, daß es dir ledig bleibt, bis es eine alte Jungfer ist und beim Mailehen in den Rummel kommt.“ Das schrieb er dem armen Hubert, der doch nichts machen konnte.

In einem spätern Briefe schrieb er ihm: „Du kannst eine Messe lesen lassen, daß des Hofbauers Pläne dem Herrn Baron von Olbrück nicht gefielen. Der Pitter sollt' Hofbauer werden, und der Hofbauer mit seiner Frau sich in den Ausenthalt setzen; aber der that's absolut nicht. Nun denk' ich, wird auch aus der Heirath nichts. Mach' daß du heimkommst, denn es löffeln noch Drei um das Annchen, und im nächsten Mailehen kann einer in den Säckel steigen, wer's haben will. Man meint, das Mädel hing' voll Gold!“

Über diesen Brief brummte der Hubert, weil er so ohne Respect von dem Annchen sprach; allein was er und der vorige enthielt, das machte ihn gar traurig. Hätte er nur den alten Herrn einmal wieder treffen können. Dem hätte er gewiß die gute Wahrheit gesagt.

IV.

Wenn der Baum grün ausschlägt,
Dann treibt er Blätter;
Und wenn die Sonne scheint,
Gibt es gut Wetter;
Und wenn es Hochzeit gibt,
Gibt's frohe Leute;
Und das, was morgen g'schicht,
G'schicht halt nicht heute.

Volkslied.

Seit dem Mailehen war's in Altenahr auch nicht alle Tage Sonntag, am wenigsten in des Hofbauers Familie.

Das Annchen weinte sich schier die Augen aus und nahm sichtbarlich ab. Dem Pitter bewies es seine Abneigung überall. Tanzen mußte es mit ihm und einen Strauß ihm machen; aber wenn er hätte sagen sollen, es hätte ihm einmal, wie dem Hubert alle Tage hundertmal, zugelächelt, er wär' ein Lügner gewesen. Der alte Krakel sagte: „Es gibt sich, es macht sich. Sei nur nicht blöde und werd's nicht müd'." Der Pitter sagte: „Wartet's ab, Vater, wie es sich macht! Wäret Ihr nicht mit der Thür ins Haus gefallen, so stünd's besser. Und hättet Ihr nicht mit dem Baron einen Proceß geführt, so wär' ich jetzt Hofbauer, hätte das Annchen und säße warm; aber so muß Alles quer gehen!"

„Ja, du liederlicher Bub," polterte da der Alte, „seit du Maischultheiß bist, gehst du nicht mehr aus dem

Wirthshaus und das Karten iſt dir ans Herz gewachſen. Das hat dich empfohlen! prächtig empfohlen!“

Da ſchwieg der Pitter ſtill und ging hinaus, als hätt' ihn der Hund gebiſſen.

War's vielleicht nicht wahr, was der alte Krakel ſagte? O freilich!

Der Pitter war ein geiziger Tagedieb geweſen; aber darum, weil ihm der alte Krakel kein Geld gab und alle Tage hundertmal ſagte: ſparen muß man! wer den Pfennig nicht zu Rath hält, kriegt kein Kaſtenmännchen, und wer das Kaſtenmännchen nicht in Ehren hält, kriegt keinen Thaler. Das war dem Bub ins Fleiſch gewachſen. Er wurde ein Geizhals. Als er aber Maiſchultheiß wurde und der alte Krakel auf das Annchen ſpannte, ſagte er: „Pitter, du mußt's laufen laſſen!“ Das that nun auch der Pitter. Und als ſie das Geld vom Mailehen zu vertrinken anfingen, da wurde ihm das Wirthshaus lieb. Er konnt' oft das Nachteſſen nicht abwarten. Da kam er denn auch ans Karten. Er gewann alle Tage. Das reizte, zumal Habſucht und Geiz in ihm ſteckten. Die Begierde ließ ihn nicht mehr raſten. Nun mochte der alte Krakel brummen. Er ſagte drauf: „Habt Ihr's nicht geſagt, ich ſoll's laufen laſſen? nun, wo ich's thue, zankt Ihr!“ — Später, als er ſo alle Tage im Solo gewann, ſagte er, wenn der Vater brummte: „Ich fordere Euch ja kein Geld ab; ich ranzionire mich ſelbſt!“ mit dem Allem wurde er ein Finke, wie's einen gab.

Der Hofbauer kratzte ſich hinter dem Ohr, als er das merkte, denn er hatte dem Krakel ſein Wort gegeben, der Pitter ſolle das Kind zur Frau kriegen. So ganz feſt war's freilich nicht, und Handſtreich war nicht gehalten.

Das Annchen nahm ſichtlich ab. Es war eitel Unglück im Hauſe.

„Du hätt'ſt nicht gleich zuzutappen brauchen!“ ſagte die Hoffrau.

„Dir war's ja doch auch recht!“ verſetzte er.

„Aber binden wollte ich mich nicht!“ verſetzte ſie.

„Ja, Allerweltsklugheit, du hörſt das Gras wachſen, ich weiß es wohl,“ ſagte er.

Nun wurde ſie wild und ein Wort gab das andere, bis der volle Hader da war.

So ging's alle Tage. Keine frohe Stunde kam mehr ins Haus.

Alle Tage kam der Pitter, aber Annchen ließ ſich nicht ſehen.

Da kam einmal der alte Krakel.

„Hörſt du,“ ſagte er zum Hofbauer, „ich hab' eine Kriegsliſt erdacht, wie wir das Mädel fangen. Wenn der Zins und Pacht und die Theiltrauben den Herbſt gehoben werden, ſo läßt du dem Herrn Baron ſchreiben, er ſolle den Pitter zum Hofbauer machen und die Bedingung ſtellen, das Annchen müſſe ihn heirathen. Wir Zwei ſetzen uns in den Ausenthalt und geben unſer Gut den Kindern. Es bleibt uns genug zum herrlichſten Leben.“

Dem Hofbauer, der ein sehr beschränkter Kopf war, gefiel das schon recht gut. Nur die Frau hatte Bedenken. Da kommt mit einem Male der Herr Baron selbst.

Der Hofbauer trägt's ihm vor; aber der will wissen, wem er den Erbpacht übertrage und da fällt's schief. Er hört, daß der Pitter ein Spieler ist und sagt: Nein.

Die Alten gehen nun hinter den Pitter und der sieht endlich ein, daß er ordentlich werden muß. Er bessert sich. Beim nächsten Mailehen steigert er das Annchen und kriegt's um zwei Drittheil wohlfeiler, aber das Mädchen bleibt sich gleich und will ihn nicht.

So geht's fort bis der Herbst kommt.

Der Hofbauer dachte wohl, der Herr käme wieder, und nach seinem Grundsatze, daß kein Baum auf den ersten Hieb falle, hoffte er, da sich der Pitter gebessert und aus dem Wirthshause geblieben war, sollte der Herr Baron ihn annehmen.

Mit großer Theilnahme betrachtete der Baron das traurige Annchen. Einmal traf er sie allein.

„Kind," sagte er, „du warst sonst so froh und nun bist du so traurig. Hast du was Liebes und darfst es nicht sagen? sei zutraulich, ich meine es gut. Willst du den Pitter, so soll er flugge Hofbauer sein."

„Ach Gott, nein!" rief Annchen.

„Also du hast ihn nicht lieb? die Alten wollen dich zwingen? Nicht so?"

„Ach ja!" war ihre leise Antwort.

„Halt!“ rief Herr von Olbrück, „da hätt' ich ja bald etwas vergessen! Ich soll dir viel tausend Grüße bringen von Cöln. Rath' 'mal von wem?“

Da wurde das Annchen roth wie eine Purpurrose, sah unter sich und meinte der Boden unter ihren Füßen wanke.

„Weißt du Niemanden in Cöln, der dich könnte grüßen lassen?“ fragte Herr von Olbrück, der sich an der Verlegenheit des schönen Mädchens weidete.

„Ich wüßte wohl Jemand“ — sagte sie endlich — „aber —“

„Gelt, du wüßtest nicht, wie der zu mir käme? Das will ich dir aber sagen.“ Und nun erzählte er ihr, wie der Hubert sein Kind vom Tod errettet habe.

Jetzt sah sie ihn mit freudestrahlenden Augen an und hielt den Athem an, so aufmerksam hörte sie ihm zu.

„Glaubst du mir's nun, daß er mir viel tausend Grüße an dich aufgetragen?“

Sie nickte.

„Und er läßt dir sagen, nur noch acht Jahre sollest du ihm treu verbleiben.“

Sie seufzte leise.

„Das ist lange, Kind,“ sagte der Baron, „aber rechte Liebe darf nicht wanken.“

„Bis dahin bin ich eine alte Jungfer,“ sagte sie endlich, „dann mag er mich nicht mehr!“

„Dafür sei ohne Sorgen. Ich geb' dir mein Wort,

daß er dich nimmt, denn er hat dich viel zu lieb. Willst du ihm die Treue halten? Soll ich's ihm sagen?"

„Ja, ja!" rief sie aus und lief glühend dem Hause zu.

Das war eine schwere Probe, sagte lächelnd der Baron und setzte sich auf die Steinbank nieder.

Jetzt kam der Hofbauer. Er fing vom Wetter an und kam endlich auf den Pitter. Er hielt ihm eine Lobrede über die andre und sagte, das Annchen wolle ihn nehmen.

„Ihr lügt!" rief der Baron und sah den Hofbauer mit durchbohrenden Blicken an. „Verschachern wollt Ihr Euer Kind. Schämt Euch! Einmal für allemal sag' ich Euch, nur der wird Hofbauer, den Eure Tochter freiwillig zum Manne nimmt. Zu Ostern komm' ich wieder. Bis dahin muß es sich entscheiden."

So hatte der Herr mit dem Erbpächter noch nie gesprochen.

Ganz gebeugt schlich der Hofbauer weg und Abends sagte er zu seiner Frau: „Trine, ich glaub', dem Baron hat Einer einen Floh ins Ohr gesetzt. Wer's aber sollt' gethan haben, das rath' ich nicht. Er will einmal den Pitter nicht. Das ist eine dunkle Geschichte. Weißt du, was er sagte: Der solle Hofbauer werden, den Annchen zum Manne wähle!"

„Dann wird's der Hubert!" sagte die Frau.

„Lieber sollt's mir der Schweinshirt werden!" kollerte der Hofbauer.

„Hör' 'mal," höhnte die Frau, „ist's denn am Ende nicht einerlei? Wenn sie ihn lieb hat und absolut nicht anders will, so ist mir's recht."

„Mir aber nicht!" rief der Mann. „Ich will mich nicht für den Bettelbuben geplagt haben!"

„Oho!" rief die Frau. „Warst du denn so reich, als du durch mich Hofbauer wurdest?"

Darauf schwieg er; aber er sagte: „Der Bub hat hinter meinem Rücken mit dem Mädchen Liebeshändel getrieben."

„Hast du's hinter meines Vaters Rücken besser gemacht?" fragte sie höhnend. „Du lieber Gott, wenn doch ein Esel den andern Langohr heißen will! Wenn doch das Alter so alle Gedanken an die Jugend ausgelöscht hat!" Sie legte sich herum und gab ihm keine Antwort mehr. Der Hofbauer aber setzte seinen Starrkopf auf und schwur, der Hubert solle sein Kind nicht kriegen, und wenn alle Barone in der Welt für ihn wären. Das Mädel aber wolle er schon gescheidt machen. Und über diesen Gedanken schlief er ein. Am andern Morgen reiste der Baron ab.

Das war für Annchen ein harter Winter. Jeden Abend kam der Pitter ins Haus mit seinem Vater und seiner Mutter. Alle Tage war der Alte hinter ihr, sie solle dem Pitter das Jawort geben. Die Qual hatte gar kein Ende. Selbst der Pastor kam und redete ihr zu.

Aber wann sie nach Ahrweiler kam, sagte der Path':

„Halt' aus, Kind!" Und wann ſie an den Herrn Baron dachte, ſo gedachte ſie ihres Wortes, und hielt ſich wacker.

War Muſik im Dorfe, ſo ſtellte ſie ſich krank, um nur nicht mit dem Pitter tanzen zu müſſen. Der war aber gar nicht aus dem Text zu bringen. Er ließ ſich Alles gefallen und kam doch wieder.

So ging denn endlich der Winter herum und das Mailehen kam. Annchen ſeufzte tief auf, daß Hubert nicht kam. Sie ſah voraus, daß Pitter ſie wieder ſteigern würde, und das lag ihr centnerſchwer auf der Seele. Sie würde gern ſich haben zum Rummel zählen laſſen, wenn nur der verhaßte Pitter ſie nicht als Mailehen abermals erſteigerte.

Wieder waren unter der Linde die Jungen verſammelt und im Kreiſe die Alten, da trat der Herr von Olbrück, der eben angekommen war, zu dem bereits zum Maiſchultheiß erwählten Pitter und ſagte:

„Herr Maiſchultheiß, darf ich mir auch ein Mailehen ſteigern?"

Alles lachte laut auf über den Spaß des gnädigen Herrn.

Der Pitter hatte Groll im Herzen und ſagte: „Gnädiger Herr, Ihr ſeid kein Jung mehr und habt eine Frau, das iſt gegen allen Brauch."

Die Schöffen bejahten das.

„Nun," ſagte der Baron, „darin habt Ihr recht und ich kann nichts einwenden; aber wenn ich nun für einen Andern ſteigere, der nicht da iſt, gilt das?"

„Es ist ein Fall, der ist uns noch nicht vorgekommen," sagte Pitter.

Einer der Schöffen meinte, man sollte den ältesten Mann im Flecken fragen, ob so Etwas geschehen könne.

Der Älteste im Flecken war ein Schneider, der auch im Kreise stand. Es war das achtzigste Mailehen, das er erlebt hatte. Ihn befragten sie.

Auf die Frage antwortete er: „Ich war einmal krank beim Mailehen. Da steigerte mir mein Vater mein Mädchen und das gab meine Frau, Gott hab' sie selig."

„So wär's entschieden!" sagte Herr von Olbrück lächelnd.

„Noch nicht!" rief hastig der Maischultheiß, dem es schwül wurde, ohne daß er sich sagen konnte, warum. „Ist der, für den Ihr steigern wollt, aus unserm Land, das heißt aus den Orten, die zu uns gehören?"

„Ja," sagte der Baron ruhig, „sonst würde ich ja nicht mitbieten dürfen."

„Wie heißt er?" fragte der Schultheiß.

Der Baron merkte, wie er ausforschen wollte. „Ist mein Sohn nicht hierher gehörig," fragte der Baron ganz ärgerlich, „der hier mehr Güter hat, als irgend Einer?"

„Da ist nichts zu sagen," bemerkten die Schöffen.

Der Schultheiß witterte Unrath. Er hatte den Namen nicht genannt und über seinen Sohn gefragt, ohne daß er sagte, er wolle für ihn steigern. Wohl

hätte er noch gern Schwierigkeiten gemacht, allein die Burſche, die ſich durch einen ſolchen Mitſteigerer geehrt fühlten, andererſeits aber auch ſich vornahmen, ihn gehörig zu rupfen, riefen laut: „Hebt das Mailehen an! Das Geld des Herrn Baron iſt ſo gut, als das unſerige und das Recht iſt für ihn!“

Annchen kam zuerſt wieder dran, weil der Schultheiß das Vorrecht hatte. Diesmal hob er ihre Tugenden weniger hervor, als früher. Er bot einen Gulden.

Herr von Olbrück bot gleich Zehn.

Der Hofbauer machte gewaltige Augen und alle Bauern ſtießen ihn mit dem Ellenbogen in die Rippen und fragten: „Was iſt das?“

Pitter zitterte vor Grimm. „Daß du ſiebenmal verdammt wäreſt!“ brummte er.

Sein Vater nickte ihm zu, daß er mehr biete.

„Fünfzehn!“ rief Pitter.

„Fünf und zwanzig!“ darauf Herr von Olbrück und lächelte wieder dazu.

In dem Haufen der Bauern entſtand ein gewaltiges Drängen. Jeder wollte vornhin, um das mit anzuhören und zu ſehen, was jetzt kommen wollte, denn ſie dachten, der Pitter ließe das Mädchen nicht.

Aber Pitter ſaß leichenblaß da und ſchwieg, obwohl ſeine Lippe bebte.

„Ei, ſo ſchlagt mir doch das Mailehen zu!“ ſagte Herr von Olbrück. „Es bietet ja Niemand mehr!“

„Du auch nicht, Pitter?“ fragten die Schöffen.

Pitter rührte sich nicht. Er kämpfte mit sich; aber es kam kein Laut mehr über seine Lippen.

Jetzt nahm einer der Schöffen den Stab und schlug Hofbauers Annchen dem Herrn von Olbrück zu

Dieser zählte das Geld auf den Tisch und sagte: „Zur Kirmes bring' ich den, für den ich gesteigert," wandte sich und ging.

Gleich drauf rollte der Wagen weg, dem mit langen Hälsen die Bauern nachsahen, die Köpfe schüttelten und meinten, bei dem Herrn von Olbrück sei's nicht just im Kopfe.

Nicht leicht hätte Etwas größeres Aufsehen in dem Flecken machen können, als dieser völlig unerwartete Auftritt.

Ein größerer Theil der Jungen jubelte über das viele Geld, das in ihre Trinkkasse floß; ein anderer Theil murrte und war der Meinung, man hätte dem Baron kurzweg sagen sollen, das Mailehen ginge ihn nichts an. Der Pitter ließ aber ganz die Flügel hängen, denn ihm war alle Lust geraubt und Zorn und Aerger erfüllten ihn. Noch mehr Aufsehen machte die Sache unter den Alten. „Für wen wird er gesteigert haben?" fragten sie und zerbrachen sich die Köpfe, kamen aber zu dem Entscheid, es sei für seinen Sohn und das sei ein ganz besonderer Spaß und eine Ehre zugleich, daß ein Baron in Altenahr ein Mailehen habe. Den Pitter bedauerten sie, weil er nun ohne Mailehen sei und auch nicht auf den Rummel habe

bieten wollen. In dem Hofbauer ſtritt Hochmuth und Mißmuth um die Herrſchaft. Die Ehre, die ſeinem Kinde widerfuhr, erkannte er vollkommen; aber daß der Pitter auf den Sand geſetzt war, das konnte er gar nicht verwinden. Die Mädchen rümpften die Naſen und ſagten: Man meint, das Annchen ſei denn doch ein Edelfräulein! Und iſt doch ein Bauermädel, wie wir Alle! Es iſt, als ob keine hübſch im Flecken ſei, wie ſie und — dabei ſahen ſie in die kleinen Wandſpiegel, es ſind doch auch noch Andere da, die ſich mit ihr meſſen können!

Als der Hofbauer heimkam, war ihm das Gerücht bereits vorangeeilt.

„Was gibt's?“ fragte ſeine Frau ſchon in der Thür. „Iſt es wahr, daß der Herr unſer Kind für ſeinen Sohn geſteigert hat?“

„Freilich iſt's wahr,“ ſprach noch immer zwiſchen den Empfindungen ſchwankend der Hofbauer.

Die Frau ſtand verblüfft da und ſchlug die Hände zuſammen.

„Wer hätte ſich ſo Etwas denken ſollen?“ ſagte ſie und ſtarrte ins Blaue hinaus.

„Du!“ ſagte ärgerlich der Mann, „denn du biſt ja die Allerweltsklugheit und weißt Alles!“

Er ließ ſie ſtehen und ging ins Haus. Diesmal ſchwieg Trine, was ſonſt ihre Liebhaberei nicht war; aber es war auch nicht die Liebe zum Frieden, die ihr den Mund ſchloß, ſondern die überwältigende Macht

des wichtigen Ereignisses, die keinem andern Gedanken irgendwie Raum ließ. Obwohl sie auch ungern sah, daß Pitter neben dran kam, so kitzelte sie doch die Ehre; denn innerlich war sie für Pitter, und nur das Widerparthalten gegen ihren Mann brachte sie bisweilen zu anderen Aeußerungen.

Im Kämmerlein droben aber saß eine, die grübelte viel über die Sache. Froh, des ihr widerlichen Pitter's los zu sein, gedachte sie der Grüße und der Unterredung mit dem Herrn Baron, und es tauchte in ihr die Ahnung auf, sie könne Hubert's Mailehen sein! Seit langer Zeit lag ein heiteres Lächeln zum ersten Mal wieder auf dem lieblichen Gesichtchen, und der fast schleichende Gang wurde wieder zu jenem elastischen, bürfenden, der ihr sonst eigenthümlich gewesen.

Altenahr hatte einen Stoff des Gespräches, der gar nicht zu erschöpfen war, und je näher die Kirmeß kam, deste wichtiger wurde er und deste lebhafter beschäftigte er Alt und Jung.

Endlich kam die Zeit, die so sehr ersehnt wurde.

Annchen hatte das Zimmer des Herrn von Olbrück spiegelblank gescheuert, es mit Blumen geziert und überhaupt Alles aufgeboten, es recht freundlich zu machen.

Als sein Wagen anfuhr, eine schwere, alte Karosse, da lugte sie hinter dem Speicherladen, ob nicht — Hubert — bei ihm sei; aber er stieg allein aus. — Also doch nicht! — seufzte sie aus tiefer Brust. Also doch nicht! und das thränenschwere Auge blickte zum

Himmel. Dann ſetzte ſie ſich auf das Heu, ſtützte das ſchöne Köpfchen in beide Hände und hing ihrem Schmerz über die getäuſchte Hoffnung nach.

Derweile war Herr von Olbrück in des Hofbauers Wohnſtube getreten und hatte alſo zu reden begonnen:

„Ihr habt den Wunſch ausgeſprochen," ſagte er, „daß ich den Erbpacht auf Euer Kind übertrüge. Da Ihr und Eure Vorfahren mir treue Hofleute waren, ſo hab' ich das gerne gethan und von dem öffentlichen Notarius in Cöln einen Act aufnehmen laſſen und unterſchrieben. Ihr wiſſet, daß ich die Bedingung geſtellt, daß ich nur dem den Erbpacht übergebe, den Euer Kind zum Manne wähle. Den Pitter Krakel mag ſie nicht und mir gefällt er auch nicht. Das iſt ab. Nun hab' ich Euer Kind als Mailehen erſteigert und kann ſie abtreten, an wen ich will; aber ich möchte ſagen, wem ich ſie als Mailehen abtrete, der muß auch ihr Mann werden und wird auch Hofbauer. So iſt's. Ruft mir das liebe Kind!"

Dem alten Hofbauer ſtockte der Athem in der Bruſt. Die Frau war bleich geworden. Sie wollte nicht fort.

„Ach gnädiger Herr," hob ſie endlich an, „Ihr ſolltet doch nicht ſo hart gegen uns alte Leute verfahren. Der Pitter iſt doch ein braver und auch reicher Jung und —"

„Thut mir den Gefallen Frau Trine und ſchweigt mir von dem Pitter ſtill. Wollt Ihr ihm Euer Kind geben, ſo geht mich's nichts an, ſo nehm' ich aber den

Hof wieder an mich und gebe den Pacht, wem ich will Thut, wie Ihr's für recht haltet."

„Ach, du liebe Zeit!" sagte die Frau, „darf dann unser eins gar nicht wissen, wem Ihr sie geben werdet?"

„Ruft mir mein Mailehen", sagte lachend der Baron.

Sie ging.

Bleich, mit verweinten Augen trat das Mädchen ein.

„Warum denn so traurig, mein hübsches Mailehen?" fragte der Baron, indem er ihre Hand ergriff. „Ich dachte, dich froh und heiter zu finden, weil du den wüsten Pitter los bist. Nun, hör' mich 'mal an," fuhr er fort. „Ich bin alt und hab' eine Frau, darf also kein Mailehen hier haben. Da möcht' ich dich denn an einen Anderen abtreten; aber ich wollte dich doch erst fragen, ob er dir auch recht ist."

„Kennst du den Korporal von der dritten Compagnie in Cöln?" fragte er. „Es ist ein Jung, wie schöner keiner in Altenahr ist und brav, wie kein andrer."

„Ach, ich will keinen Soldaten!" rief das Mädchen und ihre Thränen rannen heftig.

„Weine nicht, Kind," sagte theilnehmend der Baron, „weine nicht! Ich will dir dann einen Andern vorschlagen. Ich hab' einen Bedienten seit einem Monate, der ein Prachtjung ist, so will ich dir den geben?"

„Ach, Herr, den kenn' ich ja nicht!" sagte das Mädchen.

„So will ich ihn rufen lassen, daß du ihn siehst," sagte Olbrück.

Er machte das Fenster auf und winkte seinem Kutscher.

Bald darauf ging die Thür auf und es trat ein stattlicher Soldat herein. Alle sahen ihn an; aber die Alten erkannten ihn nicht gleich.

Annchen rief, freudig auf den Soldaten zueilend: „Willkomm, Hubert!"

„Das ist der Korporal, dem ich dich abtreten wollte, den du aber nicht willst."

„Korporal Hubert, ruf' er meinen treuen Diener!" sagte der Baron.

Annchen stand verblüfft, hielt aber Hubert fest an der Hand.

„Ach — ach" — sagte sie stockend, „den — ja den nähm' ich schon!"

„Abgeschlagen," sagte Olbrück. „Du sollst frei wählen!"

Den Alten wurde das Herz leichter.

Hubert machte sich von der kleinen Hand frei und ging hinaus.

„Ach Gott, Herr Baron, gnädiger Herr!" rief Annchen in halber Verzweiflung, „warum habt Ihr mir das nicht gesagt? Ach, seid barmherzig und tretet mich an Hubert ab!"

„Dummes Ding!" tollerte der Hofbauer. „Ist nicht der gnädige Herr befugt zu thun, was er will? Er hat dir ja den freien Willen gelassen?"

Annchen faltete die Hände flehend.

Da ging die Thür auf und Hubert trat im einfachen Rocke herein.

Sie starrten ihn alle Drei an.

„Da ist mein Diener, mein treuer Hubert Soll ich dich denn dem abtreten?“ fragte Olbrück.

„Ach Gott, ja!“ rief das Mädchen und flog an des Jungen Hals, der sie herzlich an sich drückte.

„Nun, Hubert,“ sprach Olbrück, „nimm sie als dein rechtmäßiges Mailehen!“

Dem Hofbauer versagten die Gesichtsmuskeln ganz den Dienst. Er sah starr auf die Beiden hin. Endlich ermannte er sich und fragte: „Herr Baron, ist denn das Ihr Ernst?“

„Mein gründlicher Ernst!“ entgegnete Olbrück lachend.

In dem Herzen der Hoffrau regte sich ein besseres Gefühl.

Sie wußte dem Baron Dank, als sie das Glück des Mädchens sah.

„Noch mehr,“ sprach Olbrück, „er soll Hofbauer werden.“

„Was?“ rief der Alte und sein Zorn regte sich.

„Entweder hört mit Euch der Pacht auf, der nur auf Söhne lautet, oder — doch hört das Mädchen! — Anna,“ sagte Olbrück, „der Erbpacht ist dein, wenn du einen Jungen zum Manne nimmst, der mir gefällt. Nun gefällt mir der Hubert. Willst du ihn zum Manne,

so schenk' ich dir diesen Act, sein Name steht schon drinnen, er ist unterschrieben und besiegelt!"

„Ach, ja!" rief das Mädchen und verbarg sein Gesicht in der Schürze, aus der die Worte hervortönten: „Wenn's meinen Eltern recht ist!"

Die Worte des Herrn von Olbrück hatten einen tiefen Eindruck auf den Hofbauer gemacht. Er wußte, daß Olbrück nicht scherze.

„Was meinst du dazu, Trine?" fragte er seine Frau. Die lächelte und sagte:

„Alte Liebe rostet nicht! Ich hab's schon lang' gewußt."

„Ich auch," sagte der Hofbauer, der nicht wollte, daß seine Frau klüger erscheine, als er.

„Ei, wenn du denn denkst," sagte sie, „mir ist's recht."

Der Hofbauer kratzte sich hinter dem Ohr und sagte dann endlich: „Wenn's nicht anders ist, so soll mir's auch recht sein."

„Bravo!" rief Olbrück, und die Alten gaben den Liebenden ihren Segen.

Aber wie staunten die Altenahrer, als Hubert sein holdes, jetzt rosig blühendes Mailehen zum Tanze brachte. Wie staunten sie, als sie hörten: Annchen sei Hubert's Braut!

Pitter ließ sich nicht sehen die ganze Kirmeß über. Er war in Ahrweiler und gerade am zweiten Kirmeßtag wurde seine Verlobung mit des Sternwirths Lieschen

richtig, der Tochter von Hubert's Pathen. Abends brachte er sie zum Tanz und gern ließ ihn Hubert mit seinem Annchen tanzen, während er das muntere Lieschen wirbelnd herumschwang.

Nachdem der Pastor die beiden Paare zugleich ausgerufen, hielten sie nach drei Wochen auf einen Tag Hochzeit. Herr von Olbrück kam mit seiner Familie von Cöln herauf und es war ein lustiger Tag, ein heiterer Himmel lachte ihm — in Altenahr eine gute Vorbedeutung.

Als nach der Trauung Hubert sein geliebtes Weib küßte, sagte er leise zu ihr: „Nun bist du mein Mailehen für immer!" Und sie lächelte selig und sagte leise: „Ja — und nun brauch' ich auch nicht mehr heimlich zu dir zu schleichen und Rumpen flechten helfen!" „Und mir holt keiner die Mütze!" setzte Hubert lachend hinzu.

„Nun ist's aber Zeit, daß wir gehen," sagte mein alter Führer, und die schärfere Zugluft des Thales mahnte dringend. Wir gingen und scheidend dankte ich dem Greise für die Mittheilung der Geschichte. Möge sie Anderen so zusagen, wie sie aus dem Munde des Alten mir zugesagt hat.

Fragmente

aus

dem Leben zweier armen Teufel.

Unstreitig ist die Sippschaft der armen Teufel die größte auf Erden, und ihren Stammbaum aufzustellen, wäre das größte Kunststück eines Genealogen. Von Kindesbeinen an gehöre ich, der ich diese Blätter als siebenjähriger Referendarius niederschreibe, dieser alten Familie an, die ihre Ahnen bis zu den Pforten des Paradieses (versteht sich, zu den geschlossenen) hinaufreichen sieht, ohne in einer Adelsmatrikel zu stehen — obwohl sie auch in diesen nobelen Regionen ihre Zweige zählt — und — nicht die geringsten. Wie gesagt, sieben Jahre liegen hinter mir, seit ich Referendarius wurde, und wenn es so fortgeht, werde ich vollends dem Kranken am Teiche Bethesda gleich, mit dem ich jetzt schon Ähnlichkeit genug habe in Betreff des Nachsehens, wenn Andere zu einträglichen Stellen befördert werden. Wo ich zu Hause bin? Nun, das siebenjährige Referendariat weiset ja hin auf ein Land einträglicher Hoffnungen, süßer Vertröstungen, zahlreicher Examina und eisgrauer, trostloser Candidaten; daß es in Deutschland zu suchen, bezweifle Niemand. Mein letztes, halsbrechendes Examen liegt hinter mir. Es soll der Dietrich sein, der alle Thüren öffnet. — Bei mir muß er den Bart zerbrochen haben! — — Nirgends her strahlt ein Hoffnungsstern, und es wird mir

allmählich so kühl ums Herz, wie wenn draußen der eisige Wind über die kahlen, grauen Felder streicht. Was soll's nun werden? — Acht und zwanzig Jahre bin ich alt, habe etwas gelernt, aber keinen Pfennig Geld in der Tasche. Meine Eltern ruhen längst unter dem Rasen vor des Lebens Mühen aus. Geschwister habe ich keine. Mein geringes Vermögen ist hin. Schulden sind die Pest des Lebens — aber — was bleibt mir übrig? Doch — ich will nicht verzagen! Mein Hauszins und meine Kostleute sind ja bezahlt; der Schneider und Schuster hat nichts zu fordern; auch die Wäscherin nicht. Das will etwas sagen für einen blutarmen Referendarius, und — ich glaube, es sind ihrer Wenige, die das sagen können, und doch ist bei unserem Landgericht ihre Zahl Legion.

Das schrieb ich vor etwa sechs Wochen nieder. Erst heute fahre ich fort.

Damals stand ich trüben, recht trüben Sinnes am Fenster. Draußen heulte der Novemberwind durch die Straßen. Meine Fenster waren angelaufen, und bedenkliche, schnurgerade Linien ließen auf die schönsten Bildungen von Eisblumen rechnen, die bald ihr Gezweige entwickeln wollten. Mein Dachstübchen begünstigte absonderlich ihr Wachsthum.

Ich trat zum Öfchen, schürte Kohlen an und ließ mich in dem alten Lederfessel nieder, den meine gute,

alte Hausfrau in mein Stübchen gestellt hatte. Es war, dem Alter nach zu urtheilen, der Sorgenstuhl ihres seligen Vaters — und sie zählte etliche sechzig. Er war mir ein rechter Sorgenstuhl. Ich ließ mich hineinfallen, nachdem ich meine Thüre verriegelt hatte, um allein zu sein, und meine Gedanken schweiften sorgenschweren Flugs in der allernächsten Umgebung nach Raum und Zeit herum. Mit der zunehmenden Wärme meines Stübchens wurde ihr Flug leichter, freier, kühner, und Raum und Zeit beengte sie nicht mehr. Die Nacht kam, und ich merkte nicht, daß es dunkel wurde — denn ich dachte an Nettchen. — Wer liebt, braucht keine Kerze oder Lampe, um im reinsten Rosenlichte zu schweben, und wenig Feuer im Ofen, um doch warm im Herzen zu sein. Mit Nettchen stand es so.

Der Landgerichtsrath Rudolphi war ein glücklicher Mann, denn er war Landgerichtsrath, hatte viel, sehr viel Vermögen, ein schönes, gemüthliches Familienleben, inclusive einer wackern Gattin, die eine tüchtige Hausfrau war, und dreier Töchter, deren jüngste schön, die mittlere schöner und die älteste ein Engel war, und die hieß: Nettchen.

In diesem Hause hatte ich zuerst das schönste Glück des Lebens kennen gelernt, das gemüthlicher Häuslichkeit, liebevollen Familienlebens, wie es eben alle Tage seltener wird. Ein Hauch stillen, beseligenden Friedens wehte Einen hier an. Ein Band umschloß alle Glieder der Familie, das Band der reinsten, heiligsten, auf

opferndſten Liebe. Da gab's keine tanzenden Thee's, keine überſchwänglichen Abendeſſen mit Champagner, keine Concerte, keine Spielpartieen, und doch war's ein Haus, das Jeder gerne betrat, und wer dort eingeführt war, rechnete es ſich's zur Ehre und Freude. Und in dieſem Kreiſe glänzte Rettchen als leuchtender Stern erſter Größe. Sie ſehen, und ſie lieben war bei mir Eins; aber wie durfte ich armer Teufel zu ihr das Auge erheben, um die meine adeligen Herren Collegen herumſcharwänzelten? Ich ſtand in beſcheidener Ferne, aber meine Seele wohnte nur im Auge und im Ohr, und was ſie ſtille dachte und empfand, das lag verborgen im Schreine der Bruſt.

Ich kam durch des Vaters Freundlichkeit dann und wann in das Haus, wohin meine Sehnſucht zog, wie der Magnet nach Norden.

Als im letzten Herbſte die Wieſen gemäht waren und der Wald noch in friſcher Pracht ſtand, wurde ich auch zu Rudolphi's geladen. Ich zog den alten Frack an, der ſehr fadenſcheinig zu werden begann und in ſeinem Schnitte weit hinter der Mode des Tages ſtand, und ging klopfenden Herzens hin. Der Vater empfing mich wie einen Freund, und ſprach ſo herzlich, ſo väterlich mit mir, daß mir das Herz aufging wie eine Blume, die der warme Morgenſonnenſtrahl aus dem Schlaf in ihrer feſtgeſchloſſenen Knoſpe lockt. Er ſtellte mir meine Anſtellung in eine fröhliche Ausſicht und in eine nahe Zukunft. Mir war ſo wohl lange nicht

gewesen, und die Hoffnung kam wieder einmal recht nahe. Nettchen war an diesem Abend ungewöhnlich freundlich. Meine Seele schwelgte in Entzücken, denn sie zeichnete mich aus, wie es ihr Vater that.

Es waren der jungen Leute viele da, und alle beschlossen, eine Waldpartie zu machen. Die jungen Männer besprachen sich darüber. Ein Musikchor sollte bestellt, draußen ein Zelt errichtet werden — kurz, es gehörte Geld dazu. Wie konnte ich Armer daran Theil nehmen?

Nettchen aber fragte mit ihrem Engelslächeln: „Sie sind doch auch von der Partie? Ich freue mich recht darauf."

Erglühend bejahte ich, und das Erglühen galt eben sowohl der freundlichen Frage, als dem Bewußtsein meiner großen Armuth. Nun wäre ich nicht zurückgeblieben, und wenn ich hätte hungern müssen bis dahin. So schlimm kam's nun nicht.

Der Herr X., ein Advokat, der wundersamer Weise eben so dumm, als gesucht ist, weil er eben nicht wählerisch im Annehmen unlauterer Prozesse ist, gab mir viel zu arbeiten und honorirte ziemlich gut. Gerade an diesem Tage brachte er mir Aktenstöße. Ich arbeitete Tag und Nacht, und gewann mehr, als ich brauchte. Drei Wochen später war die Landpartie. Die Gesellschaft ordnete sich paarweise. Ich weiß selbst nicht, wie es kam, Nettchen hüpfte auf mich zu, mich etwas zu fragen, und — ich hatte den Muth, ihr meinen Arm

zu bieten. Sie nahm ihn freundlich. Wie pochte das Herz in der Bruſt! —

Wir waren in der langen Reihe das letzte Paar, das eine ſteile Höhe hinanſtieg, um in die dunkeln Hallen des duftigen Hochwaldes zu gelangen.

„Sie ſehen bleich, Herr Referendar,“ ſagte ſie mit zutraulicher Natürlichkeit. „Waren Sie krank? Ich ſah Sie lange nicht zum Vater gehen.“

Dieſe Frage drang tief in meine Seele. Sie nahm Theil an mir. Sie bemerkte meine Bläſſe. Wer beſchreibt meine Seligkeit?

Was ich eigentlich antwortete, weiß ich nicht; aber ich glaube, daß ich von vieler Arbeit ſprach und dergleichen.

Gute Seele, hätteſt du gewußt, daß ich ſo gearbeitet, um heute bei dir ſein zu können! —

Sie ſah mich nicht ohne Bewegung an, als ich das ſagte.

„Sie müſſen Ihre Geſundheit mehr ſchonen,“ bemerkte ſie wohlwollend. „Ich hoffe,“ ſetzte ſie hinzu, „dieſer Tag ſoll Ihnen recht heilbringend ſein.“

„Er iſt es ſchon,“ ſagte ich aus tiefſtem Grunde der Seele.

Sie erröthete tief; aber mit dem Worte, das mir eigentlich ſo herausgefahren war, ſchien alle Bangigkeit von mir gewichen. Was nun kam, weiß ich wahrhaftig nicht mehr, aber das weiß ich, daß ihr Wort prophetiſch war, daß ich ihr meine Liebe geſtand, und ſie mir's eben auch nicht verhehlte, daß ſie mir gut ſei. Unſer

Bund war geschlossen. Der Himmel lächelte zum ersten Mal Frieden, Wonne und Seligkeit in meine Armuth, und ich war der Glücklichste auf Erden.

Aber das blieb unser Geheimniß bis heute, und in dem süßen Geheimnisse liegt die größte Wonne.

Ich hatte doch endlich mein Lämpchen angezündet und eine der wenigen Pfeifen guten Tabaks dazu, die ich mir in meiner Armuth zu rauchen gestatten durfte, als es an meiner Thüre klopfte.

Ich meinte den Anwalt X. zu erkennen und öffnete. Er war's auch wirklich.

„Puh! was ist das für ein Wetter," rief er aus, den Pelzmantel hinwerfend, „und Sie haben kalt! Schüren Sie doch, ich habe ein Langes und Breites mit Ihnen zu reden." Er ließ sich im Sorgenstuhle nieder, ich schürte und saß ihm dann gegenüber, begierig, seine Angelegenheit kennen zu lernen.

„Hören Sie, lieber Referendarius, mir ist da eine sehr fatale Geschichte in die Quere gekommen," hob er an. „Ein Onkel meiner Frau ist gestorben, der mir seine nicht unbedeutende Habe vermacht hat. Ich muß hin, und werde, wenn's rasch geht, in vier Wochen erst zurückkehren. Nun ist mir aber ein sehr wichtiger Prozeß übertragen, dessen Gegenstand ich Ihnen kurz auseinandersetzen will. Ein reicher Schuft ist Vormund dreier reicher Waisen.

Er betrügt sie auf eine schamlose Weise. Die Sache wird ruchbar; alle Welt ist empört. Der fernwohnende

Beivormund hört's, kommt, nimmt Einsicht, und, da die Sache nackt und frackt vorliegt, macht er sie anhängig. Sie kommt in acht Tagen vor, und ich muß fort, wenn ich nicht unendlichen Schaden leiden will. Nun habe ich mit dem Präsidenten gesprochen, und Alles ist in Ordnung. Sie sollen, wenn Sie wollen, in der Sache auftreten. Die Akten schicke ich Ihnen morgen. Alles ist klar. Alle Welt nimmt Partei für die Waisen. Bei solchen Sympathien ist die Sache herrlich. Ohnehin ist das gute Recht auf Ihrer Seite. Rudolphi sprach mit mir für Sie. Wollen Sie? Ein solches erstes Auftreten haben Tausende umsonst gewünscht."

Ich sagte rasch zu und sein Antlitz erheiterte sich.

„Vortrefflich!" rief er aus. „Nun aber, lieber Freund, weiß ich, daß Sie eines Vorschusses bedürfen. Der Beivormund hat mir vierzig Thaler gegeben. Hier sind sie! Es ist ein goldner Fisch in Ihrem Netze. Halten Sie zu! Morgen erhalten Sie die Akten. Nun, gute Nacht!"

Er nahm Pelzmütze und Mantel, drückte mir die Hand und rannte rasch die Stiegen hinab.

Ich stand noch lange stille da und dankte innig Dem, der die Hilfe sendet zur rechten Zeit, und legte mich dann mit dem seligen Bewußtsein nieder, daß mein Mangel gehoben sei auf lange Zeit. Vierzig Thaler! So reich war ich lange nicht! —

Am andern Morgen empfing ich die Akten. Es war, wie X. gesagt; klar lag die Schuld vor. Es war

himmelſchreiend, wie der Menſch gehandelt. Ich, ſelbſt eine Waiſe, konnte die Stütze mißhandelter Waiſen werden! Und Rudolphi hatte mich empfohlen! Ein neues Leben durchzuckte mich. Vielleicht würde dies die Thüre zu einer beſſern Zukunft. Ich arbeitete unermüdet Tag und Nacht. Endlich war mein Vortrag ausgearbeitet, durchdacht, memorirt. Ich war durchdrungen von der Gerechtigkeit meiner Sache.

Überall ſprach man von der Geſchichte. Meine Collegen beneideten mich um die Sache. Man wünſchte mir Glück. Die Sitzung verhieß eine glänzende zu werden bei der allgemeinen Theilnahme. Wie pochte mein Herz.

So kam der Sitzungstag. Als ich in den Audienzſaal trat, fühlte ich, wie alles Blut aus meinem Geſichte wich. Meine Bruſt war unendlich beklommen; denn ein glänzendes Auditorium füllte den Raum. Aller Blicke ruhten auf den Waiſen, lieblichen Kindern, dem Beivormund und mir. Der Beklagte ſchoß giftige Blicke herüber. Er hatte den tüchtigſten Advokaten gewählt.

Rudolphi lächelte mir Muth zu. Das hob mich wieder.

Endlich begannen die Verhandlungen. Hatte mir früher gebangt — jetzt war meine Seele friſch, froh, frei. Die Gerechtigkeit meiner Sache durchglühte mich, und was in der Seele lebte, ging in begeiſterter Rede über die Lippe. Es war im Saale ſo ſtille, daß man

hätte das Herzpochen des Beklagten hören können, der immer tiefer sein Haupt senkte, im Bewußtsein, daß mit jedem meiner Worte seine Schuld klarer hervortrete.

Das Gericht widmete mir die größte Aufmerksamkeit. Rudolphi's Züge leuchteten vor innerer Lust.

Alles, was mein Gegner vorbrachte, schlug ich siegend nieder. Das Gericht entfernte sich. Der Kläger drückte mir warm und innig die Hand. Jetzt erst wagte ich mich umzusehen. Da erblickte ich Nettchen, und ein Sonnenstrahl spiegelte sich in den Thränen, die in ihrem schönen Auge glänzten.

Endlich trat der Gerichtshof wieder ein. Der Sieg war für meine Clienten errungen. —

Die Sitzung wurde aufgehoben, der Saal leer. Die Richter standen noch da.

Der Präsident trat zu mir, drückte meine Hand und sagte: „Sie haben heute einen schönen Sieg, brav und wohlverdient, errungen. Ich habe in vielen Augen Thränen der Theilnahme gesehen, und manches Männerherz haben Sie tief bewegt. Ihr Beruf ist entschieden. Datiren Sie von heute eine schöne Zukunft, zu der ich Ihnen Glück wünsche!"

Rudolphi drückte mir stumm die Hand; aber dieser Handdruck war beredt.

Ich rannte in großer Bewegung heim.

„Ei, ei, Herr Referendar," rief meine alte gute Hauswirthin, die ich fast über den Haufen warf, „Sie sehen und hören ja nicht! Ich war auch im Saal und

wollte ſie hören; aber das haben Sie 'mal ſchön und gut gemacht! Potz Wetterchen auch! Neben mir ſtanden des Landgerichtsrathes Rudolphi bildſchöne Töchter. Wie die weinten! Eine war Anfangs ganz bleich. Ich glaube, die hatte Angſt für Sie; aber als Sie ſo friſch von der Leber, ſo ſchön und beweglich ſprachen, da hat ſie die Hände, wie zum ſtillen Gebete, gefaltet, und ihr ſchönes Geſichtchen hat geſtrahlt wie die Sonne. Nun, Gott ſegne Sie! Sie haben brav für die armen Kinderchen geſprochen, und wenn Sie einmal Advokat werden, ſo kann's Ihnen nicht fehlen!"

Das ſagte die alte gute Frau ſo treuherzig. Sie konnte nicht ahnen, wie unendlich wichtig das war, was ſie mir ſagte.

Das war ein Abend! Ich mußte allein ſein; daher ließ ich meine gute Alte alle Leute abweiſen, deren viele kamen, mir Glück zu wünſchen, wie ich nachher von ihr erfuhr. Mir war das Herz ſo voll, aber ſo voll ſeliger Freude, daß es zu berſten drohte.

Das Honorar meiner Clienten machte mich reich — denn ſo viel Geld hatte ich nie beſeſſen.

Großer Gott, wie glücklich iſt der Arme in einem beſcheidenen Beſitze! Der war hier wohlverdient, darum doppelt werth.

War mir früher der Landgerichtsrath Rudolphi freundlich, ſo war er's jetzt in viel ausgedehnterem Sinne, in reicherem Maaße. Ich fand täglich Beſchäftigung in ſeiner Schreibſtube. Commiſſariſche Geſchäfte

führten mich hier- und dorthin. Mehrere Prozesse bekam ich nicht nur zu führen, sondern sie wurden mir vom Präsidenten überwiesen. Meine Stellung war eine andere geworden. Ich verdiente mir Geld. Ich konnte mich anständig kleiden, obwohl ich stets in bescheidener Höhe mich hielt und nicht mit dem breiten Strome der Mode schwamm. Nicht ohne Wehmuth sah ich mein Fräcklein von Anno 11 zum Trödler wandern. In ihm hatte ich ja schweren Herzens Sorgentage, und seligen Herzens die ersten Sonnentage meines Liebesglückes verlebt. Auch meine persönliche Stellung zu Rudolphi wurde eine andere. Er gehörte zu den wenigen Männern, die im nahenden Alter eine innere Jugendfrische des Gemüthes bewahren und darum fähig sind, auch an einen jüngern Mann sich noch warm anzuschließen, und ihn mit goldenen Fäden an sich zu ziehen, und ihm in seiner Nähe wahrhaft wohl werden zu lassen. Das hab' ich gefühlt und erfahren. Je mehr ich den Mann kennen lernte, deste enger ich mich an ihn anschloß, deste inniger ich ihn liebte, deste vertrauensvoller er sich mir erschloß. In sein Haus kam ich selten; aber in der Regel sandte er mir den Gerichtsdiener, um mich zu einem Spaziergange laden zu lassen. Da erschloß sich ihm mein Herz. Da legte ich vor ihm mein Leben bloß, wie ich mit Armuth gerungen bis zur Stunde Er lächelte gutmüthig und sagte: „Das ist ja nun mit Gottes Hilfe vorüber, aber Vertrauen weckt Vertrauen. Sie sollen zu rechter Stunde auch die Wege meines Lebens kennen lernen."

Eines Tags, es war eben ſchon tiefer Winter und die Abende waren lang, bekam ich eine Einladung zu Rudolphi.

Nettchen hatte ich lange, lange nicht geſehen. Sie war bei Verwandten oder guten Freunden geweſen. Wie pochte mein Herz in heißer Sehnſucht. — Ich erwartete eine glänzende Soirée — aber ich fand nur den Familienkreis und zwei fremde Männer, einen Geiſtlichen von ſchlichtem, aber ehrwürdigem Weſen und einen Bürger, deſſen Geſicht Gutmüthigkeit, Offenheit und Biederkeit ankündigte.

Rudolphi behandelte ſie mit einer Innigkeit, die mir in der Seele wohlthat, nannte ſie „Du" wie ſie ihn; aber doch fiel es mir auf, daß man mir ſie nicht nannte, nicht vorſtellte, ſondern mich bloß ihnen. — Alle Familienglieder behandelten beide Männer mit wahrer Verehrung. So in ſich froh, ſo innig glücklich hatte ich Rudolphi niemals geſehen, wie heute, und doch war dieſen Äußerungen ſeines Inwendigen eine gewiſſe Wehmuth beigemiſcht, wie ich ſie auch nie an ihm bemerkt. Nettchen's Auge leuchtete mir entgegen. Es ſprach mehr als Worte, und ich verſtand die ſtille, geheime Sprache. Als Alle vereint waren und der Thee dampfte, ſagte der Landgerichtsrath: „Ich werde heute ſechzig Jahre alt. Da wollte ich den Tag nur mit Menſchen verleben, die mir lieb ſind. Ich denke, dieſe Beiden lernen Sie noch kennen. Es ſind meine Speziale." Ich wünſchte ihm Glück.

„Weiß wohl, daß Sie es gut und treu meinen," ſagte er, mir die Hand drückend.

„Albert," ſagte Rudolphi, ſich zu dem Geiſtlichen wendend, „du haſt das Talent, ſehr gut vorzuleſen; thue mir den Gefallen und lies dieſe Blätter vor." Er reichte ſie ihm dar und wandte ſich dann zu mir und ſagte: „Ich hoffe, ihr Inhalt wird uns nicht ganz unangenehm unterhalten." Der Pfarrer las mit klangvoller Stimme:

„Das Hungertuch iſt ein hartes Gewebe, meiner Treu'! Auf dem langen Webeſtuhle des Lebens wird es tüchtig zuſammengeſchlagen, und das Schifflein: Elend, fährt wacker hin und her. Ich habe daran genagt von Kindesbeinen an, und wie viel Geſellſchaft ich auch im Allgemeinen hatte, das Gewebe iſt noch immer feſt und wacker, und es geht ihm beſſer als der großen Zehe an der Statue des heiligen Petrus in Rom, die rein weggeleckt iſt an dem harten Marmor von Carrara. Wäre nur das Gewebe an meinem billardgrünen Gottfried eben ſo feſt, aber da ſind die Nähte weiß geworden und die Fäden ſind ſichtbar und, was das Schlimmſte iſt, er reißt aus. Nun, er hat lange gedient, treu und redlich. Mein Vater behielt das Tuch übrig, als er ſein Billard überziehen ließ, trug den Rock viele Jahre, und dann ließ ich mir ihn machen, daß ich hinein ſchlüpfen konnte, und das iſt auch ſchon lange her, denn ich merke, daß meine Arme über Gebühr lang aus den Ärmeln herausgewachſen

ſind. Kein Wunder, daß am Ellenbogen das Hemd in tranſparentem Style ſichtbar wird; es war auch lange genug im Dunkeln, und ſeit er „durchlauchtig“ wird, kommt er zu Rang und Ehren.

Es iſt doch eine fatale Geſchichte, wenn man über ſein eigenes Elend ſpottet. Ich habe ja doch keinen andern Rock, mit dem ich in die Häuſer gehen kann, wo ich Privatſtunden gebe. Zu Hauſe trag' ich ein geſtricktes Wollwamms, eine Arbeit meiner ſeligen Mutter. O, du Gute, nun ruhſt du ſchon lange, und dein armer Sohn muß ſich durch die Welt drücken!

Wie ſeltſam ſind die Güter des Lebens und — des Gemüthes vertheilt! Da drüben, der alte reiche Filz, der nicht weiß, wie reich er iſt, lebt im Überfluß und jagt alle Bettler von ſeiner Thür, und wenn die Nichte, das herzig liebe Mädchen, nicht heimlich gäbe, bekäme kein Armer von ihm. Die hat auch wohl keine Roſentage, denn ſie ißt, wie mir ſcheint, das Gnadenbrod. Auch ein bitteres Gebäck! Armes Mädchen, mein Hungerbrod iſt vielleicht ſüßer! Wenn ich ſo daſitze und für den Notar abſchreibe, oder wenn ich Noten copire für den alten Muſiklehrer und Organiſten und kaue an meiner Brodkruſte, tröſtet mich ordentlich ein Blick auf ſie. — Aber der Blick dauert oft ungebührlich lange, und es iſt mir leider vorgekommen, daß ich hintennach Achtel in Zweiunddreißigſtel verwandelte und den Baß in die Diskantlinien ſchrieb oder umgekehrt. Ich darf nicht mehr ſo oft nach ihr ſehen! Neulich hab'

ich auch eine Überſetzung aus dem Euripides grundfalſch gemacht und der Magiſter Brummer brummte entſetzlich und ſagte: „Noll, er hat das Concept verrückt oder ſeinen Kopf. Für einen Primaner ſolche Quartanerarbeit!“ Es ſoll mir gewiß nicht wieder vorkommen! —

Nehme ſich Einer ſo was vor! Wollt' ich wohl oder übel, ich mußte meinen Tiſch vom Fenſter wegſetzen, ſonſt hätt' ich gar nichts mehr gethan und noch mehr hungern müſſen. Nun ging's beſſer; aber ich ſtand doch gar oft auf, um einmal zu ſehen, was es für Wetter wäre! —

Nun iſt's Weihnachten O, wie glücklich war ich als Kind! Die Mutter beſcheerte mir den Chriſtbaum mit Lichtern, Nüſſen, die golden und ſilbern glänzten, Äpfeln, Birnen, Lebkuchen und Zuckerwerk, und ſie lächelte, ſo ſelig bei meinem Glück, und der Vater war froher, als ich. Gute Eltern! ruhet ſanft; ich will heute noch, ſo tief auch der Schnee iſt, Euer Grab beſuchen, und Ihr möget Euch droben im Himmel meiner Liebe freuen, wenn's auch Chriſttag bei Euch iſt. Mir iſt er kalt und trübe! — Wie undankbar bin ich! Hat doch mein guter Conrad ſo viele Liebe für mich, hat mich ſo oft ſchon geſpeiſt und mein treuer Albert ſchenkte mir zum Chriſtfeſt einen warmen Flaus, weil mein billardgrüner keine Strapatzen mehr aushält. Gott lohn's, Ihr treuen Seelen! In Eurer Liebe bin ich reich!

Als ich am ersten Christtage hinausging auf den Gottesacker, wo meiner lieben Eltern Gräber so stille neben einander liegen (sie starben zwei Tage von einander), war mir das Herz recht schwer. Lieber Gott, man fühlt sich nie verlassener, als am Christfest, wenn man Niemanden mehr hat! Auch ich habe ja keine verwandte Seele mehr auf Erden! Ich betete still auf den lieben Gräbern, und meine Thränen schmolzen die scharfe Eiskruste, die den Schnee bedeckte. Als ich recht traurig zurück ging und außerhalb des Thores an die Stelle kam, wo der Weg nach N. abbiegt, da glänzte Etwas in dem Gleise eines Schlittens. Ich bückte mich, und siehe da, es war ein goldenes Medaillon an einem Halsbande von Granaten. Darauf war ein Mädchenbild sehr fein gemalt. Als ich's näher betrachtete, erschrack ich fast, denn es glich dem herzigen Minchen drüben an des alten Geizhalses Fenster wie ein Tropfen Wasser dem andern. Ich fühlte keine Kälte mehr, und — da es ja Niemand sah, — küßte ich das schöne Gesichtchen, aber erröthete darauf bis hinter die Ohren, steckte schnell den Fund ein und rannte heim.

Warum ich roth ward? Kurios! Es war ja doch nichts Schlimmes? Aber ich fürchtete mich jetzt, das liebe Mädchen anzusehen, denn ich meinte, sie wüßte es. Ich sah nicht hinaus, als ich in mein Stübchen trat und mein Feuer anmachte. Gleich darauf trippelt's die Stiege herauf.

„Musje Noll!“ rief die alte Hausfrau, „mach' Er 'mal die Thür auf!“

Was will doch die Alte, dachte ich, und that, was ſie wünſchte. Allein wie erſtaunte ich! Sie hatte ein Kännchen mit Kaffe und eines mit Milch auf einem Theebrette ſtehen und daneben lag ein Berg von Kuchen.

„Da bring' ich Ihm den Weihnachtskaffe und Kuchen,“ ſagte ſie freundlich lächelnd. „Er war nicht da, als wir tranken; da hab' ich's Ihm aufgehoben. Laß Er ſich's recht gut ſchmecken!“

Die gute Seele! Wie dankte ich ihr ſo herzlich, und wie ſchmeckte es mir ſo gut! Behaglich ſaß ich nun am warmen Ofen und meine Zukunft trat vor mich, wie das verhüllte Iſisbild zu Sais. Was ſollte aus mir werden? Achtzehn Jahre war ich alt, hatte mich mit Eifer und Fleiß durch die Klaſſen des Gymnaſiums durchgearbeitet. Zu Oſtern ſollte ich mein Abiturienten-Examen machen. Was dann? — Studiren? O, meine Seele hing an dem Gedanken mit aller Kraft; aber, woher das Geld nehmen? Hier auf dem Gymnaſio war ich durch Privatſtunden, die ich gab, ganz leidlich durchgekommen. Manchmal ohne Abendbrod zu Bett, ohne Frühſtück in die Schule gehen — das war nichts. Konnte ich das auch dort? Ich hatte einmal dem alten Pfarrer zu N., den ich zufällig traf, und der meinen Vater gut gekannt hatte, das geſagt. „Ach,“ ſagte der freundliche Greis, „aber

Herr Noll, glaube Er mir, da ſtudiren Viele wie Er ſich hier durchhilft. Dort iſt mehr Gelegenheit zu Privatſtunden, und ſie werden beſſer bezahlt wie hier. Sei Er nur gutes Muths, ich will Ihn dort an einen Profeſſor empfehlen."

Seitdem hatte ich Muth genug. Allein, was ſollte ich denn wählen? Theologie? Das gefiel mir nicht; Philologie? — Ich hatte geſchulmeiſtert genug, um zu wiſſen, wie da die Galle wächſt. Medicin? Du lieber Gott, überall iſt's voll Doctoren, und die Menſchen haſſen ſich wie Hund und Katze und gönnen ſich einander das Weiße im Auge nicht. Jurisprudenz? Ja, das gefiel mir gar ſehr; aber das war ein weites Feld und die breite Straße, die gar Viele gehen. —

Es fing an dämmerig zu werden und ich ſaß noch in meinen Gedanken. Alle Fenſter leuchteten hell von den Weihnachtsbäumen. Überall Kinderjubel und Elternluſt.

Wiederum trippelte es die Stiege herauf. Bald nachher trat meine Alte herein. „Musje Noll," ſagte ſie, „ich hab's vorhin vergeſſen, des Bäckers Conrad iſt ſchon zweimal da geweſen. Er ſoll doch zu ihm kommen und mit ſeinen Leuten zu Nacht eſſen. Sie warten auf Ihn. Geh' Er jetzt. Es iſt Zeit!" —

Du guter Conrad, dachte ich, zog meines Albert's neuen Flaus an und ging.

Als ich in des Bäckers Stube trat, ſaß auch Albert

da. Er war auch geladen, obwohl nicht bei ihm wie bei mir alle Tage „Halbfaſten" war. Die Eltern meines guten Conrad's, dieſe treuherzigen, biederen, einfachen Menſchen nahmen mich mit warmer Liebe auf. Das war ein rechtes Weihnachtsfeſt, und auch das fehlte nicht, das gemüthliche Familienleben, das ich ſeit meiner Kindheit ſo ſchmerzlich vermißte. Nach Tiſch ſagte der Meiſter: „Musje Noll, wir haben heute viel über Ihn verhandelt. Nehm' Er's nicht übel, daß es ſo hinter Seinem Rücken geſchah; aber Er war nirgends zu finden; ſo mußte es denn ſo kommen. Da Er nun einmal abſolut ein Juriſt werden will, ſo ſind wir in Folgendem übereingekommen, was Ihm, wie ich denke, recht ſein wird."

„Der Notar S. ſucht einen Schreiber im Wochenblatte, dem er die Copialien tüchtig bezahlen will. Zu dem bin ich hingegangen, habe ihm Seine Handſchrift, die mir Conrad gab, vorgewieſen und Ihn empfohlen. Es iſt nun ſchon richtig, wenn Er nur Ja ſagt. Überdieß ſucht der reiche Nachbar drüben einen Secretär, dem er Koſt und Logis geben will, nebſt ſechzig Gulden jährlich. Da bin ich denn auch hingegangen und hab' gefragt, was der Secretär zu thun habe. Item, das iſt blutwenig, und ich bin überzeugt, er kann alle Beide bedienen, ohne Kreuzweh, wie ich's fühle, wenn ich meine Mulde Teig eingemährt habe. Nun, ſchätz' ich, daß Er, da Er Koſt und Obdach hat, ſich alle Jahr ſeine hundert Gulden zurück'gen kann,

und da Er ein junger Kerl ist, sich in wenigen Jahren so viel erspart, daß Er studiren kann. Überdieß soll erst zu Ostern das Alles antreten, wenn Er seine Prüfung gemacht hat. Wie gefällt Ihm das?" —

Ich war ganz verblüfft; aber ich fiel dem alten Manne weinend um den Hals, und dankte ihm heiß für seine Liebe.

„Damit Er aber," fuhr der alte Mann fort, und wischte sich eine Thräne weg, „sich nicht so kümmerlich zu behelfen braucht, zieht Er bis zu Ostern hin zu uns; schläft beim Conrad und ißt bei uns. Wir haben's ja! Schlag' Er ein und es ist gut!"

Er reichte mir seine derbe Hand und ich schlug tiefbewegt ein. Das war meiner Eltern Christbescheerung! Wer ermißt meine Freude und Dankbarkeit! O, wie habe ich auf meinen Knieen Gott gedankt für diese Wendung meines Schicksals.

Als ich am zweiten Christtage zum guten Albert gehen wollte, fesselte mich der öffentliche Ausrufer an der Schwelle.

Bei einer Schlittage, machte er bekannt, sei ein Halsband, so und so, verloren gegangen. Der redliche Finder solle es Nr. 87 abgeben und eine Krone dafür empfangen.

Jetzt erst gedachte ich meines Fundes und erschrack, daß ich nicht schon Schritte selber gethan, um ihn zurückzugeben. Nr. 87, das war ja das Haus des alten Geizhalses! Ich blickte unwillkürlich hinauf zu

dem Fenſter, wo in der Regel das ſchöne Minchen ſaß. Ich ſah ſie dort ſitzen und weinen. O gewiß dieſe Thränen galten dem verlorenen Kleinode! Ich Glücklicher konnte ſie trocknen!

Raſch fuhr ich in die Taſche, zog's heraus und zeigte es ihr.

Sie ſprang fröhlich vom Stuhl auf, ich aber eilte, mir nichts, dir nichts, in das Haus und die Stiege hinauf.

Wohin ſo wild und ungeberdig? fragte da plötzlich der alte Herr Rath, vor dem ich ſtand. Alle Freude im Herzen erſtarb, und ich wäre vor Schrecken faſt ohnmächtig geworden; denn ich fühlte jetzt erſt meine Unart, als ich mich dem ſtrengen Manne gegenüber ſah, der gar bärbeißig drein ſchaute.

Ach, ach, ſtotterte ich, ich — ich — habe das Halsband gefunden! Nun, nun, ſagte der Alte viel milder, ſo erſchreck' Er nur nicht, und komm' Er herein zu meiner Nichte; geb' Er's ihr ſelbſt.

Er machte die Thür auf und ich trat, noch kreidebleich, in das Gemach, und überreichte, ſelbſt glücklich, der noch Glücklicheren den Schmuck.

„Ach, Gott! wie danke ich Ihnen," ſagte ſie mit hellen Thränen in den Augen, und preßte das Bild an ihre ſchönen Lippen. „Es iſt das Bild meiner theuern Mutter!" — „Wo hat Er's denn gefunden?" fragte der Alte.

„Am Kirchhofthore," ſagte ich.

„Was hat er denn in dieſem Schnee und Wetter dort gemacht?“ fragte er weiter.

Ich gerieth in Verlegenheit; aber, was brauchte ich's zu verhehlen? Ich ſagte ihm, ich habe die Gräber meiner lieben Eltern beſucht.

„So? ſo?“ ſagte er drauf. „Nun, das iſt brav. Er hat alſo keine Eltern mehr?“

„Weder Eltern, noch Geſchwiſter, noch Verwandte,“ antwortete ich mit einem tiefen Seufzer.

„Ach,“ fuhr der Alte fort, „iſt Er nicht der junge Noll, der drüben bei der alten Knauerin wohnt?“ —

Ich bejahte.

Da hat der Bäcker Camprecht mit mir ſeinetwegen geſprochen. Es iſt mir lieb, daß ich Ihn ſehen und ſprechen kann. Hat Ihm der Meiſter das Nöthige geſagt?“

Ich bejahte wieder.

„Iſt Er damit zufrieden?“

Auch jetzt bejahte ich.

„Nun gut; ſo will ich mich bis Oſtern behelfen, und alsdann reden wir weiter. Da hat Er die verſprochene Krone zur Belohnung!“

Minchen erglühte. Sie wußte nicht, wo aus, wo ein vor Verlegenheit.

Mir aber kam der volle Muth wieder.

„Entſchuldigen Sie, Herr Rath,“ ſagte ich feſt, und ein unendlich bitteres Gefühl ſtieg in mir auf, „ich kann keine Belohnung annehmen, weil ich nichts weiter

that, als was jeder ehrliche Menſch thun muß — das Gefundene dem rechtmäßigen Beſitzer zurückgeben.“ Er maß mich mit großen Augen eine Weile, dann ſagte er: „Hm! das iſt brav. Wahr iſt's im Grunde wohl; aber es wäre mir doch lieb, wenn Sie's nähmen.“ Er reichte mir den Kronthaler wieder hin. Daß er aus dem „Er-Tone“ in das „Sie“ überging, zeigte, daß er meine Erklärung achtete und mich anders behandeln zu müſſen glaubte.

Ich bat ihn, mir die Freude unverkümmert zu laſſen, ſeiner Nichte ein trauriges Weihnachtsfeſt in ein fröhliches verwandelt zu haben.

Darauf empfahl ich mich kurz. Minchen reichte mir ihre Hand und dankte mit einer Thräne im Auge, die mich unendlich beglückte.

In ſo einem Menſchenkopf entſtehen doch ganz verwunderlich einfältige Gedanken! Da iſt mir das gar nicht aus dem Kopfe gegangen, daß das ſchöne Minchen das Bild ihrer ſchönen Mutter küßte, und unſere Küſſe ſeien ſich bei dem Theuerſten begegnet, was Minchen hatte! Ich ſpann den albernen Faden des Gedankens fort, träumte mit offenen Augen von der Liebe und war complett toll. Ich hatte noch ein griechiſches Exercitium und Etliches aus der Lehre von den Kegelſchnitten zu machen; aber da gab's Unſinn über die Maaßen, und als ich dem alten Brummer unter die Finger kam, ſagte er: Nell, er iſt entweder verrückt, oder verliebt, was freilich ſchnurgerade auf

Eins hinausläuft, und einen braven Schüler ſchlecht, einen geſcheidten dumm und einen verſtändigen albern macht, daß ihn die Gänſe beißen! Das war eine geſalzte Kritik, und das Lachen meiner Mitprimaner gab den Druck drauf. Da! ſagte ich zu mir ſelbſt. Da! Nun hat dir der alte pedantiſche Schulfuchs die Augen geöffnet, und du weißt, woran du biſt. Kappzaum her. Ich will an das verdammte bildſchöne Mädchen nicht mehr denken! — Hab's hintennach gefunden, wie ſich das thut. Ja, es iſt mir begegnet, daß, als ich mein Exercitium durchlas, deutlich „München" mit griechiſchen Buchſtaben mitten in einem Spruche ſtand, der mit dem Mädchen nichts gemein hatte.

Es war ein rechtes Glück, daß Bäcker Camprecht's Haus auf derſelben Seite mit dem des alten Rathes ſtand, und das Fenſtergucken nun am Ende war; denn ſeit ich ihr das Halsband gebracht, ſah ſie freundlich zu mir herauf; nickte mir den „Guten Morgen" zu, wir waren Bekannte. Nun wär's gar aus mit mir geweſen. So ſah ich ſie nur ſelten; denn ich war am Tage nach Weihnachten zu Camprecht's gezogen und wohnte nun bei meinem guten Conrad. Wir arbeiteten zuſammen, und mit dem feſten Willen, recht gut zu arbeiten, um mit Ehren zu beſtehen und etwas Rechtes zu lernen, überwand ich meine Gedanken an das hübſche Mädchen ſo weit, daß ſie mir nicht mehr ganz allein im Kopfe ſaßen. Das war denn doch ein anderes Leben

wie früher. Sich satt essen können, ist denn doch ein Glück, besonders in den jungen Jahren, wo man meint, der Magen habe keinen Boden! Da war Alles vollauf und die Freundlichkeit der guten Leute würzte vollends das reichliche Imbs. Ich verlor die Äpfelbreifarbe. Meine Wangen wurden frisch roth, und ich fühlte ein körperliches Erstarken und eine Heiterkeit des Gemüthes bei einer so sichern Aussicht in die Zukunft, daß ich fröhlich war, wie ein junger König.

So kam denn Ostern und das Examen. Da hänselten sie mich wacker; aber ich bestand mit Ehren und schied mit dem besten Zeugnisse sowohl in Betreff der Aufführung, als der Kenntnisse! Als ich's dem alten Camprecht zeigte, drückte er mir die Hand. Das ist brav, sagte er. Nun, ich hab's so erwartet; aber es ist denn doch eine Freude, auch für ihn selber, Musje Nell. Welcher gute Mensch freut sich nicht, wenn er weiter kommt und Andere seine Bemühungen anerkennen? —

Am Tage nach dem Examen ging ich zu dem Notar, um mir die Copialien zu holen. Das war ein Larifari, denn ich schrieb flir und schön. Mir blieb noch volle Dreiviertelstag Zeit übrig, und ich hatte ein Schönes verdient.

Mittags kam des Raths alte Magd und rief mich zu ihrem Herrn.

Ich gestehe ehrlich, daß mir das Herz fast hörbar schlug. Galt's der Nähe Minchen's, galt's dem alten

Isegrimm, der die Bettler fortjagte? Ich weiß es nicht. Vielleicht Beiden! Hatte ich ihn doch seit Weihnachten nicht gesehen, auch nichts von ihm gehört. Was half's? Ich mußte hin, und faßte dann endlich den nöthigen Muth, der mir freilich wieder sehr abschlug, als ich die Stiege zögernd hinauf schritt, die mich zu ihm führen sollte.

Der Schein trügt! ruf' ich aus, da ich nach etwa zehn Tagen wieder dazu komme, weiter zu schreiben. Ich mußte mich ja doch erst zurechtfinden! —

Wie gesagt, zögernd schritt ich die Stiege hinauf. Ich dachte noch an des alten Isegrimms erstes Willkommen, das mir wie Blei in den Adern damals gelegen hatte. Diesmal war's anders.

Minchen kam mir entgegen, freundlich lächelnd, heiter, klar, hell wie die Morgensonne am wolkenlosen Himmel aufsteigt.

„Guten Morgen, Herr Noll," sagte sie herzlich. „Sie wollen zum Herrn Onkel? Treten Sie gefälligst hier ein."

Sie öffnete die Thüre zu einem großen Gemach. Da saß der Alte im Schlafrock und Pantoffeln, rauchte eine Pfeife und las die Zeitung.

„Aha," sagte er, „Sie sind da! Nun setzen Sie sich einmal." Ich legte ihm mein Zeugniß vor und sagte: „Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen, Herr Rath, nachzuweisen, wie ich mich betragen."

Er nahm's, las es; sein Gesicht wurde freundlicher.

Ohne weitere Umschweife gab er mir's zurück und sagte: „Es ist gut. Sie treten also jetzt bei mir ein. Ich verlange Nichts von Ihnen, als stilles Leben, eingezogenes Leben; Pünktlichkeit in Eintheilung der Zeit und Fleiß. Sie haben Nichts weiter bei mir zu thun, als meine Briefe zu schreiben, die ich dictire, und meine Bücher in Ordnung zu halten. Ist das geschehen, so ist die übrige Zeit Ihr Eigenthum; aber das Eine mache ich zur ersten und letzten Bedingung: „Sie müssen eine unverbrüchliche Verschwiegenheit beobachten. Wollen Sie das?" Als ich das fest bejahte, sagte er: „Gehen Sie nun zu meiner Nichte, die Ihnen Ihr Logis anweisen wird."

Ich verbeugte mich schweigend und ging. Minchen wartete schon auf mich. Sie geleitete mich eine Stiege höher und öffnete eine Thür. Ich trat in ein herrliches Stübchen. Aus den Fenstern sah man weit hinaus in die reizende Gegend Alles war so nett, so sauber. Auf dem Tische standen einige Töpfe blühender Hyacinthen.

„Ach," sagte ich, „wie sind Sie so freundlich und gütig!" Sie lächelte so herzig und sagte: „Die Magd holt Ihre Sachen eben. Machen Sie sich's nun recht bequem und behaglich!" Drauf schlüpfte sie zur Thüre hinaus.

Nachdem ich mich eingerichtet, ging ich zu dem Isegrimm und sagte, ich wollte nun von den guten Camprecht's Abschied nehmen, und stünde dann zu

ſeiner Verfügung. Auch wollte ich ihm ſagen, daß mein einziger Ausgang zu Camprecht's und meinem Albert ſein würde.

„Iſt mir lieb ſo," ſagte er, und das war Alles.

Camprecht's that's leid, daß ich ſchied. Mit Rührung ſagte der alte Biedermann: „Ich hab' mich ſo an Ihn gewöhnt, Musje Noll, daß es mir ordentlich leid thut; aber es muß ſo ſein. Vergeſſ' Er uns nur nicht."

Conrad hing weinend an meinem Halſe.

Aus überquellender Seele dankte ich für alle mir bewieſene Liebe.

„A pah," ſagte der alte Camprecht, „mach' Er keine Redensarten. Es iſt Alles gut. Komm' Er nur oft, daß wir Ihn nicht allzuſehr vermiſſen."

Als ich zurückkehrte, ſah der alte Rath meinen Augen an, daß ich geweint hatte. Er war freundlicher, als ſonſt. Über Tiſch kam er auf die Familie Camprecht zu reden. „Das ſind noch Kernleute," ſagte er, „von altem Schrot und Korn, treu und wahr. Die ſoll man in Ehren halten; denn heutzutage ſtirbt ſchier die Art aus."

Das gefiel mir. Nach Tiſche ſagte er zu mir: „Setzen Sie ſich nun zu mir." Er dictirte mir einen Brief. Dann legte er mir ſeine Bücher vor und unterrichtete mich über die Art, wie er ſie geführt haben wollte. Wie erſtaunte ich, als ich da ſehr bedeutende Poſten fand für Hauszins armer Familien, die ich kannte. Beiträge zu Hoſpitälern, Armen-Waiſenanſtalten, bedeu-

tende Gaben an arme Handwerker — kurz, eine Menge ansehnlicher Wohlthaten.

Es bewegte mich so tief, daß ich seine Hand mit Bewegung ergriff und sagte: „Herr Rath, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen Abbitte thue!“

Er sah mich verwundert an. „Was soll das?“ fragte er fast unwillig.

„Sie sind verschrien als Geizhals, und ich selbst habe Sie lange dafür gehalten! Vergeben Sie mir's. Ich sehe jetzt, wie Unrecht man Ihnen thut!“

Er lächelte besänftigt. „Aha, das kommt daher, weil ich keinem Bettler gebe! Das sind die Ärmsten in der Regel nicht, sondern es ist Gesindel. Merken Sie sich's, lieber Noll, der Schein trügt! Lassen wir das jetzt! Sie erhalten bei mir Kost und Logis, die sechzig Gulden aber nicht. Die buchen Sie sich jährlich, und zwar jetzt gleich fürs Jahr, und ich verzinse Sie Ihnen. Der brave Camprecht sagte mir, Sie wollten sich für das Studium sparen. Das ist recht. Was Sie bei dem Notar verdienen, ist auch zu viel für Sie, denn Sie brauchen nichts, als anständige Kleidung. Was Sie übrig haben, leihen Sie mir auf ehrliche Zinsen. So wächst Ihr Kapital, und Sie werden Ihres redlichen Erwerbes froh. So! Nun ist's abgethan. Tragen Sie nun dies in die Bücher.“ Er reichte mir einen Pack Papiere.

Ich wollte danken.

„Wozu? Sehen Sie, ich liebe das viele Reden

nicht," sagte er. „Wir verstehen uns schon, und da ist nicht viel zu reden. Wissen Sie nicht Bescheid, so fragen Sie, und ich antworte. Im Übrigen thun Sie, was Sie wollen, ich, was ich will."

Damit war Alles ab und die Bahn vorgeschrieben, die ich zu gehen hatte.

Je mehr ich in die Bücher sah, desto mehr lernte ich den Mann achten. Er war ein Pedant im Superlativ, das ist wahr; aber auch ein Ehrenmann in diesem Grad. Eine große Gemüthlichkeit barg er unter rauher Hülle — er war ein ungeschliffener Edelstein; aber wie mußten ihm Leben und Menschen mitgespielt haben, ehe dieser herrliche Mensch so sich mit einer Verpallisadirung umgab! —

Mein Leben im Hause war das freieste, ungenirteste von der Welt. Jeden Morgen, um 10 Uhr präcis, mußte ich zu ihm eintreten. Mein Frühstück bekam ich aufs Zimmer. Nun wurde dictirt, die Bücher nachgesehen, geordnet; Neues eingetragen. Das war in einer Stunde fertig, selten in zwei. Dann gehörte der übrige Tag mein. Kam ich einmal zurück von einem Ausgang und er begegnete mir, so fragte er: „Wo gewesen?"

Sagte ich: „Bei Camprecht's!" so war die Antwort: Sirach sagt: Deine und deines Vaters Freunde vergiß nicht!

Brachte ich ihm Geld von meinem Verdienste, was jeden Samstag regelmäßig geschah, so lächelte er und

ſagte: „Ich merke, Sie werden ein Banquier! Und ich bekomme Schulden!“ Alle Tage wurde er freundlicher, zutraulicher.

Mit meinem Conrad und Albert kam ich regelmäßig in Conrad's Hauſe zuſammen. Sie waren Beide noch im Gymnaſio. Das waren die Stunden einer beglückenden Erholung, und ich verſäumte nicht, den Rath von allen den Nachreden zu befreien, die über ihn ungerechter Weiſe umliefen.

Und Minchen? — Ja ſie!

Ach, ich kann's nicht verſchweigen, daß ſie meine ganze Seele einnahm. Selten ſah ich ſie nur. Sie ſtand dem Hausweſen mit großer Treue vor. Bei Tiſche ſaß ſie mir gegenüber, und ich hielt an mir mit aller Macht und Gewalt. Aber wenn ſie ſo im Garten umher ſchwebte, folgte ihr mein trunkenes Auge überall. Anfangs ſah ſie wohl auch herauf. Später nicht mehr. Jeden Morgen aber war mein Zimmer mit Blumen geſchmückt.

Einmal war der Rath ausgegangen, was gar ſelten geſchah. Ich konnte nicht widerſtehen und ging zu ihr. Da muß ich, obgleich ich's nicht weiß, mehr geredet haben, als gut war. Der Alte kam zurück und fand uns im traulichen Geſpräch. Er war ſehr ernſt, obwohl nicht böſe; allein er mußte Minchen eine Predigt gehalten haben, denn ſie hatte geweint. Nun mied ſie mich, wo ſie konnte. Das machte mich recht unglücklich.

So blieb's den ganzen Sommer, und ich glaubte am Ende, sie hasse mich.

Auf die Dauer ertrug ich das nicht.

Wieder einmal, als der Rath im Herbste weg war, und, wie ich wußte, lange wegbleiben mußte, faßte ich mir ein Herz. Sie saß in einer Weinlaube und schnitt Gemüse zurecht.

Ich trat zu ihr und sagte: „Minchen, gestatten Sie mir ohne Umschweife diese trauliche Redeweise; Sie fliehen mich. Hab' ich Sie gekränkt? oder hassen Sie mich?"

Erglühend sah sie mich an. „Wie können Sie das glauben?" flüsterte sie.

Nun ergriff ich ihre Hand, die sie mir ohne Widerstreben ließ, und redete offen von meiner Liebe — und nach zehn Minuten lag sie an meiner Brust und wir waren Eins. Jetzt ging mir erst das Leben auf!

Wie wir uns aber auch in Acht nehmen wollten, der Alte kam doch hinter das Geheimniß.

Eines Tags, es war in der Mitte Septembers, rief er mich in den Garten. Ich dachte wohl, daß es etwas Besonderes geben würde, und ging nicht ohne Spannung hin.

„Hören Sie, Herr Roll," sagte er, „ich glaube, es taugt nicht, daß Sie so lange ihre Studien unterbrechen. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Mit dem ersten October beginnen die Collegia. Gehen Sie auf die Universität!"

Ich seufzte.

„Aha!“ rief er, „der Seufzer gilt dem Gelde. Hören Sie mich an. Bis jetzt bin ich Ihr Schuldner gewesen. Ich sehe, Sie halten gut Haus. Sie sollen nun der meinige werden. Das Geld, was Ihr Triennium kostet, schieße ich, und Sie zahlen's später, wenn Sie Amt und Brod haben, zurück. Dabei habe ich folgende Bedingungen. Sie dürfen in den drei Jahren nicht hierher kommen. In den Ferien machen Sie Reisen und sehen sich die Welt an. Das ist oft mehr, als das Studium. Hab's auch so gemacht, und nicht ohne Erfolg. Ihr Erspartes reicht zur Ausrüstung hin. Nun sorgen Sie rasch; wie gesagt, bis zum ersten October müssen Sie auf der Universität sein.“

Dabei blieb's. Ich hatte nun vollauf zu thun. München war traurig. Ich auch; aber es mußte sein. Es blieb Nichts übrig. Hatte er eine Idee gefaßt, so durfte man sie nicht durchkreuzen, das wußte ich. Überdieß war's ja mein Glück so.

Meine Freunde jubelten, München vergoß Thränen. Mir brach schier das Herz. Der Alte lächelte und sagte: „Ich denke, Sie kommen als tüchtiger, unverdorbener Mensch wieder. Sein Sie nur als Student kein Faselhanns, so ist Alles gut. Ich flog in seine Arme. Er unterdrückte eine tiefe Rührung mit aller Macht und ich schied.

Von dem Schmerze der Trennung von München will ich schweigen. Er war mächtig und erschütternd.

Ich ſchrieb oft an den edeln Mann, und was ich ſchrieb, galt auch Minchen; aber an ſie durfte ich nicht ſchreiben. Wir hatten das ſo ausgemacht, und er ſelbſt ſchrieb mir auch allemal von ihr. Seine Briefe hauchten eine recht innige Liebe zu mir. Geld ſandte er mehr, als ich brauchte.

Langſam ſchlichen die drei Jahre hin. Ich hatte treu gearbeitet, hatte Etwas gelernt; hatte in den Ferien Reiſen gemacht, aber die Liebe zu Minchen lebte friſch und kräftig in meiner Seele.

Je näher die Zeit meiner Rückkehr kam, deſto mehr pochte mein Herz von friſcher Sehnſucht nach ihr. Da empfing ich einen Brief, worin der Rath unter Anderm ſchrieb: „Ich weiß, daß Sie an Minchen's Schickſal Antheil nehmen, und ſage Ihnen darum, daß ſie nahe daran iſt, den entſcheidendſten Schritt ihres Lebens zu thun. Ein wackerer Mann wirbt um ſie. Er hat ein reichliches Auskommen. Er verehrt ſie, wie ſie es verdient. Ich meines Theils will nur ihr Glück. Gegen den braven Mann habe ich nichts; ſehe es vielmehr ſehr gerne, wenn ſie die ſchöne Partie nicht ausſchlägt. Auch Sie werden ſich des Glückes des vortrefflichen Mädchens freuen. Obwohl Minchen ihr Ja noch nicht ausgeſprochen hat, ſo hoffe ich doch, daß etwa in drei Wochen Hochzeit ſein wird. Eilen Sie ſich, ſo kommen Sie noch zu rechter Zeit an, um ſie mit zu feiern!“ —

Der Brief ſchloß im altgewohnten Tone warmer,

väterlicher Gesinnung. Mich zerschmetterte er fast. Schon im letzten Briefe hatte der Rath bloß vorübergehend Minchen's gedacht und von ihr gesagt: „Minchen läßt Sie grüßen!"

War es so? Wie konnte ich bei der Ruhe und Bestimmtheit des alten Mannes zweifeln?

Aber that sie den Schritt freiwillig? Bekannt mußte davon nichts sein, denn Conrad hatte mir ja erst in diesen Tagen geschrieben. Er wußte um unsere Liebe. Er gedachte Minchen's, und bemerkte bloß noch, sie sei seit einigen Tagen auffallend still und sehr bleich. Das fiel mir jetzt doppelt schwer auf die Seele. Konnte ich sie noch retten? — Ich sann. Wohl hatte ich Geld übrig, denn ich brauchte das, was mir der Rath sandte, nie völlig. Rasch entschlossen, reiste ich auf der Stelle ab, einem meiner Freunde das Ordnen meiner Angelegenheiten überlassend. Mein Hirn brannte, mein Blut kochte. Ich gab Geld mit vollen Händen, um recht schnell davon zu fliegen. Drei Nächte und zwei Tage fuhr ich. Mit dem grauenden Morgen des dritten Tages sah ich die Stadt vor mir, die Alles umschloß, was ich liebte. Kaum dachte ich, daß sie aufgestanden sein könne, so rannte ich hin.

Die alte Magd kannte mich nicht.

„Schläft der Herr noch?" fragte ich hastig.

„Ja," erwiederte die Alte; „aber Fräulein Minchen ist im Garten." —

Ich eilte dorthin. Der Athem verſagte mir, als ich die lieben Räume vor mir ſah. Durch die Blätter der Laube ſchimmerte ein helles Gewand.

Ich trat ſchnell in den Eingang derſelben.

Da ſaß ſie bleich und weinend.

Einen Schrei ſtieß ſie aus, als ſie den Fremden ſo plötzlich vor ſich ſtehen ſah, der mir durch die Seele drang.

„Minchen," rief ich, „kennſt du mich nicht mehr?" —

Sie ſtierte mich an — dann ſprang ſie auf und lag an meiner Bruſt. —

Der Rath war doch ſchon auf geweſen. Er hörte den Schrei des Mädchens, und da ihm die alte Sibylle ſagte, es ſei ein Fremder in dem Garten, ſo kam er ſchnell herzu.

Als er mich aber erblickte, erkannte er mich, wie er uns ſpäter ſagte.

Plötzlich fühlte ich einen leiſen Schlag auf der Schulter, der mich aus der Entzückung weckte. Ich fuhr mit dem Kopfe herum und ſah ihn.

„Aha," rief er lachend, „der Blitz hat eingeſchlagen! Siehſt du, Minchen, da iſt er!"

Jetzt fiel ich an ſeinen Hals.

„Iſt's alſo nicht wahr?" fragte ich.

„Setz' dich, mein Sohn," ſagte der Alte. „Du mußt mir ſchon die erſte und letzte Lüge zu gute halten. Ich dachte ſo: Du mußt ihn prüfen. Drei Jahre ſind eine lange Zeit, dreimal lang genug, um, wie's ſo geht,

ein Mädchen zu vergeſſen, dem man gut war, und ſie, indem man ſich an eine Andere hängt, wie man zu ſagen pflegt, ſitzen zu laſſen. Es war vor drei Jahren Zeit, der Liebelei einen Riegel vorzuſchieben durch deine Entfernung. Jetzt war's Zeit, der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Ich ſprach mit Minchen. Sie wollte es freilich nicht haben, allein ich that's doch und ſagte: Iſt ſeine Liebe ächt und treu, ſo kommt er innerhalb acht Tagen; iſt ſie unächt, ſo kommt ein Brief, der dir Glück wünſcht. Im erſten Falle wirſt du glücklich; im zweiten war er deiner Liebe nicht werth, und jede Thräne iſt eine Sünde, die du um ihn weinſt, denn er iſt ein Schurke, der unſerer Liebe nicht werth war. Ich glaubte an deine Treue, aber nimm's nicht übel: Menſchen ſind Menſchen, und heutzutage iſt die Treue ein ſo ſeltener Vogel, daß man ſie wohl ehren muß, wenn man ihr irgendwo noch begegnet."

Jetzt fiel eine Centnerlaſt von meiner Bruſt; „aber," ſagte ich, „Sie haben mir drei Tage gemacht, deren Jammer ich nicht mehr erleben möchte."

„Kind," ſagte der Rath, „das vergißt und verwindet ſich ſchnell, zumal ich Alles wieder gut mache."

Er nahm Minchen's Hand und legte ſie in die meine und ſagte: „Was Gott zuſammengefügt hat, das ſoll der Menſch nicht ſcheiden! Gott ſegne Euch!"

Minchen weinte heiße Thränen; aber es waren Thränen der Freude und des Glückes, denn ſie lächelte

dabei so selig, daß man's sah, das Gefühl ihres Herzens war zu mächtig zu einem gewöhnlichen Ausbruch.

Erst nach und nach kam Alles wieder in das rechte Gleis. Er ließ uns nun allein. Und als wir ihn suchten, saß er in seinem Lehnstuhle mit gefalteten Händen, und der hehre Ausdruck seiner Züge that es kund, daß er gebetet hatte.

Dreißig Jahre später.

Mancher Sturm ist, seit ich das Voranstehende schrieb, über meinem Haupte dahin gebraust; ich stehe nicht mehr ferne von der Grenze meiner Tage; wer weiß, wie bald der Herr ruft. Darum greife ich noch einmal zur Feder, um kurz das zusammenzufassen, was ich ergänzend nachzutragen habe. Mag einst Eins der Lieben, die mir die Thränen der Liebe nachweinen, den Schluß hinzufügen mit den Worten: Er starb voll Dankes gegen Gott, und pries seine heiligen Wege, die allzeit durch Nacht die Seinen zum Lichte führen.

Seit ich zurückgekommen, war mit dem Oheim eine große Umwandlung vorgegangen. Seine Härte schmolz im warmen Hauche unserer Liebe. In unserem Glücke wurde er wieder jung. Kinder hatte er keine, wir waren sie; aber der Kreis unseres Hauses erweiterte sich. Der alte ehrliche Camprecht und mein Conrad waren unsere stetigen Gesellschafter. Conrad hatte es vorgezogen, des Vaters Geschäft zu treiben, statt eine

andere Laufbahn zu wählen, zu der er reichlich befähigt gewesen wäre. „Du hast recht, Conrad," sagte der Rath. „Der Staat braucht tüchtige Bürger, sonst helfen ihm tüchtige Beamte wenig."

Auch Albert kam zurück und lebte, bis er eine Pfarre erhielt, als Hauslehrer in einer reichen Familie der Stadt, später als Lehrer am Gymnasie. Nun war das Kleeblatt treuer Jugendfreunde unzertrennlich, und unsere beiden Alten fühlten sich in unserem Kreis unendlich wohl, denn Liebe, Dankbarkeit und Verehrung wurden ihnen von Allen gleich geweiht.

Als meine Examen vorüber waren, wurde ich in der Vaterstadt als Gerichtsrath angestellt, und nun führte ich Minchen zum Altar. Albert traute uns als Stellvertreter des Pfarrers, und Conrad führte die Braut. Als wir zusammen saßen, sechs glückliche Menschen, da legte der Oheim ein Pergament in Minchen's Hand. Es war eine Adoptionsurkunde. Zu seinen seltsamen Grillen gehörte auch die, wir sollten seine Kinder sein, und ich mußte seinen Namen annehmen.

Auch Conrad verheirathete sich glücklich, aber der Herr nahm ihm das treue Weib. Albert wurde leider weit weggeführt; aber wir sehen ihn oft bei uns, auch er ist glücklicher Gatte und Familienvater. Camprecht und der Oheim starben hoch betagt, tief und innig betrauert. Friede sei mit den Edeln!" —

Ich bin zu Ende, sagte der Pfarrer, dessen Stimme oft durch ihr Wanken die innere Bewegung verrathen

hatte. Der Andere ſaß da und hielt die Hand vor die Augen, aber die rieſelnden Thränen verbarg ſie nicht. Auch die Familie des Landgerichtsraths und er ſelber waren tief bewegt.

Ich ahnete eine nahe Beziehung der Geſchichte zu Allen, die hier verſammelt waren.

„Herr Referendarius," nahm endlich Rudolphi das Wort: „Sie ahnen wohl, daß das Geleſene die Geſchichte meines Lebens enthält. Sehen Sie hier mein treues Minchen, hier meinen theuern Albert und meinen Conrad, die Getreuen, die Erprobten, die Theile meines Herzens geworden ſind."

„Ich weiß wohl, es iſt mancher Anklang darinnen, der ſie innerlich berührte. Mögen Sie die Lehre daraus entnehmen, daß Gott Alles wohl macht, und ich danke dem Herrn, daß ich das gleich wahr machen kann. Ich habe mir vom Herrn Präſidenten die Erlaubniß erbeten, Ihnen heute Ihre Beſtallung als Anwalt an unſerm Landgerichte überreichen zu dürfen."

Nun war das Betroffenſein an mir.

Alle wünſchten mir aufs herzlichſte Glück.

„Es iſt wahr," ſagte ich, „Ihre Geſchichte hat mich bewegt, denn meine Jugend und die Ihre ſind vielfach verwandt. Die Rolle Ihres wackern Oheims haben Sie jetzt bei mir übernommen. Gott ſei Preis! Meine Zukunft iſt ſicher geſtellt. Vollenden Sie nun aber auch Ihr Werk! Nettchen und ich — wir ſind längſt einig für den Weg durchs Leben."

„Geben Sie uns Ihren Segen ohne Prüfung!“ —

Rettchen ſtand da — ſo bleich wie eine Marmorſtatue. Ich ergriff ihre Hand und führte ſie zu Vater und Mutter hin, die uns ſegneten, und dieſer Tag war ein ſeliger in meinem Leben, und auch ich konnte den Herrn preiſen, der Alles wohl macht! Die ſieben Jahre des troſtloſen Referendariates wurden von dieſem Einen Tage verſchlungen, daß ihrer nicht mehr gedacht wurde.

Aus dem

Leben eines Vogelsbergers

in Krieg und Frieden.

Es war in den schönen Octobertagen des Jahres 1847, als ich einen lieben alten Freund in der Nähe von Frankfurt am Main besuchte. Meine Gesundheit hatte durch anhaltendes Sitzen gelitten; es war daher meine Absicht, mir recht viel Bewegung zu machen; recht viele Zeit in frischer Luft zuzubringen und so dem Übel den Scheidebrief zu geben. Der Freund, selbst Arzt, kannte Übel und Heilungsplan, ja letzterer ging recht eigentlich von ihm aus.

„Komm' nur," hatte er mir geschrieben, „ich will schon sorgen, daß dir's an Bewegung und frischer Luft nicht fehle. Da thürmen sich vor uns die schönen Höhen des Taunus mit ihren reizenden Fernsichten, ihren alten Burgruinen und lieblich gelegenen Orten; da liegen in den reizenden Thalgründen die Bäder mit ihren Heilquellen; dort oben Homburg und seine neue Welt, ruhend auf dem goldenen Boden französischer Zwanzigfrankstücke und getragen von einer Spielhölle, wo der Deutsche sich rupfen läßt in aller Langmuth und Geduld. Da liegt das stolze Frankfurt mit allen Herrlichkeiten der Welt und der Börse, des Theaters und der Wissenschaft, des Handels und der Kunst; komm' nur! Und wenn du nicht an Leib und Seele genesen heimkehrst, so will ich, wie Sir John Fallstaff sagt, ein aus-

genommener Häring ſein, und du weißt, das iſt ein erſtaunenswerther Gegenſatz gegen meinen erklecklichen Anſatz von Behäbigkeit.“

Wer hätte da widerſtehen können?

Die wunderherrlichen Octobertage lockten. Ich zog von dannen.

„Nun laß uns den Operationsplan beſprechen,“ ſagte der Freund, nachdem er mich mit alter Liebe empfangen.

„Du biſt Feldherr,“ ſagte ich; „rechne mich zum Troß oder zum Heere, wie du willſt!“

„Auch gut,“ war ſeine Antwort; und nun wurden denn die Ausflüge geordnet und am andern Morgen raſch begonnen. Von dieſen Leib und Seele erquickenden kleinen Reiſen kehrten wir am Abend in den traulichen Kreis der lieben Familie zurück, um am Morgen ſie in anderer Richtung hin neu zu beginnen. So flogen acht bis zehn Tage hin, und mit jedem Tage fühlte ich mich wohler. Die Fahrten ſelbſt und die Punkte zu beſchreiben, wohin ſie gingen, iſt nicht meine Abſicht. Nicht immer konnte der Freund der Gefährte ſein, weil Menſchenweh und Pflichtberuf ihn oft in eine ganz andere Richtung führten, als ich ſie einſchlug; aber Einer begleitete mich überall, das war ſein Kutſcher, ein ehrlicher Vogelsberger, dem das Herz auf der Zunge ſaß und der mich aus früheren Tagen lieb hatte. Mir war es nicht darum zu thun, im Fluge mit dem leichten Wagen, an dem zwei raſche Braunen zogen, dahinzu-

jagen durch das ſchöne Land. Oft ließ ich die Pferde Schritt gehen, um mich der Überſicht des reizenden Panoramas zu erfreuen; oft, um mit Kaspar mich zu unterhalten, deſſen Vertrauen und Liebe ich mir erworben, und deſſen Seele ebenſo gern in einer ſchönen Vergangenheit lebte, als ſein Mund Das ausſprach, was ſeine Seele bewegte und erfüllte.

Seine Erzählungen gebe ich ſchmucklos in Nachfolgendem wieder, muß jedoch meinen guten Kaspar, deſſen inneres Leben ſeine Worte ſchildern, auch äußerlich vor das Auge des geneigten Leſers führen, und zwar ohne poetiſche Schminke, die hier, wo es einfache Wahrheit gilt, nichts taugt.

Mein guter Freund Kaspar hatte eine anſehnliche Länge. Von dem Ebenmaaße ſeiner Geſtalt würde Schwanthaler's Künſtlerauge nicht viel zu rühmen haben, denn die übermäßig langen und dünnen Beine wollen nicht ſo ganz zu dem etwas kurzen Oberleibe paſſen, deſſen Arme in der Länge wiederum nicht mit dem Normalmaaß des Apollo von Belvedere übereinkommen. Bei anſehnlicher Breite der Schultern iſt der Kopf zu klein zu nennen, über deſſen kurze Stirn das ſchlichte Haar, ſie faſt verdeckend, herabhängt. Die kleinen, blaugrauen Augen ſind lebhaft und freundlich. Die Naſe reckt ſich ziemlich weit, ſpitz und unternehmend in die Welt hinaus und der breite Mund über dem kurzen Kinne hat viel einnehmende Freundlichkeit. Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit iſt der Ausdruck des Geſichts,

und die gerade Haltung weist auf eine zeitweise militärische Laufbahn hin. Der Grundton ist vorherrschender Ernst. Diese durchaus treue Personalbeschreibung, die einem Polizeimanne, wie Dunker in Berlin oder meinem Freunde Frank, hinlänglich genügen würde, meinen guten Kaspar unter Tausenden herauszufinden, besonders, wenn ich noch zufüge, daß er einen Hechtgrauen trägt mit versilberten Knöpfen und eine graue, breitdeckelige, etwas verbrauchte Filzmütze, die ein schwarzes Sturmband unter dem Kinn festhält; die Beschreibung mag aber den weitern Beweis liefern, einerseits, daß ich meinen Helden nicht aus dem lichten Reiche der Ideale, sondern aus der Wirklichkeit nehme, und andererseits, daß ich mich dadurch von allen Leuten meiner romantischen Zunft unterscheide, die ihre Helden allesammt zu Adonissen umschaffen. Wahrheit über Alles!

Zu dem Bilde meines lieben Kaspar's gehört indessen noch Etwas, dessen ich nicht vergessen darf. Die romantische Periode des Daseins, die liebe Jugend, liegt weit hinter ihm. Mein Blick müßte kein Kennerblick sein, stünde er nicht jener Lebenshöhe nahe, von der es abwärts geht zum stillen Grab — ich meine damit den Standpunkt, zu dem ich selbst nur noch anderthalb Schritte habe, nämlich den der Fünfziger, wenn er ihn nicht schon erreicht hat. Das ist wieder eine Abnormität, da neuere Romantiker es meist mit lebenswarmen Jünglingen zu thun haben. Zur Beruhi-

gung des geneigten Lesers setze ich hinzu: der October von Anno 1847 hatte ja auch ungemein warme, schöne Tage, fast Frühlingstage; auch wird das Herz wieder warm, wenn es auf die blühenden Auen der Jugend blickt. Und überhaupt, ist denn den reiferen Jahren alle Poesie geraubt? Ich sage: Nein! Den Rahmen meines Bildes zu vollenden, bitte ich meinen lieben Leser und holde Leserin, sich noch Folgendes lebhaft zu vergegenwärtigen. Es ist ein netter, leichter, zurückgelegter Wagen, der langsam dahinrollt. In des Wagens rechter Ecke sitzt ein behaglich aussehender Mann von etwa neun und vierzig Jahren, von wohlgenährtem Äußern und erklecklichem Umfange, der seine Pfeife raucht und freundlich in die Welt sieht. Auf dem Bocke sitzt Kaspar in dem Hechtgrauen und der gedachten Filzmütze. Er hat sich bequem gesetzt, daß er dem Mann im Wagen und seinen Rossen, deren Zügel er hält, gewissenhaft seine Aufmerksamkeit, je nach Bedürfniß, zuwenden kann. Der Himmel ist tiefblau und wolkenlos; die Sonne sendet noch belebende Strahlen herab; die Luft ist mild; das Feld und die Landstraße leer und still, und wir Beide plaudern gemüthlich von Kaspar's Heimat und was dazu gehört.

„Das kann ich Ihnen sagen," fährt Kaspar fort, „es ist schön im Vogelsberg, so schön als irgendwo auf des lieben Gottes Erde"

„Glaub's, Kaspar," unterbrach ich; „bin zwar selbst nie im Vogelsberg gewesen, kann also aus eigner

Anſchauung nicht urtheilen, allein mir kommt's doch ſo vor, es träfe bei Ihm das Sprüchlein zu: Wo das Häslein geheckt iſt, da iſt es gern. Nicht ſo?"

„Herr!" rief Kaspar, „da müßt' ich ein Klotz ſein, wenn mir meine Heimat nicht lieb wäre! Ich bin viel in der Welt herumgekommen, habe ſchöne Landſchaften geſehen; aber meinem Vogelsberg konnten ſie das Herz nicht abwenden. Wo man ſeine Jugend verlebt, wo man glücklich war (er ſeufzte leiſe), und wenn es eben auch nur eine kurze Zeit geweſen wäre, da zieht's Einen immer wieder hin, und wenn ich meinen guten Herrn verlaſſe, ſo gehe ich wieder in den Vogelsberg, um — da zu ſterben."

Dieſem Worte, das Kaspar mit Ausdruck geſprochen, folgte eine Pauſe. Mir that's leid, ihm vielleicht wehe gethan zu haben, und in meiner eignen Bruſt regte ſich die Heimatliebe, die auch nach einem bergigen, waldreichen, rauhen Lande hinwies.

„Nun, Kaspar," ſagte ich, „nichts für ungut, ich habe ja damit den Vogelsberg nicht verunehren oder ſchlecht machen wollen. Ich denke mir ihn etwa ſo wie den Hunsrücken, und da bin ich zu Haus. Ich weiß wohl, wie lieb die Heimat iſt, und wie das Herz, je älter es wird, ſich um ſo mehr wieder hingezogen fühlt zu den Spielplätzen ſeiner Kindheit."

„Parol! da haben Sie recht;" ſagte er und die Wolke war vorüber. „Sehen Sie," fuhr er fort, „mein Geburtsort iſt ein kleines Dorf in einem Thale

des Vogelsbergs, durch welches ein Bach fließt, der im Herbst und Frühling recht wild werden kann, besonders wenn der tiefe Winterschnee behende abgeht. Wald bedeckt überall die Höhen, und Ackerland und Wiesen liegen im Thalgrunde. Glauben Sie mir aufs Wort, hier herum machen sie ein Leben vom Lorsbacher Thal, wo wir morgen hinfahren, aber ich will nie mehr meine liebe Heimath sehen, wenn das Thal nicht tausendmal schöner ist! Aber dorthin kommen keine müßigen Reisenden, keine verrückten und verzückten Wiesbadener und Sodener Badegäste, die darüber außer sich gerathen könnten. Herr, manchmal sehe ich das Volk, wie sie sich durch ihr eignes Geschwätz erhitzen und dann Dinge sehen, an die ein verständiger Mensch nicht denkt. Man möchte davon laufen. Doch, um wieder auf mein Dorf zu kommen, so kann ich Ihnen sagen, es liegt recht schön und man kann doch recht froh und glücklich sein, wie ich das aus Erfahrung weiß; wenigstens bin ich es dort gewesen in früherer Zeit." —

„Meines Vaters Haus war klein," fuhr er nach einer Weile fort, „das ist wahr, aber wir waren zufrieden in dem kleinen Häuschen, vielleicht zufriedener, als die reichen Leute in ihren weiten Häusern und Palästen es sind!"

„Glaub's schon, Kaspar," sagte ich. „In den Palästen wohnt das Glück nicht immer; sonst wär's ja ungerecht von Gott. Auch hab' ich das oft genug erfahren."

„Parol! Da haben Sie recht," fuhr er fort. „Wenn ich ſo zurück denke, es waren unſerer fünf Kinder und das Stübchen etwa viermal ſo groß wie dieſe Chaiſe. Neben dran ein Kämmerchen halb ſo groß, und wir hatten Alle Platz. In der Stube ſtand ein Bett und ein Rollbett drunter für die Kleinen, das Abends herausgezogen wurde, und in der Kammer war's ebenſo. Als freilich einmal eine herrſchende Krankheit kam, da gab's Luft. Es ſtarben etliche meiner Geſchwiſter weg. Überfluß, Herr, war nicht da, das weiß Gott; aber wir hatten Kartoffeln und waren zufrieden. Als ich heranwuchs, ſollte ich ein Schneider werden, aber dazu hatte ich kein Sitzleder und keine Luſt. Ich fürchtete immer den Utz, der mit den Schneidern getrieben wird. Nun ſollte ich Schuſter werden, aber das gefiel mir auch nicht; endlich gar ein Leineweber. Gott erbarm' ſich! Das iſt das trübſeligſte Handwerk unter der Sonne. Nach acht Tagen lief ich auf und davon."

„Was?" rief ich aus. „Doch nicht in die Welt hinein?"

„Behüt' mich Gott!" ſagte er, „da hätt' ich ſtracks das Heimweh gekriegt; ich lief nur zu meiner Baſe, die eine Viertelſtunde von unſerem Dorfe wohnte, und dort holte mich mein Vater wieder ab."

„Da gab's wohl Riſſe," fragte ich.

„Parol, Herr! Etliche aus dem Salz; aber mein Vater war ein räſonabler Mann; ſagte: Kaspar, wenn

du kein Handwerk lernen willst, so verdinge dich. Du bist zu alt, um das ganze Jahr die Beine unter des Vaters Tisch zu strecken. Der Müller auf der rothen Mühle braucht so einen Dreiläufer, wie du einer bist. Ich will mit ihm reden." Als mein Vater so sprach, trabte ich hinter ihm her. So konnte er nicht sehen, was ich für ein weinerliches Gesicht mochte, denn — denn — es war ein ganz anderer Grund, warum ich zu keinem Handwerke mochte.

„Was war denn das, Kaspar?" fragte ich, obwohl ich ahnte, welche Melodie er pfeifen würde. „Gewiß die alte und doch ewig neue, in Dur und Moll verlaufende — der Liebe!"

„Sehen Sie," sagte er und wußte nicht, wie er das Ding rund bringen sollte; „sehen Sie, bei uns ist das so: die Kinder, die mit einander confirmirt werden, die halten zusammen durch das ganze Leben in treuer Lieb' und Kameradschaft. Da gibt's meist Pärchen draus und das macht sich so unter der Hand. Nun wohnte neben uns der Peterjacob, auch so ein Bäuerchen, das wie mein Vater mit so zwei kleinen Kühen fuhr, wie wir sie im Vogelsberg haben. Der hatte ein Mädchen, frisch wie eine Kirsche und blühend wie eine Rose. Wir Zwei hatten mit einander als Kinder gespielt und hatten uns dazumal schon lieb. Hernachgehends, als wir Sonntags das Vieh hüteten, hielt sich's immer zu mir, und wir plauderten, spielten, suchten Erdbeeren und eins brachte dem andern die

beſten. Nun ſollt' ich nicht mehr hüten mit Annebärbel — das konnt' ich nicht verwinden, und wenn ich dran dachte, kamen mir die Thränen in die Augen. Es war daher kein Wunder, daß mich meines Vaters Rede hart traf, recht hart; denn der Müller hütete nicht, weil er Futter genug hatte, was nur arme Leute thun. Er ſah gar nicht nach mir um, und laut zu ſchluchzen hütete ich mich. Er mochte daher der Meinung ſein, ich ſtimme ihm bei. So ſprach er denn fort; lobte das Leben in der Mühle, wo alle Sonntag Kuchen gebacken würde und dergleichen. Das hätte mir nun recht angeſtanden; aber die Mühle lag vom Dorf ab. Da ſah ich ja das Annebärbelchen nicht alle Tage. Was half da der Kuchen? Trockenes Brod und Annebärbelchen wär' mir für alle Ewigkeit lieber geweſen."

„Während mein Vater ſo fortſprach, bedachte ich mir auch die Sache und war bald einig, wie ich's anfangen wollte, das Abſehen mit der Mühle zu hintertreiben. Ich dachte mich hinter meine Mutter zu ſtecken, die den Vater ganz leicht herumbringen konnte, wenn ſeine Gedanken auch ganz abſeits lagen. Sie ſtrich ihm um den Bart, nannte ihn Peterchen, Männchen und der Art, und wie der Blitz ſchlug der Wind um und blies aus entgegengeſetzter Richtung, nämlich aus der ihrigen."

Ich lachte herzlich.

„Parol, Herr!" rief er aus, „ſo machte ſie's und ſo machen ſie's alle und kriegen allemal richtig, was

ſie wollen. O, die Weiber ſind mordpfiffig. Mit dieſem Troſte kam ich heim, und ſobald der Vater die Kühe fütterte und die Mutter in der Küche war, machte ich mich an ſie.

„Ach, ſie hatte mich, ihren Erſtgeborenen ſo lieb. Wie hätte ſie mir das verſagen können, um was ich bat? Obwohl ſie's nicht gerne that, ſo ſah ich doch gleich, wie's ſtand.

„Ich ſäh' dich gern in der Mühle, ſagte ſie, mein lieber Kaspar, denn du hätteſt da ein gar reichlich und gut Leben; aber wenn du abſolut nicht willſt, ſoll Er dich nicht zwingen; doch was willſt du dann treiben? Siehſt du, Kaspar, fuhr ſie fort, es iſt eine harte Zeit, es wird uns ſchwer, euch Alle durchzubringen. Du biſt der Ält'ſte und ſollteſt die Kleinen ernähren helfen; willſt aber ſelber ernährt ſein. Das geht nicht! —

„Herr Gott! fiel ich ihr in die Rede, das will ich gern! Der Hirt iſt ja geſtorben. Dingt mir die Heerde!

„Du biſt zu jung, ſagte ſie; die Bauern nehmen dich nicht an.

„So will ich Holzhauer im Walde werden. Die verdienen ein ſchön Stück Geld, ſagte ich, und dürfen alle Abend ungeſtraft ſo viel Holz mit heimnehmen, als ſie tragen können. Da kriegen wir unſeren Brand und Geld dazu.

„Das ging ſchon, ſagte ſie nachſinnend. Ich will's deinem Vater ſagen."

„Damit war ich zufrieden.

„Es war dunkel geworden. Ich ſchlüpfte zur Thüre hinaus, und als ich hinaustrat, ſprang Jemand neben der Thüre hervor und rief: Hella! um mich zu erſchrecken. Es war Nachbars Annebärbel, die mich erwartet hatte. Die liebe Hexe erſchreckte mich oft ſo.

„Vor Annebärbelchen's Thür ſtand ein weitäſtiger Winterbirnbaum. Unten am Stamme lag ein altes Bauklotz, auf dem im Sommer die Leute Abends ſaßen. Nun war's eben kein Sommer mehr. Der alte Winterbirnbaum ließ ſchon ſeine rothgelben Blätter fallen und die Schwalben waren ſchon über ſechs Wochen fort. Ob's nun gleich ganz friſch war im Freien, ſo ſetzten wir uns doch auf das Bauklotz, recht dicht an einander, um zu plaudern und doch nicht zu frieren.

„Haſt du das Handwerk ſchon gelernt? fragte unſer das neckiſche Ding.

„Ja ſchön gelernt, ſagte ich, hätt' ich nicht nach dir das Heimweh kriegt!

„Sie lachte. Wenn ich's geweſen wär', ſagte ſie, ich hätt's nicht gekriegt.

„O du Abſcheuliches! rief ich und wollte aufſtehen und weglaufen.

„Sie hielt mich. Verſtehſt doch gar keinen Ulz? zankte ſie.

„Ja Ulz, ſagt' ich, du haſt geſagt, was dein Herz denkt!

„Kaspar, ſagte ſie darauf, ſei doch nicht einfältig, bin ich nicht dein Schatz?

„Ja, ſo lang dir kein Andrer beſſer gefällt!

„Geh' ſchäm' dich, ſagte ſie zornig. So was hätt' ich nicht geſagt.

„Freilich, ſagte ich, du biſt hübſch und gefällſt Allen.

„Das hatte ihr geſchmeichelt. Sie lächelte, aber unterdrückte es doch.

„Laß das dumme Gerede, ſagte ſie. Bleibſt du jetzt daheim?

„Da liegt's, ſeufzte ich, da liegt's ja eben. Mein Vater will mich in die rothe Mühle verdingen. Denk' 'mal, in die rothe Mühle, drunten im Thal!

„Ei was? und du willſt nicht? fragte ſie verwundert.

„Wenn du mitgingſt!

„Das kann nicht ſein, Kaspar, verſetzte ſie ernſt; aber ich begreife dich nicht, fuhr ſie fort. So gut, wie du's in der rothen Mühle kriegſt, hat's ſo leicht Niemand im Dorfe. Das iſt doch, meiner Treu! wahr.

„Wär's nicht ſo weit von dir, Annebärbelchen! ſagt' ich ſeufzend.

„Mach keine Faxen, Kaspar, rief ſie aus. Die Mühle liegt drei Vaterunſer lang vom Dorfe. Geh' du hin. Jeden Abend können wir uns ſehen, wenn's nöthig iſt. Oder was willſt du ſonſt?

„Das iſt mir auch was Rechts! höhnte ſie. Geh' in die Mühle und ſei kein Narr! Gute Nacht, mich friert's! Lieber Mahlknecht als Holzknecht! Huſch war ſie fort. —

„Jetzt muß ich aber die Pferde ein bischen laufen laſſen, lieber Herr, denn der Weg iſt eben," ſagte Kaspar zu mir. „Dort an der Anhöhe erzähl' ich weiter." Er pfiff hell und die Thiere, die dies Zeichen kannten, flogen pfeilſchnell davon. Ich war recht geſpannt, wie es nun mit den diplomatiſchen Unterhandlungen der Mutter würde gegangen ſein, die, wie Kaspar geſagt, ſich auf das Herumkriegen ihres Mannes verſtand. Während ich meine Gloſſen über die weibliche Eheſtandsdiplomatik machte, die in allen Himmelsgegenden und in allen Schichten der Geſellſchaft dieſelbe bleibt, nur mehr oder weniger fein und ſpitzöhrig, aber immer auf Schleichen und Umwegen ihr Ziel verfolgt, und mit Schmeicheln oder Schmollen es ſicher erreicht, hatten die raſchen Thiere die ebene Strecke zurückgelegt. Der Zügel ruhte. Kasper machte rechts kehrt und zeigte mir wieder ſein von ſüßen Erinnerungen verklärtes Angeſicht.

„Sie können ſich denken," hob er wieder an, „daß mich Annebärbelchen's Rede ſtutzig machte. Ich blieb noch eine Weile ſitzen und dachte darüber nach. Endlich fand ich, daß ſie recht hatte. Mein Entſchluß ſtand feſt, ich wollte nun in die rothe Mühle.

„Als ich in das Haus trat, hörte ich ſchon, wie die Mutter meinen Vater bearbeitete. Aus dem ſanften Tone, mit dem er ſprach, entnahm ich, daß der Sieg meiner Mutter ganz nahe ſei. Ich trat alſo ſchnell hinzu und ſagte: Ich hab' mich anders beſonnen; ich will nun in die Mühle gehen.

„Meine Mutter lief an wie ein gesottener Krebs. Du Erzesel, rief sie, was fällt dir denn ein? Erst kommt er und lamentirt, bis ich den Vater herumzukriegen verspreche, und wie ich es bald fertig habe, pfeift der Wind aus einem andern Loche! Geh' hin und werd' des Müllers Sackesel. Sie warf den hölzernen Kochlöffel in die Ecke und lief in die Stube. Mein Vater zog mir eine Gesalzte hinter das Ohr und ging ihr nach. Ich rieb die Dachtel ein und dachte: sie wird sich ja versöhnen lassen! Ich kannte ihr gutes Herz.

„Das geschah denn auch, und da am andern Tag Sonntag war, so ging mein Vater nach der Kirche in die Mühle, und als er nach eilf Uhr nach Haus kam, war's fertig. Ich bekam zwölf Gulden und einfaches Zugehör, und war zufrieden.

„Nachmittags trieb ich mit Annebärbelchen die Kühe auf eine einsame Waldwiese, wo wir recht plaudern konnten. Sie freute sich, daß ich in die Mühle kam. Siehst du, Abends, wenn du feierst, kommst du herauf zu mir, und im Winter kommst du in unsere Spinnstube. Sonntags sind wir den ganzen Nachmittag bei einander. Wärst du Holzhauer, so gingen die Abende für uns verloren, denn du wärst zu müde. So ist's besser! O, das war ein gar schöner Nachmittag, weil es eben der letzte war, wo wir zusammen hüteten. Schon Montags früh nahm ich das kleine Bündel, das alle meine Habseligkeiten umschloß, und zog in

die Mühle. Dort war eine kurioſe Wirthſchaft. Der Müller war etwa ſechzig Jahre alt und ſchon recht baufällig. Er trug den ganzen Tag die Schnappsbuttel in der Hoſentaſche mit ſich herum und ſchnupfte ganz abſcheulich. Dabei hatte er rothe entzündete Augen, zitterte mit den Händen und war ein recht unappetitlicher Menſch. Schon um acht Uhr Abends ſchlief er wie ein Sack, und keine Macht hätte ihn wach gebracht, zumal wenn er in die vermaledeite Schnappsbuttel tiefer hineingeblickt, als gut war, was regelmäßig in der Woche ſiebenmal vorkam. Dieſer alte Mann hatte ſich die Narrheit einfallen laſſen, ein junges hübſches und raſches Ding zu heirathen, deren Vater, ja, was ſag' ich? deren Urgroßvater er faſt hätte ſein können. Die Müllerin war neunzehn Jahre alt, als er ſie heirathete, und das waren nun fünf Jahre her. Im Vogelsberg ſagt man: wenn ein alter Mann ein rechter Narr wird, ſo heirathet er ein junges Ding; und ich ſag's auch. Da hatt' ich's recht vor Augen. Die hackte ihm das Mus auf dem Kopf. Er mußte pariren wie ein Lehrjunge, und zu Allem ja ſagen, was ſie that. Sagte ſie: Alter geh'! ſo ging er, und: Bleib'! ſo blieb er. Das war ein Pantoffelregiment, daß ſich's Gott erbarme; allein es war ihm zur Gewohnheit geworden.

„Zu mir ſagte ſie, Kasparchen, halt' dich zu mir, ſo haſt du's gut. Mit dem Alten iſt nichts anzufangen! Das war nun leider mehr als wahr, wenn

etwas mehr als wahr sein könnte. Ich that meine Schuldigkeit, gehorchte pünktlich und ging meinen Weg still. Abends ging ich zu Annebärbelchen, wie wir's verabredet hatten.

„Nach einiger Zeit machte mir die Müllerin ein unfreundlich Gesicht. Du könntest wohl Abends bei mir bleiben, sagte sie; denn der Alte schläft gleich. Ich sitze dann so allein da, und es könnten ja Spitzbuben einbrechen. Wer schützte mich dann? Der Knecht gehört ins Haus. Unrecht hatte sie nicht; aber das war ein schweres Opfer. Ich blieb bei ihr. Da plauderte sie zuckersüß, setzte sich zu mir, lachte und scherzte. Sie holte Äpfel und Birnen, Äpfelwein und Kuchen. Endlich that sie mir doch gar zu freundlich und es wurde mir ordentlich unheimlich. Als sie das merkte, sagte sie lachend: Bist du denn bei den Mädchen auch so blöde? Du närrischer Kerl! Ich bin ja auch jung und hübsch genug, dir zu gefallen. Das war mir denn doch ein bischen zu bunt! Von da an blieb ich nicht mehr bei ihr. Abends ging ich aus; aber ich hatte es auch gut gehabt! Und nach vier Wochen steter Quälereien und Plagen, die sie mir bereitete, nahm ich mein Bündel und ging heim. Da ich den Grund nicht angab, weil ich Das, was ich dachte, zu sagen mich schämte, wurde ich arg empfangen.

„Er ist ein Taugenichts, sagte mein Vater, der nirgends gut thut. Auch meine Mutter und alle Leute im Dorfe haderten mit mir; selbst Annebärbelchen

lunkte an mir, daß ſie Das, was ſie halb und halb vermuthen mochte, von mir ſelber hörte; aber ich dachte: lieber Unrecht leiden, als Unrecht thun! Ich mochte den Topf nicht aufdecken."

„Das war ſehr brav gedacht, Kaspar," ſagte ich; „aber wie ging's Ihm denn nun weiter?"

„Wie mir's ging, Herr? Nicht ſonderlich. Im Dorfe konnte ich nicht bleiben. Daheim grämelten die Eltern; im Dorfe ſpottete Alt und Jung und nannte mich einen Ofenhocker. Da ſagte eines Abends Annebärbelchen: Kaspar, du verlierſt deinen Reſpect ganz. Man muß ſich deiner ſchämen. Himmel und Erde! das Wort wurmte mir! Schämen! rief ich. Warte nur. Es iſt nichts ſo fein geſponnen, es kommt doch an das Licht der Sonnen! Nun ſtand mein Entſchluß feſt. Ich nahm heimlich mein Bündel und ging ſo weit mich am erſten Tage meine Füße trugen."

„Wie alt iſt Er denn da geweſen, Kaspar?" fragte ich. „Das hat Er mir eigentlich noch nicht geſagt."

„Parol, Herr, da haben Sie recht!" rief er aus. „Warten Sie einmal, da muß ich zählen."

Er ſchlug die Finger ein und ſagte dann: „ich war ſiebzehn Jahre alt, glaub' ich — nein, ich habe mich um eins verzählt; achtzehn war ich voll.

„In dem Dorfe, wo ich übernachtete, fand ich einen Dienſt und blieb da zwei Jahre, obwohl es ein ſchwerer Dienſt und der Lohn gering war; aber ich wollte denen daheim zeigen, daß ich keine Schlafhaube, kein Tauge-

nichts sei. Nach zwei Jahren ließ ich einmal heim schreiben. Da erfuhr ich denn, daß mein Vater kürzlich gestorben sei und meine Mutter nun meiner bedürfe; so ging ich denn heim. Das Heimweh hatte ich mit Macht verbissen, auch den Kummer um Annebärbelchen. Recht traurig über meines Vaters Tod kam ich heim, und da es eben Frühling war, griff ich tüchtig an.

„Gleich am ersten Abend kam Bärbelchen und bewillkommte mich. Sie war viel hübscher noch geworden, und das Herz im Leibe hüpfte mir, als ich sah, daß sie mir noch gut war. Sie neckte zwar und sagte: Da draußen wirst du einen andern Schatz gehabt haben? Als ich ihr aber versicherte, daß mir keine gefallen, da war wieder Alles gut, wie zuvor, und sie lachte heimlich vor Freude.

„Mit der Mühle hat's sich auch aufgeklärt, sagte sie und wurde blutroth. Nun wissen die Leute, warum du fortgingst."

„Sagt' ich dir nicht: es ist nichts so klar gesponnen, es kommt doch an das Licht der Sonnen? fragte ich sie.

„Ich hab's wohl nachher bedacht," antwortete sie. „Laß es gut sein. Es war dir hintennach eine rechte Ehre, daß du nicht plauderteſt. Der Knecht nach dir hat's aller Welt gesagt, wie es stand. Da warst du gerechtfertigt vor den Leuten im Dorfe.

„Von meiner Mutter erfuhr ich, daß der alte Müller sich zu Tod geschnapst habe, und die Müllerin habe bald darauf wieder geheirathet, und zwar ihren Müllerburschen.

„Ich blieb nun den Winter daheim; allein es kamen bald andere Schickſale. Sie wiſſen gewiß, lieber Herr, daß unſer Kurfürſt aus dem Lande gegangen war und dazumal der Napoleon die ganze Welt durcheinander ſchmiß. Wir hatten nach Kaſſel einen König gekriegt, der ein Bruder des Napoleon war, ein wüſter Menſch, den Niemand mochte. Was aber das ſchlimmſte war, der Napoleon führte Krieg mit allen Potentaten, und da mußte unſerer denn auch Soldaten ſtellen. Die wurden ſo recht auf die Schlachtbank geſchleppt. Wir Heſſen hielten treu an unſerem alten Herrn und haßten das Franzoſengezücht, das uns überall quälte. Durch dieſe Soldatenziehungen wurde der Franzoſe noch verhaßter. Als der Napoleon nach Rußland zog, mußten unſere Leute mit; in Spanien mußten ſie ſich todtſchießen laſſen. Da kochte der Grimm in manchem treuen Heſſenherzen; aber keiner wagte es, das Maul aufzuthun, denn die hätten's einem mit einer Kugel geſtopft, wie ſie es hin und wieder Etlichen damals gethan haben. Item, wir hatten auch Speichellecker, die dem Franzoſen den fetten Biſſen in den Mund ſchoben. Doch — was geht das mich hier an? So viel iſt gewiß, es kam in Heſſen eben auch faſt dahin, daß die friſchen jungen Burſche ſelten wurden. Nur ein Mittel gab's noch in der erſten Zeit, nämlich heirathen. Später half das nichts mehr in dem Königreiche Weſtphalen.

„Im Frühlinge ſtarben viele Leute, nämlich 1813, und man erzählte ſich gar ſchlimme Dinge von den

Franzoſen und wie die Deutſchen dreinſchmiſſen, durft's aber nicht laut ſagen. Auch meines Annebärbelchen's Vater ſtarb, und der war ein Wittmann, und hatte nur das hübſche Kind. Da iſt mir wohl der Gedanke gekommen, ich ſollte das Mädchen heirathen, ſo wär' uns Beiden geholfen; ich brauchte nicht Soldat zu werden und ſie war unter der Haube und verſorgt. So klug wie ich waren auch andere Leute. Unſer Ortsſchultheiß oder Syndik, glaub' ich, nannten ihn die Franzoſen, der hatte einen Brudersſohn (er ſelbſt war kinderlos), der ſpannte auch auf mein liebes Annebärbelchen, aber er war kein hübſcher Burſch, meiner Treu, auch nicht brav; der Schultheiß war ein Erzſpitzbube, ſo ein rechter Mantelbreher, Augendiener und Schwammdrücker; hielt's mit den Franzoſen und hatte immer Unrath im Sack. Der Hannes fing an, dem Annebärbelchen nachzugehen. Das hatte ich ſchnell weg und ſtellte ihn darum einmal und ſagte: „Was ich ſagen wollte, Hannes, laß mir meinen Schatz in Ruh'!

„Holla, ſagte er, „ſeit wann haben Dreiläufer Schätze?

„Seit ſie freche Mäuler ſtopfen gelernt haben! rief ich im wüthendſten Grimm und that, wie ich ſagte, und zwar mit meiner Fauſt.

„Der Hannes war ein kleiner dürrer Menſch. Der ſprang mir an die Gurgel, aber ich ſchüttelte ihn ab, und es gab eine wüſte Balgerei um das Mädchen, bis

die Leute herzuliefen und uns aus einander riſſen, und was meinen Sie, was das End' vom Lied war?"

„Nun?" fragte ich, weil ich mir dachte, der Schultheiß würde ihn haben ein wenig zum Brummen kommen laſſen. „Was gab's dann, Kaspar?"

„Dazumal," hub er wieder an, „wurden in aller Eile alle die zum Militär gerufen, die ſich in früheren Ziehungen freigeſpielt hatten, oder die nicht extra tauglich waren befunden worden, auch die, die noch zu jung waren, denn die Ruſſen und Preußen jagten die Franzoſen vor ſich her. Ich dachte, nun wird auch der Hannes dran müſſen, und freute mich. Ich war noch etwas zu jung und kam erſt in einem Jahr zur Ziehung. Es war mir, nachdem ich den Hannes etwas arg traktirt hatte, bang vor dem tückiſchen, falſchen Schultheiß; der hatte die Eigenſchaft der Weſpen und Bienen, die — hinten ſtechen. Es blieb Alles ſtill. Der Hannes rieb ſeine Dachteln ein und ich ging zum Annebärbelchen und ſagte: Kind, wie wär's, wenn wir den Tanz kurz machten und heiratheten uns? Das Mädchen wurde roth und ſagte: Geh'! Geh'! Mach' mir keine Faxen vor! Ich bin noch zu jung! Damit aber war's ihr doch kein Ernſt, und als meine Mutter ihr auch zuredete, hielten wir Handſtreich und ich ging in die Stadt zum Maire, um mich vorſchlagen zu laſſen; denn bei den Franzoſen wurde man zweimal copulirt und ausgerufen, vom Maire und vom Pfarrer. Als mich der Maire ſah und hörte, wie ich mich ſchrieb, da rief er: Aha,

das ist der Kerl, der Unruhe stiftet und auf den König geschimpft hat!

„Ich? fragte ich erstaunt.

„Ja, du! schrie der Maire und ließ durch seinen Büttel die Gendarmen rufen, die faßten mich ohne Präambel und setzten mich ein. Am andern Morgen war ich schon auf dem Wege nach Kassel.

„Jetzt sah ich den Zusammenhang ein. Das war ein Wespenstich vom Schultheiß und die Vergeltung für die Dachteln, die ich dem Hannes gegeben.

„Mir brach schier das Herz. Von Mutter und Braut wegmüssen, ohne Urtel und Recht — das trag' einer still! Ich weinte, schimpfte, fluchte. Alles in einem Athem und durcheinander. Ich wollte durchgehen; aber da verstand der Gendarm, der aus Hersfeld war und barbarisch grob, keinen Spaß. Er stieß mir den Kolben in die Rippen, daß ich nach Gott schrie, und band mir dann die Hände auf dem Rücken fest.

„Herr, wie mir da war, kann ich Ihnen nicht sagen! Dachte ich mir meine arme Mutter, mein Annebärbelchen, so hätte ich verzweifeln können; dachte ich daran, vielleicht Soldat werden zu müssen für den Hannes und mich todtschießen zu lassen für das Franzosengezücht — Herr, ich hätte die Welt zerreißen können.

„Auf der nächsten Station bekam ich einen andern Gendarm, einen ehrlicheren, der aus dem Fuldischen war.

„Kamerad, ſagte er, zerrauf' dir die Haare nicht! Es hilft dich doch nichts. Soldat mußt du werden, das iſt ab. Ans Durchgehen iſt nicht zu denken. Wo wollteſt du denn hin? Deiner Mutter wird's ſchon gut gehen und wenn deine Braut vom Steff der Eva iſt, wie ich gar nicht zweifle, ſo heult ſie ein bischen und dann iſt's all. Das Weibsvolk ſtirbt nicht vor Leid um einen Schatz. Vielleicht bleibt ſie dir auch treu, wenn dich keine Kugel von ihr ſcheidet, und dann kann noch Alles gut werden, wenn ſich Alles ſo macht und ſie nicht den Hannes heirathet. Woher er das wußte? Ich hatt's ihm erzählt.

„Das war ein feiner Troſt! aber der Menſch hatte doch ein Herz im Leib und ſtieß mir den Kolben nicht in die Rippen. Daß ich's kurz mache — endlich kam ich nach Kaſſel. Ich will nicht ſagen, wie mir die Stadt gefiel — denn nach der ſah ich mich nicht viel um; nur das will ich ſagen, daß ich gleich ein Soldatenkamiſol anzuthun bekam und in die Kaſerne mußte. Da hieß es: Exercirt! von Morgens bis Abends. Und als ich im Stande war, leidlich meine Flinte zu halten, hieß es: Vorwärts! Marſch!" Hier unterbrach ſich Kaspar. — „Herr," ſagte er, „ich muß aufhören, ſonſt kommen wir heute nicht ans Ziel unſerer Fahrt." Er klatſchte in die Luft mit der Peitſche und flugs ging's nun im raſchen Trotte dahin. Ich dachte den Geſchicken des armen wackern Menſchen nach, ließ meiner Phantaſie freien Flug und geſtaltete mir ſeine ferneren Schickſale nach meiner Weiſe.

Nach kurzer Zeit waren wir am Ziel. Er versorgte die Pferde, ich mich, und wir blieben von einander entfernt, bis die Sonne schon tief im Westen stand. Ich hatte Kaspar's nicht mehr gedacht, denn des Schönen viel schaute mein Auge. Als ich von der Höhe zurückkam, wo eine alte Ruine stand, war er schon zur Abfahrt fertig. Ich stieg ein.

„Herr," sagte er, indem er sich wieder zurecht setzte, „ich muß Ihnen doch meine Geschichte auserzählen."

„Wenn Sie sich erinnern, so war das im Jahr 1813 im Anfange des Octobers, als wir von Kassel abmarschirten. Es regnete viel. Parol! es war ein schönes Regiment, doch der Koth tief auf der Straße."

„Aber Kaspar?" sagte ich, „hat Er denn das Heimweh nicht gekriegt? Ich sollte denken, so weit wäre er noch nie von seiner Heimat weggewesen und von der Mutter und dem Annebärbelchen?"

„Das hätt' ich schier vergessen zu erzählen," sagte er. „Gewiß hatt' ich das Heimweh! Ach, du lieber Gott, wie viel Thränen vergoß ich! aber vor meinen Kameraden durft' ich mich's nicht merken lassen. Die lachten mich aus. Nachts aber, Nachts — ach, da überließ ich mich meinem Leid. Einer war dabei, dem ging's nicht besser, als mir. Es war ein Fulder. Der sagte zu mir: Ich hatt' auch das Heimweh. Weißt du, wie ich mich kurirt? — Ich schrieb heim und ließ mir ein Stück Brod schicken. Da roch ich dran, wenn mir das Flennen ankam, und husch! war's weg. Mach's auch so!

„Ach Freund und Bruder, sagt' ich, ich kann ja nicht schreiben!

„Nichts weiter als das? rief er aus. Ich bin eines Schulmeisters Sohn und kann schreiben wie unserem Amtmann sein Scribent. Kauf' Papier und morgen schreib' ich dir einen Brief, der sich gewaschen hat, und du bezahlst einen Schnapps.

„Das war mir gleich recht und ich spürte ordentlich schon, wie mir das Herz leichter wurde.

„Gleich am andern Morgen kaufte ich Papier, und da es ein Sonntag war, hatte der Fulder Schulmeistersohn Zeit, mir den Brief zu schreiben. Wir setzten uns allein auf die Kammer, da wir Rasttag hatten.

„Er sagte: nun, Alter, was soll ich denn schreiben?

„Schreib' viel tausend Grüße, sagte ich, und wie's mir ergangen; schreib' auch, wie das Alles der Schult heiß, der Halunke, gethan, und das Annebärbelchen solle mir treu bleiben und nur den zwergen Hannes nicht nehmen, der mein Unglück war, und meine Mutter solle sich nicht todt weinen und solle mir ein Stück Brod schicken gegen das Heimweh, das mir schier die Seele abdrücke.

„Das muß ich sagen, der Fulder machte seiner Abkunft Ehre. So eine Schulmeisters Art ist doch etwas Rares! Da stecken die Conduiten schon im Holz und sie erben's wie die Hühnerhunde das Stehen. Hat doch der Fulder all' meine Gedanken hingeschrieben haarklein, und keinen vergessen, nicht einmal einen

halben. Und das war so beweglich, daß ich bitterlich weinen mußte. Wüßt' ich's nur noch, Sie würden sich verwundern, lieber Herr. Mein linkes Ohrläppchen hätt' ich drum gegeben und gäb's heut' noch drum, wenn ich das hätte fertig bringen können. Freilich, die Gaben sind verschieden ausgetheilt, und man kann sich keine geben!

„Der Brief ging ab und es waren noch keine vierzehn Tage verflossen, da kam Antwort. Das war eine Lust! Hundertmal mußte ihn mir der Fulder lesen, bis ich ihn von Anfang bis zu Ende auswendig wußte. Nun trug ich ihn auf der Brust mit mir herum."

„Von wem war er denn?" fragte ich Kaspar'n, der das nicht gesagt.

„Parol! da hab' ich mich übereilt!" rief er aus, „Verzeihen Sie! er war vom Annebärbelchen und meiner Mutter. Sie schrieben, daß sie Alles wüßten und schier sich todt geweint hätten. Nun wollten sie sich trösten, da sie doch nun auch wüßten, daß und wo ich lebe. Daß sie für mich beten wollten und daß Annebärbelchen mir treu bleiben wolle bis in den Tod. Auch lag ein Stück Brod drinnen, das dick und groß genug war, daß ich's nicht würde abgerochen haben bis an den jüngsten Tag."

„Half's denn, Kaspar?" fragte ich. „Das ist ja ein leichtes Mittel, einen armen am Heimweh Leidenden zu kuriren."

„Ob's geholfen! Parol! Herr, es that's. Der

Fulder ſagte mir, wie ich's machen ſolle, nämlich, ich ſolle es auf der Bruſt tragen und alle Morgen und Abend dran riechen. Um es beſſer verwahren zu können, nähte ich's in einen Tuchlappen, machte Bändel dran und hing's ſammt dem Brief um den Hals. Er trug ein wenig dick auf, aber die Unteroffiziere und Offiziere bemerkten's doch nicht unter dem Uniformsrock. Wie's der Fulder befohlen, ſo machte ich's und richtig, mein Heimweh verging.

„Daß ich's ehrlich bekenne, ich wär' auch nicht ganz ungern Soldat geweſen, wenn nur das Todtſchießen nicht geweſen wäre; denn ein Bräutigam und Todtſchießen, das ſind zwei Dinge, die ſich gar nicht paſſen. Zudem für die Franzoſen! wär's noch unſer alter Herr, der Kurfürſt, geweſen! Der aber war in Prag und betete auch kein Vaterunſer für den Hieronymus und den Napoleon, der ihn ums Land gebracht, wie mich um mein Bärbelchen. Ich dachte recht oft an den alten Landesvater, weil mir's nun grad ſo ging, nur mit dem Unterſchied, daß ich noch für den, der mich ums Annebärbelchen brachte, in den Krieg ziehen mußte, was er nicht brauchte.

„Doch ich muß nun wieder von unſerem Marſch erzählen. Wir ſahen alle trübſelig drein, als uns der König Hieronymus beſchaute. Das Vivat, welches die Unteroffiziere riefen, blieb uns allen in der Kehle ſtecken. Da hab' ich denn auch den dürren gelben Franzoſen zum erſten Mal und gottlob! zum letzten Mal geſehen

und mir ging's abermals wie unſerm Kurfürſten in Prag: ich betete auch kein Vaterunſer für ihn. Sie ſagten, er ſei von einer Inſel im Meere zu Haus, da hätten ſie alle ſo Geſichter wie geräucherter Speck. Er machte ſich auch nicht viel mit uns zu ſchaffen und wir uns ebenſo wenig mit ihm, etliche ſtille Stoßgebete abgerechnet, die aber etwa ſo klangen, als wünſche man ihn in die Hölle. Ich hätt' ihm gern den Hals umgedreht von wegen meines Annebärbelchen's.

„Das war ein Marſch! Herr, ich ſag' Ihnen, der Koth auf der Landſtraße war ſchuhtief! Es war ein helles Herzeleid. Da blieb hier Einer zurück, der marode war; dort Einer. Kamen auch Alle nicht wieder, und beim Lichte beſehen, deſertiren ſie Alle in die Heimat und verbargen ſich, denn die Geſchichte hatte bald ein Ende. Da kamen ſie zum Vorſchein. Damals ſah ich ihnen nicht in die Karten, ſonſt hätt' ich's grad ſo gemacht. Wir machten kurze Tagmärſche, weil wir kaum gehen konnten und uns die Schuhe ſchier von den Füßen in Stücke fielen. Von daheim hörte ich kein Wort. Der Fulder ſchrieb mir faſt alle Raſttag. Alle Leute bekamen Briefe nachgeſchickt und kamen richtig an. Mir kam keiner.

„Ach, das quälte mich und ängſtete mich, und ich mußte alle Tage dreimal an meinem Stücke Brod riechen, daß mir das Heimweh nicht das Herz abdrückte, das wieder hervorkam wie eine Maus aus dem Loche, darin ſie ſich verkrochen hatte. Der Fulder tröſtete

mich. Sei kein Esel, sagte er liebreich. Gestorben sind sie nicht, denn so ein Weibsleben stirbt so leicht nicht. Vielleicht hat sich's einen Andern angeschafft in deinem Dorfe, sagte er.

„Ja, angeschafft! rief ich; wie du's verstehst. In unserm Dorfe sind nur noch anderthalb Bursche, nämlich der scheele Jörg, der ein Kerl ist, so lang wie unser Capitän, der Kasseler, und der Hannes, der ist so dünn, wie ein Nähfaden, und wenn er drei Schuh hoch ist, so ist er ein Riese. Das wär' denn doch ein hundsschlechter Geschmack!

„Bleib' mir mit den Mädchen vom Leibe! rief der Fulder. Aus den Augen, aus dem Sinn, heißt's da, und ist sonst keiner da, nehmen sie auch den Ausschuß. Trau, schau, wem!

„Aber es war so einer, der überall Unrath sah, sonst nicht übel. Ich dachte: machst mir meinen Gaul nicht scheu, wenn ich auch einen hätte. Das Bärbelchen wird kein Narr sein und den scheelen Jörg nehmen, der als Spatzenscheuche in einem Erbsenlande dienen konnte, oder den kleinen Hannes, der ihm bis an den Ellenbogen reicht! Fehlgeschossen, guter Bruder Fulder! das muß ich doch besser wissen! Und mir die Treue brechen? Nein, da muß etwas anders im Spiele sein!

„Zu solcherlei Reden und Gedanken war nicht mehr lange Zeit, denn bald hörten wir den Kanonendonner bei Leipzig. Wir kamen mitten in die Schlacht, die den Franzosen den Garaus machte. Da pochte das

Herz! So ein Kanonendonner, Herr, das ist ein Gekrach! Die Erde bebt einem unter den Beinen und man könnte schwören, der jüngste Tag sei da. Und wie ging's zu? Herr meines Lebens! da kamen Wagen voll Verwundeter, daß einem das Herz blutete, die jammerten, heulten — aber fort ging's ohne Erbarmen.

„Als wir näher kamen, wurde Halt gemacht. Die Adjutanten sprengten da herum wie Irrwische im Moor. Da dachte ich nicht mehr heim, sondern wie ich mich salviren und zu den Deutschen kommen könnte. Jetzt erst war ich fest entschlossen, mich für die Franzosen nicht todtschießen zu lassen. Als wir uns ein bischen erholt hatten, kam der Befehl, vorzurücken. Wir marschirten durch ein Dorf, wo in den Häusern keine Seele mehr war. Jenseit des Dorfes war ein Bach, und über diesen führte eine Brücke.

„Halt! dacht' ich, könntest du unter die Brücke schlüpfen, so wärst du geborgen. Ich that, als ob ich vor Schmerz am Beine nicht weiter könnte, und blieb zurück. Niemand kümmerte sich um mich und das Regiment marschirte hinüber. Kaum waren die letzten über der Brücke, flugs war ich drunter. Nun erst sah ich, daß es eine Holzbrücke war. Ein Weidenbaum war drunter herausgewachsen, recht buschig und dick. Der Stamm bog sich unter der Brücke heraus, daß man sich darauf setzen konnte. Das Wasser war wild. Fiel ich hinein, so war's aus, denn ich konnte schwimmen wie ein eiserner Keil. Um das zu verhüten, steckte ich

das Bajonnet in den Boden und ſtemmte den Kolben gegen die Bruſt. So wär's gegangen, aber ſchlief ich ein (und ich war müde genug dazu), ſo purzelte ich doch herunter. Da nahm ich denn den Riemen, womit ich den Mantel aufſchnallte, und band mich feſt an den Stamm der Weide, und betete herzlich, daß mich Gott ſchützen möge in ſolcher bedenklichen Lage.

„Noch nicht lange hatte ich geſeſſen, da kam Cavallerie und eine Batterie. Das ging über die Brücke weg, daß ſie ächzte und krachte. Wenn ſie einbräche! dachte ich. Die Angſt des Todes legte ſich auf meine Seele.

„Es war gegen Abend. Immer neue Regimenter zogen über die Brücke weg. Wenn ich meinen Ohren trauen konnte, ſo entfernte ſich der Kanonendonner. Mit der Nacht hörte er auf. Jetzt hätte ich ruhig ſein können, aber ich war durchnäßt und der Abendwind pfiff eiſig mit dem Zuge des Waſſers durch die Brücke. Ich zitterte. Zum Glücke hatt' ich noch ein wenig Branntwein in meiner Weidenflaſche. Der erwärmte und erquickte mich, aber bald darauf ging Alles wüſt im Kopfe herum und ich ſchlief ein. Denken Sie ſich, lieber Herr, bei ſolchem Wetter, in dem man im Vogelsberg keinen Hund vor der Thüre herumgeführt hätte, mußte ich ſechszehn bis achtzehn Stunden zubringen. Die Nahrungsmittel waren ſchlecht und ihrer wenig. Die Mundportion war mir für einen hohlen Zahn. Kein Wunder, wenn da Übermüdung, Schwäche

und Schlaf einen um den Gebrauch der Sinne bringen. Hätt' ich da die Kriegslist mit dem Anbinden nicht gebraucht, so war ich schnurstracks ein Kind des Todes, und wie ging's dann meiner Braut und Mutter? Das waren schwarze Gedanken! Aber, ach! wie schmerzten mich Brust und Rippen, als ich gegen Tag erwachte. Es hummerte und knallte schon wieder und dießmal hörte ich mit Schrecken, daß mir der Schall näher kam. Es wurde mit jeder Viertelstunde ärger. Bald jagten Einzelne über die Brücke; dann ganze Haufen. Endlich kamen Wagen, dann Kanonen. Ich hörte die Franzosen fluchen und lästern, und schloß daraus, ohne daß ich etwas verstand, daß sie flöhen, denn sonst hätten sie jubilirt.

„Näher und näher kam das Schlachtentoben. Immer wilder und regelloser flohen die Franzosen über die Brücke. Kugeln schlugen hier und da ein; andere platzten mit schauerlichem Krachen. Ich empfahl meine Seele Gott und harrte in Todesangst. Wie? wenn sie auf den Einfall kämen, die Brücke abzubrechen oder in Brand zu schießen? so war ich verloren. Da mögen Sie sich wohl denken, wie mir's zu Muthe war; ich dachte an das Lied, was ich hundertmal gesungen:

„Muß ich denn sterben?
Bin noch so jung, so jung;"

und zweifelte keine Minute mehr dran, daß nun mein Stündlein würde schlagen und ich von Annebärbelchen geschieden würde vor der Copulation.

„Mit Todesgedanken beſchäftigt, vernahm ich nun, daß die Franzoſen wieder vorrückten. Ich vernahm Deutſch und noch eine vermaledeite Sprache, die ich für ruſſiſch oder koſakiſch hielt. Bei dem Gedanken an dieſe Unholde, von denen man im Vogelsberg erzählt hatte, ſie ſpießten die Säuglinge auf ihre Lanzen und nähmen ſie ſo mit ſich hinweg, fiel mir das Herz vollends in die Schuhe. Jetzt kam's in meiner Nähe zum Gefecht. Auf meiner Weide war ich nicht mehr ſicher. Ich kroch daher in die Höhlung unter dem Stamme, die das Waſſer, wenn's hoch ſtand, ausgewaſchen haben mußte.

„Das war mein Glück! — ſie verbarg mich auch völlig.

„Sie haben, lieber Herr," fuhr Kaspar nach einer Pauſe fort, „gar keine Vorſtellung, was ſo eine Schlacht heißt. Dieſes Donnern, Hämmern, Trommeln, Blaſen, Schreien, Ächzen und Wimmern unter einander iſt entſetzlich. Über eine Stunde hatte die Geſchichte da herum gedauert, da ſchlug eine Kugel in die Brücke; dann eine zweite, dritte, vierte — ſie krachte und brach zuſammen. Ein Tragbalken fiel gerade auf den ſattelartig gebogenen Weidenſtamm, wo ich geſeſſen. Der hätte mein bischen Habe lachenden Erben zugeführt. — Bald darauf hörte ich's patſcheln im Waſſer. Es ſetzten, das konnte ich lugend erſpähen, entſetzliche Kerle hinüber. Es waren wilde Geſichter mit langen Bärten, kunterbunt gekleidet, kleine quackelige Geſtalten

mit Lanzen und Gäulen, die kein Haarbreit schöner waren, als sie selbst. Zu diesen Figuren kam die Teufelssprache — das waren die Kosacken, die Menschenfresser! Hu! wenn mich einer gefunden! der hätte mich offenbar sogleich verzehrt, wenn er nämlich, wie ich nicht zweifelte, einen so greulichen Hunger gehabt hätte, wie ich ihn hatte. Die Kosacken setzten hinüber; dann kamen andere, auch Russen müssen's gewesen sein, Dragoner, die setzten ebenfalls an der Furth über, und von der andern Seite her hörte ich, wenn der Kanonendonner schwieg, wohl 'mal ein deutsches Wort.

„Das waren Stunden, lieber Herr, die ich meiner Lebtag nicht vergesse. Dabei Frost, nasse Kleider, da das Wasser in meiner kleinen Erdhöhle durchsickerte, und einen Bärenhunger, ohne Hoffnung, ihn zu stillen. Allgemach zog sich das Schlachtgewühl zurück. Der Kanonendonner hallte aus der Ferne bumm, bumm, bumm, und ich dachte in meinem Elende freudig: Nun laufen die Franzosen!

„Als die Angst nachließ, kam mächtiger der Hunger. Da fiel mir plötzlich mein Heimwehbrod auf der Brust ein. Hungersterben und am Heimweh sterben läuft auf Eins hinaus, dachte ich. Hatte auch ziemlich Ruhe gehabt in der letzten Zeit; und mußte nicht, da das Riechen an dem Brode schon zeitweis geholfen, das Essen von Grund aus gegen das Heimweh helfen? Der Gedanke war wichtig und besaß, von dem Hunger unterstützt, eine so wunderbar überzeugende Kraft, daß

ich rasch die Kordel abriß, an der es hing, das Tuch entfernte, wo hinein es geschlagen war, und an der steinharten Kruste mit aller Kraft zu nagen begann. Neues Leben durchströmte mich nach dem Genusse; neue Lebens- und Heimkehrhoffnung regte sich. Ich kroch aus meiner Höhle, worin ich wie ein Krebs in der seinen steckte, und krabbelte auf das Ufer. Alles war todtstill. Die Dörfer aber brannten im weiten Kreis, schauerlich anzusehen. Jetzt trat der Mond aus den Wolken und rings um mich erblickte ich — Leichen!

„Herr, ich will's bekennen, daß ich von je vor Leichen einen Schrecken hatte, und doch hatte ich nie mehr als eine gesehen! Da herum lagen sie dutzendweis. Item man gewöhnt sich an Alles und so verliert auch das Furchtbare. Herr, wenn ich dran denke, wie mir's zu Muthe war, als ich die erste Pfeife Tabak rauchte — O! — O! — Meinte damals auch, Himmel und Erde tanzten einen Schottischen und ich hörte das Klingeln in den Ohren — und der jüngste Tag sei da — und nun — ist mir's das Liebste, was ich kenne. So gehen die Gänge, sagte der Müller — der hatte nur einen, und der war nicht fein; das ist so ein Vogelsberger Sprüchelchen, dessen Wahrheit ich fühlen lernte. Gegessen hatte ich, aber bis zum Sattwerden war ein weiter Weg. Als der Mond die Landschaft beschien, sah ich nicht weit von mir einen Offizier liegen, der hatte einen guten Mantel an. Ganz sachte schlich ich hinzu und rüttelte ihn mit innerm Beben. — Maustodt! — Nimm mir's nicht

übel, armer Kamerad, sagte ich, dein Mantel nützt dir nichts mehr und mir viel in dieser Nachtluft, und mein Mantel ist durchnaß. Sanft zog ich ihn ab, denn er war nur umgehängt und am Hals zugeknöpft, und legte meinen drüber. Er paßte mir in der Länge vollkommen. Hm! dachte ich, fühl' 'mal, ob er keine Pfeife hat? Ich that's. Richtig, da steckt eine und Tabak, selbst Feuerzeug. O ich Glücklicher! Es war ja doch kein Raub! Er rauchte nicht mehr, und ich so gern. Noch eins that ich — und das war vielleicht nicht recht — ich gab ihm meinen Tschako und nahm dafür seine Feldmütze. Nun aber ergriff mich auf einmal ein namenloses Grauen. Ich lief, was ich laufen konnte. Der Mond verhüllte sich wieder Da stolperte ich und fiel auf — eine Leiche! Herr, lieber Herr, ich sag' Ihnen, das war ein Entsetzen ohne Maaß. Mir kam's vor, als rege er sich und als sollten die starren eiskalten Arme mich umschlingen. Rasch raffte ich mich auf, um nach einer andern Richtung davon zu laufen — abermals kam mir aber etwas unter die Beine. Es war ein Brodbeutel und also der Todte ein Preuße. Ich fühlte — es war ein halbes Commisbrod drin. Ach, dachte ich, Gott wird dir's vergeben! Der ißt so wenig mehr etwas, als der Offizier dort Tabak raucht. Ich nahm's heraus und der Hunger überwand alle Schrecken des Todes, die mich umringten und mich eben fast von Sinnen gebracht hatten. Wie das schmeckte! Aber es blieb nicht so viel übrig, als man im Auge leiden kann!

„Neugestärkt wanderte ich weiter. Mein Torniſter drückte mich zwar, aber da war ein Hemd und Kleider drin, die ich, wenn ich ein Plätzchen fand, anziehen wollte, beſonders Schuhe und ein paar Gamaſchen. Das Gewehr ſteckte noch im Bache. Nur meinen kleinen Säbel hatte ich noch, und den wollte ich doch auch nicht gern miſſen. Ich wußte ja nicht, wie es ging.

„So wanderte ich denn fort, ohne zu wiſſen wohin. Das nächſte brennende Dorf war mein Zielpunkt. Feinde waren dort nicht. Die brennende Pfeife im Munde ſchritt ich, geſättigt und friſch geſtärkt, voran.

„Etwas entfernt von dem Dorf, und, da der Wind von dieſer Seite die Flamme anblies, geſchützt, ſtand eine kleine Hütte. Die Thüre war offen, keine Seele nah. Ich trat hinein. Alles ſtill. Holla! dacht' ich, als ich in die Küche trat, mach' dir da auf dem Herd ein Feuer an und wärme und trockne dich! —"

„Das war ein guter Gedanke, Kaſpar," ſagte ich zu dem Erzählenden und reichte ihm Tabak. „Da Er ſo gern raucht, mach' Er ſich eine Pfeife an." Sein Geſicht verklärte ſich. „O, wenn Sie mir das erlauben wollen," ſagte er, „ſo wird mir das Erzählen noch friſcher von der Leber gehen!" Nun ſtopfte er ſich, zündete und fuhr dann fort:

„Ja, liebſter Herr, es kommt einem manchmal ſo ein guter Gedanke querfeldein; aber die Noth, liebſter Herr, die Noth, die macht geſcheidt. Ich kroch nun in dem Dunkel herum und ſuchte Brennholz. Das lag in einem Winkel. Selbſt eine Oellampe fand ich und

Schwefelhölzchen. Wer war glücklicher, als ich? Im ſchlimmſten Falle hätte ich mir auf der Brandſtätte Feuer geholt. Jetzt brauchte ich's nicht. Wie der Blitz brannte das Licht, dann das Feuer auf dem Herd. Ein alter Schemel ſtand noch da, den ſchob ich vom Feuer, hüllte mich in meinen Mantel, drückte die Feldmütze ins Geſicht, lehnte mich wider die Wand und — durchdrungen von der behaglichen Wärme, ſchlief ich feſt und tief ein.

„Wie lang ich geſchlafen, konnte ich am hellen Tageslicht ermeſſen, das mich umgab, aber das fügte mich nicht an, ſondern was mich erweckte. Ein wirrer Lärm war's und Pferdegetrappel. Bald wurde mir's klar. Zwei Koſacken guckten in die Küche, wo ich ſaß, und ſchnupperten herum, wie mauſende oder naſchende Katzen. Als ſie mich erblickten, fuhren ſie zuſammen, nahmen demüthig ihre blauen Mützen vom Kopf und ſtanden da, als ob ſie meines Befehls gewärtig wären.

„Halt, dacht' ich, die halten dich für einen preußiſchen Offizier; denn Mantel und Mütze ſprachen dafür. Ich überlegte ſchnell, und es ſchien mir, ich müſſe mich auch offiziersmäßig gehaben, nämlich befehlshaberiſch, anmaßend und barſch. Nichts leichter als das, liebſter Herr; am Ende kann's jeder Eſel! Wie geſagt, als ich das ſo heraus hatte, riß ich meine Augen ſo weit auf, als ich konnte, ſprang raſch auf, ſtreckte den Arm gebieteriſch nach der Thür und rief: Marſch!“

Kaspar machte mir alle die beſchriebenen Manöver

vor und ich brach in ein unaufhaltſames Gelächter aus. Er lachte mit. „Aber, Kaspar," ſagte ich, „wo hat Er denn all' die Courage hergekriegt?"

„Ja, ja, liebſter Herr," fuhr Kaspar fort, „Sie haben Recht. Vielleicht ſteckte die Courage in dem Mantel! Doch ich will's Ihnen ehrlich geſtehen, daß es mir ging wie allen Maulhelden. Hätten die Koſacken mir ins Herz ſehen können — o weh' dann! Hätten ſie den eiskalten Schauder wahrnehmen können, der mir eine Gänſehaut über den Leib jagte, als ich ſo auftrat, ſie hätten ihren Kantſchu gepackt und mir die Haut zu Juchtenleder gegerbt. So aber ſtand der Vortheil mir zu. Wie wenn der Wind in Spreu fährt, ſo flogen ſie von dannen; ich aber mochte die zweite Probe nicht machen und dachte: ſei klug, Kaspar, und ſchließ' deine Thür' zu! Das that ich und gab dann einem zweiten Gedanken Raum, der ſo lautete: ſieh' zu, ob du nichts zu eſſen findeſt. Die Thüre war freilich nur geriegelt und nicht feſt, aber ich dachte doch, es ſei ſicher; legte alſo meinen Mantel, der mich beim Suchen hinderte, auf den Schemel und ging in das Ställchen, das bei der Hütte war. Stangen, welche nahe der Decke hinliefen, ſagten mir, dem in ſolchen Dingen Erfahrenen, daß, ehe das arme Dorf ausgeplündert worden, Hühner in dieſem Stalle gehauſt. Auch wir daheim hatten Hühner, und ich war immer der „Eierfaktor" geweſen, das heißt, ich hob die Neſter aus und kannte die Schliche der Hühner, ihre Eier dem Auge des ſuchenden Feindes zu verbergen. Mein Auge fuhr im Ställchen

herum. Alles leer! Da aber ſah ich unter der Krippe, die von Holz war, ein Loch, das aus dem Stroh hervorhing. Halt', dacht' ich, in ſolch ein Mauerloch legte daheim der getippelte Gumpel ſo gerne. Guck 'mal, vielleicht —? Ich fuhr mit der Hand hinein und — hatte mich nicht betrogen Ein Neſt mit ſechs Eiern fand ich. O liebſter Herr, das war ein Schatz! — In der Küche war noch eine Pfanne von Eiſenblech zum Backen der Pfannenkuchen. Die waren all mein Lebtag mein Leibeſſen geweſen, und wie lang war ſolch ein Duft nicht mehr in meine Naſe geſtiegen! Voll Freude lief ich in die Küche zurück, um mir wieder Feuer anzumachen und die Eier zu backen; aber ein Zugwind wehte mir Rauch entgegen. War die Thür offen? Nein, die hatte ich ja zugemacht. Ich ging raſch zu — aber wie erſchrack ich! Die Thür war offen und als ich in die Küche trat, war mein Mantel fort. —

„Raſch zog ich meinen Säbel und lief hinaus — allein das war umſonſt. Dort jagte noch ſo ein Halunk von Koſack, der meinen grauen Mantel um ſich geſchlagen hatte und ich — hatte das Nachſehen!

„Trübſelig ſchlich ich in die Küche. Das Eierbacken war mir vergangen. Ich begnügte mich, ſie abzuſieden.

„Und als ich ſo bei dem Herde ſaß und ſie verzehrte, ſtieg ein trüber Gedanke nach dem andern auf. In des Mantels Taſche ſteckte Pfeife und Tabak. Mein ganzes Unglück kannte ich indeſſen noch nicht. Als ich die Eier gegeſſen und nun die Nothwendigkeit fühlte,

weiter zu wandern, wollt' ich nach meinem Torniſter greifen, und nun erſt ſah ich, daß der auch fort war! —

„So wenig es einem Soldaten paſſen mag, ſo hab' ich doch kein Hehl, daß mir ein paar Thränen in die Augen traten. Was ſollt' ich denn nun anfangen? Mein Gewiſſen ſagte: das haſt du verdient, als du dem Todten das Seine nahmſt. Unrecht Gut gedeiht nicht gut! Bei ſolchem Bedenken trockneten die Thränen und es kam eine recht tiefe Scham über mich. So ſchnell ich konnte, machte ich mich auf den Weg.

„Wohin? das war die Frage. Die Heerſtraße durfte ich nicht wandern, denn da wurde ich als Franzoſe gefangen; ich trug ja noch die Uniform meines Regiments. Wär' ich die los geweſen! Doch wer ſollte mit mir tauſchen wollen? — Ins Land hinein gehen, das ſtand mir frei, allein wo fand ich Obdach und Brod?

„Meine Lage war damals verzweifelt ſchlimm und ich konnte zu keinem Entſchluß kommen. Endlich wanderte ich auf gut Glück ins Blaue hinein und hielt mich links von der Gegend und Richtung, welche die Armeen mußten genommen haben. Daß mir's mit den Koſacken ging wie unſerem alten Kurfürſten mit dem Napoleon, nämlich, daß ich kein Vaterunſer für ſie betete, glauben Sie mir. Aber was half's? Er hatte es und ich war ſeiner quitt!

„Nachdem ich fünf bis ſechs Stunden immer links gewandert war, ſah ich ein gebirgig und waldbedeckt Land vor mir. Die Dörfer hatte ich vermieden und manchmal mußte ich mich in Gräben legen oder hinter

Hecken mich verbergen, weil ich in kleiner Entfernung Koſacken ſah, die auf Plündern und Raub aus waren.

„Nach einer großen Anſtrengung gelangte ich endlich gegen Abend auf eine Anhöhe, die mit Wald bedeckt war. Links in der Entfernung einer halben Stunde lag ein anſehnliches Dorf und zu meinen Füßen eine kleine Mühle.

„Geh' in die Mühle, ſagte ich zu mir ſelbſt, und ſage den Leuten, wer du biſt; vielleicht ſind es wohldenkende Leute.

„Geſagt, gethan!

„Ich ſchritt die Anhöhe hinunter und erreichte die Mühle. Ein Greis ſah aus dem Fenſter. Recht beweglich erzählte ich ihm Alles und bat ihn um eine Herberge und um ein Stück Brod. Mein Wort hatte durchgeſchlagen. Er kam und öffnete die Thüre, die er aber hinter mir vorſichtig wieder ſchloß.

„Brauchet ihr nicht einen Mahlknecht? frägte ich den Alten. Ich habe ſchon in einer Mühle gedient; dann bleib' ich bei Euch, bis die Straße frei und der Feind fort iſt.

„Das läßt ſich hören, ſagte der Müller. Wir wollen's einmal mit einander probiren. Er ging mit mir in die Mühle, wo er bald fand, daß ich ihm die Wahrheit geſagt. Der alte Mann wurde immer freundlicher. Er führte mich in die Stube und hieß mich zum Ofen ſetzen.

„Gerne folgte ich ſeinem Befehle, denn müde war ich zum Umſinken. Dennoch mußte ich ihm erzählen,

wie es mir ergangen, und während ich mir Käse und Brod gut schmecken ließ, hörte er mir aufmerksam zu.

„Höre, Kaspar, sagte er darauf, wenn du ein ehrlicher Mensch bist, wie ich hoffe, so kannst du wohl bei mir bleiben, denn ich bin alt und mein Sohn, der die Stütze für mich sein sollte, ist mir gestorben. Ich will's einmal mit dir probiren.

„Als er das eben gesagt, ging die Thür auf und leichten Schrittes trat ein frisches, freundliches Mädchen herein, die mich ganz erschrocken anblickte.

„Brauchst nicht zu erschrecken, Christinchen, sagte der alte Mann; das ist ein Mahlbursche, der das Geschäft versteht, und will bei uns bleiben.

„Ein recht scharfer, prüfender Blick des Christinchen's traf mich nun. Es war ihm nichts Unfreundliches beigemischt. Sie fragte nach dies und das, und dann ging sie hinaus, mir das Bett zurecht zu machen, weil ich der Ruhe bedurfte. Ich legte mich auch mit des Alten Zustimmung gleich zu Bett und begann schnell und tief den Schlaf der Ermüdung. War ja doch das Schlafen in den früheren Nächten kein rechter Schlaf gewesen.

„Und in dieser Nacht träumte ich einen Traum, der meine Seele lange und wundersam bewegte. — —

„Denken Sie sich, liebster Herr," fuhr Kaspar fort, „ich träumte, ich sei verlumpt, verhungert und im elendesten Zustande heim gekommen, und es sei dunkle Nacht gewesen, aber hoher Sommer. Das Fensterlein in meines Vaters Haus habe aufgestanden und ich habe hineingeblikt. Da saßen alle meine Geschwisterchen und

meine liebe Mutter, und gegenüber mein Annebärbelchen, ſchön wie ein Engel, aber bleich, und ich hörte ſie reden laut und deutlich. Glaub' dem Gerede nicht, ſagte meine Mutter, er iſt nicht todt! Wer weiß, vielleicht lag er irgendwo und war krank!

„Ach ja, Mutter, ſagte Annebärbelchen, und die Thränen rannen ſtromweis aus ihren ſchönen Augen, ich will's wohl gern glauben, aber ich war doch ſelbſt in der Stadt und der Bürgermeiſter ſagte, die Nachrichten lauteten, daß er bei Leipzig abhanden gekommen ſei. Das Regiment ſei darauf in einem Gefechte hart mitgenommen worden. So wiſſe Niemand, was aus ihm geworden. Nun iſt's doch ſchon November und nächſt Advent, und iſt auch keine Nachricht von ihm da. Ach, er iſt todt! rief ſie aus und hielt die Schürze vor die weinenden Augen. Da hab' ich's nicht mehr aushalten können, und bin hineingelaufen und ihr um den Hals gefallen und da — war ich wach — denn der Müller machte die Thür auf und ſagte freundlich: ich muß nur 'mal ſehen, ob du noch lebſt! Es iſt ſchon zehn Uhr!

„Ich rieb mir die Augen und bat ihn, er möge mir's doch ja verzeihen, weil ich gar zu müde geweſen ſei. Er beruhigte mich und ging, ich aber war mit einem Sprung aus dem Bett und kleidete mich an, that aber einen Müllerwamms an von hellem Tuch, den mir der alte Mann hingelegt.

„Darauf bin ich denn an den Bach gegangen, mich zu waſchen, und dann ins Zimmer.

„Ausgeschlafen? fragte mich lachend Christinchen. Du mußt wohl recht müde gewesen sein?

„Ich dachte: so müde als ich jetzt hungrig bin, sagte aber freundlich ein paar entschuldigende Worte und setzte mich an den Tisch, wo sie mir Kaffe einschenkte und ein Stück Milchkuchen dazu legte. Liebster Herr, wenn man lange gedarbt hat und trocknes Commisbrod gewürgt und höchstens einen Schluck Schnapps dazu, so ist es nicht zu sagen, was einen solch ein Labsal erquickt. Mit heller Plaisir sah mir das Mädchen zu, wie es mir schmeckte, und ich mußte ihr aus der Schlacht erzählen."

„Nun aber, Kaspar," fiel ich ihm ein, „hat Er denn Alles so haarklein erzählt, wie mir? Auch, daß Er sich unter der Brücke salvirt?"

Er lachte. „Parol! Herr, da haben Sie's getroffen, das verschwieg ich! Das Teufelsmädel sah ohnehin so neckisch und spöttisch drein, daß ich mich nicht wollte von ihr auslachen lassen und hänseln!"

„Das dacht' ich mir wohl, Kaspar," versetzte ich. „Unser einer kann so etwas beurtheilen, aber so ein naseweises Mädchen konnte am Ende drüber spotten und das wäre denn doch unangenehm gewesen. Nicht wahr?"

„Parol! lieber Herr, so ist's," sagte der ehrliche Mensch und wollte eben wieder anheben; allein der Abend sank herab und es wurde kühl. Wir wollen jetzt aber die Thiere laufen lassen, sagte ich, und den Wagen heraufziehen.

Das war ſchnell geſchehen. Die Unterredung hatte für heute ihr Ende erreicht.

Mein Freund ergötzte ſich unendlich an Dem, was ich ihm von dieſen Mittheilungen ſeines Kaspar's erzählte, da er ihm ſelbſt nie ſo die Pforten ſeines Herzens erſchloſſen.

Am andern Morgen, als wir am Kaffetiſch ſaßen, ſteckte Kaspar ſein Geſicht in aller Freundlichkeit zur Thür herein und fragte: „Fahren wir heute?"

Als ich bejaht, nickte er und verſchwand. Auch heute mußte ich allein mit Kaspar fahren, weil der Freund abgehalten war. Unſer Weg führte ins Lorsbacher Thal, wo wir in der Mühle bei Eppſtein unſeren mittäglichen Ruhepunkt in Ausſicht genommen.

Kaum hatten wir die ebene und fahrbare Straße erreicht und meine Pfeife dampfte, ſetzte ſich Kaspar wieder quer. „Ich habe," ſagte er, „dieſe Nacht faſt nicht ſchlafen können, ſo war ich voll von den Bildern jener Tage, von denen ich Ihnen geſtern erzählt. Da iſt mir denn Alles wieder ſo recht friſch ins Andenken gekommen. Wenn Sie darum nichts dagegen haben, ſo fahre ich fort."

Als ich meine Zuſtimmung gegeben, fuhr er denn alſo fort: „Ach! der Traum, den ich in jener erſten Nacht in der Mühle geträumt, hat mir recht auf der Seele gelegen, wie ein centnerſchwerer Stein; denn im Vogelsberg ſagt man: Alles, was man in der erſten Nacht in einem Hauſe träume, wo man noch nicht geſchlafen, das ſei, wenn's in die Vergangenheit und

Gegenwart ſchaue, wahr, und betreffe es Zukünftiges, prophetiſch, und zudem war's noch in einer Frohnſonntagsnacht! — Ich konnte gar keine Ruhe finden. Dazu war ich wildfremd. Schreiben, liebſter Herr, kann ich nicht, wie ich ſchon geſagt, und der treue Fulder war Gott weiß wo! Sollt' ich gleich dem Chriſtinchen alle meine Geheimniſſe auf das ſchnippiſche Näschen hängen? Das ging nicht. So mußte ich denn warten, bis ich einen vertrauten Freund im Dorfe würde gewonnen haben. Wie ſollt' ich aber den gewinnen? Ich kam nicht ins Dorf, als Sonntags in die Kirche. Der Müller haßte das Wirthshausbeſuchen, und ich war kein Freund davon und hatte auch kein Geld. So unterblieb's denn zu meinem Kummer, und ich merkte allmählich, wie das Heimweh in meiner Seele wieder Platz gewann. Mein Brod, mein einziges Heilmittel, hatte ich unter der Brücke gegeſſen, und ich merkte nun recht, wie es nur zum Dranriechen beſtimmt war und nicht zum Eſſen. Hätt' ich's wieder gehabt und einen Brief geſchrieben — gern wär' ich dann in der Mühle geblieben. Als der Müller ſah, daß ich treu und fleißig war, das Mühlweſen verſtand und auch ſonſt in Haus und Ackerbau tüchtig zugriff und arbeitete, wurde er mir gar gut und das Chriſtinchen lächelte mir alle Tage liebreicher und freundlicher zu. Sie neckte und plauderte gar gerne mit mir und that mir zu lieb, was ſie konnte. Sie war ſchön, Herr, ſehr ſchön, und die Mühle war frei. Ich glaub', ich hätt' ſie zur Frau gekriegt und der Alte redete ſo verblümt vom Immer-

dableiben und dergleichen. Manchmal, daß ich's ehrlich gestehe, war ich in Gefahr, mich in das liebe Mädchen zu verlieben; aber, da sah ich wieder mein Annebärbelchen im Traum und Alles war aus und vorbei.

„Als ich aber sah, wie das Ding stand, dacht' ich, Kaspar, es ist deine Pflicht, daß du von der Leber redest, wie's ein ehrlicher Vogelsberger thun muß, der die Leute nicht am Narrenseil herumführen will. Sag's rund heraus und öffne ihnen die Augen, daß sie wissen, woran sie sind.

„Eines Sonntagabends, wo ich aufgeschüttet, die Pferde versorgt, des Christinchen's Kühe gefüttert hatte, saßen wir so allein um den warmen Ofen. Da ging mir das Herz auf und ich erzählte von meiner Mutter und meiner Braut, die daheim harre, und was ich geträumt und wie ich keine Ruhe mehr habe.

„Ach, liebster Herr, heute noch, und es sind nun schon schier vier und dreißig Jahre in's Land gegangen, blutet mir das Herz. Christinchen saß bleich wie ein Todtes da und der alte Mann sah sein armes Kind an, das mit Mühe die Thränen zurückhielt. Als ich geendet, ging sie, ohne gute Nacht zu sagen, fort und kam nicht wieder.

„Der Müller und ich saßen still einander gegenüber.

„Kaspar, sagte er endlich, du hast als ein ehrlicher Mensch an uns gehandelt, das Zeugniß geb' ich dir mit Freuden; auch heute hast du's gethan und ich habe Respect vor deinem treuen Sinn; aber nun müssen wir uns trennen. — Siehst du, fuhr er dann nach

einer Weile, wo er ſtill und betrübt dageſeſſen, fort, ich meinte es ſehr gut mit dir. Meine Mühle iſt frei und Chriſtinchen's Erbe. Daß ſie dich lieb hat, hab' ich ſchon lang weggehabt. Du haſt nichts gethan, dem Mädchen den Kopf zu verrücken, das iſt wahr, aber es iſt ſchlimm, wie es eben iſt. Du ſollteſt mein Schwiegerſohn werden, Kaspar, ſo wahr Gott über uns iſt, und hört, was ich dir ſage. Nun iſt's vorbei. Geh' morgen ſchon fort, Kaspar. Je eher, je beſſer. Findeſt du dein Annebärbelchen treu, ſo heirathe es in Gottes Namen. Iſt's anders, ſo komm wieder und wir nehmen dich mit Freuden auf.

„Wieder eine Weile ſaß der Müller ſtille da, und ich auch, und die Thränen ſtanden mir in den Augen. Drauf ſagte er: Kaspar, laß uns rechnen! Dann geh' und packe dein Bündel und geh' in Gottes Namen vor Tag noch. Es iſt beſſer für mein Kind; ich hab's eben überlegt.

„Was ſollte, was konnte ich ſagen? Weinend drückte ich des braven Mannes Hand, und ging, mein kleines Bündel zu packen. Er hatte mir Kleider gegeben, und nun beſchenkte er mich noch reichlich, und ehe der Tag graute, ging ich ſchweren Herzens weg von der Mühle, wo mir das Glück entgegengekommen war. Aber dennoch wurde mein Herz bald wieder leicht, denn ich that meine Pflicht, ich blieb meinem Worte, meinem Schwure treu. Dort würde mir doch kein Glück geblüht haben, denn ein Treuloſer iſt nie von Gott geſegnet! Nicht wahr, liebſter Herr?“

„Gewiß, ſagte ich, innig bewegt von der kernhaften Ächtheit ſeiner Geſinnung und Grundſätze.

„Ach Gott," ſeufzte er, „wie ſollte es kommen! — Doch — ich will forterzählen. Ich wanderte dann in raſtloſer Eile der Heimat zu. Lieber Gott, überall herrſchte Elend, Krankheit, Mangel, wo die Armeen hergezogen waren. Überall begegnete ich jetzt noch ganzen Regimentern Ruſſen, Preußen, und Gott weiß von was für Völkern, die alle dem Rheine zuzogen, wo der alte Blücher hinüber wollte, wie mir ein Preuße erzählte, und wollte das Babel, wie er Paris nannte, in die Erde hinein verbrennen. Auf der Mühle hatte ich von den Welthändeln nichts gehört, und den alten Müller kümmerten ſie nicht. Von dem Preußen, der eine Strecke mit mir wanderte, hörte ich von der Schlacht bei Hanau, wo er dabeigeweſen und bleſſirt, und dann zurück ins Lazareth geſchickt worden war, aus dem er nun wieder zu ſeinem Regimente zog, deſſen Standquartiere bei Frankfurt waren.

„Mir bebte das Herz in der Bruſt, wenn ich an die guten Menſchen dachte, die ich verlaſſen hatte, und die mich ſo lieb gehabt hatten, und es bebte mir, wenn ich dachte, die Kriegsereigniſſe könnten mein armes Dorf auch berührt, und vielleicht ſo getroffen haben, wie das, wo ich zuerſt ein Obdach gefunden. Sonſt hab' ich immer gehört, das Herz würde einem leichter, wenn man ſich der Heimat nähere. Mir wurde es ſchwerer. Es war die Vorahnung deſſen, was mir bevorſtand. Kein guter Stern führte mich nach Kaſſel. Dort war

Alles gesäubert von den Franzosen und ihren Speichelleckern. Der alte Herr war wieder da. Darüber jubelten Viele; Andere machten sauere Gesichter. Ich weiß selber nicht, wie es kam, daß ich so arglos, mir nichts, dir nichts, in das Kassel hineinlief! Ich sollte es bereuen lernen. Man hatte mir gesagt, der alte Herr sei so in die alte Zeit hinein verliebt, daß seine Soldaten alle wieder müßten Haarzöpfe tragen, und da sie die Haare kurz geschnitten gehabt hätten, so seien die Zöpfe alle hinten angebunden.

„Daß dich der Kuckuck! dachte ich: die Geschichte mußt du denn doch auch 'mal ansehen. So schritt ich denn dem Markte zu; aber da erkannten sie mich. Kaspar! hieß es hier; Kaspar dort! Alle Bekannten kamen herzu. Als aber der Offizier meiner Compagnie es hörte, ich sei da, ließ er mich ohne weiters auf die Wache setzen als einen Deserteur.

„Da ist mir doch das Herz in die Schuhe gefallen, und ich dachte im Stillen: dort mußt du dein Glück in die Schanze schlagen, um hierher in deine Heimat zu kommen und als ein Gefangener behandelt zu werden. Ja, wie ich hörte, sollte ich gar vor ein Kriegsgericht gestellt werden, und da handelte es sich um Leben und Tod! Meine Lage war schlimm, recht schlimm, und ich saß da in der Wache so trostlos, als ging's morgen zu Grabe.

„Schon am andern Tage trat das Kriegsgericht zusammen und ich wurde vernommen. Da hab' ich aber meine Sache selbst geführt. Als mich der Auditor

fragte, wie ich heiße? sagt' ich: Herr Auditor, ich heiße noch gerade so wie damals, als ich mit Ihnen aus-n.arschirte."

„Was gab's denn da?" fragte ich meinen Kaspar mit herzlichem Lachen.

„Ei nun, sie lachten auch Alle. Aber liebster Herr, war das nicht eine dumme Frage? Das wußt' er ja so gut wie ich, was braucht' er noch zu fragen?

„Als er mich fragte: wie alt ich sei? sagt' ich: noch nicht alt genug, um Soldat zu werden, aber der Schultheiß, der Spitzbube, hat mich dran gemacht statt des kruppigen Hannes! Da lachten die Narren abermals, und es war doch wahr.

„Als er mich endlich fragte, warum ich aus dem Glied gegangen sei, da konnt' ich mich nicht mehr halten. Weil ich mich nicht wollte todtschießen lassen für den speckgelben Franzosen, den Hieronymus, sagt' ich, den Gott verdamme, und weil ich zu den Deutschen übergehen wollte, um für meinen Herrn, den Kurfürsten, das Land erobern zu helfen."

„War denn das auch wahr, Kaspar?" fragte ich.

„Parol! Herr," rief er aus, „es war mein Wille; aber mit den Menschenfressern, den Kosacken, wollt' ich auch nichts zu thun haben. Wär' ich zu Deutschen gekommen, so hätt' ich meinen Mann gestanden. Das sagt' ich ihnen auch unter die Nase. Sie lachten nicht und Mancher drunter bekam eine Pille, die nicht gut schmeckte. Sehen Sie, liebster Herr, wenn ich einmal von der Leber zu reden anfange, dann geht's tüchtig.

Alles, was ich ſagte, ſchrieb der Auditor haarklein nieder, daß ich erſtaunte. Als das Verhör zu Ende war, wurde ich wieder auf die Wache geführt. Wie ich ſpäter hörte, kam das Protocoll vor den Kurfürſten, und der ſprach mich völlig frei; aber weil ich ſo treue Geſinnung an den Tag gelegt, ſolle ich wieder in mein Regiment geſteckt werden. Das war der Lohn der Treue.

„Da waren denn alle meine Pläne, Hoffnungen und Ausſichten zu Waſſer geworden! Das war's, was ich mir alſo in der erſehnten Heimat geholt: Ich wollte mir die Haare ausreißen; doch es ſollte noch beſſer kommen.

„Ich war noch auf der Wache, weil ich noch nicht zum Regiment abgeführt werden konnte, deſſen zweites Bataillon in Hanau ſtand. Da gab's mit einem Mal einen mächtigen Lärm vor der Wache. Kaspar! mein Kaspar! hörte ich eine Weiberſtimme ſchreien. Ich will ihn ſehen! rief ſie.

„Ich ſprang ans Fenſter. Da wollte ein Gendarm eine arme Frau wegzerren. — Es war meine Mutter.

„O, Herr Lieutenant," rief ich, „erbarmen Sie ſich! Es iſt meine alte Mutter, die mich todt geglaubt hat!

„Er war ein guter Menſch, hatte vielleicht auch eine alte Mutter. Er ließ die Frau herbringen. Ach, das war ein recht trauriger Auftritt! Sie fiel mir um den Hals und weinte bitterlich. Und doch dankte ſie Gott, daß ich lebe. Aber was hört' ich, die Schuldner hatten ihr das Häuschen genommen, die Äckerchen verſteigert; zwei meiner Geſchwiſter waren an dem

Lazarethfieber geſtorben. Die andern dienten. Sie zog — bettelnd durchs Land. Und ich — mußte Soldat bleiben.

„Es war zu viel Elend auf einmal. Mir brach ſchier das Herz.

„Endlich fragt' ich: Was macht denn mein Annebärbelchen, Mutter?

„Sie ſah mich groß an. Haſt du dann meinen Brief nicht gekriegt? fragte ſie. Sei ſtill, Kaspar, von dem miſerablen Mädel! Es hat, als du drei Wochen von Kaſſel fort warſt — den Hannes geheirathet!"

Armer Kaspar! ſagte ich aus tiefbewegter Seele; denn das war zu viel für ihn. Das hatte er nicht verdient. Es war ein trauriger Lohn für ſeine Treue. Noch jetzt nach vier und dreißig Jahren füllten ſich die Augen des ehrlichen Menſchen mit Thränen.

Er drehte ſich um, pfiff und die Pferde flogen dahin im raſcheſten Lauf. Man mochte es erkennen, wie er den Sturm in ſeiner Seele erſt ſich wollte legen laſſen, ehedenn er weiter in ſeiner Geſchichte fortfuhr, die einen ſo trüben Charakter anzunehmen begann.

Endlich kamen wir an eine Stelle, wo der Weg anſtieg. Die Roſſe hielten an im Lauf und gingen Schritt. Kaspar wandte ſein ernſtes, wehmüthiges Geſicht mir wieder zu.

„Sie ſehen, liebſter Herr, ich war von allen meinen Hoffnungen verlaſſen worden. Ich hatte ſtatt Freude

Trauer, ſtatt Glück Elend gefunden. Und dort hatte ich mein Glück weggeſtoßen!

„Was ſollt' ich machen? Ich tröſtete meine gute Mutter und hatte ſelbſt Troſt nöthig. Was ich noch an Geld hatte, gab ich ihr und verſprach, ſie von meiner Löhnung zu unterſtützen. Sie mußte endlich gehen; ich aber blieb in meiner Trauer ſitzen. Da trat ein Menſch zu mir und ſagte: Kaspar, was hab' ich dir geſagt?

„Ich blickte auf. Es war der Fulder.

„Ach, ich dachte wohl ſeines Worts, als er von den Weiberherzen ſprach. Ja, du hatteſt Recht, Kamerad, ſagte ich bitter. So ein Weiberherz ſtirbt nicht vor Liebesleid. Sie tröſten ſich und nehmen einen Andern.

„Und du willſt dich härmen? fragte er.

„Um ſie nicht, ſagte ich darauf.

„Aprepo! ſo haſt du auch eine andere auf dem Strich gehabt? fragte er. Nun dann wirf ihr nichts vor, Alter! dann heißt's: Wurſt wider Wurſt!

„Du thuſt mir unrecht, Fulder, ſagt' ich; ſetz' dich, ich will dir's erzählen. So erzählte ich ihm nun die Geſchichte von der Mühle und dem Chriſtinchen.

„Ja, das iſt ein andres, Kaspar, ſprach er. Sei du ruhig. Die lauft dir nicht fort, wenn ſie dich recht lieb hat. Du aber haſt ein freies Gewiſſen, und das iſt das Beſte. Vergiß das Annebärbelchen, den Racker, der dich betrogen hat, und ſei gutes Muths. Es geht noch Alles gut. Nun beſieh' mich 'mal. Wie gefall' ich dir in dem ſchönen Großvatersrock? Wie gefällt

dir mein Zopf? Gelt, das ist etwas Extra's. Ich sage dir, die Zöpfe haben sich gut erhalten. Wüchsig sind sie nicht, das ist das Beste dran, und für das Anwachsen ist gesorgt. Sie zu beschneiden ist auch nicht nöthig, und alle vierzehn Tage einmal gewickelt, ist genug, weil man sie ganz bequem abnehmen kann. Für's Erste bist du sicher davor. Es gibt nicht mehr so viel Zopfmacher, als wir nöthig hätten, wenn Alle bekommen sollten. Dein Regiment hat keine und kriegt auch keine. Nur wir hier müssen sie haben.

„Ach, Fulder, sagt' ich, mach' keine Faxen. Du siehst, mir ist's nicht drum. Willst du Etwas thun, so schreib' mir einen Brief ans Christinchen und an seinen Vater, und erzähl' ihm Alles ganz accurat, wie es gekommen ist, und ich würde kommen, wenn ich frei würde.

„Meinetwegen, sagte er ruhig. Dann wird's wieder gehen wie beim Annebärbelchen, und dann heulst du noch einmal und — es wird nicht anders. Mach's wie ich. Sei gutes Muths und laß es gehen, wie's eben geht! Mit dem Weibsvolke machst du doch kein Glück!

„Er ging, und das letzte Wort legte sich wie ein Alp auf meine Seele. Er war indeß zu gutmüthig, daß er mir's abschlüge. Er schrieb einen Brief, der eine Art hatte, und den sandte ich ab.

Mittlerweile kam's wieder anders, wie ich's vermuthet. Unser Regiment wurde bestimmt, zur Armee

zu ſtoßen, um nach Frankreich zu gehen. Dießmal hüpfte mir das Herz im Leibe vor Luſt. Gegen das Franzoſengeſindel zog ich mit Freuden in den Krieg. Wir wurden nun alle in die Compagnie geſteckt und rückten an den Rhein. In der Neujahrsnacht gingen wir über den Rhein. Nun, lieber Herr, Sie ſind ja da unten am Rheine daheim, wie ich gehört, da wiſſen Sie, wie das gekommen iſt. Als wir in Paris einzogen, wünſchte ich mir nichts, als ich möchte den ſpeckgelben Hieronymus in die Fäuſte kriegen. Dem wollt ich's eingetränkt haben, was er meinem lieben Heſſenland Arges gethan; aber der hatte ſich ſalvirt.

„Nach dem Frieden kamen wir in die Heimat zurück. Ich war Corporal geworden.

„Kaum angelangt, nahm ich Urlaub und eilte heim. Ach, lieber Gott, meine gute arme Mutter war todt. Meine Geſchwiſter dienten hier und da im Lande. Als ich Annebärbelchen ſah, ſtieß mir's doch heftig ans Herz. Es iſt ein wunderlich Ding mit der alten Liebe, die nicht roſtet. Sie reichte mir weinend die Hand. Ich habe an dir geſündigt, Kaspar, ſagte ſie, vergib mir's. Dafür verfolgt mich auch das Unglück. Mein Mann iſt ein Branntweinſäufer und wird alle Tage ſchlimmer. Ich ſeh's voraus, daß ich noch mit einem Häuflein Kinder betteln gehen muß, wenn es ſo mit ihm fort geht. Das ſchnitt mir in die Seele. Vorwürfe machen? Nein, nein, das konnte ich nicht! Ich hatte Mitleid mit ihr, aber zu helfen war da nicht. Der Hannes ließ ſich, ſo lange ich im Dorfe war, nicht ſehen und hatte recht.

„Eines Morgens kam Annebärbelchen gelaufen in meines Pathen Haus, wo ich mich aufhielt. Ach, sagte sie, da ist mir etwas eingefallen. Hast du auch schon den Brief gekriegt, den dein Bruder Philipp hat? Er ist weit aus dem Lande gekommen, wo du einmal warst. Ich hatte davon nichts gehört, aber Ruhe hatte ich jetzt nicht mehr. Ich ging auf das Dorf, wo Philipp Knecht war. Es lag etwa drei Stunden weg. Der Brief war unerbrochen und etwa drei Monate alt. Der Müller war gestorben und Christinchen unterschrieb sich Christine Krell, geborne Flemming. So hieß sie! Sie erzählte, daß sie sich an einen braven Mann verheirathet und mir alles Gute wünsche. Sie hatte es selber geschrieben."

Als Kaspar das letzte gesagt, fing seine Stimme zu wanken an. Er klatschte. Die Pferde holten tüchtig aus, und ohne daß er ein Wort weiter mit mir sprach, ging's fort, bis Eppstein vor uns lag. Er bog zur rechten Seite ein und sagte: „Da ist die Mühle!"

Er ging still an Das, was ihm mit und bei den Pferden oblag, und ich auf die alte Burg, wo mir ein Führer viel Verwunderliches erzählte, und ich war bei Kaspar mit meinen Gedanken und ließ ihn schwatzen, soviel er wollte. Da lag vor mir ein verödetes Leben, das ein Treubruch verarmt hatte. Und was war dabei seine Schuld? Treue! O Welt, wie lohnst du?

Ich gestehe, daß mich das alles so tief angriff, daß ich die Burg kaum beachtete, kaum das gepriesene Thal, das übrigens, wie Kaspar sagte: seines Gleichen sucht — und überall findet.

Auf der Heimfahrt sagte ich: „Kaspar, seine Geschichte ist noch nicht aus. Ich habe mit großer Theilnahme zugehört. Wie ging's weiter?" „Ach," sagte er, „das wickelte sich kurz ab. Ich blieb Soldat, bis ich verabschiedet wurde. Daheim hatte ich nichts. Was sollt' ich im Dorfe machen. Ich wurde Kutscher und bin's heute noch. Ich habe mir etwas erspart für den Rest meiner Lebenstage. Mein Bruder wohnt in dem Häuschen der Eltern, das ich gekauft habe. Dort will ich auch sterben."

„Und Annebärbelchen?" fragte ich.

Er reichte mir einen Brief. Ich erbrach ihn. Er war schlecht geschrieben, aber das las ich heraus, daß sie ihm dankte für die Wohlthaten, die er an ihr thue, und Gottes Segen auf ihn herabflehe.

Als ich ihm den Brief gab, drückte ich voll Achtung die rauhe, harte Hand des Menschen. Er sah mich dankbar an, pfiff und die Pferde griffen tüchtig aus. Wir Beide schwiegen — wir hatten Beide gewiß viel zu denken. Am andern Morgen reiste ich heim, aber heute steht dieses Menschenleben vor meiner Seele, und ich möchte fragen: Ob ein Hochgebildeter so gehandelt, wie hier der einfache Mensch aus dem Volke?

Die Zweite.

Eine Historie.

I.

Durch die großen und hellen Fenster eines stattlichen Hauses am Markte zu — m blickte die Februarsonne von Anno 1838 ebenso freundlich als mild in ein Stübchen, das, mehr lang als breit, sich neben der Apotheke hinzog, deren Thür auf die Hausflur mündete. Das Haus aber war eben die Apotheke zum Pelikan, und das Stübchen des Herrn Apothekers Wohnung.

Wer da glauben wollte, daß er und seine gewichtige Ehegenossin dies Stübchen aus Noth zur Wohnung gewählt, der hätte fehlgeschossen; denn des Raumes war genug da in dem großen Hause; vielmehr kam das aus purer Pietät, und nebenbei aus alter Gewohnheit. Hier hatten die Eltern gewohnt, und hier hielt er sich seit seiner Jugend auf, ergo blieb er da. Seine Gattin liebte auch das heimliche Stübchen, weil sie aus dem Eckfenster, wo ihr Sessel auf einem Auftritte stand, nicht bloß den Markt, sondern die zwei belebtesten Straßen des Städtchens übersehen, und ohne Mühe Notiz nehmen konnte von jedem neuen Anzug und dergleichen mehr, was einer ordentlichen Frau wichtig ist.

Das Stübchen war ungemein wohnlich. An der schönen Glanztapete mit abgesetzten Bouquets hingen

einige alte Bilder in Öl gemalt, die, längſt bedeutend geſchwärzt, eben nur noch erkennen ließen, daß das eine ein holländiſches Bohnenfeſt darſtellte mit aller derben Natürlichkeit, welcher man ſo oft in dieſem Genre begegnet; das andere aber ein Viehſtück war, in dem der Bulle, wie auch ſonſt, prädominirte. Der Apotheker nannte mit Adel und Stolz das erſtere einen Mieris, das zweite einen Klomp. An dieſe Repräſentanten der alten Kunſt reihten ſich denn nun in ſtattlichen Rahmen: Les adieux de Fontainebleau, Napoleon bei ſeinem Zug über den Simplon, ſeine Rückkehr von Elba und ſein Tod auf Helena, alles gute Stiche. Dazwiſchen ſah man einige Schlangen in Spiritus, in Eau de Cologne-Gläſern, einige ausgeſtopfte Vögel in Käſtchen, einen Schmetterlingsſpiegel und diverſe Raritäten. Ein Fortepiano ſtand darunter, das übrigens lange keine Hand berührt hatte. Ein Kanape ſtand an der gegenüberliegenden Wand, über dem eine Reihe ſchöner Pfeifen paradirte. Ein Secretär befand ſich unfern des Fenſters, deſſen Gardinen zierlich aufgeſteckt waren. So ungefähr ſah's in dem Stübchen aus, das ſich durch holländiſche Reinlichkeit auszeichnete. Zwei Perſonen gehörten zur Staffage des Bildes.

Die Eine war die Dame des Hauſes, die wie billig zuerſt genannt wird, nicht eben aus Galanterie des Erzählers, der's ſonſt daran auch nicht gerne fehlen läßt, ſondern weil ſie eben die erſte Rolle im Hauſe ſpielte und zwar durch ihr Übergewicht in zwei-

facher Weiſe. Madame Rühle war eine ſtattliche Frau von fünfzig Jahren; fünf Schuh ſieben Zoll maß ſie ſo gut als einen Zoll, und wer ihr Gewicht unter zwei Centnern ſchätzte, irrte ſich um ein Erkleckliches. Sie war ſehr gutmüthig, ſehr neugierig, ſehr phlegmatiſch, daher ſehr langſamer Rede; aber ihr Wille war Geſetz im Hauſe, wie ſich das von ſelbſt verſtand! Sie ſaß im nußbraunen Tibet, im niedlichen Tüllhäubchen mit Roſaband und Blümchen gemächlich im weiten Polſterſeſſel in der Fenſterecke, grüßte hinaus die Grüßenden und war ungemein freundlich. Herr Rühle war der Zweite. Er konnte als das abſolute Gegentheil ſeiner Frau gelten; denn er war äußerſt klein und dürr wie ein Strickſpieß dabei. Gutmüthig war er aber genug für den Hausgebrauch, neugierig gar nicht, und wenn ſeine Art und Weiſe mit irgend etwas verglichen werden könnte, ſo war es Queckſilber.

Vor Madame Rühle ſtand jetzt eben ein Tiſchchen, auf welchem der Kaffe ſein Aroma aushauchte. Sie ergriff die neuſilberne Klingel, deren Ton in die Apotheke reichte, wo eben der Apotheker dispenſirte. Schneller miſchte er die braune Mixtur, raſcher flog die Feder über die Signatur, an deren Haupt der lithographirte Pelikan kunſtreich in ein großes R verſchlungen war, band ſchnell dieſe feſt, drückte den Stöpſel ein, ſchnitt den Papierüberband rund, reichte ſie dem wartenden Dienſtmädchen mit einem feinen Lobe ihrer blühenden Wangen — und flog dann, noch

ehe das erglühende Landmädchen jenseit der Thüre war, zur Herrin, die bereits zum zweiten Male nach der Klingel reichen wollte, und das war der Generalmarsch im Hause.

„Da bin ich schon, Settchen," rief er die Hände reibend. „Hol's der Henker, daß man den Subjecten wöchentlich einen Mittag zum Spaziergang erlauben muß!" Mit diesen rasch hervorgestoßenen Worten rückte er den Stuhl vis à vis seiner Liebsten, schlug den braunen Flaus, der jedoch in nahem Grade mit dem Rocke des bekannten Spiegelschwaben verwandt war, auseinander und nahm Platz, indem er mit einer federkräftigen Bewegung auf den Stuhl hüpfte, dessen Höhe keineswegs mit dem Maaße seiner Beine harmonirte. Hastig schlürfte er die Tasse aus, griff zur Pfeife und setzte sich dann an den Secretär, dessen Klappe auflag und mit einem Folianten und vielen Papieren bedeckt war.

Frau Rühle nahm von dem Allen keine Notiz. Sie trank und sah zum Fenster hinaus.

Nach einiger Zeit warf der Apotheker die Feder weg und trat mit freudigem Gesichte vor sein Settchen.

„Da!" rief er aus. „Nun ist das letzte Conto fertig! Morgen mag der Stößer diese Hundert und Eins wegtragen. Aber wann wird das Geld kommen? das wissen die Götter! Settchen, glaube mir, es gibt keinen unseligern Erwerb als so eine vermaledeite Apotheke. Das ganze Jahr borgen, nichts als borgen;

und ist das Jahr um, so bekommt man erst Nichts; muß die Conti aus dem Schuldbuche extrahiren, höflich zustellen und in Demuth warten, bis es den Leuten beliebt, das Geld zu schicken. Senden sie es mit Fluchen, dann muß man noch dankbar quittiren, muß extra ein Präsentchen schicken von Magenmorsellen, Feigen, Citronat, Jungfernleder, Gerstenzucker oder eine Stange Storax, Rauchkerzen, Königsrauch, Rosenwasser, Benzoe, Pomade, englisch Pflaster, Eau de Cologne und dergleichen Dingen. Bekomme ich die etwa gratis? — Leider zeigen die Defectenrechnungen von Jobst und Wippermann das ellenlange Gegentheil. Das halt Einer in Geduld aus!"

„Laß es bleiben!" sagte Madame Rühle und betrachtete die Nachbarin, die Gewürzkrämersfrau, die mit einer neuen Pelzpelerine eben ausging, um den Kaffe bei der Frau Stadtpfarrerin zu trinken.

Herr Rühle rückte die Brille zurecht und sah seine Frau fragend an. „Mit Gunst, Settchen, bist du bei Trost?" fragte er.

Ein Feuerblick traf ihn ob dieser kecken Rede. Er sagte mehr, als hundert Worte.

Der Apotheker zwang sein Gesicht in Lachform. „Du scherzest, Liebste," verbesserte er honigsüß. „Du weißt, wie mächtig das Herkommen und wie gewagt es ist, dagegen zu streiten. Ich wollt' 'mal das Schreien im Kassino hören, wenn ich's unterließe? Auch scheinst du gar nicht daran zu denken, wie es mir in diesen

bedenklichen Zeitläuften darum zu thun ſein muß, mir die Gunſt des Publikums zu ſichern. Seit der philanthropiſche Präſident hier war, iſt unſer trockner Landrath auch von dieſen verrückten Ideen beherrſcht, wie der überhaupt mit Confuſionen behaftet iſt. Du weißt ja noch, wie ſich der Simpliciſſimus in die Anſicht verbiſſen hat, es müſſe in einer Stadt von dreitauſend Seelen eine zweite Apotheke errichtet werden. Daß das nicht aufgegeben iſt, liegt klar vor. Geſetzt nun, es geſchähe, alle Peſt! dann ſäße ich! Der Menſch bedenkt nicht, daß hier die Leute raſend geſund ſind, unſere Luft desparat rein und unſer Waſſer übermäßig klar iſt. Seit Anno 1814 keine epidemiſche Krankheit mehr! die Cholera ließ ſich nicht blicken, und was hab' ich an der allein verloren? Ach, mit Weh gedenke ich der verdorbenen Vorräthe, die ich noch, wie die verwetterten Chamillen, ſo ſündtheuer bezahlen mußte! Da komme Einer auf! Erwäge nur, wenn der Zweite an der Tare abthut, ſo läuft Alles zu ihm und ich bin ruinirt."

„R-u-i-n-i-r-t?" gähnte die Apothekerin. „Das müßte denn doch ſeltſam kommen."

„Ja wohl ruinirt," fuhr Rühle in wachſendem Feuer fort und rannte, dabei Dampfwolken blaſend, auf und nieder, „völlig ruinirt. Meineſt du denn, ich gäbe den mauſekahlen Doctoren ſo ſüße Worte, daß jeder meint, ich venerire ihn am meiſten, wenn ich nicht wüßte, daß eine Zweite herkommt? — Ich haſſe ſie aus dem Fundamente, wie ſie ſich ſelber haſſen, und ſich doch

mit Händereiben: „Verehrteſter Herr Collega“ nennen; aber man muß ſehr politiſch ſein, wenn man beſtehen will. An Erwerben iſt kaum mehr zu denken. Julchen im Inſtitute koſtet jährlich —“

„Schweig' mit deinem Gekrächze!“ rief die Dame am Fenſter, ohne daß ſie ihre Stellung veränderte.

Rühle hatte den wunden Fleck berührt. Aufhören war jedoch jetzt ſeine Sache nicht. Er brach hier ab und knüpfte ſogleich den andern Faden wieder an.

„Wenn ich den Tag ſechs Recepte dispenſire, ſo iſt das viel. Wie will man beſtehen? — Wär's noch die gute alte Zeit, wo die —“

„Sei ſtille!“ ſprach Settchen, und blickte mit rollendem Auge den Redſeligen an. Er kannte dieſes: Stille! und dieſen Blick.

Rühle war faſt am Desperatwerden. Er mußte reden, und ſollte der Hausfriede brechen. In dieſem Augenblicke kam zur guten Stunde ein Recept. Er eilte in die Apotheke, kam aber bald wieder. „'s war nur ein Säftchen,“ ſagte er, „wie ſie leider jetzt nur vorkommen. Sieh' Settchen,“ hob er an, „dir gab der liebe Gott ſo eine Fiſchnatur, die nicht aus ihrer Kälte herauskommt. Bei mir iſt's anders. Ich muß mich ausſprechen. Bei wem aber ſoll ich's, wenn nicht bei dir? Thu' mir den Gefallen und laß mich 'mal ausſprechen. Es brennt mir im Herzen, wie Feuer!“ Sie ſchwieg und nahm die Stellung zur Sieſta, gähnte und ſchloß das kleine Äugleinpaar. Die Katze ſchnurrte zu

ihren Füßen, der Kanarienvogel zwitscherte, die Pendule pickte und Rühle fuhr fort:

„Ja, die gute alte Zeit, als ich noch Lehrling und Subject war! Damals war die verfluchte Taxe noch nicht. Es herrschte noch die Pharmacopöe von 1711, in der noch alle die Arcana und Elixire, der Tincturen und Pülverlein wichtig waren, welche jetzt antiquirt, droben in der Materialkammer stehen, wo noch die complicirtesten Pflaster gemacht wurden. Ja, da galt's noch. Die Leute glaubten und zahlten. Da kam der unselige Hahnemann mit seiner Homöopathie, mit seinem Verdünnungssysteme, das unseren Profit verdünnte. Die Pharmacopöe kam, die Taxe, und aller Segen wich. Nun wirthschaftet gar der Prießnitz und der Oertel mit ihrem Wasser. Jeder Brunnen wird zur Apotheke und uns bleibt am Ende gar nichts übrig, als daß wir eine Wasserschenkanstalt errichten und die Brunnen pachten, wobei denn doch noch die Gemeindekasse gewönne." Er seufzte tief auf und fuhr nach einer kleinen Pause in seiner Jeremiade fort: „Nehme ich nur eins für Viele, die Blutegel nämlich. Wär' nur der Franzose verdammt, der sie so en vogue brachte! Ich muß sie theuer bezahlen, wohlfeil verkaufen, dreifach fortiren, und die Hälfte krepirt, ich mag sie nun in Torf setzen oder in Wasser. Was ich an den Bestien verliere, mag ich gar nicht berechnen; aber mir blutet das Herz. Kommt gar ein Gewitter, so ist ganz der Teufel los. — So geht's in hundert Fällen. — Du

klagst über deine Mägde, mein Settchen; Gott soll's wissen, wie mich diese Canaillen von Subjecten oder, wie sie neumodisch heißen, Gehülfen, ärgern. Gehülfen? daß dich der —! Ja, die helfen, daß die Liquere alle werden, sie saufen wie die Bienen. Selbst der Rectificatissimus ist vor ihren weiten Gurgeln und durstigen Lebern nicht sicher. Ich könnte meine Apotheke allein versorgen; allein ich muß so einen Nagel zur Todtenlade haben. Da sitzen die Herren im Medicinalcollegio, die hören die Flöhe husten und niesen und sagen allemal Prosit. Kommen einem diese Füchse in die Apotheke und visitiren, dann heißt's: Defect hier, Defect da. Ich glaube, die haben's mit den Materialisten! dann ist Alles nicht recht. Dreißig Zimmetsorten und vierzig Chinasorten — unter die man keine Lohe mehr mischen kann — müssen da sein. Ueberdies reden sie eine chemische Sprache, die der Teufel verstehen kann. Man meint, sie sprächen Hottentottisch. Sie wollen tausenderlei Apparate haben, von denen unser Einer nichts weiß. Niemand ist schlimmer als der langbeinige Medizinalrath, der Neidsack! — Der will immer, daß ich die Filtrir-, Destillir- und wer weiß was für Apparate kaufen soll. Ja, kaufen! Wart' ein wenig! Wie dem aber sei, kommt die Zweite, so muß ich dran, wie ich mich auch sträuben mag. Das ist der Fluch der Concurrenz, daß sie Einen wider Willen nöthigt, all' das verrückte Zeug mit zu machen, aus dem alten, guten und sichern, auch lucrativen Gange zu weichen und

jeder Neuerung zu huldigen, die so ein Windbeutel ersinnt, und die Welt voll schreit, wie vortrefflich sie sei, während sie den Teufel nichts taugt."

Die Apothekerin war während des Sermons ihres Gatten sänftiglich entschlafen. Er hatte das in der Gluth seines Eifers durchaus nicht wahrgenommen und mit wunderbarer Volubilität der Zunge die Qualen seines Herzens heruntergeschauert. Settchen duselte behaglich. Als aber nun ein remarcables Schnarchen sich vernehmen ließ, wurde er aufmerksam und zugleich kreidebleich vor Grimm.

„Warte!" sagte er mit verbissenem Aerger, „du sollst wach werden" Er eilte in die Apotheke und holte eine Karaffe mit Salmiakspiritus, die er ihr vor die Nase hielt.

Mit einem Schrei erwachte sie und ihr erstes Wort war das liebkosende: „Esel, was treibst du mit mir?"

„Gottlob! Settchen, daß du lebst! Wie war mir so bange! Ich meinte, du lägest in einer tiefen Ohnmacht. Nun maule mir nicht, du siehst, daß ich als Mann vom Fache daran denken mußte, dich zu erwecken!" So sprach er mit heiliger Miene, die aber die Malice schlecht verhüllte.

Rühle kannte seine Frau. Sie glaubte ihm aufs Wort, um nur nicht weiter nachdenken zu müssen, und nach einer so heftigen Gemüthsäußerung war lange Ruhe gewiß. Er fuhr fort: „Sieh', liebes Kind, ich habe dir da all' mein Elend erzählt, und du hast es

am Ende gar nicht einmal gehört! O, ich armer Mann!“

„Als ob ich das nicht auswendig wüßte, wie meinen Katechismus?“ — sprach Madame Rühle. „Darum soll mir Julchen auch niemals einen Apotheker heirathen. Ich weiß leider, was das heißt!“

„Du?“ rief jetzt Rühle im heftigsten Zorn, und stemmte beide Arme in die Seite. „Du weißt's, was das heißt? Ich will mich nicht selber loben, aber mein' Seel', einen solchen Mann hättest du in der Welt nicht wieder gefunden. Laß ich mir nicht Alles gefallen? Bin ich nicht die Sanftmuth selbst, die Geduld und Langmuth? — Ist mein Geldbeutel nicht offen für jede neue Mode, so kostbar sie auch sein mag? Bin ich nicht Stadtrath und du die Erste Frau der Stadt nach der Bürgermeisterin — und vor ihr, ja das sag' ich, vor ihr; denn du bist reich und die eine arme Hexe!“

„Sei stille,“ sprach die Gattin, „ich meine nur, Ihr habet Alle so ein Nummer 99 im Gehirn!“ —

„Ha, das alte Lied, das immer „Kuckuck“ klingt!“ schrie er jetzt aufs Äußerste gebracht. „Wär's ein Wunder, wenn man närrisch würde mit so einem Weibe?“ —

„Rühle!“ sprach Madame, runzelte die immer noch weiße Stirn und erhob den Zeigefinger der rechten Hand drohend. Wie sich die Wellen des Meeres legen, wenn der Sturm ausgetobt hat, aber noch lange

hoch gehen, ſo brummte zwar Herr Rühle, aber der Sturm war bedräuet.

„Ich weiß wohl,“ ſagte er nach einigem Auf- und Niederrennen im Zimmerlein, „daß die Leute den Apothekern nachſagen, es rappele zu Zeiten im Capitolo; allein nulla regula sine exceptione, das heißt, ſie ſind nicht alle Narren. Ich, zum Beiſpiele, mache eine ſeltene Ausnahme. Wenn's aber auch iſt, ſo ſteht es feſt, daß dies nur den Gerüchen zuzuſchreiben iſt, die unſer Einer immer einathmet. Laß mir übrigens die Apotheker in Ruhe. Es iſt mir noch keiner vorgekommen, der ein armer Mann geworden wäre, wenn er nur irgend zu rechnen verſtand. Ich hoffe, es war nur Scherz, und wenn heute ein tüchtiger Pharmaceute käme, du gäbeſt ihm Julchen gerne.“

„Nimmermehr!“ war die kategoriſche Antwort.

Rühle hielt's nicht länger aus. Er rannte zur Thüre hinaus und warf ſie hinter ſich zu, daß das Thürfenſter klirrte. Ob das eigentlich Frau Rühle's Ernſt war, laſſen wir dahingeſtellt ſein. Sie dachte überhaupt nicht viel, am wenigſten in die dunkle Zukunft hinaus, von der wir Sterbliche ja doch Nichts erdenken. Die Attaque, die eben Statt gefunden, war bald vergeſſen, denn eine Bekannte, welche eintrat, gab der Scene eine andere Richtung. Auch Rühle kam zurück und bewies, daß ſein Grimm bis auf den letzten Reſt verraucht war, denn er lächelte wieder ſauerſüß.

Die Freundin kam aus der Reſidenz, wo Julchen

in Penſion war. Nachdem die neueſten Moden abgehandelt waren, ſagte die Dame: „Da muß ich Ihnen denn doch auch ein kleines Abenteuer erzählen. Meine Couſine nahm mich auf einen Maskenball mit. Alle Welt, was das eine Pracht war! Welche Coſtüme! Welche Züge! Welche Charaktermasken! Nie habe ich Schöneres geſehen. Wie ich noch ſo ganz vertieft im Anſchauen dieſer Herrlichkeiten daſtehe, kommt eine allerliebſte kleine Hexe von Zigeunerin daher gehüpft, nimmt meine Hand und ſagt mir Dinge, die nur Jemand wiſſen konnte, der ganz vertraut mit unſeren Verhältniſſen war. Ich geſtehe, daß mich das heillos frappirte. Endlich fällt mir's wie Schuppen von den Augen. Das war — Julchen! Ihr wundernettes Julchen!"

„Julchen!" riefen Vater und Mutter zugleich, hocherfreut über das Lob. „Freilich!" fuhr die Freundin fort. „Und ſie hätten ſie ſehen müſſen, wie ihr das Koſtüme ſtand. Nein, das muß ich Ihnen ohne Schmeichelei ſagen, eine ſolche Geſtalt, ſo zart und fein gebaut und doch ſo voll und jugendlich elaſtiſch, hab' ich lange nicht wiedergeſehen. Und gar, als ſie ſich demaskirte! Sie haben ſie in einem Jahre nicht geſehen, wie ich auch; ich wette, Sie kennen ſie kaum wieder. Ein allerliebſtes Geſichtchen, von zauberiſcher Anmuth umfloſſen!"

Die beiden Alten ſtrahlten vom Glanze der Verklärung. Madame Rühle hatte andächtig ihre Hände gefaltet, und Papa graute ſich unter der Perücke.

Die Erzählerin fuhr fort: „Mir war das Mädchen gerade wie ein Engel, denn nun hatte ich doch Jemand aus der Heimat bei mir in dieſer großen Welt: Wie ſie mich ausfragte! aber es dauerte nicht lange; denn ſie hatte wahrhaft das Geriſſe, wie man hier ſagen würde. Sie tanzte aber auch wie ein completer Engel. Einer beſonders tanzte mit ihr am häufigſten.“ —

„Wer war er denn?“ — fragte die Mutter in größter Spannung.

„Es ſoll ein Gehülfe aus der Hofapotheke ſein.“ —

„Daß dich der —!“ rief mit der Zunge ſchnalzend die Mutter.

„Ei, ſieh' 'mal,“ fuhr die Freundin fort, „was haben Sie denn gegen den? Ich ſage Ihnen, es war der ſchönſte Mann auf dem Balle, der beſte Tänzer und der gewandteſte Unterhalter.“

„Seien Sie nur ruhig, werthe Frau Gevatterin,“ nahm jetzt Rühle das Wort. „Meine Frau hat heute ſo ihre Ratte. Sie meint das nicht ſo arg, als es ausſieht.“

Jene lachte, „ich denke auch;“ — ſagte ſie darauf; „aber auch Ihnen bringe ich eine Neuigkeit mit. Der Landrath hat's nun durchgeſetzt, es kommt eine zweite Apotheke her, und die Conceſſion iſt ſchon vergeben.“

Das war ein Donnerſchlag, der aufs Haupt traf.

„Eine Zweite!“ rief endlich Rühle aus. „O, ich geſchlagener Mann! Wie ſoll's nun in der Zukunft gehen?“ Er rannte hinaus, um ſich Luft zu holen, denn im Zimmer wurde es ihm zu enge.

„Sehen Sie," ſprach Madame Rühle, „ſo ſind dieſe Neun und neunziger! Wenn auch ihr Schäfchen längſt im Trocknen ſitzt, ſo meinen ſie doch, ſie müßten zu Grunde gehen, wenn das Alleinrecht ihnen genommen wird. Wir ſind nicht arm Leben und Leben laſſen iſt mein Grundſatz — aber — Julchen darf keinen Apotheker heirathen!"

II.

Der Erzähler hat hier den holden Leſerinnen eine Eheſtandsſcene geſchildert, die nichts weniger als grau in grau gemalt iſt. Er darf verſichern, daß ſie ſich haarklein ereignete. So viel als ſie zuletzt als Nutzanwendung zu der Freundin ſprach, war lange nicht über die Lippe der guten Dame gegangen, die Freundin überhob ſie auch des weiteren Redens, indem ſie den Courmacher Julchen's ſchilderte, aber auch einfließen ließ, daß Offiziere, Aſſeſſoren und andere Faſhionabilitäten ſie umkreiſt, wie die Planeten die Sonne. Die Referentin hatte wirklich geſunde Augen gehabt, und zu Julchen's Lobe nicht zu viel geſagt. Sie war wirklich allerliebſt, das mußte ihr Jedermann zugeſtehen. So himmelblaue Äuglein ſah man ſelten, und der Himmel, den ſie bargen, war noch ſchöner und reiner und treuer. Das nußbraune Haar hob den ſchneeweißen Teint und die Wängelein ſchienen pure Roſen. Doch wozu das Mädchen ſchildern. Alle Männer riefen:

Sie iſt ein Engel! und die Dandys, Incroyables und Muscadins flüſterten: Himmliſch! Zauberiſch! und waren dabei am Verſchmelzen. Das Inſtitut war ſtets umſchwärmt von halbſatten Lieutenants, die auf Ehre ſchworen, ſie jagten ſich eine Kugel durchs Hirn, wenn ſie ſie nicht ſähen.

Julchen Rühle hatte von ihrer Mutter Ruhe, von ihrem Vater Beweglichkeit, von ihrer Mutter Kälte und vom Vater Feuer geerbt, ſo war ſie eine recht anſprechende Erſcheinung. Jedermann liebte ſie, beſonders Fritz Herbert.

Neben dem Inſtitute war die Hofapotheke. Hier war Fritz Herbert, dort Julchen Rühle. Alle Mädchen im Inſtitute waren der einſtimmigen Meinung, der Fritz ſei der ſchönſte Junge der Stadt, und der beſcheidenſte und der beſte Tänzer, und der lieblichſte Sänger, und der gewandteſte Guitarrenſpieler und noch eine Anzahl Und's. Das war im Grunde Alles wahr und richtig, allein der Fritz kümmerte ſich um das Alles wenig, denn er ſah nur einzig und allein nach Julchen War das der Zug des Herzens, oder der pharmaceutiſche, oder war's Galvanismus, zu deutſch: Metallreiz — denn Julchen war reich, wie auch ihr Vater verzweifeln wollte. O der argen Welt, die überall Berechnung wittert, wo doch das Herz mit dem armen Kopfe längſt davon gelaufen iſt! Nein, es war der ſtille, heilige Zug, der Verwandtes vereinte. Mit Beiden war's der uralte Gang. Zuerſt Blicke,

dann Blicke mit Ausdruck, dann mit Lächeln, dann mit Erröthen — dann ſtumme Begrüßungen auf dem Balle — dann ſteife Redensarten — dann gelenkigere, dann zutrauliche Reden — dann warme — dann glühende — zuletzt: Liebe! Als die einmal da war, da war auch eine telegraphiſche Correſpondenz eingerichtet, die zuletzt einer papiernen den Platz gönnte. So ſtund's, als die Landsmännin kam, ſah, hörte und referirte. Und im Inſtitut ahnte keine Seele, was zwiſchen Julchen und Fritz vorging. Alles war ja in der Ordnuug, und um Kleinigkeiten kümmerte ſich die Vorſteherin nicht.

Die Mutter vergaß die Sache und der Vater meinte, es ſei ſo Kinderei, wie zu ſeinen Subjectenzeiten, wo er auch Cour gemacht, und doch zuletzt ohne alle Cour ſein Settchen acquirirt, nebſt der Apotheke zum Pelikan. Während dem in der Reſidenz die parfümirten Herrn den Apotheker verwünſchten, der das ſchönſte Mädchen der Reſidenz gekapert, trug ſich in der Apotheke zum Pelikan in — m eine fatale Geſchichte zu.

Das Subject, welches dermalen daſelbſt ſervirte, hieß Mörſer und war, ſo viel Herr Rühle dafür hielt, ein ganz traitabler Menſch, der Botanik mit Maaß und auch Chemie trieb, ohne viel zu verderben. Er beſaß die große Kunſt zu ſchweigen und zu ſchmeicheln, ſchien ein Schaaf und war ein Fuchs. Er liebte die Spirituoſa über Gebühr, beſonders den Malaga. Da nun Herr Rühle ſolchen haben mußte, jedoch ſelten anwandte, ſo ſah er nicht viel darnach. Er wußte,

ſechs Flaſchen waren da und damit hollah. Eines Tages blieb das Subject über Gebühr lange in der Materialkammer, wo er eben Malaga holen ſollte. Als das die Geduld des Prinzipals ermüdete, und er hinauf lief, ſiehe, da lag Mörſer, das edle Subject, toll und voll in der Stube und ſang: „Mein Lebenslauf iſt Lieb' und Luſt ꝛc.“ Einen Augenblick ſtand der Principal betroffen, dann aber erkannte ſein ſchlauer Blick den Zuſammenhang. „Warte, du Cölner Funke, du Saufaus,“ rief er, „ich will dir die Lieb' und Luſt aus dem Leibe treiben!“ eilte und nahm ein ſpaniſches Rohr, das da ſtand, und begann den Trunkenbold zu kielholen. Unglücklicher Weiſe war aber Mörſer einer von denen, welche durch prägnante Fälle ſchnell wieder zur Beſinnung kommen. Er raffte ſich auf und tauſchte die Rolle in einer Weiſe, daß der dürre Principal Mordio! ſchrie. Die Materialkammer lag hinten hinaus, wo ſelten Jemand war. So hörte ihn Niemand.

Durch die angeſtrengte Arbeit war das Subject ganz zu ſich gekommen, ſtellte endlich das malitiöſe Inſtrument an ſeinen Ort, und ſprach:

„Verehrteſter Herr Principal, das jus talionis, zu deutſch: Vergeltungsrecht, iſt das älteſte, wie ich ſeiner Zeit von meinem Rector vernommen, und hatte ſelbſt vor dem moſaiſchen und römiſchen Rechte Geltung unter allen Gebildeten gewonnen, und iſt in der Regel unter vier Augen ausgeübt worden bis vor wenigen Minuten. Ich verhoffe, Sie haben, Verehrteſter, deſſen

Principien jetzt aufs Vollkommenste gefaßt, und erlauben, daß wir jetzt zusammen in die Apotheke zum Dispensiren schreiten, nachdem wir uns hierselbst beiderseits durch einige Leibesübung und Pflasterstreichung geziemendst vorbereitet. Billiger Weise lasse ich Ihnen den Vortritt, weil ich, im Vertrauen gesagt, den Nachtritt von Ihrer Seite fürchte, sintemalen Sie stark echauffirt zu sein scheinen."

„Hund!" schrie der Apotheker. —

„Entschuldigen Sie, Verehrtester, ich heiße Mörser, und habe mit dieser Gattung, was zoologisch feststeht, keine Verwandtschaft!" Mit diesen Worten machte er eine Verbeugung und führte den hinkenden Principal zur Stubenthüre, der sich umsonst von seiner nervigen Faust loszumachen bemühte

„Aus meinem Hause! Fort!" schrie mit den wüthendsten Geberden und von wutherstickter Stimme der Principal.

„Sehr gütig," replicirte in unverwüstlicher Laune der Gehülfe, „ich werde mir die Ehre geben, Ihr Geschäft zu verlassen, werde aber zuvor dem von Ihnen so benannten langbeinigen Medicinalrath einige Eröffnungen über die Art und Weise machen, wie Sie der Taxe wohlmeinend nachhelfen, wo sie zu bescheiden ist, und die Medicamente verarbeiten, damit sie weiter reichen; auch die gebrauchten Blutegel um halben Preis wieder annehmen, damit sie den Leuten nicht krepiren u. s. w."

„Satan!“ brüllte Herr Rühle und fuhr mit der Hand nach des Subjects Gurgel.

Der aber faßte ſeine Fauſt mit Kraft und hob den Principal unter ſeinen linken Arm wie einen Waarenballen, und ſchritt behende mit ihm die Stiege hinab, ſetzte ihn dann nieder, und ging mit einem Knix in ſeine Stube, um ſein Bündel zu ſchnüren.

Rühle mußte in die Apotheke, um die Mixtur zu bereiten. Hier verrauchte ſein Grimm ſo ſchnell, wie er gekommen. Er ſah ein, daß er bei der Malice des Mörſer in nicht geringe Verlegenheit kommen könne. Daher verſuchte er ſeine Frau in das Intereſſe zu ziehen; allein hier fand er taube Ohren. Der Mörſer war der Liebling von Madame nicht, denn er maltraitirte die Katze beſtändig und war nichts weniger als artig gegen ſie geweſen. So blieb denn dem Apotheker nichts übrig, als gute Miene zum böſen Spiele zu machen und das Subject freundlich zu gewinnen. Auch hier ſcheiterte ſeine Bemühung. Mörſer lächelte kühl, zog die Achſeln und meinte, nach ſo traulichen Mittheilungen, wie ſie ſich gegenſeitig in der Material-Kammer gemacht, wäre es nicht gut, länger unter einem Dache zu weilen. Er ſtrich ſein Salair ein, empfahl ſich zu geneigtem Andenken und ging.

Die Calamitäten Rühle's hatten durch des Gehülfen Weggang einen höchſt unerfreulichen Zuwachs erlitten, welcher durch die augenſcheinliche Heiterkeit ſeiner Frau an Wirkung zunahm. Schnell ergingen Briefe an Com-

missionäre und Materialisten, welche sich, wie Rühle sarkastisch sich ausdrückte, auch mit dieser Materia peccans befaßten, um den Defect zu decken. Nebenbei schrieb denn auch die Mutter an Julchen und äußert ihre Freude, daß der Katzenfeind Mörser aus dem Hause gegangen.

Wie es zusammenhing, ob Julchen dabei thätig war, ist unbekannt; allein Thatsache war's, daß ein Pharmaceut, Namens Herbert, sich bei Rühle meldete und sofort engagirt wurde. Obgleich ihm das Herz blutete, die Hofapotheke und mit ihr Julchen's beglückende Nähe zu meiden, so zog Fritz Herbert doch aus der Residenz ab, und manche kluge Leute wollten bemerkt haben, daß sein Aussehen ganz eigen unternehmend gewesen.

Eines Tages rollte denn vor der Apotheke zum Pelikan in —m ein stattlicher Miethwagen an, hinter dem ein schwerer Koffer aufgeschnallt war; aber keine Herbarien- und Mineralien-Kasten. Daher glaubte auch Frau Rühle, es sei ein Besuch, und der Apotheker erwartete nichts weniger, als einen Gehülfen. Dennoch stieg ein blühend schöner, junger Mann aus dem Wagen, trat in die Apotheke und stellte sich als den Gehülfen Fritz Herbert vor; daß er aus der Residenz kam, konnte natürlich nicht verschwiegen bleiben, wie auch, daß er in der Hofapotheke conditionirt habe.

Herr Rühle stellte ihn sogleich seiner Frau vor, welche die Complexion und die Manieren des Herrn Herbert sehr angenehm fand, und besonders beifällig

bemerkte, wie er ihren Liebling, Freund Murner, gar gutmüthlich auf dem Kopfe krauete, der höchst amüsant zu schnurren begann und mit urkräftigem Behagen den dicken Schweif an dem neuen Gönner rieb. Das war ein mächtiger Schritt zur Gunst der Dame! —

Ueber Tisch sprach Herr Herbert mit besonderer Salbung von der schönen Lage der Stadt —m, wie er ferner so Vieles von den liebenswürdigen Bewohnern und ihrem geselligen Verkehre vernommen und dergleichen. Das klang wie Musik in den Ohren der Madame Rühle, denn sie war nie weit über das Weichbild der Vaterstadt hinausgekommen. So galt ihr denn Alles hier den höchsten Preis. Es gab keine größere Localpatriotin, als sie. Nun kam dieser charmante Mensch direkt aus der Residenz, wo denn doch das Paradies ganz in der Nähe war, und fand —m so schön! Das war ein Schritt weiter in der Gunst der Patronin. Sie brachte endlich fein und schlau die Rede auf das Institut, dessen Pensionärin Julchen war, und lockte Herbert's Meinung heraus. Er lobte die Anstalt, und pries die Weisheit der Eltern, welche dort ihre Töchter bilden ließen.

Settchen's Antlitz leuchtete wie der Vollmond in einer kalten Winternacht.

„Wir haben auch eine Tochter in diesem Institute," sagte sie mit einer Selbstzufriedenheit, die ein Blinder selbst im Tone der Rede wahrgenommen haben würde, und mit besonderm Nachdruck.

Herbert fragte überrascht: „Sie?“

Madame nickte. „Kennen Sie die Mädchen?“ fragte sie.

„Gewiß! Von Ansehen!“ war Herbert's Antwort.

„So rathen Sie 'mal!“

Herbert sann; sah Madame Rühle und ihren heute sehr schweigsamen Gatten nachdenklich an, und hob dann an:

„Sie Beide haben braune Haare, blaue Augen. — Aha — jetzt fällt's mir ein, und die Ähnlichkeit fällt mir frappant auf, gewiß die allerliebste Brünette, die allen Herren so außerordentlich gefällt? Ich glaube, sie heißt — “

„Julchen!“ fiel Frau Rühle ein.

„Richtig! Sie glückliche Mutter! Julchen ist das Ideal der Dichter! Es regnet Sonette auf sie im Wochenblatt “

„Was Sie sagen? Ei der Tausend!“ bemerkte selig lächelnd Madame.

„Ich versichere Ihnen! Aber wie kann das auch fehlen? Sie ist schön wie ein Engel!“

Frau Rühle erröthete vor Seligkeit und Rühle rückte vor Lust auf seinem Stuhle hin und her.

„Aber,“ hob sie endlich an, „man sagt, so ein — Gehülfe aus der Hofapotheke mache ihr die Cour. Ist das wahr?“

„Wüßte nicht,“ — entgegnete Herr Herbert, dem in diesem Augenblick etwas in die Sonntagsgurgel kam,

daß er bedeutend huſten mußte und das Geſicht in der Serviette barg.

Herr Rühle klopfte ihm mitleidig recht wacker zwiſchen die Schultern, daß das Übel ſchnell vorüber ging. Dies gab dem Geſpräche eine andere Wendung und bald wurde der Tiſch aufgehoben.

„Ein netter Menſch, wahrhaftig!“ ſprach mit Lächeln Frau Rühle; „wie der artig ſein kann, und was der einen richtigen Blick hat! erkennt ja doch gleich aus meinen Zügen meine Tochter!“

Sie ſetzte ſich in den Seſſel in der Fenſtereke, ſchlürfte ihr Täßchen, und ſank in ihre Sieſta, während Herr Rühle mit Herbert die Runde in der Materialkammer, Apotheke und Laboratorium machte.

„Ich geſtehe, verehrter Herr Principal,“ hob Herbert an, als Beide wieder in der Apotheke waren, daß ich noch in keiner Apotheke ſervirte, wo ſolche Eleganz, ſolche Ordnung, ſolche Fülle aller Medicamente und Stoffe, ſolche Vollſtändigkeit im Laboratorium geherrſcht hätte, als bei Ihnen. Selbſt, im Vertrauen geſagt, in der Hofapotheke ſieht's ſo nicht aus!“

„Was Sie da ſagen! Der Herr Hofapotheker iſt ja doch der Tertius der Viſitatoren, der's alſo überall am beſten haben ſollte.“

„Nun, Sie wiſſen doch, daß es leichter kritiſiren iſt, als beſſer machen!“ verſetzte Herbert.

„Freilich!“ fiel Rühle ein; „aber da hat er mir Sachen verworfen, wie z. B. die China —“

„Die er ſelber nicht beſſer führt," ergänzte Herbert. „Glauben Sie mir, in der Hofapotheke thut der Name Alles. Wüßten Sie, was ich weiß." —

„Glaub's wohl," ſprach Rühle. „Es mag auch als ſo wenig kauſcher ſein wie bei anderen Leuten. Item, es geht ihn an."

Dies Geſpräch würde noch fortgedauert haben, wenn nicht Herr Herbert noch eine Beſtellung zu machen gehabt hätte. Er empfahl ſich alſo nur auf ein Viertelſtündchen.

Sein Weg ging aber gerade zu der Freundin, die Julchen auf dem Maskenballe fand, und die er dort ſelber kennen gelernt. Er brachte ihr einen Brief von Julchen's Hand. — Beim Abſchiede verſicherte ſie ihn, ſie werde ihn durchaus nicht kennen, und Herbert kehrte froh in das Neſt ſeines Pelikans zurück, wo er ſogleich hinter den Receptirtiſch trat, und Herrn Rühle dringendſt bat, derweile ſein Pfeifchen in Ruhe zu rauchen. Daß er auch hier einen Stein im Brette hatte, war entſchieden. Rühle fragte Settchen: „Wie gefällt der Menſch doch?" —

Ihre Antwort war nur ein bedeutſames Nicken mit dem Kopf.

„Er macht 'mal eine Ausnahme von der Regel;" fuhr Rühle fort.

„Nr. 98," ſagte Madame Rühle und lächelte ſatyriſch.

Der Gatte ſchlang haſtig den Stich hinunter und ſchwieg; aber die Dampfwolken, welche er blies, zeugten

genugsam, wie es im Innern wogte, wie sich ein Tornado nahe. Der Eintritt eines Fremden änderte jedoch die Scene.

Es war ein Mann von vierzig bis fünf und vierzig Jahren, hoch gewachsen, von fester Haltung und determinirtem Ausdrucke der Züge. Sein Gruß war kurz, doch verbindlich.

„Ich heiße Ausstecher," sprach der Fremde, „und bin ein College von Ihnen, verehrter Herr Rühle, und zwar in nächster, localer Beziehung, denn ich habe die Concession für eine zweite Apotheke hierselbst. Ich wollte mir indeß nicht versagen, Sie zu begrüßen und den Wunsch auszusprechen, künftig mit Ihnen freundlich zu verkehren."

Rühle wurde bleich wie Kreide, und es war ihm, als griffe der Tod mit eiskalter Hand an sein Herz, und preße es zum Zerspringen; allein was war zu thun? Sollte er dem — gegenüber eine Blöße geben? Durfte er, wie auch das Herz blutete, die Urbanität bei Seite setzen? Er zwang den Schmerz hinunter bis in die tiefste Tiefe des Herzens und stellte mit freundlichen Worten seine Frau vor, indem er in sauersüßen Redensarten des Collegen Erbieten annahm.

Beide waren bald in ein Fachgespräch vertieft, das Madame Rühle zu einem fatalen Gähnen trieb.

Allgemach nahte jedoch das Gespräch wieder ihrem Ideenkreise; denn Herr Rühle fragte liebevoll: „Wo der Herr College denn seine Apotheke errichten würde?"

„Ich habe das schöne Haus, Ihnen vis à vis,

gekauft von den Beutler'schen Erben," versetzte er lakonisch. „Es liegt vortrefflich, wie das Ihre, mitten in der Stadt, so zu sagen, im Herzen derselben, wo der Pulsschlag des Verkehres, besonders, wie ich mir habe sagen lassen, an den Wochenmärkten, recht lebendig hüpft. Übrigens," fuhr er fort, „werde ich das Geschäft einrichten, es etwa ein halbes Jahr selber führen, und es alsdann einem Neffen übergeben, der mein Erbe, ein eminenter Apotheker und wahrhaft gelehrter Chemikus ist. Der mag dann sein Glück in Gottes Namen versuchen." — „Sein Glück!" lächelte zweifelhaft Rühle, während er im Innern wünschte, daß Onkel und Neffe da wären, wo der Pfeffer wächst; „glauben Sie, daß in einem Neste, wie das unserige, ein Glück zu machen sei? Ich sage Ihnen, daß es gut geht, wenn zwei bis drei drei Recepte im Tage kommen, und der Handverkauf ist, Gott sei's geklagt, seit das vermaledeite Groschen- und Pfennigsystem herrschend geworden, auch auf beinahe Null reducirt. So steht's bei mir allein. Wenn nun gar Zweie da sind — wie wird's da gehen?" —

„Seien Sie ohne Kummer," versetzte der Herr Ausstecher, „mein Neffe ist ein Mordbursche, der Dampfchocolade macht und Punschessenz destillirt trotz dem Selner in Düsseldorf. Der bringt seine Apotheke in Flor." Das war eine Rhabarberpille! Mit saurer Miene wurde sie von dem Apotheker zum Pelikan verschluckt. Er zuckte die Achseln. —

„Zweifeln Sie nicht," fuhr Jener fort: „Die Concurrenz ist heilsam. Ich bin überzeugt, daß Sie und wir die besten Geschäfte machen werden."

„Ich zweifle sehr," sprach, bebend vor innerer Erregung, Rühle.

„So?" fragte Aussteher. „Wie viele Ärzte sind denn hier?"

„Drei, daß sich Gott erbarme, und ein vierter wird täglich erwartet. Dabei pfuscht der Wundarzt erster Klasse, und salva venia der Abdecker oder Wasenmeister, wie auch beide Ammen hiesiger Stadt in sehr frequenter Art."

„Vortrefflich! Je mehr Ärzte, je mehr Kranke!" rief Aussteher. „Glauben Sie mir, das ist eine alte Erfahrung, die werden sich nun in die Apotheken theilen, auf einander schimpfen, wie überall, und desto mehr in den Häusern herumlaufen. Es wird sich machen. Man muß sich nur mit ihnen halten; Jedem artig und zuvorkommend sein, seine Liquere ins Haus senden und Einem die Recepte des Andern heimlich zeigen, und auf die chemischen Inconvenienzen aufmerksam machen; denn Sie wissen, liebster Herr College, daß es mit der Chemie bei den hochgelehrten Herren nicht so fürtrefflich zu stehen pflegt, daß sie häufig Dinge in die Mixturen mischen, welche sich gegenseitig aufheben. Nun, man weiß das ja hinlänglich. In Summa, es gibt Mittel genug, eine Apotheke in Aufnahme zu bringen — und die versteht mein Neffe aus dem Fundament!" Er

empfahl ſich jetzt und bat um Erlaubniß, bald wieder kommen zu dürfen.

Rühle ſank erſchöpft in ſeinen Stuhl. Das war zu viel für einmal. Das ſchönſte Haus der Stadt, ſchöner als der Pelikan, groß, geräumig, prachtvoll — es war in der Hand dieſes Broddiebs, wie er den Collegen jetzt nannte. Der war reich, und, was mehr als Alles für ihn war, er hatte mit ſeltener Offenheit ſich über die Art und Weiſe ausgeſprochen, wie man eine Apotheke en vogue bringen könne — und — kannte dieſe Wege genau.

Kalter Schweiß bedeckte ihn am ganzen Leibe.

Settchen ſaß ruhig da und ſchien ſich ſelbſt an der Angſt ihres Gatten zu weiden. Sie lächelte und ſagte: „Häng' dich nur nicht auf, Rühlchen! denke nur, daß du lang genug Hahn im Korbe warſt, und reich geworden biſt, wie ein Kröſus. Laß den Zweiten auch 'mal Etwas gewinnen."

„Auch du noch!" rief er mit Pathos aus und rannte zur Thüre hinaus, um im Freien ſich in Monologen Luft zu machen, da es im Dialog nicht ging. Der Gehülfe trat herein und bat ſich die Erlaubniß aus, auf dem Fortepiano ſich erluſtiren zu dürfen. Frau Rühle geſtand das gar gerne zu, denn ſie liebte die Muſik, beſonders Strauß'ſche und Lanner'ſche Walzer. Dabei hatte ſie noch einen beſondern Grund, ſie duſelte nie beſſer, ſüßer, ſanfter, und träumte nie wonniger, als wenn eben Walzer ihren Geiſt einwiegten Sie

bewegte ſich dann leiſe im Takt und entſchlummerte ſanft. So auch jetzt.

Herbert, der das wohl einſah und ſich überhaupt auf ſeinen Vortheil verſtand, ſetzte ſich nun jeden Mittag an das Inſtrument, und handthierte auf demſelben ſo lange herum, bis ein Kakodämon ein Recept ſandte.

Selbſt den böſen Geiſt, der Rühle'n, wie einſt den König Saul, beſchlich, ſeit die Zweite gewiß war, beſchwor öfters der fingerfixe Gehülfe; denn auch er theilte den Geſchmack ſeiner Theuren, und überhaupt des muſikliebenden Theils der Einwohner von — n an Walzern und ſchottiſchen Tänzen. Jener beſagte böſe Geiſt nahm aber mehr und mehr überhand; denn da drüben, wo der coloſſale Mohr über der Thür auf das Schild deutete, deſſen Raum bloß die Inſchrift „Mohren-Apotheke" führte, ohne den Namen des Beſitzers zu nennen, da drüben hämmerte der Schreiner, pinſelte der Lackirer, kurz, alle Handwerker entwickelten ihre Kunſt, das Haus von außen und innen zu einem wahren Palais herauszuſtaffiren. Rühle war ganz außer ſich; denn er ſah den Broddieb vor der Naſe, ſah den Mohr, der die weißen Zähne fletſchte, als wolle er höhnend ihn foppen, oder den alten Pelikan, der nun ſchon ſeit hundert Jahren ſeine Jungen fütternd in die eigene Bruſt biß, aus ſeinem Neſte treiben.

Der Mann ging ſichtlich zurück. Sein Auge war trübe und ſeine Farbe ſtrich über ins Gelbe, und zwar

der Art, daß man ſah, es war ein entſchiedenes Gallenleiden. Zuletzt half auch Herbert's Spiel nicht mehr, denn er wurde auch gegen ihn verſchloſſen und finſter, ja es ſchien, als hege er Mißtrauen.

So war es wirklich, wie es ſich in des Prinzipals eigenen Worten ausſprach.

„Settchen," rief er einſt, als Herbert ſeinen freien Nachmittag genoß, „Alles vereinigt ſich, um mich unter die Erde zu ſchaffen. Beſtelle den Sarg, es iſt aus mit mir."

„Muthe mir doch das nicht zu," ſprach mit unerſchütterlicher Ruhe die Gattin; „du kannſt das am beſten ſelbſt; ich kenne doch in dem Artikel deinen Geſchmack nicht?" —

Rühle biß die Zähne auf einander. „Willſt du mich noch ſchneller ins Grab bringen?" fragte er giftig. „Biſt du im Bunde mit dieſen Nägeln zu meiner Todtenlade?"

„Wer ſind die denn? fragte ſie.

„Du zuerſt, dann der vermaledeite Ausſtecher und — das Subject!" war ſeine zornige Antwort.

„Das Subject, der Gehülfe — Herbert?" — fuhr mit Erſtaunen Madame zu fragen fort. „Was thut dir denn der ſeelengute Junge. Ich ſage dir, Rühle, dir raſt einmal wieder Nr. 99 im Kopfe herum; aber den guten Jungen laß mir aus dem Spiele, den nehm' ich in meinen Schutz, und wer ihn antaſtet, taſtet mich an!" —

„Das fehlt noch," jammerte Rühle, „nun nährt ſie die Schlange noch." —

„Die Schlange!" rief Frau Rühle und richtete ſich empor, als wolle ſie wie eine Juno den Wurm niederſchmettern, der es wagen ſollte, ihr gegenüber zu treten

Rühle zog ſich gegen die Thüre beſcheiden zurück, und wiederholte aus ſich'rer Ferne: „Ja, die Schlange, ſage ich!"

Madame Rühle bemerkte das Manövre, das ihn ſalviren ſollte, und mußte lachen. „O, dieſe 99r!" rief ſie. „Geh' mal her und ſprich dich aus!"

„Iſt nicht von Nöthen," ſprach Rühle, und behauptete ſeine Stellung — „ich kann von hier aus eben ſo gut mein Elend klagen, als bei dir; aber das ſag' ich dir, der iſt eine Schlange. Der Stößer erzählt mir, daß er heimlich mit dem Ausſtecher, dem Spitzbuben, verkehrt."

„Schäme dich," grollte Madame, „daß du dem jungen Manne zumutheſt, grob gegen Herrn Ausſtecher zu ſein, der ſich human an jeden Zunftgenoſſen anſchließt."

„Was?" rief der reizbare Rühle, „Zunftgenoſſen. Wir Apotheker ſind keine zünftigen Handwerker! Unſer Gewerbe iſt eine Kunſt, und du, die Frau eines Apothekers, ſollteſt das beſſer wiſſen."

„Rühle, Rühle! dir iſt der Teufel der Bosheit unter deine Perücke gefahren. Geh', nimm ein nieder-

ſchlagend Pulver, ſammt einer Blutreinigung, die Galle iſt dir ins Geblüt geſchlagen.“ Er rannte hinaus und warf die Thüre zu, dieſe ſpottenden Reden griffen ihm ins Herz hinein.

III.

Solcher Scenen gab es indeß immer mehr. Es war in der That mit Rühle nicht wohl mehr auszukommen. Je ärgerlicher ihm der Gehülfe wurde, der ihm übrigens Alles that, was er ihm nur im Auge leſen konnte, deſto höher ſtieg dieſer in der Gunſt der Madame Rühle. Er hätte ihn ſchon gerne entlaſſen, wenn er es gewagt hätte; denn nie hatte ſich ſeine Frau ſo für einen Gehülfen ausgeſprochen, und nie ſaß einer ſo feſt in ihrer Gunſt. Wenn ihm dies ſchon Lebensüberdruß bereitete, ſo mußte der noch ins Ungeheure wachſen, da die Mohren-Apotheke täglich ihre Herrlichkeit in größerem Maßſtabe entfaltete. Des Beſitzers bedeutende Geldmittel liehen der Arbeit Flügel. Es war noch nicht halben Mai, da war Alles fix und fertig.

Ausſtecher fand ſich eines Nachmittags nach der Sieſta ein. — Der Mann war überſelig. Er bat ſich die Ehre aus, daß Herr und Madame Rühle ſein Haus und ſeine Apotheke ſähen.

Dem war nun freilich auf ſchickliche Weiſe nicht auszuweichen.

„O wie manchen ſauern Apfel muß ich anbeißen!“

ſeufzte Rühle in ſich hinein, und fluchte alle Wetter in Ausſtecher's Magen. Wie ſauer aber auch der Herr College die Miene zog, wie ſehr er ſich mit Unwohlſein entſchuldigte, es half nichts. Ausſtecher ließ nicht nach mit Bitten. Zu des Geängſteten größtem Schrecken, ſtellte ſich ſeine Frau nun auch auf Ausſtecher's Seite; denn ſie drückte ſchon die Neugierde, das Haus zu ſehen, von deſſem innerm Schmucke die Damen der Stadt nicht genug zu reden wußten und die Mutter laut glücklich prieſen, welche ihre Tochter einſt an den präſumtiven Univerſalerben des ſteinreichen Ausſtecher's verheirathen könne. Unter allerlei Verwänden waren ſie ſchon eingedrungen und es ſchien, als ſehe es Ausſtecher nicht einmal ungerne. So war denn die Neugierde der Madame Rühle geſtachelt und geſpornt worden und hatte eine mächtige Stärke erreicht.

„Mach' keinen Sprenzpfeffer, Rühlchen," ſagte ſie mit ungemein gewinnendem Tone, „und komm!"

Das war unwiderſtehlich. Rühle ſchlich die Stiege hinauf, zog ſeinen Bratenrock an und ſchritt dann den bittern Weg über den Markt hinüber. Der Mohr fletſchte noch höhniſcher die Zähne, als er es, von drüben geſehen, that. Es drückte Rühle'n faſt die Gurgel zu und das Herz ab.

Die Thüren öffneten ſich endlich und ſie traten ein.

Man hatte nicht zuviel geſagt. Hier herrſchte verſchwenderiſche Pracht. Solchen Luxus hatte die gute Stadt — m noch nicht geſehen und Frau Apotheker

Rühle meinte, sie sei in dem Palaste des Geisterkönigs, der den berühmten Diamanten besaß.

Diese Apotheke! Nein, das mußte selbst Rühle zugestehen, sie ließ, was Eleganz und Solidität betraf, nichts zu wünschen übrig.

Was ihn aber fast zusammendrückte, war das Laboratorium; denn dort standen alle die Apparate wirklich aufs herrlichste, von denen die Visitatoren ihm so oft schon die Ohren vollgeorgelt. Er sah sie zum ersten Male, aber er that, als habe er sie längst gekannt, wie sie Dingler's polytechnisches Journal geschildert. Als er aber die Preise hörte, da tanzten alle diese Apparate wie Höllengeister um ihn herum, und es schwindelte ihm schier.

Frau Rühle drängte, aus der Nähe dieser Retorten und Kolben, Tiegeln und Mörser zu kommen. Selbst Rühle wollte weg; denn es wurde ihm mit jedem Momente zu Muthe, als sehe er schon sein Geld zum Schornsteine hinauslaboriren, da er jetzt alle diese Apparate ja auch kaufen mußte. Ausstecher gab nach, und endete die pharmaceutische Tortur des Collegen, die bei den Platintiegeln begonnen hatte.

Jetzt trat man in die Küche. Hier schien die Hausfrau bereits geschaltet zu haben, so blinkte und glänzte Alles, so vollständig war das Geschirre, so nett, so schön. In den Stuben übertrafen Tapeten, Böden, Spiegel und Geräthe Alles, was das kleine aber ungemein scharfe Auge der Madame Rühle bis jetzt

erblickt. Und gar als sie in den Salon traten! — da dampfte in Meißner Porzellain der duftende Trank Arabiens und der Tisch bog sich von köstlichem Backwerk.

Je mehr Ausstecher bei Rühle verlor, desto höher stiegen seine Fonds bei Madame. Das ist ein Mann, der Welt hat, dachte sie; ein vortrefflicher Mann! Überdieß führte er die kolossale Figur am Arme in allen Zimmern herum, wischte sich den Schweiß ob der schweren Arbeit, aber muckste nicht, sondern erschöpfte sich in den elegantesten Redensarten, wodurch Madame wahrhaft echauffirt wurde vor Vergnügen.

Mit der gewandtesten Artigkeit führte sie Ausstecher zum Ehrenplatz, und bat sie so zart, die Ehre des Hauses zu vertreten, daß es alle Nerven der Glücklichen in harmonische Schwingungen versetzte. Mit Grazie servirte sie den Kaffe.

Und als sie nun so traulich zusammensaßen und Frau Rühle auf beiden Seiten kaute, meinte Rühle, um doch auch 'mal Etwas zu sagen, „es fehle hier jetzt nur noch der rechte Hausfegen (er seufzte tief auf, unterdrückte jedoch den Verräther), nämlich die sinnig ordnende, reinlich waltende Hausfrau."

„Für mich ist Spiel und Tanz vorbei," declamirte komisch Ausstecher; „allein der eigentliche Besitzer ist ein Bursche von vier und zwanzig Jahren, der ganz Ihrer Ansicht ist, Herr Collega!"

„Nun da ist ja die Sorge leicht gehoben;" meinte Rühle.

„Da irren Sie, Wertheſter; darf ich Ihnen im Vertrauen mich äußern, ſo hat er eine vertraute Bekanntſchaft mit einem ebenſo lieblichen, als vortrefflichen Mädchen; allein man ſagt, die Mutter habe einen ſehr entſchiedenen Widerwillen gegen Apotheker —"

„Die Närrin!" plumpſte Rühle heraus, bei dem die Amts- und Standes-Ambition einen hohen Grad erreicht, und den man empfindlicher nicht berühren konnte, als durch Losfahren über die Apotheker.

„Wenn ich auch ſo hart gar nicht zu urtheilen geneigt bin, wie Sie, verehrter Freund, ſo glaube ich, daß im vorliegenden Falle das Urtheil der Mutter ſich doch modificiren würde;" denn fuhr Ausſtecher fort:

1) „Iſt dies Haus mit allen In- und Appertinentien meines Neffen freies Eigenthum. —

2) „Erbt er von mir circa zwanzigtauſend Gulden in baarem Geld, und ein Gütchen von hundert Morgen ꝛc.

3) „Iſt er ein bildſchöner Junge, und

4) „ein in ſeinem Fach excellirender Apotheker, endlich

5) „ein gewandter, gebildeter, ſanfter, guter Menſch"

„Was meinen Sie, Verehrteſte! zu ſolch' einer Partie?" — Mit dieſen Worten wandte ſich Ausſtecher an Madame Rühle.

Sie war etwas verlegen; allein ſie ſammelte ſich und ſagte: „Da müßte ja eine Mutter faſt den Ehrentitel meines Herrn Gemahls verdienen, wenn ſie Nein ſagen ſollte."

„Victoria!“ rief Ausſtecher. „Ich heiße Herbert und werbe hiermit in ſchönſter Form für meinen Neffen, Fritz Herbert, den Gehülfen in Ihrer Officin, um Julchen, Ihre liebenswürdige Tochter.“

Frau Rühle ſaß da wie Lot's Weib. Herr Rühle ſtarrte den Freiwerber an und rief: „Wie! Sie haben Verſtecken's mit uns geſpielt?“

„Es iſt Alles ſo der Plan Julchen's,“ rief der falſche Ausſtecher aus, und wollte berſten vor Lachen.

„Sehen Sie, theuerſte Freunde! Julchen war mit Fritz längſt ein Herz und eine Seele. Ich, ſelbſt Apotheker, treibe es aber nicht, höre von der Sache, komme, ſehe Julchen und verliebe mich ſchier ſelbſt in ſie, bin alſo auf der Stelle einverſtanden mit Fritzen's Liebe.“

„Bekannt mit den Verhältniſſen, erwerbe ich für Fritz die Conceiſion, hier die Zweite zu errichten. Daß Sie ärgerlich über dieſe Zweite ſeien, konnte ich mir denken, und beſtätigte Julchen. — Gerade in dieſer Zeit verläßt Sie Ihr Gehülfe. Julchen ſchickt ihren Fritz her, damit ihn ohne Anſtand und Aufſehen die guten Eltern kennen lernen können. Daß ſie ihn lieb gewönnen, wußte Julchen im Voraus und rechnete darauf, daß ihre gute und richtig urtheilende Mutter bei ihm die Abneigung gegen uns 99r würde fahren laſſen.

„Bei dem Vater rechnete ſie auf die richtige Würdigung wahrer Tüchtigkeit der Kenntniſſe und des

Charakters. Ich alter Narr wurde beauftragt, unter falſchem Namen herzugehen, und die künftige Wohn- und Werkſtätte einzurichten. Voilà tout!

„Nun ſagen Sie Ja, und Alles iſt gut. Julchen wird glücklich, bleibt bei dem guten Mütterchen, und die Zweite iſt fortab kein Dorn in Ihrem Auge, Herr Collega!“

Die Alten rieben ſich die Stirne. „Alle Welt!“ rief plötzlich Madame Rühle, „Sie bekommen Beſuch! — Es fährt ein Wagen vor!“

„Seien Sie ruhig!“ ſprach der Oheim, „Sie erlauben nur einen Augenblick.“ — Er ging.

„Das iſt eine verwetterte Geſchichte, Settchen!“ ſprach Rühle, „was meinſt du dazu?“

„Ja ſagen!“ war die lakoniſche Antwort.

„Meinetwegen!“ entgegnete er — und in dem Momente ging die Thür auf und — Julchen am Arme des Gehülfen Fritz Herbert trat herein.

Sie flog erglühend der Mutter in die Arme.

Fritz trat zu Rühle. „Vergeben Sie,“ ſagte er, „das ganze Poſſenſpiel ging von Julchen aus. Zürnen Sie mir nicht!“

„Sie Galgenvogel!“ lachte Rühle. — „Laſſen Sie mir nur ſolche Poſſen in Zukunft, ſo mag's gut ſein.“

„Darf ich hoffen?“ fragte er.

„In Gottes Namen denn Ja!“ ſagte der Alte und das Gefühl trat in zwei glänzenden Zeugniſſen ihm in die Augen. Fritz umarmte ihn ſtürmiſch.

Die Mutter konnte das geliebte Kind faſt nicht aus ihren Armen laſſen. Auch ſie ſegnete den Bund, und flüſterte in Julchen's Ohr: „Laß Dir nur die Herrſchaft nicht nehmen!“

Die erröthete — aber ſie nickte, bedeutſam lächelnd, der Mutter zu.

Als nun im engen ſchönen Kreiſe Julchen den Eltern unter Lachen und Scherz Alles geſtand und der Oheim zuſetzte, er habe Julchen in dem Wagen, den er ihr hiermit als Hausſteuer ſchenke, abholen laſſen, und Fritz ſei ihr entgegengeeilt, ſo löſten ſich alle Räthſel, und der Pſeudo-Ausſtecher hob das Glas perlenden Champagners und rief:

„Hoch lebe die Zweite!“

Und Alle ſtimmten fröhlich in den Toaſt ein.

Der Freiersmann.

Eine Hunsrücker Dorfgeschichte.

I.

Wer nicht selber freien kann,
Hole sich den Freiersmann.

Volkslied.

Je entfernter eine Gegend von den groſsen Straſsen des Weltverkehres liegt, desto länger erhalten sich Sitten und Gebräuche, ererbt von den Vätern, bei denen sie sich je nach Eigenthümlichkeit des Charakters, der Lebensweise und des Herkommens fest und bestimmt ausgeprägt.

Zu solchen Gegenden ist der Hunsrücken zu rechnen, jenes zwischen Rhein, Mosel und Nahe gelegene Hochland, das an Fruchtbarkeit, Naturschönheit und historischen Denkmalen reich, sehr unverdient in dem Rufe steht, eine rauhe, unwirthbare Gegend zu sein.

Wenn auch hier die moderne Cultur hin und wieder zu lecken beginnt, wenn auch hier die Zeit leider nicht allzu ferne sein dürfte, wo die alte Sitte moderner Verflachung weichen wird, so ist doch zur Zeit noch das Alte in Ehren, so liegt im biedern, treufrommen Charakter des Volkes noch ein mächtiger Damm, und da es kaum zu erwarten steht, daſs eine Eisenbahn diese Höhen und Thäler, Fluren, Wälder und Wiesen durchschneide, so wird auch der entsittlichende und nivellirende Touristenweltstrom kaum seine Wogen aus-

breiten. In diesem frischen und schönen Landstriche, fast in der Mitte der angegebenen Flußgrenzen, liegt eins jener stattlichen Dörfer, denen man den Wohlstand von ferne ansieht, wenn auch die wohlbestellten Fluren, die saftigen Wiesengründe, der jene und diese fast von allen Seiten dunkel begrenzende Hochwald, einen solchen Schluß nicht von vornherein rechtfertigten.

Inmitten des Dorfes steht auf einer hügelartigen Erhöhung die Kirche, deren Bauart zwar nichts Bedeutendes hat, deren schmucke Erscheinung aber auf den Werth schließen läßt, welchen das Kirchspiel auf die Stätte seiner Anbetung legt.

Vor der Kirche, wenn auch Etwas tiefer, breitet sich ein freier Platz aus, in dessen Mitte die uralte, an Höhe mit dem Kirchthurme wetteifernde Linde steht, unter deren schützenden Aesten seit mehr denn einem Jahrhunderte die Gemeinde tagt, wenn der Schulze sie zu gemeinsamen Berathungen ruft.

Nicht regelmäßig reihen sich die Häuser in langen, geraden Gassen an die Kirche, sondern Gärten liegen dazwischen; Wiesengärten mit Obstbäumen schließen sich hinten an die Häuser. Dadurch tritt eins zurück, das andere rückt vor; aber es ist frisches Grün zwischen den Gehöften, und das Wohnen darin ist anmuthig und gesund. Nachbarn sind sich nahe genug zur Hilfe und ferne genug zum Streite.

In diesem Dorfe, dessen Namen aus Gründen nicht genannt wird, die darin liegen, daß von Lebenden

nicht gut reden ist, wohnte ein Bauer, der Michel mit seinem Taufnamen geheißen, und seine Frau Eva. Aus beiden Vornamen der Eltern bildet sich meist die Bezeichnung der Familie im alltäglichen Verkehre. So hieß die Familie Evemichel's im ganzen Dorfe. Daß der Name der Frau voransteht, ist ein allgemeiner Brauch.

Evemichel's waren reich. Wo ein Acker sich zu einem oder mehreren Morgen dehnte, da war er Evemichel's; wo eine fette Grummetwiese lag, da gehörte sie ihnen. Und daß der alte Evemichel auch Kapitalien auf Handschriften ausstehen hatte, war kein Geheimniß. Die glänzendsten und größten Kühe, die stattlichsten Pferde und in der Regel die schönsten Fohlen, die bei der Probebesichtigung mit R gebrannt wurden, hatte er.

Evemichel's hatten nur zwei Kinder, einen Sohn, Evemichel's Jacob, der in Berlin bei der Königsgarde diente, was schon von selbst soviel heißt, als er war Einer der schönsten Bursche, denn zur Garde nahm die Departementscommission nur die größten und schönsten unter der waffenfähigen Mannschaft, und eine Tochter, Margreth, die unstreitig das schönste Mädchen auf zwanzig Stunden war. Sie konnte sich in der Ernte den ganzen Tag der Sonne aussetzen und blieb weiß wie Schnee. Man meinte, die bräunende Sonnengluth habe ordentlich Scheu, solche Haut zu bescheinen. Ihre großen Augen, so mild in ihrem Ausdrucke, waren blau wie der Himmel. Ein Borsdorfer Apfel hat so rothe Bäckchen nicht wie Margreth, und der schöne

Flachs, den ihr Vater zog, konnte sich mit der reichen Fülle ihrer blonden Haare nicht vergleichen lassen; denn sie hingen wie ein glänzender Mantel um sie und reichten bis zur Hüfte. Dabei war sie gewachsen wie eine Tanne. Kurz, wer Etwas an ihr tadeln wollte, müßte ihr Feind oder ein Narr gewesen sein, der nicht gewußt hätte, was schön sei.

Über Margreth's Schönheit ging ihr Ruf. Fleißig wie ihre Mutter, sittig und sittsam wie diese gewesen, sanft und still und gegen die Armen so gibbelgäbig, wie nur Jemand im Dorfe, — so war sie von Allen anerkannt. Nichts wunderte aber die Leute so sehr, als daß sie keinen Bursch hatte. Es war auch zu verwundern. Wo ist denn heutzutage ein Mädchen, das jung, schön und reich ist, das nicht auch seinen Schatz hat? Manche Bursche, die für mit dem Maule waren und gerne ußten, nannten sie eine Nonne, weil sie Abends nicht in Maien *) kam, und an der Kerwe **) nur bis zehn Uhr beim Tanze blieb. Das Mädchen kümmerte sich darum nicht.

Manche meinten: sie habe eine Kartoffel, wo Andere das Herz hätten, und wollte ledig bleiben, aber da irrten sie. Margreth hatte das poppernde Mädchenherz so gut in der Brust wie jede Andere, und sah mit ihren blauen Augen auch, daß Martin's Fritz schöner

*) Abendgesellschaft, besondere an Sonntags Abenden.
**) Kirchweihe.

war, als Barthel's Franz und Kasper's Andres, und die alle Drei gingen ihr zu gefallen.

Ihre Mutter sagte: „Margreth, fang' mir mit Keinem ein Gehänge an. Es darf dir Einer besser gefallen, als der Andere, ich kann aber das Gehänge nicht leiden!"

Dem gehorchte sie; allein sie schlief hinten hinaus und alle Abends schlich der hübsche Martin's Fritz in den Grasgarten oder die Pütz, wie er auch heißt, und fing mit ihr zu plaudern an, wenn sie im Fenster lag, das war ja kein Gehänge! Das wußte auch kein Mensch im Dorf, und die Zwei verriethen auch einander nicht. Nun, sie waren Nachbarskinder; waren mit einander in die Schule gegangen und mit einander confirmirt worden, und jetzt gefielen sie sich noch viel besser wie damals. Martin's Fritz war auch ein kreuzbraver Bursch, ein reicher Bursch, ein einziger Sohn — aber gegen seinen Vater, als er noch lebte, trug der Evemichel einen Groll; denn er hatte über die Dachtraufe seiner Scheuer, die in Martin's Garten fiel, mit ihm procesßt und er den Proceß verloren, das vergaß er nicht. Martin's Fritz hauste mit seiner Mutter, und die starb ihm an der hitzigen Brustkrankheit. Da mußte er heirathen. Er hatte auch unter der Königsgarde gedient und war nun in der Landwehr, konnte also heirathen.

Eines Abends sagte er: „Margrethchen, jetzt muß ich heirathen Nimmst du mich?"

Margreth wurde roth bis in die Ohrläppchen und ſchwieg.

„Magſt du mich nicht?“ fragte er beſorgt. „Sag'!“

„Geh' zu meinem Vater!“ flüſterte ſie raſch und machte das Fenſter zu.

Das war ihm genug geſagt und er ging fröhlich heim; aber daheim fiel ihm das Herz in die Schuhe, denn er dachte an Evemichel's Haß gegen ſeinen verſtorbenen Vater, der auch auf ihn überging, denn er hatte müſſen einen Kandel ans Scheuerdach machen und das hatte ihn viel Geld gekoſtet. Was war da zu thun?

Jede Ehe wird auf dem Hunsrücken noch durch einen Freiersmann geſchloſſen. Zu ſolchem Geſchäft eignet ſich nicht Jeder, weil es manchem ſonſt braven Mann an der nöthigen Würde und Beredſamkeit fehlt. Meiſt gewinnt Einer als Freiersmann Ruf und Anſehen, und weiß er ſich darin zu behaupten, ſo wird ſicherlich ſelten eine Ehe geſchloſſen, ohne daß er Freiersmann geweſen iſt. Dies Geſchäft iſt vortheilhaft. Es bringt ein ſtattliches Trinkgeld ein, berechtigt zum Hochzeitsſchmaus und ſichert lebenslänglichen Einfluß in der neu gegründeten Familie.

Wenn man von der Kirche rechts in die Berngaſſe einbog, ſo ſtand neben dem Backhaus am Brunnen ein ſchönes Haus. Darin wohnte der rothe Balthes. Das Bonmot: Roth kam von den Haaren, die jene Farbe trugen, welche man flammend nennen konnte, und die

gekräuſelt waren, wie die eines Negers. Obgleich man das Sprichwort hat: „Rothe Haare und Erlenholz wachſen auf übelm Boden," ſo iſt's doch nicht allemal wahr. Der Balthes war trotz ſeiner rothen Haare ein ordentlicher Mann. Er verſtand aber das Freien aus dem FF und hatte ein Plauderment wie ein Winkeladvocat oder ſogenannter Ferkelſtecher. Was der nicht rund brachte, blieb eckig in alle Ewigkeit. Schon gar manche recht glückliche Ehe hatte er fertig gebracht. Daher kam's, daß er aller Welt Freiersmann war und in dem Geſchäftsfache eines Rufes genoß, den er mit Keinem theilte.

Sonntags Mittags ſaß der rothe Balthes am Tiſche. Vor ihm lag die große Baſeler Bibel, darin er den Text las. Seine Frau hatte das Geſangbuch. Kinder hatte der rothe Balthes nicht.

Da ging die Thür auf, und Barthel's Franz, der Wagner, trat herein und ſagte: „Guten Tag, Cumpeer!"

Balthes, der im Sonntagsnachmittagswamms und im grauen Sammtkäppchen, das mit Marderpelz verbrämt war, daſaß, grüßte: „Großen Dank!" und rückte das Käppchen.

„Was bringſt du, Franz?" fragte er. „Du kannſt bei meiner Frau reden; du weißt, ſie hört nicht gut!"

Dem war ſo und Franz ſagte: „Cumpeer, ich bringe nicht viel, aber mein Vater will, ich ſoll heirathen."

„Da hat er Recht!" ſagte Balthes.

„Da soll ich Euch fragen, ob Ihr mein Freiersmann werden wolltet gegen Erkenntlichkeit.“

Dabei legte er zwei Thaler in Balthes Hand.

„Das läßt sich hören, sprach der Taube, als er eine Ohrfeige bekam,“ — entgegnete der rothe Balthes und steckte schmunzelnd die zwei Thaler in die Tasche.

„Wer ist denn deine Auserwählte?“

„Evemichel's Margreth!“ versetzte Franz.

„Ei sieh' 'mal da!“ rief Balthes. „Du bist kein Narr und auch kein Esel. Wenn ich meine Frau nicht hätte, gefiel die mir auch, denn sie ist die Krone der Mädchen weit und breit. Will sehen, Franz, was ich mache, und glückt's, so soll mich's freuen.“

Damit wollte Franz sich schieben, aber Balthes sagte: „Komm' auf den Sonntag wieder, so sollst du hören, wie es steht.“

Nun ging er mit freundlichem Adjes und empfahl noch die Sache mit den Worten: „Sparet keine Worte, Cumpeer, es soll auch weiter Euer Schaden nicht sein.“

Als er draußen war, besah Balthes die Thaler mit Vergnügen und sagte zu seiner Frau: „Das ist verdient, Agnes,“ und sie nickte lächelnd.

Gleich darauf geht die Thür auf und Kasper's Andres trat herein, grüßte freundlich und meinte, es sei schön Wetter heute.

„O ja,“ versetzte der rothe Balthes und sagte: „Setz' dich, Andres. Du kommst auch nicht um des schönen Wetters Willen zu mir. Geb' acht, ich rath's?“

„Rathet einmal!“ ſagte lachend Andres.

„Du haſt drüben zu F. ein Körbchen gekriegt, und nun ſoll ich wieder einen Henkel dazu machen!“

„O nein,“ verſetzte Andres. „Das kann ich ſelbſt. Eine reiche und hübſche Frau ſollt Ihr mir verſchaffen. Den Korb könnt Ihr für Euch behalten.“

„Da hätt' ich was Rechts!“ rief der Balthes.

„Nun, wenn Ihr einen Korb wollt, ſo kauft Euch einen, hier iſt ein Thaler!“ Damit drückte er ihm einen Fünffrankenthaler in die Hand.

„Da will ichs verſuchen,“ ſprach lachend Balthes; „obwohl der noch nicht recht ſchön wird.“

„Ei, hintennach zahl' ich, daß er Euch doch gefällt“ — ergänzte Andres.

„Aber ſag' 'mal,“ hob Balthes an, „ich meine, du führteſt Schneider's Lene nach?“

„Nachführen und heirathen iſt zweierlei,“ ſagte Andres mit einem pfiffigen Schmunzeln.

„So?“ war Balthes Antwort. „Recht iſt's nicht! Das Mädchen, das man nachführt, ſoll man auch heirathen“

„Wollt's auch,“ ſagte Andres ernſt; „aber mein Vater will einmal, ich ſoll Evemichel's Margrethchen heirathen.“

„Und da machſt du nicht viel Sprenzpfeffer, nicht wahr? Glaub's auch. Das Mädchen iſt wie aus einem Kaufladen, ſo hübſch und nett.“

Das ſagte Balthes lachend, und der Andres meinte:

er habe ſo weit nicht vom Ziele getroffen, denn das Mädchen habe es Allen angethan: nur ſei ſie ſo ſtrüf *), und man meine, ſie könne keine Drei zählen; aber er hab's doch herausgeknöchelt, daß ſie eine Tochter Eva's ſei, denn er meine, der Martin's Fritz wiſſe, wie ein Küßchen von ihr ſo ſüß ſei.

„Was?" fragte Balthes eifrig. „Meinſt du? Sollt' das ſein? Meiner Treu! das wär' ein Paar, wie's die Tauben ſeiner nicht zuſammentragen."

„Der Martin's Fritz ſoll ſich's aber vergehen laſſen!" rief der Andres. „Wenn er auch ein ſchön Sachſpiel **) hat, ſo hat der alte Evemichel den Dachtraufproceß noch in den Gedärmen liegen wie einen harten Stein. Ihr wiſſet, daß der lieber Alles vergißt, als verlorenes Geld. Nun, er hat auch Recht. Was hätt's dem Martin gethan, wenn er die Traufe hätt' in ſeinen Garten fallen laſſen? Man muß nicht ſo obſtinat ſein."

„So?" ſagte Balthes. „Hätt' mein Lebtag nicht geglaubt, daß du ſo ein Lämmchen wärſt, das ſich ſo ſtille ſcheeren ließe! Man verſieht ſich doch an Niemand mehr, wie an den Leuten! Um was handelte es ſich doch, als du dem Barthel den Arm entzwei ſchlugſt?"

„Der hat angefangen!" rief Andres, „und es war auf dem Nonnkircher Markte, wo es, wie Ihr wißt, ſelten glatt abgeht."

---

*) Spröde. **) Viel Habe.

„Ich meine," sagte der Balthes, „er hätte ein Fenster in seine Stube brechen wollen, das in Eure Pütz ging?"

„So war's auch," sagte Andres; „aber es war doch kein Proceß!"

„Freilich," entgegnete Balthes, „du zahltest den Gregorius *) und die Salben in der Apothek, und ackertest ihm sein Feld, weil er nicht konnte. Nun, das war nichts als ein Stopfen ins Maul! — Kostete aber viel!"

„Ob nun der fette Vergleich oder dort der magere Proceß mehr war, weiß ich nicht; das weiß ich aber, daß der Barthel des Evemichel's Schwager ist."

„Himmel und Erde!" rief Andres, „das wäre schlimm, wenn er noch dran dächte!"

„Kurze Gedanken und lange Bratwürste sind hübsche Sachen," versetzte der rothe Balthes, „aber ich glaub', der Evemichel hat beides lang."

„Meint Ihr?" fragte Andres.

„Was kann man meinen?" war Balthes Antwort. „Wart's ab, sagt der Jekuf."

Nicht ganz geheuer war's dem Andres, als er ging.

Balthes sagte zu seiner Frau: „Zwei Thaler und ein Thaler macht drei Thaler und noch zehn Groschen. Das ist ein guter Taglohn heute, Agnes, meinst du nicht?"

---

*) Chirurgus.

„Du haſt aber dem Andres den Kümmel gerieben!“ ſagte ſie.

„Das iſt ein frecher Bub' und meint, er wäre überall Hahn im Korbe,“ ſagte der Balthes; „dem muß man ein bischen aufpochen. Weißt du, wem ich das Mädchen gönnte? dem Fritz! Ob es wahr iſt, daß es die Zwei mit einander haben, wie die Buben die Vogelsneſter?“

Als er eben dieſe Worte geredet, trat Fritz herein. Er war des Balthes naher Verwandter.

„Ei Vetter!“ rief ihm der Balthes zu, „du ſiehſt ja drein wie geronnene Milch! Hat dich der Evemichel bei dem Margrethchen ertappt?“ — Er dachte: friſchweg kommſt du der Sache auf den Grund!

„Vetter, ſcherzt nicht,“ ſagte Fritz, aber er war roth geworden wie ein Mädchen. „Wie ſollt' der mich ertappen? Ich habe nichts mit dem Mädchen!“

„Es vielleicht mit dir,“ bemerkte ſpottend Balthes. „Das koſtet ein Geld.“

„Wie kommt Ihr zu ſolchen Reden?“ fragte Fritz ärgerlich.

„Der Andres ſagte eben, du wüßteſt, wie ein Kuß von ihren rothen Lippen ſchmeckte.“

„Der Eſel!“ rief zornig der Jüngling. „Wart', ich ſtopf' ihm ſein böſes Maul. Das iſt Grimm, weil das Mädchen dem Krakeeler abſchlug, mit ihm auf die Kerwe zu gehen!“

„Mit dir wär's wohl lieber gegangen?“ fragte liſtig Balthes.

„Wer weiß es?“ war Fritzen's Antwort.

„Ich!“ rief Balthes.

„So wißt Ihr mehr wie ich,“ verſetzte Fritz.

„Oder weniger!“ fiel ihm Balthes ſchnell ins Wort. „Vorgeſtern Abend ſtand Einer bei dem Margrethchen am Hinterfenſter, der meinem Vetter Fritz glich, wie ein Haar dem andern auf meinem Kopfe, denn ſie ſind alle roth. Meinſt du, ich wäre blind, Bübchen?“ ſetzte er lachend hinzu, „brauchſt nicht roth zu werden, ich hab's gerade ſo gemacht. Gelt, Agnes? Und einen Kuß in Ehren kann Niemand wehren.“

Der Fritz ſtampfte mit dem Fuß auf. „Verdammt!“ rief er. „Ich kam zu früh.“

„Glaub's auch,“ ſagte Balthes. „Alſo ſonſt kamſt du ſpäter? Aha, der Vogel ſitzt im Meiſenkarren, Agnes!“

Beide lachten laut auf; am Ende lachte Fritz mit.

„Weil's Euch denn bekannt iſt, will ich's nicht leugnen,“ ſagte er. „Ja, Vetter, wir haben uns lieb, und darum komm' ich, Euch um Euer Wort beim Evemichel zu bitten. Ich will's kurz machen.“

„Ach, du armer Fritz,“ ſagte Balthes, „du biſt der Dritte, der heute kommt und um das Mädchen will gefreit haben.“

Fritz erbleichte. „Wer iſt's denn geweſen?“ fragte er.

Balthes nannte ſie. „Alle Beide ſchwere Burſche,“ ſagte er. „So ſchwer wie du auch! Und der alte Evemichel hat auf deinen Vater einen alten Pick. Hält er den noch, dann ſteht's ſchlimm.“

Fritz saß lange stille da und sah in eine Ecke. Dann seufzte er tief auf und Agnes meinte, es habe so feucht in seinen Augenwinkeln geglänzt

„Vetter," sagte er, „Ihr seid mein nächster Verwandter, habt stets wie ein Vater an mir gethan. Glaubt Ihr, daß sie eines Anderen Frau wird?"

„Kind, Kind," sagte Balthes, „du vergißt, daß ich des Menschen Gedanken nicht kenne. Die sind nur Gott bekannt. Aber gesetzt auch, es schlüge fehl, willst du auf und davon gehen?"

„Ja," sagte Fritz fest; „dann capitulir' ich und werde Soldat. Mir kräht kein Hahn nach!"

„Aber ein Paar schöne Augen weinen dir nach," sagte Agnes.

„Aber," entgegnete Fritz, „ein Paar schöne Augen dürfen wir dann nicht mehr lächeln!"

„Das ist wahr," sagte Agnes, die Base. „Es sollte mir leid um euch Beide thun. Balthes," wandte sie sich an diesen: „Rede süß wie Honig und beweglich wie der Pfarrer, wenn er über den Jüngling von Nain predigt. Ein Menschenherz ist kein Wacken, *) und dir ist schon Manches gelungen."

Balthes strich durch die rothen Haare: „Könnt' ich euch zusammenbringen, so wollt' ich hüpfen vor Freude! Ich will Alles überlegen und — verlaß dich drauf, was ich dir thue, thue ich Niemanden sonst."

---

*) Quarz.

Fritz drückte seine Hand und ging. Geld gab er nicht. Es wäre eine Beleidigung gewesen.

Abends paßte der Andres auf; aber Fritz ahnte es und — kam nicht. So war's auch an den folgenden Abenden. Und da Balthes im Wirthshause den Andres einen Lügner nannte, so zerschlug sich das Gerede bald wieder. Dem Fritz aber empfahl er Vorsicht, denn erfuhr's der Alte, so war vollends Feuer im Dache.

II.

Wie lang bleibt doch der Freiersmann,
Ich kann es kaum erwarten.
Freischütz.

„Gut Ding will Weile haben," sagte der rothe Balthes, als seine Frau, die Agnes, sagte: „Du vergißt ja ganz deiner Freierei!" „Für Drei an Einer freien!" rief Balthes, „das ist mir noch nicht vorgekommen. Meinst du, das wär' so leicht, als Haselnüsse krachen? Da es aber heute Sonntag ist, so geh' und hol' mir den Hochzeitsrock, und ich will sehen, wie's ablauft."

Agnes holte den Rock und den Hut, und Balthes schritt ganz pathetisch in Evemichel's.

Margrethchen sah ihn am Fenster. Als er aber sein spitzbübisches Gesicht machte, mit den Augen blinzelte und ihr zunickte, da floh sie wie ein gescheuchtes

Reh in ihr Stübchen und betete leise weinend zu Gott, daß er ihrer Eltern Herz zu ihrem Glücke wende.

Die Alten, Eva und Michel, waren allein.

Die Sitte fordert, daß man den Freiersmann, wenn er willkommen ist, mit Ehren empfange. Heißt ihn die Mutter sich setzen, so ist das eine gute Vorbedeutung. Trägt sie Butter, Käse und ein Glas Schnapps auf, so ist hundert gegen eins, seferne man um den werbenden Jüngling weiß, daß ihm ein Korb bevorsteht.

Balthes trat mit Würde und Anstand ein. Er grüßte sehr höflich.

„Großen Dank, Cumpeer," sagte Michel, und die Mutter rückte einen Holzstuhl und sagte: „Setzt Euch, Cumpeer Balthes;" aber sie holte kein Essen.

Das geht gut! dachte dieser und sagte: „Geht's bald ans Flachsbrechen und ans Dreschen?"

„Mit dem Flachsbrechen," sagte Michel, „wird meine Eve und Margreth fertig, aber zum Dreschen fehlen die zwei Arme in Berlin."

„Freilich," entgegnete Balthes, aber ich wüßte Rath?"

„Welchen?" fragte Michel.

„Schafft Euch zwei andere an die Stelle, Cumpeer!" sagte Balthes.

„Ihr habt Recht," sagte Michel, der wohl verstand, wohin Balthes steuerte, aber der Sitte gemäß ausbeugte: „ich will mir zu Weihnachten Rubhirtens Peter

als Knecht dingen; das ist ein tüchtiger Kerl, der Armschmalz und guten Willen hat."

„Dem müßt Ihr vierzig Thaler und die Kost nebst doppeltem Zubehöre geben," sprach Balthes; „mein Rath ist besser. Ein Schwiegersohn schaffet umsonst."

„Ihr habt gut reden," sagte Michel. „Wo soll der herkommen?"

„Ich habe Drei für Einen in dem Sacke," sagte Balthes.

„Wenn ich auch das für einen Scherz nehme," sagte Michel, „so dürft' ich eben auch im Scherze sagen: so stellt sie auf den Tisch!"

„Cumpeer," sagte Balthes und stand auf, „dies Mal hat der Scherz ein Ende. Es ist so. Ich komme für Drei als Freiersmann"

„Ihr treibt Euren Spaß weit!" versetzte Michel

„Bei Gott, ich scherze nicht!" rief Balthes.

„Ach du lieber Gott!" rief die Mutter aus und schlug die Hände zusammen. „Drei! da würde unser einem ja die Wahl schwer!"

„Unversucht schmeckt nicht," entgegnete Balthes. „Darf ich reden?"

„Redet, Cumpeer, ich höre!" versetzte Michel, und die Spannung seiner Seele leuchtete aus jedem seiner Züge.

„Fürs Erste," hob Balthes an, „hat Euch Gott mit einer Tochter gesegnet, die ihres Gleichen sucht und nicht findet, sowohl an Schönheit der Leibesgestalt, als

an Fleiß, Sittſamkeit und Tugend. Da iſt es kein Wunder, wenn außer den Augen der jungen Burſche auch die der Väter und Mütter auf ſo eine Perle fallen. Da iſt zuerſt der Berthel im Unterviertel, der hat einen braven Sohn, den Franz. Er hat gedient, iſt in der Landwehr, verſteht ſein Ackern und Säen und hat ſein ſchönes Haus nebſt Zubehör, wie Ihr wißt, und ſein gutes Handwerk. Dreißig Morgen Acker ſind ſein Erbe, und zehn Morgen Wieſen ſind auch ein Wort. Im Rech grenzt Ihr an ihn, im Langberg, im Graben, und wenn ich alle die Aecker nennen wollte, wo er neben Euch liegt, und wo alſo die jungen Leute gleich ein ſchönes Stück zuſammen liegen hätten, ſo hätt' ich viel zu thun; Ihr wißt das beſſer. Drum komm' ich und werbe für ihn um Euer Kind, und wünſche, daß Ihr Ja. ſaget."

„Das Wort iſt gut," ſagte Michel mit ernſter Miene, „aber Ihr ſprachet von Drei, Gumpeer; ich will keinem auf die Zehen treten. Laßt hören, wer die zwei Anderen ſind, damit ich meinen Entſchluß faſſe."

„Nun," hob der rothe Balthes wieder an, „der andere iſt Kaspar's Andres. Zwar iſt er ein wenig ein Krakeler, aber die raufigen Burſche geben die beſten Männer. Jugend hat nicht Tugend, das Alter aber Weisheit auf dem Kopf, und Weisheit drin. Es iſt ſchon Mancher ein tüchtiger Hausmann und Ehemann geworden, der ein luſtiger und trutziger Burſche war, und auf dem Nonnkircher Markte ſtark dreinſchlug.

Ich denke," sagte Balthes mit einem schalkigen Lachen, „das wißt Ihr am besten an Euch selbst. Was aber seine Sach' betrifft, so wißt Ihr, daß er ein reicher Bursch ist und nur mit Zwei theilt."

„Alles wahr," sagte Michel. „Wer ist der Dritte?"

„Das ist der bravste, schönste, fleißigste Jungbursch im Dorfe, der Herr seiner Sach', Herr im eigenen schönen Hause, Scheuer und Hof ist; der unstreitig die schönsten Äcker und Wiesen hat, der nie Streit, nie Schlägerei hatte, nie vor Amt war, niemals besoffen gesehen wurde, und der Euch, seine Schwiegereltern, auf den Händen tragen würde; ich meine Euern Nachbar, Martin's Fritz."

Als Balthes den Namen aussprach, blickte Eva mit dem Ausdrucke der Besorgniß auf Michel's Gesicht. Er sah kalt und gleichgiltig zur Erde, doch zuckte ein unverkennbarer Unmuth über die Züge, als Balthes den Namen nannte. Kein Wort kam indeß über die Lippe.

Balthes griff in die Tasche und zog ein Papier heraus, das er Michel hinreichte. „Ihr wißt," sagte er dabei, „wir haben keine Kinder und keine nahen Erben. Wir können mit unserer Sach' machen, was wir wollen. Da haben wir's denn dem braven Fritz vermacht. Das bleibt aber unter uns hier gesagt!"

Der Alte las es durch und gab's zurück, ohne seine Miene nur ein kleinwenig zu verändern.

Balthes wartete eine Weile, dann sagte er: „Nun, wie steht's?"

„Wie soll's stehen?" sagte Michel. „Laßt mir acht Tage Bedenkzeit. So etwas will überlegt sein."

Damit mußte sich der Balthes zufrieden geben. Er blieb noch ein Weilchen, dann sagte er gute Nacht und ging heim.

„Das ist eine kuriose Geschichte!" sprach kleinlaut Eva. „Andere kriegen keine, Margreth Drei auf einmal. Soll ich's ihr sagen?"

„Drückt's dir schon wieder das Herz ab?" fragte Michel zornig „Kann doch so eine Weibszunge nicht ruhen noch rasten, bis sie gepappelt hat, was sie weiß. Ich sage dir, das Mädchen darf's nicht wissen, und du schweigst!"

Das war eine kräftige Ordre, die sie sich zu Herzen nahm. In ihrer Ehe bestand Frieden, denn Eva war eine kluge Frau. Sie wußte, wo sie schweigen mußte, und that's Wenn sie auch die Hosen nicht hatte, so ging doch gar Vieles nach ihrem Sinn, ohne daß es Michel merkte. Sie wußte so geschickt die Sache einzufädeln, daß er meinte, ihre Gedanken seien seine eigenen, und das ist so die rechte Art pfiffiger Weiber. Diesmal schwieg sie, aber als sich Abends Michel im Bett herumwarf, sagte sie: „Hast du Leibpein? Soll ich dir ein Schnäppschen holen?" Sie wußte aber recht gut, wo die Pein saß.

„Nein," sagte er, „die verfluchte Geschichte geht mir im Kopfe herum, daß ich gar nicht einschlafen kann. Der Franz gefiel mir am besten, aber seine

Mutter ist eine Kratzbürste. Da ist mir mein Kind zu lieb, als daß es als Schnerch *) solch einer Zaunscheere zwischen die Messer kommen sollte. Die sollt's wüst **) beschneiden und ihm das Mus auf dem Kopfe hacken. Sie ist ein rauhelich ***) Weibsbild, die mit Niemand im Frieden lebt. Der Bub' ist sonst so so — la la!"

„Ach, leider ja," sagte Eva. „Ich sehe doch, wie du ein recht treuer Vater bist. Obgleich du Herr im Hause bist, so muß ich doch auch sagen, der gefiele mir gar nicht für unser schönes Kind."

„Und der Andres," fuhr, geschmeichelt durch das Anerkenntniß seiner Hausherrschaft, Michel fort, „ist ein grober Krakeeler, der den Leuten gleich Arm und Beine entzweischlägt. Denkst du noch an die letzte Geschichte?"

„Freilich denk' ich dran!" seufzte Eva. „Der würde mit seinem Hitzkopf auch 'mal unser Kind traktiren." †)

„Er hat keinen Respect vor dem Alter," fuhr Michel fort, „und am Ende schlüg' er mir selbst 'mal eins über's Dach." ††)

„Du gäbst ihm zwar Kapital und Zins zurück,"

---

*) Schwiegertochter.

**) Häßlich.

***) Inbegriff alles Dessen, was zu verabscheuen ist.

†) Durchprügeln.

††) Kopf.

versetzte Eva, „aber es wäre doch erstaunlich schlimm, wenn mir so den Leuten im Munde herumgingen, und wer sich die Nase abschneidet, schändet sein Angesicht, sagt das Sprüchwort."

„Und vollends der Fritz," fuhr Michel fort, „ich kann den Proceß nicht vergessen!"

„Den hat er ja nicht geführt," bemerkte Eva, „und —"

„Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme," fiel ihr der Mann in die Rede.

„Aber er ist brav," sagte sie.

„Er ist so ein Duckmäuser und haben's alle hinter den Ohren!" sagte er.

„Bedenk' aber einmal, es ist keine Schwiegermutter im Hause, das Gehöfte grenzt an uns. Er hat herrliche Äcker und das Vermächtniß!"

„Alles gut," entgegnete Michel, „aber der rothe Balthes hat böse Milch getrunken und — rothe Haare! Der kann's noch hundertmal umstoßen — und in Summa — ich will Den nicht zum Eidam, dessen Vater mich vor Amt brachte; denn meine Eltern und Großeltern konnten zu ihrem Ruhme sagen: sie seien nie vor der Herrschaft gewesen, und um den Ruhm hat mich sein Vater gebracht. Still von Dem, da wird nun und nimmer etwas draus!"

Damit legte er sich herum.

„Aber was willst du denn thun, Michelchen?" fragte die Frau mit einem Seufzer.

„Nichts!“ war die Antwort.

„Aber was ſoll das heißen?“ fragte ſie noch einmal.

„Sie kriegen alle einen Korb und damit holla!“ Das Holla war immer das letzte Punktum. Hatte Michel das ausgeſprochen, ſo biß keine Maus mehr einen Faden ab. Fünf Minuten ſpäter ſchnarchte er, und das war das ſichere Zeichen tiefen Schlafes.

„Armes Kind!“ ſeufzte die Mutter, denn ſie allein ahnete, daß Fritz ihres Kindes Herz beſaß.

III.

Es könnte wohl ein Jawort ſein,
Doch iſt es jetzt ein Nein.
Es iſt ein kitzlich Ding das Frei'n.
Drum rath' ich, laß es ſein!

Volkslied

Der rothe Balthes war richtig nach acht Tagen wieder da, ſeinen Beſcheid zu holen, aber er ſah ſchon an Michel's krauſer Stirne, daß das Wetter nicht klar war, und Margrethchen's rothgeweinte Augen waren auch keine Freudenboten. „Es muß gewagt ſein,“ hatte er zu ſich ſelbſt geſagt, und ſo trat er feſt in die Stube, wo ſein Gruß höflich erwiedert wurde.

Alsbald kam Eva, ſetzte Butter, Käſe, Brod und ein Glas Branntwein auf den Tiſch, und lud Balthes ein, zuzulangen.

„Danke," ſagte er; „ich ſehe ſchon, woher der Wind weht. Macht's kurz, Cumpeer Michel, macht's kurz, denn mir braucht man nicht mit dem Scheuerthor zu winken. Alſo alle Drei abgewieſen?"

„Fragen und anworten macht die Rede," ſagte Michel. „Seht Ihr, Cumpeer Balthes, ich hab' mir die Sache überlegt. Mein Kind iſt noch jung; die Mutter will's noch beſſer in der Haushaltung anführen. Es iſt aller Ehren werth, was Ihr mir angetragen, aber ich möchte von den Burſchen keinen beleidigen. Darum mein' ich ſo, es wär' beſſer, ich gäb das Mädchen keinem von den Drei."

„Ihr habt Eueren freien Willen," ſagte Balthes: „aber Mädchen und Eier ſoll man nicht lang aufheben, ſagt das Sprüchwort. Doch — thut, was Ihr wollt. Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich. Wär ich an Euerer Stelle, ich hätt's dem Fritz gegeben, der iſt der bravſte von Allen."

„Der," fiel ihm Michel in die Rede; „nein, der kriegt ſie niemals. Ich kann den Proceß nicht vergeſſen."

„Der Chriſt ſoll vergeſſen," ſagte Balthes. „Unſer Herrgott kann einen heimſuchen, Cumpeer, vergeßt das nicht! Doch, ich hab hier nichts mehr zu thun."

Er nahm ſeinen Hut und ging mit kurzem Gruß.

Abends kam Franz.

„Wie ſteht's?" fragte er.

„Du haſt einen Korb," ſagte Balthes. „Tröſte dich."

Franz kratzte ſich hinter den Ohren. „Wenn's nur Niemand erfährt," ſagte er.

„Sollt ich dir rathen, ſo freiteſt du morgen ſchon an des Müllers Stinchen. Das iſt auch ein hübſches Mädchen und kriegt was Schönes mit."

„Meiner Seel! Ihr habt recht," ſagte Franz. „Mein Vater meint das auch, wenn's etwa mit der Evemichel's Margreth nichts wäre. Thuet mir den Gefallen und freiet für mich bei ihr."

Als er fort war, ſagte Balthes: „Agnes, wie gefällt dir das?"

„Er iſt leicht getröſtet," antwortete ſie, „und die Lieb' iſt nicht weit her. Er hat die Äcker heirathen wollen, das Mädchen nicht. Wohl ihr!"

Nicht lange darnach kam auch der Andres. Er lachte laut auf, als er eintrat.

„Ich komme, mein Urtheil zu holen, ſteht's gut?"

„Hätt'ſt du nicht den Arm zerſchlagen," ſagte Balthes.

„Ei, du alter Spitzbube!" rief der Andres. „Hat er daran gedacht. Alſo nichts! Pah, was mach' ich mir draus! Schneider's Lene bleibt mir doch, und heute hab ich einſtweilen den Alten gefragt. Dem iſt's recht. Sagt dem Evemichel, er ſollt' mir aus der Bahn bleiben, ſonſt ſteh' ich ihm nicht für ſeinen Arm! Das Mädel ſoll er in den Glasſchrank ſtellen, daß es nicht roſtig wird. Kommt, Balthes, geht mit mir ins Wirthshaus, ich zahl' ein paar Scheppen."

„Mag heute nicht," ſagte Balthes.

„Dann Adjes!" rief Andres, ſeinen Zorn verbergend, und ging.

„Auch leicht getröſtet, obgleich der Schimpf ihm nahe geht," ſagte Balthes zu ſeiner Frau.

„Der verdient's nicht beſſer," meinte Agnes. „Es iſt mir lieb um das ſchöne Mädchen"

„Aber geb' acht, das Schwerſte kommt noch"

Es war mittlerweile die Dämmerung gekommen. Jetzt ſchlich Fritz in die Stube.

„Wollte Gott, ich könnt' dir Gutes ſagen," nahm Balthes das Wort, als ſich Fritz ſtill in die Ofenecke ſetzte; „aber der Alte iſt hart wie Stein. Von dir will er nichts wiſſen, weil dein Vater ihn vor Gericht gebracht. Schlag' dir das Mädchen aus dem Sinne, Fritz!"

„Ich kann nicht," ſagte Fritz, und ſeine Stimme zitterte.

„Iſt alle Hoffnung aus?" fragte er nach einer Weile.

„Ja," war Balthes kurze, aber entſcheidende Antwort. „Du kriegſt das Mädchen nicht mit ſeinem Willen."

„Und ohne ihn nimmt ſie mich nicht," ſagte Fritz. „So bleibt mir nichts übrig, als was ich geſagt. Mein Gut verpacht' ich, mein Haus miethet der Leinenweber Peter, und ich geh' unter die Soldaten. Trifft mich eine Kugel, ſo iſt's aus, und Hab' und Gut verſchreib ich der lieben Margreth."

Agnes ſchluchzte leiſe. Balthes ſaß ſtille da. „Fritz,“ ſagte er endlich, „mach' keine Bubenſtreiche, die dich heut' oder morgen reuen. Ich weiß, das Mädchen bleibt dir treu. Laß Gras drüber wachſen. Wer weiß, wie bald ſich die Geſtalt der Sachen ändert. Man muß nicht gleich verzagen, wenn einem nicht Alles nach Sinn geht. Die Mutter, das hab' ich weg, iſt dir gut. So ein Tröpflein nach dem andern höhlt auch den härteſten Stein aus. Halte dich ſtill, thue deine Arbeit und laß Gott ſorgen. Sollſt du ſie haben, und der Pfarrer ſagt ja, die rechten Ehen würden im Himmel geſchloſſen, ſo mag der Alte ſich drehen, wie er will, du kriegſt dein Mädchen doch. Sollt's nicht ſein, ſo haſt du zum Fortlaufen immer noch Zeit, und die Welt iſt dir nicht zugenagelt. Das iſt ſo meine Meinung, und ſie iſt gut.“

„Gewiß,“ ſagte Agnes. „Ich bin mit der Eva confirmirt worden, ich will mit ihr reden. Du kannſt dich drauf verlaſſen.“

So und mit noch viel anderen Reden brachten ſie endlich den Fritz herum, daß er ſeinen Plan vorerſt aufgab; aber es war ein tiefes Leid in ſeiner Seele, und als er wegging im Dunkel, ſagte Agnes mit Thränen: „Da ſieht man die rechte Lieb', die warm im Herzen ſitzt. Ich habe wohl das leiſe Wort gehört, das er ſo heraushauchte: Ach, wär' ſie doch bettelarm! Siehſt du, Balthes, der will das Mädchen und nicht ſein Geld und ſeine Äcker, und nicht, weil's ſein Vater will!“

„Weiß es wohl," ſagte Balthes, „drum thut's mir auch leid. Der Alte vergißt niemals eine Beleidigung, aber ich hab' ihm geſagt, der liebe Gott könnt einen naſſen,*) daß man mürbe würde, der meint aber, reiche Leute treffe der liebe Gott nicht. Es iſt auch noch nicht aller Tage Abend da! Mich jammert das ſchöne, gute Mädchen ſo viel, wie der Fritz. Die Zwei ſind offenbar für einander geſchaffen, denn ein ſchöneres und braveres Paar kenne ich nicht. Was ich thun kann, thue ich gewiß, ſie zuſammenzubringen."

All die gute Meinung des Freiersmannes blieb aber ohne Erfolg. Der alte Evemichel wankte nicht; Agnes redete mit Eva und ſagte ihr, wie Margreth und Fritz ſich lieb hätten. Eva ſeufzte. „Weiß es wohl," hatte ſie geſagt, aber hinzugefügt: „Meines Mannes Sinn iſt nicht zu brechen. Mein Kind ſeh' ich mit Herzeleid hinwelken und kann nicht helfen. Er iſt wie mit Blindheit geſchlagen, er ſieht des Kindes Leid nicht und wie ſeine Wangen bleichen. Gott helfe uns!"

Der Fritz ging ſtill und traurig herum. Man ſah ihn nicht in den Maien der jungen Leute. Er ſaß bei Balthes. An der Kerwe war er nicht bei der Muſik, ſondern über Feld gegangen. Mit Margreth durfte er auch nicht koſen am Fenſterlein, denn der Andres paßte ihm auf, und hörte es der alte Evemichel, ſo

*) Beugen, ſchwer treffen.

war der Teufel ganz los, und Margreth hatte die Geschichte auszutunken.

Margreth litt viel. Alle Lebensluft schien aus der muntern Seele gewichen. Sie sang nicht mehr zu ihrer Arbeit, sie mochte nicht mehr Maien gehen, sie weigerte sich, an der Kerwe die Musik zu besuchen, sie blieb daheim, und die Mutter mochte ihr zureden, wie sie wollte, ihre Thränen flossen.

Die beiden anderen Freier hatten sich über das empfangene Körbchen bald getröstet; denn etwa sechs Wochen später hielt Franz Hochzeit mit der Müllerstochter, und nicht lange darnach Andres mit Schneider's Lene.

Für Margreth fehlte es an Freiern nicht, aber Balthes sagte zu ihnen: „Gebt's auf, Ihr kriegt das Mädchen nicht," und sie ließen's. Ein auswärtiger Bursche hatte auch gefreit und der alte Evemichel hätt's gern gesehen, aber das Mädchen sagte: „Ich heirathe nicht!" Und dies Wort sprach sie mit solcher Bestimmtheit, daß Michel erschrack. Dann sagte er: „Meinetwegen, so mag sie der Jacob in die Haushaltung schlachten!" *)

Er war ein harter Mann.

Im Advent aber ereignete sich ein Unglück, dessen Umfang Niemand ahnete.

---

*) Eine beliebte Redensart, die aus dem bäuerlichen Leben genommen ist, wenn auch sehr trivialen Ursprunges.

In einem Häuschen in der Borngasse brach Feuer aus. Dort standen noch Häuser und Scheuern, die Strohdächer hatten, rechte Träger der Flammen. Unglücklicherweise grenzte an Evemichel's Haus eines Nachbars Scheuer, die noch ein solches Dach deckte. Im Zeitraume einer Viertelstunde standen zwölf Gebäude, volle Scheuern und Häuser, in lichten Flammen. Es war ein Feuermeer, wie man es niemals erlebt. Ein wilder Nordwind blies mit unwiderstehlicher Macht, und trug die Büschel brennenden Strohes weit über die Brandstätte hinaus. Alle Leute hatten den Kopf verloren, und wenn nicht die Nachbarn von anderen Dörfern herbeigeeilt wären, würde ohne Zweifel das ganze Dorf eine Beute des Feuers geworden sein.

Als trotz alles Arbeitens auch die Scheuer neben Evemichel's Haus zündete, stürzte Fritz in Evemichel's Haus. „Rettet, was Ihr könnt," rief er. „Schaffet Alles in mein Haus, das steht frei und sicher!"

Michel stand leichenblaß da und rief: „Faß an, Fritz, und helf' uns!" Auch Balthes und Agnes kamen. Man trug Kisten und Kasten, Betten, Weißzeug, Zinn, Alles von Werth, hinüber in Fritzen's Haus; aber es half Nichts.

Als sie noch unten räumten, brannte schon die Scheuer und oben das Haus, und als der eisigkalte Morgen tagte, war Alles ein rauchender Trümmerhaufen.

Es ist in der That so, wie der rothe Balthes

gesagt hatte, ein reicher Bauer meint, des lieben Herrgotts Arm reiche nicht zu ihm hinan; Unglück sei nur für Bettelleute. Trifft's darum einmal so Einen, so geberdet er sich wie unsinnig. Gerade so ging's mit dem alten Evemichel, der hatte auch den Kopf vollends verloren. Es schien, als sei er innerlich zusammengeknickt. Immer klang des rothen Balthes Wort ihm in den Ohren: Der liebe Gott kann Einen knassen; man muß verzeihen!

Morgens holte Balthes alle Drei, den Michel, die Eva und Margrethchen in sein Haus und machte einen Kaffe, wie Kindtaufkaffe so stark. Der erquickte sie; aber aus Eva's Augen rieselten Thränen, Margreth saß stille da und Michel starrte in eine Ecke, und hörte und sah nicht.

Als der Kaffe getrunken war, ergriff Balthes Michel's Hand und sagte: „Cumpeer, ich meine, jetzt sollte man in die Zukunft denken, nämlich, wo Ihr eine Unterkunft findet. Es ist Winter, da ist nicht zu spaßen und zum Bauen ist's keine Zeit."

„So?" fragte Michel ganz verwirrt. „Ja, aber wo sollen drei Menschen und ihre gerettete Sach' unterkommen, wo? frag' ich."

„Ich weiß Rath," sagte Balthes.

„Du!" rief Michel.

„Ja, ich," entgegnete Balthes. „Der Martin's Fritz ist bei mir gewesen," sagte er. „Der will Soldat werden freiwillig, und da er dann sein Haus nicht

braucht, will's der Jung Euch geben ohne Zins, bis Ihr gebauet habt, und wenn's drei Jahre währt."

Michel war geizig. An die Möglichkeit eines solchen Anerbietens hätte er in seinem Leben nicht gedacht; darum überraschte es ihn über die Maßen. Er glaubte es nicht.

„Balthes," sagte er, „zum Stußmachen *) ist jetzt keine Zeit, und ich bin zu alt dazu, daß so ein Milchbart Spott mit mir treibt."

„Seid Ihr toll, Cumpeer?" fragte eifrig der rothe Balthes. „Meint Ihr, der Fritz spaße, oder ich treibe Stuß mit Euch oder Utz **) in Eurem Unglück? Fehlgeschossen! Wir zwei sind keine Buben mehr, die Schneeballen machen! Ich sag' Euch, es ist purer, steifer Ernst."

Margreth zerdrückte zwei heiße Thränen, und doch lag etwas Frohes in ihrer Brust, denn Fritz handelte brav.

„Umsonst wohnen Bettelleute," sprach Michel, bei dem sich, Fritz gegenüber, der Bauernstolz dehnte. „Soll ich wohnen in Martin's Fritz seinem Hause, so will ich Zins geben. Ein Bettler bin ich noch nicht. Warum will aber der Bub' Soldat werden?"

„Weil Ihr ihm die Margreth nicht geben wollt," sagte rasch Balthes.

Margreth eilte weinend hinaus.

---

*) Spaß **) Spott.

„Das ist so Bubentrotz," rief der Alte. „Was liegt aber mir dran? Er mag gehen und sich die Hörner ablaufen."

„Ich möcht's nicht auf meinem Gewissen haben, aus Haß gegen den verstorbenen Vater den Sohn in die Welt und in den Krieg zu treiben, wo er todtgeschossen werden kann,, oder krumm und lahm," versetzte Balthes. „Meiner Seel! Ihr seid doch geknaft worden vom lieben Gott. Ist denn Euer harter Sinn noch nicht erweicht? Seht zu, seht zu, daß Euch Gott nicht noch härter heimsucht." Mit diesen Worten ging er hinaus.

Wer in Evemichel's Seele hätte lesen können, würde einem mächtigen Kampfe begegnet sein. Daß Balthes sein Unglück als ein Strafgericht Gottes dargestellt, das über ihn gekommen sei wegen seines harten Kopfs und Herzens, das fuhr wie ein zermalmender Blitz in seine Seele; daß er an des Martin's Fritz seinem Unglücke sollte Schuld sein, das ergriff ihn mit Gewalt und rüttelte sein Gewissen aufs Neue aus dem Schlummer der Selbstgenügsamkeit auf. Und nun sollte er in sein Haus ziehen, zu ihm? Da strebte der Stolz entgegen. Und doch — wohin sonst? Es waren neun Familien obdachlos. Er hatte viel gerettet. Wo sollte er's bergen, wo wohnen? Und es war Winter.

Das ging in seiner Seele durcheinander, wie wenn der Sturm die Wellen hebt und senkt, und heftig durcheinanderwirft und rüttelt.

Eva saß in der Ecke und weinte. Sie sah, daß die Seele ihres Mannes viel arbeitete, darum wagte sie's nicht, jetzt mit ihm zu reden. Sie meinte auch, es sei besser, ihn sich selbst zu überlassen, damit sich der Sturm friedlich lege. Wußte sie doch aus Erfahrung, daß, wenn sie jetzt ihm zuredete, er gewiß das Entgegengesetzte von dem wählen würde, wofür sie redete.

Er stand auf, ging auf und nieder, rückte das Käppchen von einem Ohre zum andern, kratzte sich, brummte halblaut, ohne daß zu verstehen war, was er sagte. Zuletzt knöpfte er seinen Brustlatz *) auf und der Länge nach wieder zu. Das war das Zeichen der heftigsten Gemüthsbewegung.

„Soll ich bei dem Sohne meines Feindes wohnen, umsonst, wie ein herumziehender Kesselflicker?" rief er plötzlich stillstehend aus. „Nein! lieber will ich unter freiem Himmel campiren! **) Schmach und Drangsal ist über mich gekommen, aber betteln will ich nicht, lieber sterben!"

Das Wort schnitt Eva durch die Seele und ihr Inneres empörte sich. „Michel, Michel!" rief sie aus, „die Hand des Herrn hat dich gefaßt, aber dein Hochmuth ist noch nicht gebeugt, dein hartes Herz noch nicht

---

*) Weste.

**) Der Hunsrücker hat manche Worte von den Franzosen gelernt, die ihn lange genug gequält haben.

gebrochen. Meinſt du, er könne dich nicht noch tiefer knaſſen und knicken? Siehe zu, Gott läßt ſich nicht ſpotten!"

Michel fuhr zuſammen, als ſchlüg' ihn Jemand auf den Kopf. Er mochte geglaubt haben, er ſei allein in der Stube. Das Wort Eva's hatte ihn erſchüttert.

Eine Weile ſtand er wie eine Bildſäule da; dann fragte er kleinlaut: „Was ſoll ich denn thun?"

Das war noch nicht vorgekommen. Eva war klug und benutzte den glücklichen Augenblick. „Vergib," ſagte ſie, „daß dir Gott vergebe!"

Er ſetzte ſich ſtill in die Ecke. Sein Geſicht war bleich. Darauf ſtützte er den Kopf in die Hand. So ſaß er gewiß eine Viertelſtunde. Er ſchnaufte ordentlich, ſo ſchwer athmete er aus der belaſteten Bruſt. Endlich ſchien's ihm leichter zu werden. Er ſtand auf und rief zur Thüre hinaus: „Balthes, Cumpeer!"

Balthes kam herein.

„Ich ſeh's wohl ein, ich muß in Martin's ziehen. Geht doch 'mal zu dem Fritz und fragt nach dem Jahrzins. Umſonſt will und kann ich nicht wohnen."

„Der Fritz war bei mir," ſagte Balthes. „Er hat ſein Bett oben in unſere Stubenkammer aufgeſchlagen."

„Warum?" fragte Michel erſtaunt.

„Ei, wie fragt Ihr doch ſo dumm," rief Balthes. „Meint Ihr, der Fritz wolle Euch das Herzeleid machen, ihn alle Tage zu ſehen?"

Michel ließ den Kopf ſinken.

„Meiner Seel!“ fuhr Balthes fort, „der hat auch Ehr' im Leib und will nicht, daß der, der ihn haßt —“

„Wer ſagt denn das?“ fragte kleinlaut Michel.

„Ha, ha, ha!“ lachte Balthes. „Am Ende ſoll er meinen, wenn Ihr ihm eine Ohrfeige gebet, es ſei geſchmeichelt!“

„Wer thut denn das?“ fragte noch kleinlauter Michel.

„Wer?“ rief Balthes. „Soll ich antworten wie die kleinen Kinder: der Vetter Bär? — Ich denke, wir ſind Beide keine Buben mehr. Entweder müßt' ich vergeſſen haben, was ſeit vier Wochen vorfiel, oder Ihr habt mit dem Gedächtniſſe den harten Kopf verloren. Doch will ich thun, was Ihr ſagt.“ Er ging ins Dorf.

Während dieſes Geſprächs und der nun folgenden Stille weinte Eva heiße Thränen.

Endlich ſagte ſie: „Der Fritz denkt beſſer wie du. Er will aus deinem Unglück keinen Vortheil für ſich ziehen. Er will ſelbſt nicht in Margreth's Nähe bleiben, um ihren guten Ruf nicht ins Gerede zu bringen. Du biſt blind in deinem Stolze. Geh' an die rauchenden Trümmer deines Hauſes und brüſte dich! Du biſt ein verbrannter Mann wie die Anderen auch; die ſind demüthig. Du dankſt nicht Gott, daß er dir Mittel ließ, dir wieder ein Haus zu bauen, du legſt den Starrkopf nicht ab, nicht den Hochmuth,

nicht den Haß und Zorn. Du bringst Unheil über uns Alle."

Was sie hier sagte, hätte sie ihr Lebtag nicht zu sagen gewagt, und zu anderen Zeiten hätt's ein Donnerwetter mit Blitz und Donner gegeben. Jetzt ließ er's still über sich ergehen und seufzte nur.

Nach einer halben Stunde kam Balthes.

„Nun, wie steht's?" fragte Michel.

„Wenn Ihr's anders nicht thun wollt, so sollt Ihr den Miethzins selbst bestimmen; aber Fritz will ihn nicht, sondern er schenkt ihn dem Schusterandres, der arm und am härtesten durch den Brand geschlagen ist."

„Gott lohn's ihm!" rief Eva aus und faltete ihre Hände wie zum Gebete.

„Gut," sagte Michel, „so zahl' ich zwanzig Gulden."

Das war ein hoher Miethzins nach Ortsgebrauch und Balthes sah ihn mit Erstaunen an.

„Ist's wahr?" fragte er.

„Freilich!" war Michel's Antwort.

IV.

Heut' ist nicht gestern und gestern nicht heut',
Und was ich gestern that, heute mich reu't,
Aber daß ich dich noch gestern geküßt,
Reu't mich nicht, wenn ich auch sterben heut' müßt'!

Volkslied.

Am Neujahrstage war's, als der Balthes mit einem „Prost Neujahr" in Michel's Stube trat, das heißt in Martin's Fritz seinem Hause, in das er gezogen war.

Nachdem der Wunsch erwiedert war, sagte Balthes: „Das war aber eine Schießerei *) diese Nacht. Ihr müßt ja gar nicht haben schlafen können.“

„Ich hab' sie bei den Henker gewünscht,“ sagte Michel.

„Und Euch doch gefreut,“ setzte Balthes hinzu, „denn es ist doch eine Ehre für Euer Kind.“

Das konnte er nicht leugnen. „Ich möcht' wissen, wer's war,“ sagte er,

„Wer's war?“ fiel Balthes ein. „Das kann ich Euch sagen, Cumpeer; es war der Fritz.“

Drauf schwieg Michel stockmäuschenstill und sah zum Fenster hinaus. Gerade zur Seite des Gartens lag Michel's Scheuer, die der Brand verschont hatte. An der Seite derselben, wo der Kandel in Folge des Processes lag, stand eine Reihe prächtiger Obstbäume.

„Ich muß doch sagen,“ fing er nach einer Weile an, „dem Martin that ich doch Unrecht, daß ich ihm den Proceß so übel nahm. Wenn die Dachtraufe in seinen Garten fiele, so hätt' er die schönen Bäume nicht setzen können.“

Eva, die am Ofen saß, fuhr ordentlich herum, als erschrecke sie, und sah ihren Mann an.

„Seht Ihr das doch ein?“ sagte Balthes schmun-

---

*) Das Schießen am Neujahrstage ist eine Liebesprobe. Wird dem Mädchen recht toll geschossen, so weiß Jeder, daß des Schatzes Liebe stark ist.

zelnd. „Ich hab's schon lang eingesehen. Hättet Ihr's denn geschehen lassen?“

„Nein,“ sagte Michel fest.

„Aha!“ rief Balthes. „Ich merke immer an meinen Birnen, wenn die anderer Leute reif sind. Der Reichthum macht aber die Augen blind, das Herz hart, und wer zum Frieden räth, dem weist er die Thüre.“

Der Michel ging hinaus und sagte kein Wort. Aus der Kammer trat rosig und holdselig Margrethchen jetzt heraus zu Balthes und der Mutter.

„Eva,“ sagte Balthes schelmisch lachend, „wißt Ihr auch, warum Eures Kindes Backen heut' so roth sind?“

„Nun?“ fragte sie lächelnd.

„Für jeden Schuß einen Kuß! Himmel, da brennt's!“ rief Balthes.

Das Mädchen grollte. „Ihr wißt doch Alles besser, als andere Leute,“ sagte sie verweisend. „Schämt Euch!“

„Eh!“ rief Balthes und neigte sich vor, daß er ihr in die Augen sehen konnte — „stand ich nicht an der Scheuer? Sah ich's nicht? Du kannst mir's glauben, den Fritz reut's nicht!“

Wie der Blitz war die glühende Jungfrau zur Thüre draußen.

Balthes lachte laut auf. Er neigte sich aber zu Eva und sagte: „Merkt Ihr, daß der Wind umgeschlagen hat? Es gibt Thauwetter. Heut' Mittag komm' ich als Freiersmann wieder.“ Und mit dem Worte lief er zur Thüre hinaus.

Mittags saßen die zwei Alten wieder allein; da kam Balthes im Hochzeitsrock.

Michel machte große Augen.

„Ich will's kurz machen," sagte Balthes. „Martin's Fritz möchte nochmals geziemend um Euer Margrethchen werben."

Eva schlich zum Manne und flüsterte ihm ins Ohr: „Soll ich die Eier backen?"

„Meinetwegen," flüsterte Michel entgegen, „schneid' aber tüchtig Speck hinein, ich esse das gern."

Nun eilte die Mutter hinaus und ließ die zwei Männer allein verhandeln.

Als sie ein prasselnd Feuer gemacht, die Pfanne aufgestellt, Speckschnitten hineingelegt, daß sie zischten, und nun die Eier ungezählt in die Pfanne schlug, kam Margreth und sah staunend die Anstalten.

„Was gibt's, Mutter?" fragte sie.

„Es ist ein Freiersmann da," entgegnete ernst die Mutter.

Da erbleichte das blühende Mädchen zur Todesblässe und mußte sich an dem alten Küchentische halten, daß sie nicht zusammenbrach. „Ach Gott!" seufzte sie. „Mutter, wer ist's denn?"

„Der Balthes," sagte die Mutter.

„Für wen freit er denn?" hauchte kaum hörbar das Mädchen.

„Für deinen lieben Fritz!" platzte die Mutter heraus, aber sie hatte es zu bereuen, denn der plötz-

liche Übergang von der Todesangst zur Himmelsluft war zu gewaltig, als daß die Wirkung hätte ausbleiben können. Sie sank nieder. Sie schrie laut auf, und die Männer stürzten herbei.

„Was gibt's?" riefen Beide in großer Angst.

Eva erzählte.

„O, die Freude tödtet so leicht nicht," sagte Balthes, und ließ sich Essig geben, womit er sie anwusch.

Als Margreth die Augen aufschlug, löste sich ein tiefer Seufzer aus Michel's Brust. „Gott sei Dank!" rief er aus, „daß du lebst. Wir hätten ja sonst heut' Abend keinen Handstreich *) halten können."

„Eilt das so?" fragte die Mutter.

„Ich will's," sagte Michel. „Backe Kuchen, und Balthes, Ihr könnt die Freunde laden."

„Juchhei!" rief Balthes und rannte, gegen alle Gravität des Freiersmannes sündigend, und Speck und Eier im Stiche lassend, davon.

Im Hause Evemichel's wurde aber nun in aller Eile Teig eingerührt, und Margrethchen ging's wie Pulver von der Hand. Schon vor acht Uhr kamen die mürben, dampfenden Kuchen aus dem Ofen im Haus, und waren meisterlich gerathen. Die Gäste kamen, und um halb neun Uhr drückte der glückliche

*) Verlobung, weil Braut und Bräutigam die Hände zusammenfügen.

Bräutigam das reiche Handgeld *) in die Hand der verschämten, aber seligen Braut.

In vier Wochen war Hochzeit, und gerade am Abend vorher kam Jacob von Berlin zurück. Er hatte ausgedient. Fritz aber trug zwischen Tag und Dunkel sein Bett wieder aus Balthasar's in sein Haus zurück, denn nun brauchte er ja das liebe Mädchen nicht mehr zu meiden — sie war sein liebes Weib!

Michel sagte später zu Eva, als sie wieder im neuaufgebauten Hause wohnten, und auch der Jacob eine brave Schnerch ins Haus gebracht: „Du hattest recht, ich war blind! Gottlob, daß ich sehend wurde, und die Unglücksflammen meines Hauses haben mir auf den rechten Weg geleuchtet."

„Das ist Alles wahr," sagte Eva, „vergiß aber nicht, daß der Freiersmann dir eine gute Augensalbe bereitete." Und Balthes, der Freiersmann, blieb allzeit in hohen Ehren bei den Alten wie bei den glücklichen Jungen.

---

*) Eine alte Sitte. Je lieber er die Braut hat, desto reicher ist das Handgeld.

Ein Stücklein von der Mosel

Rheinische
Dorfgeschichten.

Wohlfeile Auswahl in vier Bänden

aus den

gesammelten Erzählungen

von

W. O. von Horn.

Dritter Band.

Mit Illustrationen vom Professor L. Richter.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

1854.

Kgl. Prov. Bibl.
Berlin

Gedruckt bei J. D. Sauerländer.

Inhalt.

	Seite
Die Geschichte von den zwei Müllerskindern.	1
Das Original. Ein Stücklein	143
Ein Stücklein von der Mosel	163
Heirathsgeschichten. Erzählungen im Abendkreise meines Oheims	209

Die Geſchichte

von den

zwei Müllerskindern.

Von dem Idar, der sein Haupt so stolz über das schöne Land des Hunsrückens hinaushebt, schweift der Blick weithin über die Wälder, Fluren und Wiesen, die so wunderschön in diesem Hochland abwechseln; er ruht aus auf den Kirchthürmen, die aus den Thälern und Gründen auftauchen, und er labt sich an dem frischen Grün, das ihm überall entgegentritt. Von der Kuppe des Idar mag man leicht die Wasserscheide des Hochlandes erkennen, die von seinem Fuße gegen die Höhe der „Struth" bei Oberwesel sich hinzieht, und die Gewässer, deren Quellen hier sprudeln, theils links hinab zum Rinnsal der Mosel, theils rechtshin in das entferntere, aber unaussprechlich reizende Thal entsendet, wo die Nahe ihre Wellen dem Rheine zuwälzt, in dessen grünlicher Fluth sie verschwindet.

Die Bäche, welche dem Thale der Nahe entgegenrollen, haben durch die lieblichsten Wiesenthäler ihren schlängelnden Verlauf. Reiche Quellen mehren ihren Wasserreichthum, bis sie durch die dunkeln Schluchten, die der Soonwald krönt, sich hindurchwinden und ihre Fluth mit der Nahe mischen. Es müssen fürchterliche Gewässer einst gewesen sein, als sie diese schwarzen Melaphyrkolosse durchbrachen und die Spalten zu Thälern auswuschen, die freilich wohl heute noch

mitunter so enge sind, daß des Wanderers Fuß umsonst sich einen Pfad suchen würde, der ihn an den schwarzen Wänden vorüberleite, die himmelhoch anstehen.

Drei Bäche sind es, die sich durch Größe und zeitweise Wildheit auszeichnen: die Kir, welche, nahe ihrer Mündung, den Namen Hahnenbach annimmt; die Simmer und der Guldenbach. Die Erstere bricht sich durch mächtige Melaphyrberge den Weg zu ihrer Mündung, nachdem sie weither durch die Schieferberge floß in einem Thale, das so reich an bezaubernder Schönheit ist und in seinem Schooße eine uralte Raugrafenburg birgt, die eine schauerliche Einsamkeit umgibt. Sie treibt gar manches Mühlrad; grüßt die alte Burg Wartenstein auf ihrem stolzen Felsen; eilt an dem prachtvollen Felslabyrinthe vorüber, wo über dem Dörfchen Callenfels im zerklüfteten Gesteine die Mauern dreier Burgen, die von Stein-Callenfels, trauern, und strömt dann an der Kirburg vorüber, mitten durch das betriebsame Städtchen Kirn, der Nahe zu.

Die Simmer hat einen weitern Weg zurückzulegen, ehe auch sie in der Nahe ihr Grab findet. Nachdem sie die alte Stadt Simmern durchschnitten, wo einst die Herzöge von Pfalz-Simmern Hof hielten und ihres Stammes Viele in der stillen Gruft der Kirche ruhen; nachdem sie die schöne Kirche des uralten und reichen Klosters Ravengiersburg gegrüßt, bricht sie in die

ſchwarzen Felſen hinein und umſchäumt ihren Fuß; drängt ſich an den Burgen Heinzenberg und Dhaun vorüber, wird der Induſtrie noch dienſtbar, und ſucht dann den mütterlichen Schooß der Nahe im ſchönſten Theil ihres Thales, im Simmerer-Grunde, oberhalb Martinſtein.

Der Guldenbach, gediegenes Gold führend, wenn auch nicht in californiſcher Fülle, ſchlängelt ſich durch ſaftige Wieſengründe lange Zeit; treibt eine Menge Mühlen nebſt zwei großartigen Eiſenhüttenwerken; durchſtrömt das herrlich gelegene Städtchen Stromberg; windet ſich um die Höhe, auf welcher die uralte Reichsburg thront, welcher erſt die neueſte Zeit, ohne alles Recht, den Namen Fuſtenburg beigelegt; tritt dann in die mächtigen Sandſteinfelſen und eilt der Nahe zu, das Loos ihrer beiden Schweſtern zu theilen.

Wild und unbändig ſind dieſe Bäche, wenn Herbſt- und Frühlingsregen ihre Fluth geſchwellt, oder wenn der Schnee des Hochlandes vor dem milden Sonnenſtrahle ſchmilzt Dann ſchäumen ſie auf in wilder Luſt; peitſchen die Felſen, daß der weiße Giſcht hochaufbrauſt und rollen das Geſtein fort, daß es ſchauerlich dröhnt; aber ſieht man ſie in den Tagen des hohen Sommers, ſo iſt es, als hätten die durſtigen Sonnenſtrahlen ſie ausgetrunken und, daß ſie wild werden könnten, das klingt wie ein Mährlein. Sie ſchleichen dahin, und höchſtens da ſchäumen ſie einmal auf, wo ein Felsblock in ihrem Wege liegt, oder wo ihr winterlicher Zornmuth eine uralte Erle oder einen knorrigen

Weidenſtamm entwurzelte, der noch in ihrem Bette ruht.

In dieſen Bächen ſteht die ſcheue Forelle; da ſtreicht der gierige Hecht ſeiner Beute nach; da hält der Krebs ſeine nächtliche Wanderung. In den Büſchen ihrer Ufer niſtet ein Heer von Nachtigallen und an den Seiten der Felſen wohnt die Droſſel in Schaaren. Häufig tritt der Hochwald bis an ſie heran, wenn nicht die betriebſame Menſchenhand ihn verdrängt hat und der Flug ſeine Furchen zieht oder die Wieſe ſie beherrſcht mit ihrem Blumenteppich. Meiſt aber umſäumen ſie dunkle Erlen und bleichgrüne Weiden. Wer ihrem Laufe nachgeht, findet Landſchaften von überraſchender Schönheit, oft wild und ſchauerlich, aber von einer Einſamkeit und einem Naturfrieden überhaucht, den Worte zu ſchildern unfähig ſind, den nur ein dichteriſches Gemüth zu empfinden und zu würdigen vermag.

Es war in der Mitte der dreißiger Jahre, als ich oft und auf längere Zeit in dieſen Bergen lebte, und an ihren Schönheiten meine Seele ergötzend, da gerade weilte, wo es mir gefiel. Es war ein herrlicher Sommer und gerne weilte ich an ſchattigen Stellen, wo ich mich dem Zuge der Gedanken und Empfindungen ungehemmt überlaſſen konnte.

Eines Tages war ich lange umhergewandert und war endlich, in den Felſen umherkletternd, an einer Stelle angelangt, die einen ſo magiſchen Einfluß übte, daß ich mich auf das weiche Moos niederließ, welches

ſich am Fuß einer weitäſtigen und ſchattigen Buche ausbreitete, und dort mein einfaches Mahl hielt, das ich in einer Waidmannstaſche bei mir trug. Ich will es verſuchen, die Stelle zu beſchreiben, obwohl meine Schilderung nur annähernd das wiederzugeben vermag, was mein trunkener Blick beherrſchte.

Es war ein hoher Berg, einer jener mächtigen Melaphyrkoloſſe, auf dem ich meinen Ruhepunkt gewählt. Er fiel faſt ſenkrecht zum Bach ab. Nur hier und da wuchs eine Cornelkirſche oder ein Prunus Mahaleb an der Felswand, deren Gipfel den ſchönſten Buchwald trug. In ein einſames Thal fiel der Blick. Drunten ſchäumte der Bach über Felstrümmer, aber an ſeiner linken Seite, da, wo der gegenüberliegende Berg weiter zurücktrat, zog ſich ein Wieſengrund hin, von einer unbeſchreiblichen Friſche und Schönheit. An beiden Ufern des Baches ſtanden hohe Erlen, Silberpappeln und Weiden. An einem hohen Wehr brach ſich ſeine Fluth in ſchäumendem Zorne. Von dem Wehr bog links ein breiter Mühlteich, dunkel von Erlen beſchattet, ab und trieb die Räder zweier, maleriſch liegender Mühlen, die etwa nur fünf- bis ſechshundert Schritte auseinander lagen. Über die obere dieſer beiden Mühlen ragte eine uralte Linde, und breitete ihre ſchirmenden Äſte ſo weit aus, daß ſie faſt die Gebäude verdeckte, während die untere, von Obſtbäumen umgeben, nicht weniger friedlich dalag.

Jenſeit des Wieſengrundes ſtieg der gegenüber

liegende Berg ziemlich jähe an; aber seine Seiten bedeckte ein dichtes Gebüsch und seine Stirne krönten die prächtigen Ruinen einer Burg, die einst ein mächtiges Geschlecht in ihren Mauern mußte beherbergt haben; denn sie waren weitausgedehnt und der stolze Thurm sah noch gebieterisch in das Thal, als wollte er die Jahrhunderte dauernde Herrschaft noch heute geltend machen, nachdem doch der Schild über dem Sarge des letzten Sprossen des Geschlechtes zerbrochen worden war und die Burg in Trümmern lag Wandte sich mein Blick zur Seite, so öffnete sich dort ein lieblicher Thalkessel, rings von Burgen umschlossen, in dessen üppigem Schooß ein stattliches Kirchdorf lag, von Fluren und einem Haine der schönsten Obstbäume umgürtet. An den Sonnenseiten der Berge grünte die Rebe in üppiger Fülle. Über diesem reizenden Landschaftsbilde wölbte sich der tiefblaue Himmel in vollster Reinheit, und die Strahlen der Mittagssonne vergoldeten die Mauern der zerstörten Feste und die Gipfel der Berge, während das Mühlenthal drunten theilweise im erquickenden Schatten lag.

Es ist hier am Ort, einen Augenblick bei mir selbst zu verweilen. Möge es der freundliche Leserkreis mir zu Gute halten! Von meiner Kindheit an trug ich eine nie vergangene Verliebe für einsam liegende Mühlen. So als Müller dort zu leben, wo das Wasser rauscht und die Erlenwipfel sich im Winde wiegen; in solcher friedlichen Stille und Einsamkeit mein Leben verrauschen

zu laſſen, war ein Traum, dem ich mit ſeltener Vorliebe mich hingab, und — der noch heute mich feſſeln kann. Wo mir auf meinem Lebensweg eine ſchöne Mühle begegnete, da weilte ich gern und konnte oft nur mit einem Seufzer, daß mir das Geſchick des liebſten Wunſches Erfüllung verſagte, den Blick davon abwenden. So war denn auch hier wieder die alte Liebe rege geworden und mein Auge hing an den beiden Mühlen mit ſehnſüchtigem Verlangen. Wie glücklich würdeſt du dich fühlen, dachte ich, könnteſt du dort leben! Welch ein Paradies wollte ich mir da gründen!

Die geſchäftige Einbildungskraft begann ihre Farben zu miſchen und ihren Pinſel zu führen, und bald geſtaltete ſich das lieblichſte Bild in meiner Seele, und ich verſank in jene Träumereien, die mich ſo oft ſchon über rauhe Lebenswege mild und freundlich wegleiteten, die aber dann in der Regel auch die umgebende Welt ganz in den Hintergrund treten ließen.

So hatte ich es denn auch jetzt nicht wahrgenommen, daß ſich Jemand mir näherte.

Die entſetzlich nüchterne, unpoetiſche Frage: „Ob ich einen Waffenpaß habe?“ weckte mich ſehr unangenehm aus meinen Träumen auf. Ich blickte empor und ſah neben mir den Flurſchützen ſtehen, der auf meine Büchſe deutete, welche am Stamme der Buche lehnte, unter deren Schirmdach ich ſaß.

Ich glaube, der Ausdruck meiner Züge war nicht eben ſehr freundlich, als ich ſo an dem Manne hinauf-

sah; allein sie nahmen, das fühlte ich, schnell den der Freundlichkeit an, nachdem ihn mein Auge gemustert. Da war Nichts zu sehen von jener trotzigen Derbheit und Unhöflichkeit, an die der strenge Beruf Leute dieses Schlages und Amtes gewöhnt. Ein milder Ernst, aber der unverkennbare Charakter tiefer Gemüthlichkeit sprach aus dem Gesicht. Es war ein Greis von wenigstens siebenzig Jahren. Das Haar war schneeweiß, aber auf den, wenn auch tiefgefurchten und gebräunten Wangen lag noch das frische Roth der Gesundheit, welches Greise so schön erscheinen läßt. Die Gestalt war zwar gebeugt, aber noch immer kräftig. Er trug einen blauen Kittel von gefärbter Leinwand, hemdenartig gemacht; ebensolche Hosen und einen breitkrämpigen Hut mit niederm Kopf. Auf seiner Brust glänzte das Flurschützenschildlein, und in seiner Hand trug er einen langen Eisenspieß mit hölzernem Griff, auf dessen Spitze eine Holzkugel saß. Aus einer kleinen Holzpfeife blies er wallende Rauchwolken in die Luft, welche ein sanfter Windhauch kühlte.

„Gewiß," entgegnete ich ihm, und griff in die Tasche, das Geforderte ihm darzubieten. Als er die Karte geprüft und richtig befunden hatte, sagte er mit ungemein freundlichem Lächeln: „Nehmen Sie mir's nicht kraus, daß ich Sie so gefragt. Es ist meine Pflicht, und um so mehr, als Sie mir fremd und unbekannt sind." Er trat einige Schritte zurück, grüßte höflich und wollte wieder in den Wald hineingehen, als

ich ihn bat, ſich zu mir zu ſetzen, wenn nicht etwa ſeine Berufspflicht ihn anderswohin riefe.

„Das gerade nicht,“ verſetzte der Schütze. „Wenn ich Ihnen mit meinem Bleiben dienen kann, ſo ſoll mir's auf ein Stündchen nicht ankommen. Bedürfen doch meine alten Glieder auch der Ruhe!“

Er trat näher und ſetzte ſich zutraulich an meine Seite. Ich will's nur ehrlich geſtehen, daß mich weniger das Intereſſe an dem Manne zu der Bitte führte, als der Gedanke, ich habe da unmittelbar wieder eine Fundgrube in meiner Nähe, deren Schätze die Wünſchelruthe freundlicher Rede aufthun könne. Hadere man nicht mit mir! Wer im Volke das reiche Erzählertalent kennen gelernt hat, das in ſeiner Schmuckloſigkeit ſo mächtig ergreift; in ſeiner tiefen Gemüthlichkeit ſo wunderbar anzieht und in ſeiner poetiſchen Innigkeit der Seele Tiefen ſo gewaltig zu rühren vermag, wird mir's vergeben, daß ein gewiſſer Eigennutz mich bei der Einladung beſeelte. Leute meines Schlages ſind davon ſelten frei. Bedenk' ich aber, daß ich dadurch, daß ich das Gehörte und Empfangene Anderen wieder erzählt und dadurch verwandte Empfindungen wecke, eine ſtille Stunde ausfülle — vielleicht dem Herzen Wohlthuendes, dem Willen Erweckendes zuführe, ſo ſetz' ich mich friſch über den Vorwurf hinaus und mache mir weder Kopfbrechen, noch Grillen darüber. So war ich denn auch hier ſchnell mit mir einig und ſagte zu dem greiſen Feldſchützen, auf ſein letztes Wort eingehend:

„Euer Leben ist ein stetes Wandern; da begreift sich's, daß ihr müde werdet."

„Gewiß;" versetzte der Schütze, „dazu kommt aber noch, daß ich das Amt in der Gemeinde schon fünfzig Jahre hindurch verwalte." —

„Fünfzig Jahre!" rief ich aus — „wie ist das möglich?"

„Wundern Sie sich darüber?" fragte er lächelnd. „Ich bin nun drei und siebzig Jahre alt, da ist's doch, denk' ich, kein Wunder?"

Ich blickte wirklich mit Erstaunen den Greis an, den ich wenigstens um ein Jahrzehnt jünger schätzte.

„Da habt Ihr Viel erlebt," sprach ich, „und könnet wohl auch Viel erzählen?"

„Warum nicht?" erwiederte er. „In einer so langen Lebenszeit geht Manches an Einem vorüber in Freud' und Leid."

Ich reichte ihm ein Glas goldenen Rebensaftes aus meiner Feldflasche und sagte: „Da würd' ich Euch gern einmal zuhören."

„Sie?" fragte er verwundert, nachdem er das Glas auf mein Wohl geleert und es mir zurückgegeben hatte. „Was könnte einem fremden Mann und einem Herrn Wichtiges in unserm armen stillen Leben aufstoßen? Doch" — sagte er, sich besinnend, „das, was sich vor etwa dreißig und mehr Jahren da unten in den beiden Mühlen zutrug, könnte schon Etwas sein, was Ihnen anzuhören keine Langweile machte."

„O," rief ich, „erzählt mir's doch! Ihr macht mir eine große Freude."

„Meinetwegen!" erwiederte er; „dann aber müſſen Sie die Stelle hier verlaſſen und mit mir gehen. Ich führe Sie an ein Plätzchen, das in meiner Geſchichte zu wichtig iſt, als daß Sie es nicht ſehen müßten. Seien Sie unbeſorgt," fuhr er fort, als er in meinem Geſichte das Bedenken leſen mochte, die wunderſchöne ſchattige Stelle zu verlaſſen, „wo ich Sie hinführe, iſt's ſo ſchattig wie hier, und Sie werden es nicht bereuen; zumal das Plätzchen, wie Sie ſehen werden, eine beſondere Bedeutung hat." Er ſtand auf. Nicht ganz zufrieden mit dem Vorſchlage des Flurſchützen, folgte ich dennoch ſeinem Beiſpiele, packte meine Reſte in die Ledertaſche, ergriff meine Doppelflinte und folgte ihm.

Wir ſchritten eine Strecke in das Dunkel des Waldes zurück und bogen dann links ab, wo ſich der Weg in mehrfachen Krümmungen gegen die Sohle des Thales hinabſenkte. Eine Weile waren wir auf dem abſchüſſigen Boden fortgeſchritten, als er den Weg verließ, zwiſchen den Bäumen eine Weile hinſchritt und dann an einer vortretenden Felswand ſtehen blieb.

„Hier," ſagte er, ſich zu mir zurückwendend, „gilt es aber einen kecken Schritt! Wir müſſen um die ſcharfe Kante dieſes Felſens uns herumſchwingen, um den Pfad, der auf der andern Seite beginnt, zu erreichen. Wenn Sie ſchwindelig ſind, ſo blicken Sie nicht in die Tiefe. Geben Sie genau Acht, und machen Sie es gerade wie ich."

Die Felskante trat Messerscharf vor und eine Haselstaude barg nur wenig die bodenlose Tiefe, die sich senkrecht bis zum Bache hinzog. Ein Fehltritt — und Alles Leid war am Ende und jede Neugierde gestillt! — Mir wollte es blau und grün vor den Augen werden — allein der Flurschütze legte sich mit der Brust gegen die scharfe Kante, faßte mit beiden Armen an die Seiten der sich scharf zuspitzenden Felswand und gab seinem Leib einen Schwung, wodurch er den Pfad jenseits gewann, den ich hier, wo ich noch stand, durchaus nicht gewahren konnte.

Er sprach mir Muth ein und, kurzbesonnen, ahmte ich das Manövre nach, das er mir vorgemacht und — war wohlbehalten an seiner Seite.

„Uns wird's schwerer, als dem schönen Lenchen," sagte er. „Freilich, da war auch ein anderer Zug zu dem heimlichen Plätzchen, wohin ich Sie jetzt führe.

Obwohl auch jenseit der scharfvorspingenden Felswand der Berg fast senkrecht abfiel, so wuchs doch Strauchwerk genug, um meinen Schwindel nicht zu wecken. Der Pfad, den wir jetzt betraten, war schmal und steinig, aber ohne alle Gefahr. Ich folgte dem alten Flurschützen etwa fünfzig Schritte in ziemlich gleicher Höhe. Plötzlich bog er die üppig aufgeschossenen Sträucher auseinander und vor meinen überraschten Blicken lag eine grottenartige Vertiefung in dem Felsen, die ich hier niemals würde gesucht haben. Eigentlich war es ein breiter tiefer Spalt, wie er in den Mela-

phyren dieſer Gegend bisweilen vorkommt. Oben war das Geſtein wieder geſchloſſen und mehrere magere Stauden, aber deſto reicherer Epheu bildete ein herrliches Dach, das vollends keinem Sonnenſtrahle, ſelbſt am hohen Mittage nicht, den Zutritt geſtattete. Von Außen her ahnte man gar das Plätzchen nicht, und ich würde, wie hundert Andere, an den hohen, es gegen Außen abſchließenden Stauden vorübergegangen ſein, ohne ſein Daſein zu vermuthen

Als wir hineingetreten waren, fand ich den Boden eben und eine breite, ziemlich lange, von dürrem Mooſe und Blättern bedeckte Steinbank, die an der Rückſeite hinlief und bequem Raum für fünf bis ſechs Perſonen darbot.

I.

Wir ſetzten uns und der Flurſchütze hob an:

„Sehen Sie, lieber Herr, das iſt ein kleiner Raum, aber er war die Wohnſtätte des Glückes lange Zeit, bis er, entweiht, der Ausgangspunkt großen Jammers wurde; und ich habe Sie geplagt, mit mir hierher zu gehen, weil die Geſchichte, die ich Ihnen erzählen will, hier begann und lange Zeit hier ihren ſtillen, ungeahnten und ungekannten Verlauf hatte.

„Sie haben da unten die beiden Mühlen geſehen, die freilich von hier aus ihr Blick nicht mehr erreicht, ſie müßten denn ganz nahe an den Rand des Abgrundes

treten, der ſich, mehrere hundert Fuß tief, hier öffnet. Von der oberen Mühle führt kein anderer Weg hierher, als der, welchen wir gegangen ſind, und den viele Jahre hindurch kein Menſch kannte, weil ihn die Felswand verbirgt, um die wir uns haben ſchwingen müſſen; — von der unteren Mühle leitet der lebensgefährliche Geispfad zu der Stelle, den damals und viel ſpäter noch nur Einer kannte, der ihn aber auch deſto öfter betrat.

„Die obere Mühle, welche unter dem hohen, uralten Lindenbaume halb verborgen liegt, war einſt in alten Tagen die Bannmühle des Dorfes dort im Thale, welches einem andern Herrn gehörte, als dem Grafen, der dort auf dem zerſtörten Felsſchloſſe wohnte. Die untere Mühle aber war die Bannmühle des Dorfes neben der Burg dort oben, das Sie von hier aus, auch ſelbſt von der Höhe, wo ich Sie antraf, nicht ſehen können, und der Burg ſelbſt. Die beiden Müller hatten zu leben; keiner verdarb dem andern die Kundſchaft, da ſie von dem freien Willen der Kunden nicht abhängig, ſondern durch das Bannrecht genau geſchieden waren. So nahe bei einander wohnend, hätten die Müller in Frieden und Eintracht leben können, wenn nicht der Teufel überall ſein Unkraut ſäete, wo des lieben Gottes ſchöner Waizen reifen will. Sie waren Erb- und Todfeinde, und das kam eben ſo. Ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt iſt, daß der oft ſo wilde Bach in ſehr trockenen Sommern ſo ſeicht wird, daß das mächtige

Wehr in seinem Bette nur so wenig Wasser in den Mühlenteich weiset, daß das Mahlen ein Ende hat und die Räder stille stehen. Wenn das lange anhielt, so litten die Dörfer Noth, weil das Mehl zum Brode fehlte. Dieser Umstand war der Grund, daß die reichen Bauern des Dorfes, dessen Bannmühle die Obermühle war, auf den Gedanken kamen, seitwärts vom Mühlenteich einen Weiher auszugraben, wie man sie hier „Klause" nennt. Dahinein schwellte der Müller Morgens und Mittags das Wasser, und gewann dann dessen soviel, daß er einige Malter mahlen konnte. Das „Klauswasser" mußte aber wieder in den Mühlenteich abfließen und kam dann natürlich auch der Untermühle zu Gute. Die Bauern erkannten das, und gingen die Herrschaft in der Burg und die Bauern des Banndorfes der Untermühle an, beim Graben der Klause doch auch zu helfen, da ihre Mühle auch den Gewinn theile. Das Recht zu diesem Antrage lag, wie Sie einsehen, auf der flachen Hand; aber wer ihn schnöde abwies, das waren die Bauern und die Herrschaft.

„Sie dachten: Grabet ihr nur die Klause! Ihr könnet ja doch dem Wasser nicht wehren, daß es abwärts fließt, und dann muß es die Räder unserer Mühle doch treiben, ohne daß es uns Mühe, Arbeit und Geld kostet. Das war ganz abscheulich; allein sie blieben dabei und die Bauern gruben die Klause auf ihre Faust; schlugen aber dann einen Graben aus dem Mühlenteich ab nach dem Bache, machten in den

Mühlenteich eine Schleuße und ließen ihr gestautes Wasser dadurch abfließen, ohne daß die Untermühle auch nur einen Tropfen bekam. Den Anschlag hatte der Obermüller gegeben, der ein schlitzöhriger Schelm war.

„Daraus entstand dann ein Proceß, der von dem Reichskammergericht endlich, und zwar nach langer Zeit erst, dahin entschieden wurde, daß die Schleuße im Mühlenteich entfernt und der neidische Abzugsgraben zugeworfen werden mußte. Nun lachte der Untermüller ins Fäustchen, aber der Haß und die Feindschaft hatten tiefe Wurzeln geschlagen zwischen den beiden Müllershaushaltungen, und er wucherte fort von Geschlecht zu Geschlecht, und erbte vom Vater allemal auf den Sohn bis in die Zeit, die mir gedenkt. Nun war freilich von den Franzosen das Bannrecht längst aufgehoben und die Mühlen waren erb- und eigenthümlich geworden, aber der Grund des Haders dauerte fort. War nämlich die Klause versandet oder war Etwas an ihren Dämmen zerbrochen, so mußte der Obermüller das nun allein herstellen und der Untermüller regte sich nicht; er berief sich auf Herkommen und Rechtsentscheidung, und der Obermüller mußte mit schweren Mühen und Kosten allein für beide Mühlen das Wasser im Sommer beschaffen. Einmal procesßten sie wieder; allein der Entscheid blieb sich gleich. Hätte der Obermüller die Klause nur irgend missen und entbehren können, er hätte sie längst zugeworfen. So erwachte der alte Haß

immer aufs Neue und trug unſelige Früchte. Die beiden feindſeligen Familien gingen nicht mit einander um, und eine mied die andere wie den böſen Feind. — Das iſt ſchlimm, wenn man weit von einander wohnt, und noch viel ſchlimmer, wenn man ſich, ſo zu ſagen, in die Fenſter ſieht und ſich alle Tage viel hundertmal begegnen muß, auch wenn man nicht will. Nun kam's aber noch ſchlimmer für den Obermüller. Er hatte eine recht wackere Frau, die auch Haare auf den Zähnen hatte und wußte, wie man das Hausregiment kräftig führt. Er war ein lüſtiger Finke, der immer Durſt hatte, wenn er ein Wirthshaus von Ferne ſah; ſpielte auch gern ein Solo mit guten Kameraden, und hatte große Neigung, ſich auf die flache Seite zu legen. Bei ſolchen Männern iſt eine kernhafte, grundtüchtige Frau, was bei einem wilden Gaul ein guter Kappzaum iſt. Herr! ich bin ein alter Kerl und hab' ſo meine Augen ſpazieren laſſen in der Welt und mein Judicium auf meine Fauſt gemacht — ich ſag' Euch, es iſt kein Unglück, wenn die Weiber als einmal ein Bißchen die Hoſen haben. Sie wiſſen's immer am rechten Zipfel zu faſſen und, wollte Gott, die Mannsleute würden nicht ſo leicht kopfſcheu. Es ginge beſſer in der lieben Welt. Dieſe Frau war dem Obermüller ein Zaun ums Haus und um ihn ſelber, daß er nicht ausbrach und hinten ausſchlug wie ein tolles Fohlen. Sie hielt ihn in Zucht und Ehren, und alle Leute hatten Reſpect vor ihr; denn ſie war außerdem eine fromme, wackere, treue Frau; Gott hab'

ſie ſelig! Ihr Tod war ein rechtes Unglück für den Müller und ſein Kind. Er ließ nun ſeinem Gelüſten den Zügel ſchießen, war halbe Tage und ganze Nächte im Wirthshaus, und daheim ging's, wie das Sprichwort ſagt: „Wenn die Katze nicht daheim iſt, tanzen die Mäuſe auf Tiſch und Bänken.“ War dies ein Verderben für das Vermögen des Obermüllers in doppeltem Betracht, ſo war's ein eben ſo großes für ſein Kind, ſein bildſchönes Lenchen; denn das ſah und hörte nichts Gutes bei den Mägden und Müllerburſchen, und wäre nicht ein guter Kern als mütterliches Erbtheil in des Kindes Seele geweſen, es wäre in den Grund und Boden verderben worden.

„Während ſo des Obermüllers Hausſtand den Krebsgang zuſehends ging und die Kunden ſich immer mehr verloren, weil die Mahlknechte einmal für ihren Herrn und einmal für ſich molterten, blühte des Untermüllers Wohlſtand erſt recht auf. Er hatte drei Kinder am Leben, aber zwiſchen dem älteſten der Söhne und dem Zweiten waren fünf weggeſtorben. Daher kam es, daß der zehn oder eilf Jahr älter war, als ſein zweiter Bruder, und das kleine Schweſterlein noch an der Mutterbruſt ruhte. Der Untermüller war ein ſtiller, rühriger Mann, der wohl wußte, daß, wenn ſich das Gewicht auf die eine der Wagſchalen legt, die andere in die Höhe ſchnellt, und daß man, wenn's zwölf Uhr iſt und der Tiſch gedeckt iſt, ſich ans Eſſen geben muß. Die Kunden, die die Obermühle mieden, kamen zur

Untermühle. Gutes Mehl und ehrlicher Molter sind eines Müllers Empfehlung. Da braucht er keinen Fürsprech. Er ist's sich selber. Er konnte nicht genug Mehl machen und, wenn in der Mühle die Schelle ging, war fluggs neues Getreide aufgeschüttet.

„Außerdem trieb er einen gewinnreichen Fruchthandel an die Mosel oder, daß ich es besser sage, einen Mehlhandel, und da kommt was heraus, zumal wenn man's ausborgen kann bis nach dem Herbste. Zuletzt noch starb eine alte Base im Dorf und vermachte ihm ein Bauerngut, auf das er zwei Gäule halten mußte. Da war dem Reichwerden Thür und Thor offen, und es säumte nicht, zeitig zuzusprechen.

„Krampanje noch einmal,*) Herr! das waren Zeiten für den Untermüller, und er hatte, wie es im Mühlspiel geht, so recht eine Fickmühle. Sein Paul war ein frischer, prächtiger Bub, und die schwarzen Augen im Kopfe flackerten und flammten. Er hatte einen erschrecklich guten Kopf, und der Schulmeister sagte: Für den ist's Jammer und Schade, daß er nicht Schulmeister wird: das gäbe Einen, der sich gewaschen hätte! Nun, ein Müller kann auch Grütz im Kopfe brauchen, und es ist gut, wenn die anderen Leute auch nicht auf die Nase gefallen sind. — Schulmeister können nicht alle Leute werden. Item, es war eine ganz kuriose Geschichte!

---

*) Krampanje, ein beliebtes Ausrufungs- und Bekräftigungswort im Lande; doch ohne Arg.

Die alte Feindschaft der Eltern sollte in den Kindern ihr Ende finden. Warum auch nicht? Es ist ja doch Gottes Wille, daß der Hader nicht fortwuchern soll, wie die Quecke. Das Lenchen und der Paul waren im Alter vielleicht zwei, drei Jahre von einander, das heißt, das Mädchen war so viel jünger, als der Paul; aber sie gingen mit einander in dieselbe Schule, und denselben Weg, und da wurden sie bald bekannt, und das schöne Lenchen fand, daß der Paul ein lieber, guter Bub sei und gar nicht so schlimm, wie ihr Vater Untermüller's machte, die er als halbe Teufel darstellte.

„Sagen Sie auch selbst, was ging die Kinder der Eltern Hader und Zwist an? In den Jahren soll man davon sich nicht regieren lassen. Das Menschenelend und das Unkraut wächst ohnehin früh genug. Auf dem Hinweg und Heimwege gingen sie mit einander; aber kamen sie an den Wald, der sich aus dem Thale zur Höhe zieht, dann sagte das Lenchen: Paul, bleib' zurück, daß mein Vater nicht gewahr wird, daß ich mit dir rede und gehe. Du weißt schon, wie's geht. Ich müßt's entgelten und dürft' nicht mehr mit dir plaudern. So ein klein schlitzöhrig Ding weiß gleich, wo der Haf' im Pfeffer und der Hund begraben liegt! — Es steckt halt in Jeder so ein klein Evachen! Nicht wahr?" Ich bejahte seine Frage und er fuhr fort: „Auf so einem gemeinsamen Schulweg ist schon manches Zusammengehen auf dem Lebenswege fertig geworden, ohne daß Jemand daran dachte, wenn's auch nicht immer gerade

ſo ausging, wie hier. Die Kinderherzen gewannen ſich alle Tage lieber, und keins wäre ohne das Andere zur Schule oder heimgegangen. Verſpätete ſich Eins, ſo wartete gewiß im Walde das Andere, und dem Lenchen kam's recht zu Gute, daß der ſtarke und lebhafte Paul mit ihm ging, beſonders im Winter, bei Schnee und Glatteis, oder wenn der Weg kothig war. Dann trug er's oft den halben, ja den ganzen Weg auf dem Rücken, und das muthwillige kleine Ding zauſelte ihn noch ſchalkig an dem krauſen Haare, was er ſich jedoch gerne von dem Mädchen gefallen ließ. Überdies war er ihr Schutz und Schirm gegen die Dorfbuben, wenn's ans Schneeballenwerfen ging.

„Sie waren dabei ſo ſchlau, daß eigentlich Niemand auf ihr Zuſammenhalten aufmerkſam wurde, und kam einmal Jemand übers Querfeld dazu, ſo machten ſie Geſichter, als wären ſie ſich ſpinnefeind.

„Das war ſchon eine unſelige Frucht des elterlichen Zwieſpaltes, daß die Kinder ſich ans Heimlichthun gewöhnten. Nun ging das ſo fort; aber es genügte ihnen nicht mehr, bloß auf dem Schulwege beiſammen zu ſein, und Mittel und Wege fanden ſie bald.

„Sehen Sie, in unſerer bergigen Gegend wird wenig Rindvieh, und nur ſo viel, als nöthig, gehalten; wohl aber deſto mehr Geiſen, weil die in den Bergen herumklettern und ſich ihre Nahrung ſuchen. Nun hatten Untermüller's eine kleine Heerde Geiſen und auch einige Lämmer, um ſich die Strumpfwolle zu ziehen, und da zur

Mühle hier der ganze Heckenberg gehört, so war's des Paul Freude und Luſt, die Thiere hier zu hüten; denn, wären ſie in den Wald gerathen — und ſo Geiſen ſind naſchige Racker — dann hätt's Frevel und Strafen gegeben. Da iſt er denn mit den Thieren hier herumgeklettert, und ſie haben ihm auf den Pfiff gehorcht.

„Sie mögen ſich denken, daß er da oft Viertelstage lang ſich müßig herumtrieb und ans liebe Lenchen dachte, und wünſchte, es möge bei ihm ſein; abſonderlich, als er darauf kam, das Plätzchen hier, wo wir ſitzen, ſich zu einer ordentlichen Wohnung einzurichten. Da hat er denn mit rechter Bubenluſt gearbeitet; den Boden geebnet, mit Steinplatten belegt und die Fugen mit Moos ausgefüllt; dann hat er die Sitzbank gebaut, auf der wir hier ſitzen, und ſo das Plätzchen wie eine Wohnſtube zurecht gemacht. Daß ihm Jemand dahinter käme, war gar nicht zu fürchten. Sein Vater hatte zu viel zu thun und zu ſchaffen; ſeine Mutter ſchwindelte; ſein Brüderchen war noch zu klein und ſonſt kümmerte ſich keine Seele um ihn, wenn er, ſein Vieruhrbrod in der Taſche, die Geiſen und Lämmer zu Berge trieb. So lebte er hier ganz ungeſtört. Die Vögel ſcheuten gar nicht vor ihm, denn er that ihnen nie Etwas zu Leide, und ſelbſt die Eidechſen liefen ohne Scheu um ihn herum. Wie er das Lenchen hierher brächte, darauf ſann er alle Tage. Endlich arbeitete er daran, den Fußpfad bis an die Felskante zu bauen, auf dem wir hierher kamen, und probirte, wie man ohne Gefahr

ſich über die ſcharfe Kante ſchwingen könne. Da es gefährlich war und man bei einem Fehltritte leicht in die Tiefe purzeln konnte, und dann der Schuſter und Schneider Nichts mehr an einem verdiente, ſo flocht er mit unermüdlicher Geduld die Hecken ſo in einander über der abſchüſſigen Tiefe, daß alle Gefahr wegfiel. Überdies ſtand damals an der Kante ein Haſelbuſch, der ſeitdem weggehauen worden ſein muß, mit deſſen zähem Stangenholze man einen ſichern Hebel hatte, um ſich leicht herüber zu ſchwingen. Daß von drüben Niemand den Pfad bis zum Felſen ahnte, war eine ſichere Sache, da Niemand hierher kam, weil eben Jedermann wußte, daß die Stelle ſehr gefährlich ſei und Niemand ſich in Gefahr begeben mochte, da ohnehin hier nichts zu holen war, als etwa Holz, das im Walde leichter und ohne Gefahr zu finden war.

„Erſt, als Paul das Alles fertig hatte, erzählte er ſeinem lieben Lenchen von ſeinem herrlichen Felskämmerlein, und malte es ihm ſo ſchön aus, daß das Mädchen vor Neugierde zappelte, es zu ſehen. Nun wiſſen Sie wohl auch, daß die Neugierde an den Mädchen und Frauen hängt, wie Pech am Schuſter. Iſt die einmal rege, ſo iſt's aus. Sie muß befriedigt ſein. Das Lenchen dachte im Wachen und im Traume an Paul's ſchönes Felskämmerlein und wie man da ſpielen und heimlich plaudern könne, ohne daß irgend Jemand daran dachte, ſie da zu ſuchen. Der nächſte Sonntagnachmittag war dazu beſtimmt, daß Paul ſie

hinführe. Er hatte einen Vorrath Haſelnüſſe, Äpfel und Birnen dort verborgen, und ſie wollte Kuchen, der Sonntags in keiner Mühle fehlt, mitbringen. Da wollten ſie einmal recht ungeſtört ſpielen.

„Samſtags Mittags, als ſie heimgingen aus der Schule, ſchnitt Paul eine Kerbe in eine junge Eiche am Wege, daß ſie den Ort fände, wo er ſich verbergen und ſie erwarten wollte. Es iſt wohl kaum mit heißerem Verlangen eine Zuſammenkunft erwartet worden, als dieſe.

„Endlich war die Kirche aus; dann das Mittagseſſen vorüber. Niemand in der Untermühle fragte: Paul, wo gehſt du hin? Er ſchlich hinter die Mühle; ſprang über den Teich — dann über den Bach, der ohnehin wenig Waſſer hatte, und glomm den ihm vertrauten Geispfad, hinter Hecken und Büſchen verborgen, hinauf und ſtand bald hinter der knorrigen alten Eiche, nicht fern von dem Stämmchen, das die Kerbe trug, die als Wahrzeichen galt. Nicht lange ſtand er da auf der Lauer, ſo hörte er den Obermüller heraufkommen, der nach dem Wirthshaus im Dorf eilte, wo ihn ſeine Spießgeſellen erwarteten, und wo er an Sonntagen bei guter Zeit eintraf, um Nichts zu verſäumen.

„Jetzt kommt ſie, dachte er, und zitterte vor Freude. Wirklich hörte er bald den trippelnden Gang des Mädchens, den ſein ſcharfes Ohr wohl zu unterſcheiden wußte. Sie blieb an dem Mahlzeichen ſtehen.

„Pſt! klang's leiſe zu ihm herüber.

„Paul rührte ſich nicht, denn die neckiſche Bubennatur verleugnet ſich niemals.

„Bſt! Bſt! klang's wieder, und als es ſtille blieb, kam Leuchen näher, um zu ſpähen, ob er denn noch nicht da ſei.

„Da ſprang er hinter dem Eichſtamme heraus und hielt ihr die Augen zu.

„Das Mädchen wollte nach Mädchenart laut aufſchreien; aber er hielt ihr den roſigen Mund zu, und als ſie ſich freudig losgerungen, wollte ſie ihn ausſchelten. Jetzt war das warnende Bſt! ſeine Sache. Sie erkannte ſchnell die Nothwendigkeit des Schweigens, und eine drohende Fauſt war Alles, was ihm als Strafe zu Theil wurde. Da aber ein ſtrahlendes Geſichtchen dabei war, ſo erſchrack er nicht, nahm ihre Hand und zog ſie ſtill in den Wald bis zu der Ihnen bekannten Felskante. — Da ging aber das Elend an. Sie fürchtete ſich vor dem Hinüberſchwingen.

„Paul mußte es ihr erſt zwei- bis dreimal vormachen, bis ſie Muth gewann, es endlich auch zu verſuchen. Als ſie aber mit Hilfe der herabgebogenen Haſelſtaude ſich endlich hinübergeſchwungen und Paul ſie in ſeinen Armen aufgefangen hatte, war alle Furcht vorüber; denn ſie ſah, wie vorſichtig der Knabe alle Gefahr entfernt hatte. Jetzt klatſchte ſie freudig in die flachen Hände und folgte Paul auf dem hübſchen Pfade hierher, wo wir ſitzen. Wie erſtaunte das Mädchen, als es das hübſche Plätzchen ſah! Trotz der aus-

geſchmückten Schilderung Paul's fand ſie es noch viel ſchöner und heimlicher, als ſie es ſich vorgeſtellt. Und als ſie nun neben ihm ſaß und er ſich an ihrer Überraſchung recht geweidet hatte, that er erſt ſeine verborgenen Schätze an Nüſſen und Obſt auf, und die Luſt wuchs' mit jedem Athemzuge.

„Die ordnende Natur des Mädchens richtete nun ſchnell mit Schieferſteinen eine Küche zu und bereitete Nußkuchen und ausgezackte Äpfelſcheiben als Torten und Kuchen, und bald war in kindlicher Luſt das Mahl bereitet, das köſtlicher nicht erdacht werden konnte. Dann wurde das Geräthe geſpielt und wieder geordnet, und nun ging's an jenes ſelige Kindergeplauder, das an ſich ſo leer und doch ſo unendlich anmuthig und ſeelenvoll erſcheint. Paul führte ſie an ſeine gehegten Vogelneſter, von denen die brütenden Mütter nicht einmal wegflogen oder in denen die junge Brut ſich nicht einmal ſcheu niederduckte; er machte ſie mit den heimlichen Eidechſen vertraut, vor denen ſie ſich anfangs hatte fürchten wollen; er erzählte ihr von ſeinen ſchwindelloſen kecken Geiſen, die gerade die gefährlichſten Zacken und Abgründe aufſuchten, um da einen friſchen Zweig zu erhaſchen; von ſeinen zahmen Lämmern, die auf ſeinen Pfiff zu ihm kämen, und all' das viele Wichtige und Merkwürdige, was er wußte, und die Stunden flohen mit Blitzesſchnelle und die Abendſonne vergoldete die Thürme und Mauern der alten Berge da drüben, ehe ſie es in ihrem Glücke merkten. Es

mußte geſchieden ſein, wenn nicht die alte Lisbeth in der Obermühle Verdacht ſchöpfen oder gar Lunte riechen ſollte. Scheiden und Meiden thut weh, und auch die beiden Kinder fühlten das tief nach dem glückſeligſten Mittage, deſſen ſie alle Beide ſich zu erinnern wußten. Die Hoffnung aber, ſich recht oft hier zu finden, verſüßte die Trennung, und ſchon morgen nach der Schule lächelte dieſe Freude wieder. Mit dieſem Verſprechen trennten ſie ſich, und Lenchen ſchwang ſich ſo muthig über die Felskante, als hätte ſie das gefährliche Kunſtſtück ſeit, Gott weiß, wie viel Jahren täglich geübt. Sie kamen heim mit ſeligen Herzen. Paul wurde nicht gefragt, wo er geweſen, und als die alte Lisbeth Lenchen examiniren wollte, fertigte ſie ſie mit einer ſo ſchnippiſchen Antwort ab, daß ihr das Fragen für immer verleidete.

„Des andern Tages wurden auf dem Schulwege Pläne gemacht, wie ſie ſich die Zeit vertreiben wollten, und kaum war nach der Mittagsſchule Paul mit ſeinen Geiſen und Lämmern zu Berge gefahren, als er nach dem ſtillen Plätzchen eilte und — wer ſchon da ſaß und ſich in der Ecke zu verbergen ſuchte — war Lenchen. Nun wurde noch dieſe und jene Verſchönerung und Verbeſſerung angebracht, und dann wurde das Spiel von geſtern wieder begonnen; ſpäter boten die luſtigen Geiſen und die zutraulichen Lämmer Unterhaltung. Kinder werden des Spielens nichts müde, und es gibt ſolche Spielratzen unter ihnen, die immer dem Spiel

eine neue Seite abzugewinnen, einen neuen Reiz ihm zu geben wiſſen, daß es vollends gar nicht langweilen kann. Lenchen war ſo eine rechte Spielratze, die es verſtand, bald ſo, bald anders es zu machen. — Dazwiſchen wurde dann wieder geplaudert, Stücklein und Mährchen erzählt — kurz, die Stunden hatten Flügel und die Sonne ſchien abſichtlich immer früher untergehen zu wollen, wenn ſie bei einander waren. Sie hielten ihr liebes Geheimniß verborgen, und gerade dies Geheimnißvolle übte einen unſäglichen Zauber aus und kettete die Herzen pickelfeſt an einander. Selbſt das Regenwetter hielt ſie nicht ab, ſich hier zu finden; denn Sie ſehen die überwölbende Felsmaſſe iſt ein ſo ſicheres Dach, daß man hier gutes Muthes ſitzen kann, wenn auch draußen Ströme vom Himmel herabrauſchen. Erſt die Kälte des Vorwinters endete die Luſt; aber nun hatten ſie an der Erinnerung der frohen Stunden genug zu plaudern und Pläne auf dem Schulwege für den Frühling zu machen, da ſie mit ihren Gedanken und Träumen doch nur in dieſen Felſen lebten.

„Endlich kam der Frühling und das alte Spiel und Leben begann wieder wie vor einem Jahr, und ſo ging es denn ohne Unterbrechung von Jahr zu Jahr fort, bis endlich das Indieſchulegehen ein Ende hatte. In der letzten Zeit hatte ſich ohnehin Manches anders gemacht, als früher. Die Kinderſchuhe wurden zu enge, und ſie traten ſie endlich aus. Das Spielen nahm auch ein Ende, und an ſeine Stelle trat ein heimliches

Koſen, ein liebevolles, ſchuldloſes Plaudern, ein ſtilles, ſeliges Anſchauen, wo dann Keins ſagte, was es dachte, und ihre Gedanken doch gar nicht weit auseinander lagen. Jetzt gewannen die Geſpräche einen trüben, ſchmerzlichen Inhalt. Es war der Hader ihrer Eltern, der ihnen Kummer machte, weil er ſie nöthigte, das, was ſie für einander fühlten, heimlich zu halten, als ob's etwas Böſes wäre. Andere, die ſich lieb hatten, wie ſie, gingen öffentlich mit einander und Niemand hatte Etwas dagegen. Nur ſie mußten den Mantel des Geheimnißvollen darum hängen. Das war aber nun einmal ſo und ſie konnten's nicht ändern, und eben das Geheimniß ihres Liebhabens war doch auch ſchön; und wenn Paul ſein Mädchen innig an ſich drückte und die Worte von ihrem ſchönen Munde wegküßte, vergaßen ſie, was ſie drückte, und dachten auch nicht daran, daß ſich nicht ſeiner Zeit der Hader würde beſchwichtigen laſſen. Der Himmel der Jugend iſt nie lange trüb! Item, lieber Herr! es nahte doch Beiden ein Mißgeſchick, deſſen ſie ſich nicht verſahen.

„Der Untermüller ſagte zu ſeiner Frau: Ich denke, liebe Margreth, es iſt nun Zeit, daß der Bub ein Bischen unter andere Leute geht. Es taugt Nichts, daß er ſo daheim herumleiert. Er muß fremdes Brod eſſen; ſehen, wie Andere das Mühlhandwerk treiben, und ſo erſt recht fähig werden, uns ſpäter zu helfen. Bleibt ſo ein Bub daheim, ſo wird ſelten mehr daraus, als eine Schlafhaube. Er meint, wenn ihn der Vater

zurecht weiſe, es geſchähe ihm himmelſchreiendes Unrecht, und er mache es doch gar ſo vortrefflich Dafür iſt die Fremde ein Heilmittel. Er ſteht nun an der Schwelle ſeines ſiebzehnten Jahres. Es iſt Zeit, daß er ſeine dreijährige Wanderſchaft antrete, wie es vor Alters Zunftgeſetz und Ordnung war. Hab's auch gemußt, und es war mir gut.

„Dagegen hatte die Mutter Nichts, ob's ihr gleich ſchwer wurde, den lieben braven Sohn wandern zu ſehen. Und ſo ſchrieb denn der Vater an einen guten Freund in Mainz, der eine Rheinmühle hatte, und der nahm ihn gerne.

„Mit dem Mädchen ging's gerade ſo.

„Obermüller, ſagte die Baſe im Dorfe, du läßt dein Kind aufwachſen wie eine Zigeunerin. Das Mädel iſt jetzt ſechzehn Jahre alt und kann noch keinen Strumpf ſtricken, keinen flicken; kein Hemd machen und was ſonſt ein Mädchen des Alters kennen und wiſſen muß. Es iſt hohe Zeit. Was ſoll's da werden, wenn Einer über Querfeld kommt und ſagt: Obermüller, Euer Lenchen ſtünde mir ſchön zu Geſicht, als meine Hausfrau. Gebt ſie mir! Das wär' eine ſaubere Geſchichte, wenn da das Mädel da ſtünde, wie die Kuh vor einem neuen Scheuerthore, wenn's hieße: Strümpfeſtricken, Strümpfeſtopfen, Hemdenſchneiden und machen. Alle Krampanje! rief der Obermüller aus, da habt Ihr Recht, Baſ'; aber wo ſoll ich's hinthun? —

„Das will ich Euch ſagen, verſetzte die Baſe; da

in der Stadt, in der Langgaſſ' Nr. 83, wohnt eine Näherin, die ihr Geſchäft meiſterlich verſteht und es wohlfeil thut. Die nimmt ſolche Mädchen und ſchießt ſie ein, daß es eine Art hat. Geht zu ihr und macht's fertig.

„Alſo ging der Obermüller hin und that, wie ihm die Baſe geſagt hatte.

„Lenchen und Paul ließen ſich's nicht träumen, daß ohne ihr Mitwiſſen über ihr Geſchick entſchieden wurde. Es fuhr ein Todesſchrecken durch ihre Glieder, als ſie es erfuhren, und das war ſchier an einem und demſelben Tage.

„Da war denn das erſte Wiederſehen nach der Hiobspoſt auch ein getrübtes. Paul ſah ſtill und ſchmerzvoll drein und über Lenchen's roſige Wangen rannen die Thränen wie hellglänzende Perlen. Nur noch kurze Zeit war ihnen gegönnt. Die kauften ſie aber auch aus, und erſt jetzt wurde es ihnen klar, wie heiß ſie ſich liebten, und wie ſie ohne einander nicht leben könnten und möchten. Da ſchwuren ſie ſich denn ewige Treue mit Herz und Mund, und ihre Küſſe beſiegelten den Liebesbund für immer.

„Lenchen mußte zuerſt fort, und der Vater ſchrieb ihre Thränen dem Scheiden von der Mühle zu, die ſie niemals verlaſſen hatte. Er wußte ja nicht, welch einen ſchmerzlichen Abſchied da droben in den Felſen ſie genommen hatte. Er lud ihre Kiſte mit Kleidern und Hemden und dergleichen auf den Müllerwagen, den der weiße Spitz umbellte, hob ſie ſelber hinauf und die

raſchen Pferde zogen an. Und als droben im Walde Lenchen gegen die Eiche hinſah, bemerkte er, der auf die Pferde ſehen mußte, nicht, daß dorther und dorthin thränenſchwere Liebesblicke wanderten. Er tröſtete Lenchen, ſo gut er konnte, — aber ihre Thränen floſſen. Jetzt war's auch mit Paul's Dableiben am Ende. Er drängte täglich, und als endlich die Mutter mit ſeiner Rüſtung fertig war, ſchied auch er aus dem Thale mit blutendem Herzen, aber nicht ohne vorher am heimlichen Verſtecke ſeiner Liebe getrauert und auf einer Schieferplatte die Worte eingegraben zu haben: „Treu bis in den Tod!“

II.

„Es war ſeltſam,“ fuhr der Flurſchütze, nachdem er ſich ſeine kleine Holzpfeife geſtopft hatte, fort, „daß drunten in der Untermühle die Eltern ſich den Kopf darüber zerbrachen, woher Paul's ſtilles, träumeriſches, ja, man könnte ſagen, wehmüthiges Weſen in den letzten Tagen gekommen ſei, und doch Niemand darauf kam, es ſei die Liebe der Grund. Freilich — Paul ſah, obgleich andere Burſche in dieſem Alter faſt regelmäßig ſchon ihr Liebchen hatten, kein Mädchen an; aber ſeine Vorliebe für Lenchen, als ſie noch Kinder waren, konnte doch ſo ganz unbeachtet nicht geblieben ſein. Da muß ich aber bemerken, daß man bei uns Leuten auf ſo Etwas gar ſelten achtet, und, da ſpäter gar kein Zeichen

einer fortdauernden Verbindung in die Augen fiel, so wurde auch das in das Alter der Kinder Hinabweisende gänzlich vergessen. Wäre so Etwas nur Einem aufgefallen, so stehe ich Ihnen dafür, es hätte keine Woche gedauert und die Mägde und Mädchen am Brunnen, die Wäscherinnen an der Bütte, die Flachsbrecherinnen an der Brechlaut, in Summa, wie man hier sagt: Die Schulkinder und die Kirchenleute hätte das Kapitel abgehandelt in die Länge und Breite. Daß es dann die Untermüller's gehört, dafür hätten die Marketenderinnen, die Butter und Eier aufkaufen, und die Waschweiber gesorgt, oder der rothe David, der, um eine fette Suppe zu verdienen, Alles aufbot. Der hätt's auch dem Obermüller hinterbracht, denn er war der Mährchenträger hier wie dort, und es kam dem alten Tagedieb, der überall herumschmarotzte, nicht darauf an, sich auf die Lauer zu legen, um Etwas, was er gern wußte, herauszufingeriren.

„Die Zwei hatten ihr Spiel aber so vermimbelt, daß es Niemand ahnete.

„Untermüller's meinten, es thue es das Heimweh bei Paul, und daß er selber aufs Fortkommen gedrungen, das liege darin, daß er den Muthigen habe spielen wollen.

„Aber, lieber Herr, gucken wir in die sonnenhelle Stube der Näheliese in der Stadt, so sehen wir ein lieblich Landmädchen dasitzen und eifrig nähen, dessen Wangen bleich, dessen Augen von Thränen trüb sind,

die die Nacht heimlich fließen ſah und mit ihrem dunklen Schleier verdeckte; aber ſo eine alte dürre Näheliese, die ſo gelb iſt, wie eine reife Quitte und Augen hat für Alles, was ſie rechtmäßiger Weiſe nichts angeht, und eine Zunge ſo ſpitz wie die beſte ihrer engliſchen Nähnadeln aus einer Aachener Fabrik, läßt ſo Etwas nicht unbeachtet, zumal wenn ſie einen Pick auf das Mädchen hat.

„Ich möchte wiſſen, was du für Gedanken, Seufzer und Thränen in das Tuch hineinnäheſt, ſagte ſie ſpitzig. Bin doch auch jung geweſen, aber ſo eine Pimpel war ich nie. Man meint, du müßteſt die Jahre der ägyptiſchen Noth oder der babyloniſchen Gefangenſchaft in meinem Hauſe verleben. So was kommt bei den Leuten auf meine Rechnung und die judiciren gleich Schlimmes. Heimweh kann's doch nicht ſein, denn dein Vater iſt ja alle Amen lang hier und ſonſt legt dir Niemand einen Stein in den Weg! —

„Dann beugte ſich allemal das ſchöne bleiche Kind tiefer auf ihr Genähe und ſchwieg oder ſie ſagte bittend: Laßt mich doch, es iſt meine Art ebenſo.

„Was Art? keifte dann die Näheliese; lachen und ſingen ſollteſt du den ganzen Tag, wie die anderen Mädchen. — Aber ich muß Ihnen, lieber Herr, dabei ſagen, daß, wenn die Anderen lachten und ſangen, die Näheliese auch über die Etwas wußte und klagte, ſie würde noch ſtocktaub über all dem Spektakel. Zu ihrer Zeit ſeien die Mädchen fein ſtill und ſittſam geweſen;

jetzt ſei mit ihnen kein Rath mehr. Es machte es halt Keins recht, denn ſie war eine alte Jungfer, für die Spiel und Tanz, gegen ihren Willen, vorbei waren, und auf das arme Lenchen hatte ſie einen giftigen Zorn, ſeit ihr Gegenübernachbar, der alte ledige Gewürzkrämer zu ihr geſagt hatte: Jungfer Lieſel, wie leicht kann man doch in Irrthum verfallen! Als die vielen jungen Herren und Burſche an dem Hauſe vorbeigingen und nach dem Eckfenſter ſchielten, wo Sie gewöhnlich ſitzt, denk' ich, gib Acht, Alter, du erlebſt noch Etwas! Die Jungfer Lieſel fängt noch ſpät an, dem jungen Volke den Kopf zu verrücken, daß ſie Gelb für Roſenroth anſehen Ich wollt' Ihr ſagen, Sie ſollte den gelben Lackſtock vom Fenſter ſtellen, der werfe einen ſo abſcheulichen Sonnenuntergangsſchein auf Ihr Angeſicht. Aber da ſah ich das bildhübſche Müllerskind und merkte erſt, wie die Pferde im Stalle ſtehen. Nun kann Sie den Lackſtock ſtehen laſſen; das Lenchen wird nicht gelb davon!

„Sie können ſich denken, wie die zu bellen anfing; hing auch dem Gatzvogel einen Denkzettel an, daß die ganze Nachbarſchaft in die Fenſter kam und mitlachte, als der Schalk ſich halb todt darüber lachen wollte. Sie zerſprang ſchier vor Zorn und die Hälfte des Grimmes mußte Lenchen allein tragen, während in die andere Hälfte ſich die übrigen Nähſchülerinnen theilten.

„Lenchen ſchwieg, und das war gut. Sie hatte ſchon die Erfahrung an den anderen Mädchen gemacht, daß,

wenn man ihr den Widerpart hielt, kein Rath und Ende war, und ſie acht Tage fortbelferte. So war das arme Mädchen übel daran und trug ſtille, was das Herz preſſen wollte. Auch keine Freundin hatte ſie, der ſie ſich hätte können anvertrauen, da ihr die Mädchen alle nicht gefielen. Wenn ſie denn ſo ſtille daſaß, dachte ſie nur an Paul und an die ſchönen Stunden im Felſenkämmerlein, und die Liebe ſenkte ihre Wurzeln immer tiefer, bis auf den Grund des Herzens.

„Wollten Sie aber glauben, der Paul habe ſie im Geräuſche der Stadt Mainz vergeſſen, Sie würden ihm Arges zutrauen. Nein, ſo ein Bruder Leichtfuß war Paul nicht. Als er nach Mainz kam, wollte ihn der Müller und Mehlhändler daheim behalten und verwenden; er aber ſagte: Nein, Herr, ich danke; ich bin hierhergekommen, um in der Mühle thätig zu ſein, ſo laßt mich das auch thun!

„Närriſcher Kautz, ſagte der Müller, du weißt nicht, was du da für dich ſuchſt. Meine Mühle iſt die vierte dort im Rhein unter der Brücke. Du haſt ſie wohl ſchon geſehen Sie iſt die Neueſte und Schönſte von allen. Wer aber da Mahlknecht iſt, der muß auf der Mühle wohnen und ſchlafen und kommt gar nicht ans Land.

„Das iſt mir juſtement Recht, ſagte Paul. So möcht' ich's haben.

„Nun, jedem Narren gefällt ſeine Kappe, ſagte der

Müller, du kannſt ſchon morgen hingehen; aber ich erleb's, daß du das bald müde ſein wirſt.

„Nun, ſeid ſo gut und wartet's bis dahin ab, ſagte Paul lachend, und die Sache war abgemacht; aber Röschen, die ſchöne Müllerstochter, die bei Oſthofen zu Haus und in des Müllers Hauſe war, um ein Bischen gewürfelt zu werden, da die Väter Freunde waren und der Rheinmüller keine Kinder hatte, zopfte ihn und flüſterte ihm zu: „Thu's nicht!“ Paul ließ ſich nicht ſtören, ſo bildſchön auch das Röschen war und ſo lockend es ihm in die Augen ſah.

„Er fuhr Morgens hinüber und löſte den andern Mahlknecht ab. Da war denn ein Kämmerlein, recht freundlich und ſchön, und dann das Mahlwerk und die Frucht- und Mehlkammer, die alle Tage gefüllt und wieder geleert wurde. Und vor, neben und hinter der Mühle brauſte wild der Rheinſtrom, in deſſen Wellen die Räder einſchlugen ohne Unterlaß, und vor all' dem Brauſen konnte Einem ganz wirbelig im Kopfe werden, und — meiner Treu! — es gehört eine abſonderliche Liebhaberei dazu, da zu hauſen und in dieſer Einſamkeit ſeine Tage zuzubringen. Item, für Paul war's ſo recht gemünzt. Dem war's erdenwohl da, und er konnte ſo viel an ſein Lenchen denken, als er wollte, und Niemand ſtörte ihn, denn die Mahlburſche auf den anderen Mühlen, die ihn wohl einmal zu beſuchen kamen, ſahen bald ein, mit dem ſei Nichts anzufangen, denn er ließ ſich mit ihnen nicht ein.

„Das Ostheser Röschen aber hatte dem schönen Paul zu tief in die dunklen Augen gesehen, um ihn schnell vergessen zu können. Sie wußte es rund zu machen, daß sie ihm alle Tage das Mittagsessen bringen durfte, denn seinen Kaffe kochte er sich selber auf einem Saarlouiser Öfchen, das in dem Stübchen stand.

„Wann sie aber auf die Mühle kam, saß er still da und blickte in die rasch vorüberwallende Fluth. Sie dachte: Der hübsche Junge hat ein Leid auf der Seele, das wollte sie ihm wegscherzen, denn sie war eine lustige Hexe, wie's so der Pfälzer Art ist; aber wenn er auch einmal lächeln mußte, sie erkannte doch bald, daß das nicht der Weg war, seine Zuneigung zu gewinnen, und das hätte sie doch gerne gemocht, zumal er auch eines Müllers Kind und sie des Vaters Erbtochter war, der ein- für allemal auch nur einen Müller zum Eidam haben wollte.

„Sie erkannte, daß sie es anders anfangen müsse. Hätte er nur einmal gesagt: Röschen, du gefällst mir! oder so Etwas nur von ferne merken lassen; aber — wart' ein Bischen! Der redete freundlich mit ihr, das war Alles. Und sie wußte doch, daß sie hübsch war, denn ihr Spiegelchen betrog sie nicht, und die österreichischen Korporäle, die in den „grünen Baum" gegenüber gingen, ihr „Seidle" tranken, wußten's auch und sahen sich doch nach ihr fast die Auzen aus dem Kopfe heraus. Nur der Paul sah's nicht, und war doch auch nicht blind.

„Da kam ſie denn auf den Gedanken, er müſſe ſchon ſo Etwas im Getriebe haben. Das machte ſie traurig. Alle Verſuche liebevoller und natürlicher Gefallſucht blieben ohne Wirkung. Nun ſtand's feſt, ſo gut, als wärs vom Notar geſchrieben. Sie wurde bös. Der Sauertopf! ſagte ſie mürriſch. Man meint, bei meiner Seele! man wäre ſo eine Spatzenſcheuche, ſo eine Hirſeputzel. Mit dem Böswerden oder Bösbleiben ging's nicht. Röschen war zu gutmüthig; und als ſie einmal unverſehens auf die Mühle kam, um Schwingmehl extra zu beſtellen für den Zuckerbäcker in der Quintinsgaſſe, und unerwartet in ſein Stübchen trat, da ſaß er am Tiſchchen! und die hellen Thränen ſtanden ihm in den Augen. Das bewegte ihr Herz ſo, daß ihr Auge feucht wurde und ſie ihm ihre Hand reichte, und ſich zu ihm ſetzte und ſagte: Paul, ich weiß, wie es um dein Herz ſteht. Es iſt, wie's im Liede heißt:

„Kein' Flamm' und kein Feuer brennet ſo heiß,
Als heimliche Lieb', von der Niemand weiß!"

„Gelt, ich hab's gefunden? Aber ſag': Iſt dir denn das Mädchen abhold, oder iſt's ſo, wie das andere Lied ſagt:

„Weiß nicht dein Liebchen, wie lieb du es haſt?
Das drücket das Herz, als grundſchwere Laſt!"

„Haſt du's ihr etwa nicht geſagt? Hör', wir Mädchen ſind ſo dumm nicht. Wir merken's um die

Ecke herum, wenn uns Einer lieb hat; wenn er auch ſeinen Mund beherrſchen mag, über die Augen iſt er nicht Herr. Laß dir keine Grillen kommen. Sie weiß es gewiß, und du haſt noch Zeit zum Reden!

„Oder iſt's etwa ſo, wie wir daheim im Liede ſingen:

„Haſt du ein Liebchen fein, —
Darfſt es nicht lieben?
Wehret's die Mutter ſein,
Mag's dich betrüben!
Doch iſt das Liebchen treu,
Lieb' es nur ohne Scheu.
Weiß, wie die Mütter ſind; —
Weinet das liebe Kind —
Gibt ſie dir's gern!"

„Da faßte Paul Röschen's Hand und ſagte: Meinſt du, ſo käm's? Ach, wie irrſt du dich da! Sein Vater iſt ein ſtockiger Mann, der alten Haß nährt, und eher läuft der Rhein gen Worms, als daß er ſeine Sinnesart änderte. Ich weiß es leider beſſer!

„Das ſagte er ſo tiefbewegt, ſo traurig, daß es in der Seele des Mädchens nachklang und in ihr ſchönes Auge auch ſo ein Tröpflein trat, das vom Mitleid Zeugniß gab. Von da an war Röschen ſeine Vertraute, und es iſt ſeltſam geweſen, obgleich das arme Mädchen immer die Blumen und Blüthen ihrer Hoffnung abriß vom grünen Stengel, ſo flößte ſie doch Hoffnung tröſtend in Paul's Seele und meinte, des eigenen Kindes Leid würde am Ende doch noch des Vaters harte Seele

mürbe machen, und eine Lieb', die ſo lange genährt, ſo tief gewurzelt und ſo treu ſei, werde ihr Ziel doch noch erreichen, wenn auch jetzt keine Ausſicht dazu vorhanden ſei.

„Dann und wann wiegte ſolcher Troſt ſein Herz in eine gewiſſe Ruhe hinein; aber es erwachte allemal wieder zu erneuertem Weh und Leid. So lange er mit Lenchen zuſammenlebte, war ihm ſo ein Gedanke gar nicht gekommen, wie er jetzt an ſeiner Seele nagte. Die Freude des Zuſammenkommens und Zuſammenſeins ließ ihn nicht aufkommen. Man denkt ſo auch der Dornen nicht, wenn man ſich der Roſen in ihrer Pracht erfreut; man meint nicht, daß der Abend trüb werden könne, wenn man Morgens die Sonne ſo gluthig-golden aufgehen ſieht. Es iſt halt leider ſo mit dem gebrechlichen Menſchen, daß er über der Luſt des Augenblicks die traurigen Geſchicke vergißt, die ihm folgen können, wie dem Gebete das Amen.

„War's ihm denn ſo leidmüthig, ſo kam ihm abermals das ſeelengute Röschen wie ein Engel, und er liebte ſie wie ein Bruder die Schweſter und ſah gar nicht, daß es in des armen Mädchens Seele doch etwas ganz Anderes war, als in der ſeinen.

„So ſind denn ein paar Jährlein ins Land gegangen und zuerſt kam das Lenchen heim. Wie ſchlug ihr das Herz! Aber wie war's ſo ſtille und leer da droben im Felſenkämmerlein, wohin ſie zu allererſt ging. Da war Alles noch ſo, wie ſie geſchieden war, nur er fehlte.

Auch damals, als sie Abschied nahmen, war's Herbst gewesen und die Blätter gelbten wie jetzt, und der Wind fuhr, scharf wehend, durch die Thalschlucht, und wiegte die Kronen der Bäume und ihre Wipfel, und der Bach rauschte ein traurig Lied dazu. Sie saß da mit gefalteten Händen und dachte fein, und es rieselte sacht und leise aus ihren Augen eine Thräne nach der andern ins dürre Gras. Da sah sie den angelehnten Schieferstein, drehte ihn um und las die Schrift: „Treu bis in den Tod!" und es durchzuckte ihre Seele wie ein blendender Blitz.

„Das hat er geschrieben! rief sie aus, das ist sein Gelöbniß! Und sie las und las wieder die Inschrift und wurde nicht müde, sie zu lesen und ihre Thränen flossen darauf, und sie drückte sie an die wallende Brust und küßte den kalten Stein.

„Hätte Paul die Schrift nicht eingegraben mit der Messerspitze, ihre Thränen hätten sie ausgelöscht. Aus diesen fünf Worten quoll aber auch wieder ein Bächlein der Lust, das die Keime der Freudenblumen wieder belebte, und sie hoben ihre Köpflein und Kelche wieder empor und es wurde Lenz mitten im Scheiden der schönen Jahrszeit, der nicht mehr endete im Winter, der doch mit seinem Schnee und Frost bald genug ins Thal kam und Lenchen abhielt, das Plätzchen der glücklichen Liebe zu besuchen, weil auch so leicht die Tritte im Schnee zu Verräthern werden könnten an dem Geheimniß, an dem das ganze, so reiche Glück ihres Lebens hing.

„Aus dem Mädchen war bei der gelben Näheliese Etwas geworden, das kann ich Ihnen ſagen," fuhr der Flurſchütze fort. „Sie hatte ſich umgeſehen in der Welt; ſie war verſtändiger geworden, wie älter. Nun ſah ſie ihr Hausweſen mit anderen Augen an wie früher, und erkannte, daß die Mägdewirthſchaft ein rechter Unfegen ſei. Sie griff nun wacker an und ein, und man konnt's des Obermüller's Hausweſen wohl anſehen, daß da eine andere Hand im Spiele war, als früher. Es gab Ordnung, geregelten Haushalt und das ſogenannte Schnauſen und Mauſen hatte ein Ende. Der Obermüller blieb freilich, wie er war, denn einen Mohren bleicht man nicht mehr; aber das Haſeliren und Zanken hörte auf; er war ſeelenvergnügt und ſein Gläslein ſchmeckte ihm um zehn Procent beſſer, weil er nicht mehr ſo viel Ärgerniß daheim hatte. Und trotzdem war das Mädchen nicht hart und ſtreitſüchtig. Sie that ſo Alles in der Stille und Ruhe ab, und das Geſinde hatte einen abſonderlichen Reſpect vor ihr. Es wäre ein Heil für den Obermüller geweſen, wenn es ihm nur hätte helfen können!

„Nicht bloß die verſtändigen, alten Leute erkannten, daß das Lenchen ein wacker Mädchen geworden, die Burſche merkten's noch früher, wenn ſie auch die Sache anders anſahen.

„Krampanje! ſagten ſie, Obermüller's Lenchen iſt ſchnack wie eine Tanne und geht auf ihren netten Füßchen, daß ſich nicht einmal die Grashalme viel

beugen, wenn sie über die Wiese geht, die muß tanzen! Andere sagten: Sie hat ein Gesichtchen wie ein leibhaftiger Engel, und wenn sie lächelt, wird's einem zu Muth, als wenn die Sonne aus dem heitern Morgenhimmel Einen anlacht! Wenn sie den Mund aufthut, meint man, man sähe die frischaufblühende Äpfelblüthe, so schimmert's schneeweiß und roth. Blickt man ihr in die strahlenden Augen, so hält man's keine Minute aus, das ist purinziges Feuer und Flamme! Jeder wußte etwas Anderes zu sprechen, und die Mädchen wurden gelb vor Neid. Wenn sie in die Kirche kam, so machten die Bursche auf der Orgel lange Hälse, wie die Gänse, wenn sie einen Hund kommen sehen, um sie nur sehen zu können; aber ich sage Ihnen, es war kurios, daß das Mädchen gegen das Alles wie blind war. Sie sah's nicht und merkt's nicht, und ich sagte damals zu meiner Frau, da lebte sie noch und Gott hab' sie selig! — Ursel, ich glaub', Obermüller's Lenchen kommen all' die Bursche vor wie Krautköpfe. Sie achtet gar nicht auf sie. Hochmuth ist's nicht, denn das Mädchen ist so leutselig und gesprächig mit Jedermann, Arm wie Reich, daß es eine helle Pläsir ist. Weißt du was, Ursel, die hat einen Liebsten in der Stadt. Gib Acht! —

„Sie sah mich spöttisch an und sagte: Kümmerst du, alter Narr, dich noch um die Mädchen? Das liegt mir neben einander! Hat sie Einen, so gesegne es ihr Gott; hat sie Keinen, so hat ihr Stündlein noch nicht geschlagen und der Rechte ist noch nicht dagewesen. Übrigens meint

ihr Mannsleute, ein neunzehnjährig Mädchen müsse auch gleich Einen am Bändel haben! Ich fand, daß sie Recht hatte; denn in der Stadt hatte sie gelebt, wie vor Alters die Nonnen, die der Napoleon ausgestäubt hat, und Niemand wußte Etwas von so einem Gehänge mit einem Burschen. Nun, dacht' ich, die Uhr wird ihr schon schlagen; aber das war nicht. Die Bursche kamen Sonntags auf die Mühle, besonders des reichen Schaafmeier's Jörg, und machten sich niedlich bei dem Mädchen. Sie lachte und scherzte wohl auch einmal mit ihnen, aber damit Holla. Sie verzweifelten schier, und Schaafmeier's Jörg ging ganz zurück vor Lieb' zu dem schönen Lenchen. Endlich ist die Kirchweih gekommen. Da machte er denn kurzen Proceß und fragte sie, ob sie sein Tanzmädchen werden wolle, was ebenso viel heißt, als ob er um sie gefreit hätte; aber sie dankte und sagte kurz, sie könne gar nicht tanzen und habe auch ein Gelöbniß gethan, keinen Tanzboden zu betreten.

„Da hatten sie's!

„Es hätte ein Christenmensch das Gerede, das Judiciren hören sollen! Überall steckten sie die Köpfe zusammen. Der Eine sagte, es ist Hochmuth; der Andere höhnte und spottete, und der Jörg war trostlos über das Abflattern und den Schimpf dazu. Bei dem ging's, wie bei dem Weine, der zu süß ist: er geht in die Essiggährung über. Seine Liebe verwandelte sich in giftigen Haß. Er lauerte ihr auf, um hinter ihre

Schliche, wie er ſagte, zu kommen, und als ihm das auch nicht ging, ſagte er zu dem rothen David: Wenn du mir herausſpeculirſt, wie's mit dem Lenchen iſt, ſo kommt mir's auf einen, auch zwei neue Thaler nicht an; verſtehſt du mich? Ich müßt' ſtockdumm ſein, wenn ich glauben ſollte, die habe einen Kieſelſtein, wo andere Mädchen das zappelige Herzchen haben. Da ſteckt etwas dahinter, ſo oder ſo.

„Da war Jörg an den Rechten gekommen! Ihr wißt, lieber Herr, es gibt überall ſo Kerle, die Naſen haben wie ein Hühnerhund, und ſchnuppern am liebſten in anderer Leute Händel herum; Kerle, die nur darauf ausgehen, wie eine ſchnauſige Katze, eine fette Suppe zu verdienen, und zu dieſem Zwecke keine Mühe ſcheuen. So einer war der rothe David. Der Menſch war arm, weil er faul war. Es überlief ihn eiskalt, wenn er von Arbeit reden hörte. Und doch litt er keine Noth. Er war ein Junggeſelle von etwa vierzig Jahren, aller Streiche voll; machte bei den Burſchen den Hofnarren und bekam zu trinken; bei den Alten den Mährchenträger und Fuchsſchwänzer, und bekam Fleiſch, Eier, Butter und dergleichen geſchenkt. Er war der Mäkler im Dorf, und von jedem Wein-, Frucht- oder Viehhandel bekam er, wie der Jud' ſagt, ſein Zaſſeras und Trinkgeld. Er wußte Alles und kannte alle Schliche. Es kam kein Handelsjud', kein Weinhändler, kein Marketender ins Dorf, er mußte bei dem rothen David fragen, und hörte auch allemal richtig, wo das zu finden war,

was er ſuchte. Er trieb mit allen Weibern hinter dem Rücken der Männer Kotzelhandel, und verrieth keine, wenn ſie auch die Frucht vom Speicher halbmalterweiſ' für Kaffe und Zucker verſchacherte. Dabei war er ein ausgeheckter Schmuggler, und es verging in der guten Jahrszeit keine Nacht, wo er nicht die Bündel trug oder den Schmugglern als Spion und Wegweiſer diente; — in Summa, es war ein ſchlitzöhriger, ausgeheckter Schelm und Tagedieb. Wie geſagt, da war der Jörg an den Rechten gekommen; denn der ſtand gut mit den Mahlknechten, wo er ſein Pfannkuchenmehl um ein Erhebliches wohlfeiler kaufte, weil die's dem Müller ſtahlen, und mit den Müllersleuten in der Ober- und in der Untermühle ſtand er gut, weil ſie ihn brauchten als Mäkler, und ging hier, wie dort, aus und ein zu aller Zeit.

„Der verſprach's, und was er verſprach, das hielt er.

„Zuerſt machte er ſich an die Mahlknechte und Mägde, und lunkte ſo um die Ecke; aber da war er noch nicht halbwegs. Nun legte er ſich aufs Aufpaſſen; aber das führte auch auf kein rechtes Gleis. Er wurde dadurch nur hartnäckiger und dachte: Kommt Zeit, kommt Rath! Lenchen hatte einen Aufpaſſer der ſchlimmſten Art. Sie merkte es wohl — und dachte: Fuchs, mich fängſt du nicht auf dem Neſt!

III.

„Ein Jahr ging hin und David wurde ganz ärgerlich. Der Jörg fragte alle Tage, aber er konnte ihm nichts sagen. Da änderte sich die Geschichte, nämlich in der Untermühle. Wenn auch der Müller noch ein Mann in seinen besten Jahren war, so hatten doch die Fahrten an die Mosel in Wind und Wetter ihre Mucken. Das war immer eine Reise von drei Tagen, wenn's gut fahren war. Aber im Frühjahr und im Herbst ging's auch viere zu. Und Naßwerden und wieder Trocknen; durch Wasser und Bruch, durch Koth und lettschigen Schnee wandern ist eine Affaire, die allemal die Gicht als Nachwinter bringt. Das ist ein schlimm Erbe! Herr, ich hab' 'mal sieben Wochen kreuzlahm dagelegen, und wenn nicht der Gichtmann zu Windesheim Sympathie gebraucht hätte, was mich drei Gulden Geschenk kostete (denn Bezahlung dürfen so Leute nicht nehmen), den Doctor'n wär' ich durchgetrippst, so gewiß, als dem Kaufmanne Darweiler seine Frau, die superklug war und die Doctor brauchte und von den Gichtmännern nichts wissen wollte, nicht einmal einen Gichtring anthat. Nun, die vornehmen Leute wissen Alles besser wie unsereins und haben keinen Glauben an so Etwas, Nichts für ungut! —

„Der Untermüller kriegte im Frühjahre die Gicht, und lag da und konnte sich nicht rühren und nicht regen.

Der kleine Bub konnte noch nichts manteniren. Da lag denn die ganze Last des Geschäfts auf der guten Frau allein. Zum Glück hatten sie den Stoffel, meines Vaters Bruders Sohn, einen kreuzbraven Menschen, der den rechten Verstehtihrmich von dem Mahlen hatte; das war's aber nicht allein; denn der Ackerbau mußte auch gehörig besorgt werden. Sie hatten dafür wohl einen treuen Knecht — doch mit dem Mehlhandel an der Mosel stand's windschief. Ich hab's Ihnen schon gesagt, daß im Herbst das Mehl an der Mosel ausgeborgt wird. Da muß zu Ostern das Geld eincassirt werden, weil die Wingerslente dann in der Regel den Wein verkauft haben. Ist man da nicht auf der Schwelle so witscht den Leuten das Geld durch die Finger, und wer das Nachsehen hat, das ist der Müller. Da brennt's an die Sohlen. Und nun lag der Untermüller kreuzlahm da und wußte nicht, wo aus, wo ein. Ich bin dazumal in die Mühle gekommen und hab' das Herzeleid angesehen. Es war justement, wie Anno Siebzehn bei mir. Geht nach Windesheim zum Gichtmann, sag' ich, der pfeift's weg wie Staub vom Rock!

„Das leuchtete dem Untermüller ein, und er sagte zu mir: Ulerich, geh' du hin, du kennst den Mann!

„Ich that's, und der brauchte, aber es half nicht. Entweder der Müller hatte keinen rechten Glauben, oder es war, wie der Gichtmann sagte. Es gibt zwei und dreißigerlei Gicht, sagt' er; ist's die eine nicht, so ist's die andere. Ich muß aber so lange brauchen, bis

ich die rechte heraus habe. Da ich aber nur, wenn's Vollmond ist, brauchen kann, so wird's lange dauern. Manchmal treffe man's gleich, aber nicht immer.

„Als ich diese Kundschaft brachte, weinte die Müllerin und sagte: Ach du lieber Gott, bis dahin geht Alles zu Grund!

„Ei, so ruft Eueren Paul heim, sag' ich. Dann ist Euch geholfen und der Müller kann's abwarten, bis es der Gichtmann trifft!

„Ulerich, rief die Frau, da habt Ihr's getroffen. Thut mir den Gefallen und geht zum Schulmeister ins Dorf, und sagt ihm einen schönen Gruß und er solle dem Paul einen recht dringlichen Brief schreiben, daß er käme.

„Ich gehe hin; der Schulmeister schreibt einen Brief, der Hand und Fuß hat, und ich selber trag' ihn auf die Post in die Stadt, und auf der Adreß stand dreimal: cito. — Leider Gottes kam an demselben Tag eine andere Hiobspost, nämlich die Mahnung, daß der Paul im Zuge sei, das heißt soldatenpflichtig, und der Zug sei im October, daher der Bursch herbei müsse. Das fehlte gerade noch, um das Maaß voll zu machen. Ich sag' Ihnen, es war so, daß sich ein steinern Herz über das Leid der armen Frau erbarmen mußte. —

„Als der Brief in Mainz ankam, fuhr gleich das Röschen zur Rheinmühle. Der Paul erschrack recht, als er das cito dreimal auf der Adreß sah und des

Schulmeisters Hand, denn sonst hätte ihm sein Vater geschrieben, der tüchtig in der Feder war. Er riß den Brief auf und las ihn laut vor und wurde dabei weiß wie Kreide. Ach, rief er aus, mein armer Vater! Da muß ich schon morgen fort!

„Du lieber Gott! Das arme Röschen fiel schier in eine tiefe Ohnmacht vor Schrecken. Daß das Scheiden so schnell kommen könnte, hatte sie sich niemals eingebildet.

„Es war ein tiefes, brennendes Wehe, das über das arme, heimlich liebende Mädchenherz kam; aber sie zerdrückte die Thränen und verbiß den Schmerz mit aller Macht.

„Muß es denn sein? fragte sie mit halberstickter Stimme.

„Ja, sagte Paul, lies nur selbst.

„Sie las den Brief und sagte, als sie ihn zurück gab: Es ist nicht anders! Mit dem Worte wollte ihr fast das Herz zerspringen

„Geh' heim, lieb Röschen, sprach Paul, und sag's dem Meister, oder besser, nimm ihm den Brief mit. Er ist ja meines Vaters guter Kamerad und Freund und wird ein Einsehen haben. Der Peter kann auf die Mühle kommen und ich fahre den Abend noch hinüber.

Röschen sah ihn lang und schmerzlich an, als wollte sie sich das liebe Bild noch recht tief in die Seele hinein drücken, und dann sprang sie schnell in den Nachen und der Schiffer stieß ab.

„Der Müller konnte nichts dawider haben, so ungern er auch den braven Paul scheiden sah, weil er einen Besseren niemals gehabt. Der Peter kam auf die Rheinmühle und Paul fuhr hinüber.

„Röschen hatte noch immer gehofft, der Müller würde ihn nicht gleich ziehen lassen, und sie könnte doch noch ein Paar Tage bei ihm sein; als aber der Müller sagte: Ich kann nichts dawider haben. Geh' in Gottes Namen, da schlich sie weinend hinaus.

„Paul war zu sehr mit dem Gedanken an seiner Eltern schlimme Lage, vielleicht auch mit dem, sein Lenchen wieder zu sehen, beschäftigt, als daß er hätte merken können, wie es um das arme Kind stehe.

„Er säumte nicht; empfing seinen wohlverdienten Lohn, schnallte sein Bündel und reichte dem Müller und seiner braven Frau die Hand zum Abschiede. Röschen war nicht da. Er sah sich nach ihr um, fand sie aber nicht. Morgens wollte er in aller Frühe weg. Er wollte daher an Röschen's Thüre klopfen; aber die Thüre war verschlossen und kein Licht mehr drinnen.

„Er schlich in seine Kammer und dachte: morgen früh rufst du ihr ein Lebewohl zu.

„Kaum graute der Tag, so sprang er vom Lager auf; denn das Binger Schiff, mit dem er fahren wollte, ging früh ab. Er öffnete leise seine Kammerthür und horchte an der Röschen's; aber sie schlief so gut, daß er sie nicht wecken wollte, so weh' es ihm auch that.

Er ſchlich die Stiege des ſtillen Hauſes hinab; aber wie erſchrack er, als er in der Hausflur Jemanden ſtehen ſah. Bald jedoch wich ſein Erſchrecken, denn er erkannte Röschen, die weinend an der Wand lehnte. Erſt jetzt fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, und er erkannte im letzten Augenblicke, was er ſo lange Zeit nicht erkannt hatte. Es durchzuckte wie ein Blitz ſeine Seele.

„Er trat zu ihr und faßte ihre Hand. Es muß geſchieden ſein, Röschen, ſagte er; leb' wohl und denke meiner im Guten! Da war das Mädchen ſeiner nicht mehr Meiſter. Sie fiel ihm um den Hals und rief: Nein, dich vergeſſ' ich nun und nimmermehr! Und einen Kuß drückte ſie auf ſeinen Mund und floh dann wie ein geſcheuchtes Reh die Stiege hinauf.

„Eine Weile ſtand Paul da wie eine Bildſäule; dann ſagte er leiſe: Armes Kind, Gott gebe dir Glück und Frieden!

„Mit einer Thräne im Auge verließ er das Haus und ſchritt mit leiſem Weh' im Herzen die ſtillen Gaſſen der Stadt hinab zum Rheine, wo er mit dem abwärts ſegelnden Schiffe den Hafen verließ.

„Er blickte noch einmal wehmüthig auf die Mühle, deren Räder die ſchäumenden Wellen des Rheines ſchlugen, wo er ſo manche ſtille traurige Stunde verlebt, und griff mit ſeinem Ruder tief in die Fluth; denn er hatte verſprochen, rudern zu helfen, wie das am Rheine ſo Sitte iſt, wenn man umſonſt mit einem Schiffe fährt.

Da hatte er recht Zeit und Gelegenheit, an das arme Röschen zu denken, das ihn so lieb hatte. Erst jetzt, wo er wußte, wie es ihr ums Herz stand, begriff er Manches, was er früher arglos übersehen und nicht verstanden hatte; erst jetzt wurde er gewahr, wie das, was er für Freundschaft gehalten, tief gewurzelte heiße Liebe gewesen war. Und das bekümmerte ihn recht; denn er war ja dem herzigen Mädchen von ganzer Seele gut; aber nur so, wie ein guter Bruder der lieben Schwester. Als es endlich vollends Tag wurde, sandte er seine letzten Grüße nach Mainz und ein stilles Gebet für Röschen und ihren Frieden zum Himmel.

„Erst als die rheinischen Berge sichtbar wurden da unten, wo der Mausthurm steht und der Gedanke die Seele erfaßte, er nahe sich der Heimat, traten andere Gedanken in seine Seele, und Lenchen's holdseliges Bild stellte sich vor das des weinenden Röschen's, das er bis jetzt nicht hatte vor seinen Augen wegbringen können.

„Endlich landeten sie. Paul sagte den Schiffern Adjes, und wanderten durch die lebenvolle Stadt über die Brücke der Nahe und dann fürbaß der Heimat zu.

„Noch mehr bewegte es sein Herz, als endlich die blauen Berge der Heimat sichtbar wurden.

„Je näher er ihr kam, deste mehr jeder Gegenstand seine Seele berührte. Jeder Berg, jedes Dorf, jeder Bach war ihm ja ein lieber Bekannter, und so sehr er auch eilte, er mußte überall ein Bischen verweilen, um

sich wieder daran satt zu sehen und ob sie noch unverändert seien, wie sie waren, als er trüben Herzens beim Scheiden aus der Heimath vorüber gekommen. Damals hatte er traurig Allen ein Lebewohl gesagt, jetzt gab er ihnen fröhlich den Willkomm. —

„Man kann Einem so etwas gar nicht recht sagen," sprach der alte Flurschütze nach einer kleinen Pause der Erholung, „weil man doch so eigentlich keine Worte dafür hat; aber so viel ist gewiß, bei jedem Schritte, der Einen der Heimat näher bringt, wird das Herz weiter und das Auge freier. Man meint, es athme sich diese Luft viel würziger, als die in der Fremde, und Dinge, die Einem sonst gleichgiltig mochten gewesen sein, haben jetzt den höchsten Werth."

Die richtigen Bemerkungen des schlichten Mannes berührten mich tief. Es traten Bilder der Vergangenheit vor meine Seele, die mir dasselbe Gefühl der Erinnerung zurückriefen. O, es ist gewiß wahr, die Rückkehr in die theure Heimat, wenn man lange von ihr getrennt war, weckt Empfindungen, die unbeschreiblich sind. Die Erregung wächst mit jedem Schritte, der uns der Heimat näher bringt. Der Fuß kann nicht lange weilen. Die Seele drängt vorwärts und das Gefühl der Ermüdung weicht immer mehr zurück. Alles, was hinter Einem liegt, Freude oder Leid, es ist vergessen. Jeder Baum, jeder Busch empfängt seinen Gruß, und die Bilder der früheren Tage entrollen sich an diesen Marken immer frischer und

lebendiger. Ich ſagte das dem Manne, zuſtimmend ſeinen tief empfundenen Worten. Er drückte mir die Hand und ſagte: „Nein, es iſt unmöglich, daß Einer die Stätte ſeines frühern Lebens wieder ſehen könnte, ohne daß ihm das Herz im Leibe bewegt würde, bald von Leid und bald von Freude! Gerade ſo war's dem Paul. Er war reifer geworden in dem Zeitraume faſt dreier Jahre an Leib und Seele. So einfach und vereinſamt auch ſein Leben auf der Schiffmühle im Gebrauſe des Rheines geweſen war; dieſe Einſamkeit und das Alleinſein hatte ihm Zeit gegeben, über Manches klarer nachzudenken. Er hatte Pläne gemacht; Entſchlüſſe gefaßt; die Umſtände geprüft, erwogen und ermeſſen; aber ſeine Liebe für Lenchen hatte auch eine Kraft und Stärke gewonnen, die für ihre Dauer Bürge waren.

„Er ſah ſie jetzt lebendiger vor ſeiner Seele ſtehen; aber es war ſeltſam, daß er ſie ſich nicht anders denken konnte, als wie er ſie verlaſſen. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß ſie älter geworden ſein, und daß er ſie als ausgebildete, reizende Jungfrau wiederfinden könnte. Ja, je näher er der Heimat kam, deſto mehr ſchwand ſelbſt die Zeit. Es war ihm, als wär's eben geſtern geweſen, als er von hier ſchied.

„Wie wird ſie dir entgegen kommen? fragte er ſich voll innerer Luſt. Wird ſie auch die Schiefertafel gefunden haben? An die Möglichkeit, daß ſie ihn könnte vergeſſen haben, dachte er gar nicht. Manchmal meinte

er, ſie ſei noch in der Stadt, und er dachte mit Trauer daran, daß er ſie noch gar nicht antreffen könne.

„So war er fortgeſchritten in ſeinen Gedanken, und nur einmal hatte er ſich eine Raſt gegönnt, um ſich durch Eſſen und Trinken zu neuem Ausſchreiten zu ſtärken. Der Tag begann ſich zur Rüſte zu neigen. Die Sonne ſtand ſchon am Rande der Berge, die in blauem Dufte vor ihm lagen. In ihrem Schooße war das Mühlenthal, zu dem er hineilte. Allmählich ſäumten ſich die Abendwolken goldig, und dunkler Purpur umkleidete ſie. Einzelne goldene Wölkchen ſchwammen im glänzenden Abendhimmel daher und bald ſank die Sonne hinab. Vor Nacht konnte er die Mühle der Eltern nicht mehr erreichen. An dem Bache hin wanderte er den bekannten Weg, und bei einer Wendung des Thales hallte ihm Glockengeläute des Dorfs entgegen, das die Sabbathruhe ankündigte. Er ſtand ſtill, zog ſeine Mütze ab und betete für die Seinen und für ſich, und dann ſchritt er raſch vorwärts. Bald erblickte er die alte Burg, an deren Fuß die Obermühle lag. Sie hob ihre Thürme und Mauern ſchwarz in den noch mattſchimmernden Abendhimmel hinauf. Er grüßte ſie aus voller Seele, und die ſüßeſten Erinnerungen ſeiner Kindheit wurden wach.

„Endlich hüllte die Nacht das Thal ein, aber er war auch nun ſo nahe, daß er den alten Spitz ſchon hören konnte, deſſen heiſeres Gebelle ihm engegentönte. Jetzt ſchimmerte das Licht aus den Fenſtern der

elterlichen Mühle — er schritt über die Brücke des Mühlenteiches und stand im Hofe. Das Herz pochte stürmisch. Mit drei Sprüngen stand er in der Stube.

„Herr Jesu, der Paul! rief die Mutter und ihre Arme umschlossen den geliebten Sohn; der Vater richtete sich im Bett auf, was er bisher nicht gekonnt; die Kinder kamen, die Dienstboten. Es war eine Freude im ganzen Haus über seine Heimkehr. Draußen aber im Hofe stand Einer, der eben mit dem diebischen Mahlknecht noch einen Mehlhandel gemacht, der lachte höhnisch und rieb sich die Hände; und das war der rothe David, der Schnüffler.

IV.

„Am andern Tage war Sonntag. Paul war in der Kirche, aber Lenchen fehlte; auch hatte er sie im Vorbeigehen am Mühlenteich nicht in der Obermühle gesehen. Fragen konnte und durfte er nicht, ob sie noch in der Stadt sei; aber er schloß es und, da der leidende Vater so viel mit ihm zu reden hatte, konnte er auch zum Felsenplätzchen nicht gehen, wie er doch so gerne gethan hätte. Endlich gegen vier Uhr kamen gute Freunde aus dem Dorf, um den Kranken zu besuchen, da schlich er sich weg und eilte den wohlbekannten Geisweg hinauf.

„Es gibt manchmal Octobertage, die noch so warm und schön sind, als seien es übrig gebliebene Sommer-

tage, die, wie manche Schwalben noch schwirren, wenn auch das Heer der Schwestern schon fortgezogen ist, ihnen schnell nachziehen wollten, weil sie sich vergessen und versäumt. So war der Sonntag auch einer und die Sonne schien so gluthig in die Felsen, daß Lenchen, die früher hinaufgegangen war und nicht ahnte, daß Paul da sei, sanft einnickte und im warmen Sonnenlicht endlich recht tief in den ungestörten Schlaf sank.

„Paul nahte still. Ach, wenn ich sie doch gefunden hätte! seufzte er, bog die hochaufgeschossenen Gesträuche auseinander und stand vor dem lieblich schlafenden Mädchen. Schrecken und Freude erfüllte seine Seele. War das das Lenchen, das er verlassen hatte vor fast drei Jahren? — Damals die kaum erblühende Jungfrau, — aber jetzt — die völlig erblühte, mit allen Reizen geschmückte volle Gestalt. Er traute seinen Augen kaum In den Jahren macht aber auch so ein Mädchen Sprünge über Jahre hinaus. Ich kann Ihnen sagen, lieber Herr, das Erstaunen Paul's war ganz gegründet. Das Lenchen war erstaunlich schön, und ein schöner gebildeter Körper war nicht zu sehen. Einen Augenblick stand er so, wie behext, an der Stelle und starrte das schlafende Mädchen an, dessen Wangen höher glühten, dann war er seiner nicht mehr Herr. Er schlich heran und küßte sie auf den schönen Mund. Lenchen fuhr empor und rief, ihn erkennend: Mein Paul! Herr, das war eine Lust und eine Freude! Man kann sich's denken, wenn man sich so lange nicht gesehen hat; aber

nicht bloß Lenchen war schöner geworden, auch Paul hatte sich zu seinem Vortheil und zum Erstaunen verändert. Das sagten sie sich gegenseitig und ihre Küsse unterbrachen wieder die Worte, und dann betrachteten sie sich wieder. Dann aber gab's ein Fragen und Antworten, ein Erzählen und Wiedererzählen, daß der Tag schneller ausging, als ihr Erzählen. Sie mußten sich trennen, aber es wollte gar nicht von Statten gehen, zumal Paul schon Morgen an die Meiel fahren mußte.

„Als Lenchen heimkam, erschien auch gleich darauf der rothe David in der Mühle, und da Lenchen Salat putzte, stellte er sich zu ihr an den Tisch und sagte: Weiß Sie auch schon etwas Neues, Jungfer Lenchen?

„Lenchen kannte den Bösfeind und Mährchenträger, und wußte, daß er sie belausche. Sie sammelte sich schnell und sagte schnippisch: Ihr müßt Eure Neuigkeiten weiter tragen, mich fechten sie nicht an.

„Wer weiß? sagte David. Es kommt auf die Nachricht an, die man erhält.

„Mir liegt's neben einander, sagte Lenchen gleichgültig.

„Denkt Euch, fuhr David fort, des Untermüller's Paul ist gestern zurückgekommen!

„Er sah sie dabei scharf an. Lenchen aber konnte sich merkwürdig verstellen.

„Sagt's meinem Vater, David, der wird sich freuen, sagte sie lachend. Ihr wißt ja, er hat eine alte Liebe

zu Untermüller's, zumal der Alte krank ſein ſoll. Thut's doch! Ihr verdient ganz gewiß eine fette Suppe!

„David war abgetrumpft und ärgerte ſich ganz abſcheulich, zumal er jetzt die Fährte ſchier verlor. Du biſt entweder eine ausgelernte Heuchlerin, oder — ich ein Eſel! dachte er bei ſich und ging.

„Wer aber in Lenchen's Herz hätte ſehen können, der hätte ſeine Luſt geſehen. Sie ſang mit lauter Stimme und das Auge leuchtete und ſtrahlte vom Glanze, der ein Wiederſchein der Freude war, die im Herzen wohnte. Ja, fange Einer ſo Eine blindlings! —

„So ſehr ſie aber auch nach einem neuen Zuſammentreffen verlangte, ſie mußte ſich gedulden, bis Paul wieder kam. An dem Tage, als Paul heimkam, ſtand er am Pferdeſtall und empfahl dem Knechte die warmgewordenen Pferde angelegentlich. Da ſchlich David herbei und reichte ihm grüßend die Hand.

„Auch wieder da? ſagte er; aber Musje Paul, wie iſt er groß und ſchön geworden!

„Schade, daß ihr kein Mädchen ſeid, ſagte Paul, denn aus uns könnte ein Pärchen werden, weil ich Euch ſo gefalle!

„David lachte und ſagte: Dafür wär' ich doch zu früh auf die Welt gekommen. Nun es gibt aber Andere, die das auch merken, und in der Nachbarſchaft wiſſen's auch die Leute.

„Ihr macht mich ſtolz, David, ſcherzte Paul. Ich wette, Ihr wollt mir des Obermüller's Dunzelchen

freien? Mein Vater meint das auch. Er ist mit dem Obermüller vor dem Landgericht so gut Freund worden, daß er gar nicht mehr von ihm lassen kann. Da paßten die Kinder prächtig zusammen. Die Frau könnte in der Obermühle hausen und ich in der Untermühle, und die Klause bauten wir zusammen aus dem Molter. Macht's fertig, David, Ihr kriegt einen rothen Rock.

„Der paßte zu seinen Haaren! rief der Knecht aus dem Stalle, der seinen Batzen auch dazu geben wollte.

„Das war dem David zu dick. Er konnte viel ertragen, nur keinen Spott auf die Extrafarbe seiner Haare. Er machte sich grollend und brummig aus dem Staub und dachte: Da werde der Kuckuck klug!

„Dennoch gab er den Verdacht nicht auf, denn mit Paul war's ebenso, wie mit dem Lenchen. Er sah auch kein Mädchen an.

„Schaafmeier's Jörg war bitterböse auf den rothen David, und nannte ihn kurzweg einen Einfaltspinsel und eine alte Schlafhaube, den man am Narrenseile herumführen könne nach dem Gelüsten. Das wurmte dem Geschmähten und er gelobte, desto besser aufzupassen. Nun suchte er sich ein Plätzchen an dem Berge gegenüber aus und lugte da hinab ins Thal. Da sah ich ihn denn einmal, und ob ich gleich Nichts von dem wußte, was zwischen Paul und Lenchen bestand, so sagte ich in der Untermühle einmal: Ich wüßte doch gar nicht, was der rothe David im Schilde führe, weil er da oben auf der Wache sitze. Er müsse Etwas ausspioniren wollen, meinte ich.

„Das war ein Fingerzeig für die Beiden, die nun um ſo vorſichtiger und ſchlauer wurden. Er entdeckte alſo Nichts, und ich ſelbſt vertrieb's ihm, indem ich ihn fragte: „Ob er da die Schützen auslunke, um deſto ſicherer die Äpfel zu ſtehlen? Das diente leider den beiden jungen Leuten, die nach wie vor ihre Zuſammenkünfte hielten, nur noch heimlicher, als bisher."

„Leider, ſagt Ihr?" unterbrach ich ihn. Hat's denn ein böſes Ende genommen?" —

„Lieber Herr!" nahm er das Wort wieder, „es waren zwei Menſchen, bei denen man hätte ſchwören mögen, ſie ſeien für einander geſchaffen, und wahrhaftig, ſie waren es auch; aber der Menſchen Bosheit macht Alles übel. Und es kam noch Eins hinzu, daß die Liebe nur noch heißer wurde, nämlich die Furcht, ſich bald zu verlieren.

„Sie ſind zu jung, Herr, um zu wiſſen, wie es in dem Lande ſtand, als die Franzoſen Herr darüber waren und der Napoleon das Ruder führte. Damals hieß es: Krieg und wieder Krieg! Alle Jahre wurden die jungen Burſche fortgeſchleppt, und es kam Keiner wieder, ohne daß er krumm und lahm wäre geſchoſſen geweſen. Es war ein Herzeleid im Lande, von dem Sie ſich keinen Begriff machen können.

„Kam die Zeit der Ziehung, ſo zitterten und bebten alle Väter und Mütter, die Söhne hatten. Zwar konnten Reiche ſich einen Mann einſtellen, allein ſo um das Jahr 1810 und 1811 herum waren keine mehr

zu finden, und wenn Einer dagewesen wäre, so hätte ein wohlstehender Mann, wie der Untermüller, doch das Heidengeld nicht auftreiben können, das für solch einen Einsteher bezahlt werden mußte. Ja, desertirte etwa so ein Galgenvogel, denn nur solche ließen sich herbei, Einsteher zu werden, so mußte dennoch der, für den er eingestanden war, daran, ohne daß ihm eine Macht der Erde hätte helfen können. Wer der Trommel folgte, ging in seinen Tod, denn von Schlachtfeld zu Schlachtfeld schleppte er sie, bis sie eine Kugel ins Gras streckte.

„Paul war ja nun auch in dem Alter, und zur nächsten Ziehung mußte er. Daß ein Bursch wie der, frei käme, der kein Unthätchen an seinem Leibe hatte, das zu hoffen wäre die größte Narrheit gewesen, die ein Menschenkopf hätte ausbrüten können. Da galt's dem Pärchen, die Zeit auszukaufen, die ihm vielleicht nur noch kärglich zugemessen war.

„Ach, lieber Herr, wenn ich vorhin „leider" sagte, so hab' ich dazu Grund und Fug. Es ist gewiß, all das geheime Getutschel junger Leute, das heimliche Zusammenkommen, das halbetagelang Alleinsein ist nie gut. — Jene Tage der harmlosen Kinderliebe, jene Tage des Paradieses waren vorüber, und hier in dies stille verborgene Plätzchen fand die Schlange auch ihren Weg und der Engel des Paares verhüllte sein Angesicht und weinte — .. —

„Ach," sagte er nach einer Weile trüben Schwei

gens, „sie waren blind in ihrer Leidenschaft, und der rothe David schlief nicht da drüben auf seiner Lauer, die er, als er die Blicke Beider auf dem Jahrmarkt in der Stadt beobachtet hatte, sorglicher als je besuchte, bis er die Gewißheit hatte, daß sie hier zusammenkämen, und war nun seiner Sache ganz gewiß.

„Das traf zusammen mit der Zeit der Ziehung, die gerade um die Zeit der Heumaht eintraf. Paul wurde natürlich gut und zur jungen Garde geschrieben, und der Jammer kam zu Hauf in die Untermühle und — in dies Plätzchen — denn die Trennung war sicher und Lenchen fühlte sich Mutter. Herr, es kommt halt in diesem Leben kein Herzeleid allein, und der Schuld folgt, nach des Herrn heiliger Ordnung und Gerechtigkeit, die Strafe auf dem Fuße.

„Lenchen's Lage war schauderhaft. Angst, Scham, Verzweiflung zerriß ihr Herz. Ganze Nächte durchweinte sie, und Paul war nicht minder elend. Er wollte, getrieben von seinem Gewissen, um Lenchen werben. Als seine Frau wollte er sie zurücklassen, um wenigstens die Schmach und Schande zu mildern, die sie traf in den Augen aller Menschen. Noch einmal waren sie zusammen gekommen, und der tiefste Schmerz hatte sie gebeugt, als der rothe David drüben saß und nun endlich klar erkannte, wohin Lenchen, wohin Paul schliche. Es war Sonntag Nachmittag.

„Jubelnd in seinem Herzen, eilte der abscheuliche Spürhund in die Obermühle, dem Müller das Nöthige

zu hinterbringen und ihm endlich die Binde von den Augen zu reißen. Er wollte ihn an die Stelle führen, damit er sie zusammen fände, damit auch er eine rechte Rache an denen nehmen könne, die ihn so lange gehänselt und gehöhnt; damit er einen recht hohen Lohn von dem Müller empfange. Hastig stürmte er in die Mühle.

„Der Müller war schon weggegangen, ehe Lenchen zu Paul schlich. Er rannte nach dem Dorf, um es seinem Auftraggeber, Schaafmeier's Jörg, zu hinterbringen, und dann in das Wirthshaus. Auch dort war heute der Obermüller nicht, gegen seine Gewohnheit. Man sagte aber dem rothen David, er sei auf einen der zum Dorfe gehörenden Höfe gegangen, wo heute eine Verlobung sei, bei der es höchlich hergehe. Der rothe David war Keiner von denen, die sich zurückschrecken ließen, oder die eine Mühe scheuten, ein Ziel zu erreichen, das so lohnend zu sein verhieß.

„Er gönnte sich keine Ruhe, wies die Fragenden an Schaafmeier's Peter, der ihnen das, was er dem Obermüller zu sagen habe, genau zur Kenntniß bringen würde, wenn er käme, und lief eilfertig den Weg nach dem Hofe hin.

„Er traf den Obermüller in dem Zustande, den er erwartet hatte, in dem seine Rohheit und Wildheit bei der geringsten Reizung zügellos und wahrhaft verheerend hervorbrach, in dem der Halbtrunkenheit.

„Nachdem er hastig gegrüßt, sagte er mit dem Ausdrucke der Bosheit und des Triumphs im Gesicht:

Obermüller, brecht ſchnell auf. Ihr könnt einen Fang thun, wie Ihr ihn ſchöner Euch nicht träumen laßt; aber Ihr müßt gleich mit.

„An der Miene des rothen Spitzbuben ſah der Müller, daß es ſich um Etwas handle, das ihm wichtig ſei und ihn nahe angehe; ja, es war, als flüſtere ihm Jemand zu, daß es ſich auf Lenchen beziehe. Er ſtand haſtig auf, grüßte die Gäſte und Angehörigen des Brautpaares flüchtig und folgte dem Unglücksraben.

„Kaum waren ſie vom Hof entfernt genug, um ſicher reden zu können, ſo fragte der Obermüller, der vom genoſſenen Monzinger glühte: Was iſt's, David, was du bringſt? Gutes iſt's nicht, ich ſeh's an deinem Nachteulengeſichte! —

„Wie Ihr wollt, ſagte David, vielleicht iſt's noch ein Glück, ob ich gleich meinen Kopf nicht dafür einſetze, denn heimliche Zuſammenkünfte tragen ſelten gute Frucht!

„Was? ſchrie der Obermüller — du wirſt doch —

„Obermüller, ſagte der Rothe, Ihr wißt, ich bin Euer Freund, und hab' es allzeit gut mit Euch und Euerer Familie gemeint. —

„Ja, ja, ſchrie der Obermüller — aber wozu das lange Präambel?

„Habt Geduld, fuhr David fort, Ihr erfahrt's immer noch früh genug. Ihr reichen Leute wollt Alles gleich ganz haben. —

„Rede! Du bringſt mich zur Raſerei! Du ſollſt einen Baum Weißmehl haben!

„Ich wette, sagte mit teuflischer Ruhe der rothe David, wenn ich dem Untermüller so Etwas hinterbrächte, er knickerte nicht so mit einem treuen Freunde. —

„Du sollst einen halben Sack haben, schrie der Müller, aber nun martere mich nicht. Betrifft's mein Lenchen?

„Ich halt' Euch beim Worte, versetzte David, und ich weiß, Ihr seid ein Ehrenmann, der treue Dienste zu belohnen weiß. Ja, es betrifft Euer Lenchen! Nun, Obermüller, Ihr selbst und, wie Ihr wißt, alle Welt zerbricht sich den Kopf darüber, warum Lenchen mit keinem Burschen geht und alle Heirathsanträge zurückweist. Euch ist's schon oft ein Aergerniß gewesen, da Ihr gern einen braven Schwiegersohn hättet. Wißt Ihr, wie viel Uhr es da ist? Ich weiß es!

„Du, und du sagst mir's nicht? —

„Heute war ich drüben im Berge, hinter Euerer Mühle, und da hab' ich gesehen, was ich nicht sehen sollte.

„Was? Was hast du gesehen? schrie der Obermüller, und faßte den rothen David an den Schultern mit solcher Wuth, daß er ihn schier zu Boden riß.

„Nun, macht mich nur nicht todt! rief David, und wand sich los. Ich habe die heimlichen Zusammenkünfte nicht mit ihr!

„Wer ist's? rief bebend vor Zorn der Müller.

„Rathet einmal!

„Mensch, du machst mich rasend! Rede endlich, ich kann nicht rathen!

„Rathet das, was Euch das Allerschlimmste, das Allerbitterste, was Euch Gift und Galle wäre!

„Der Obermüller stand still. Er war wie eine Bildsäule. Seine Augen traten schier aus der Höhle. Er konnte kaum reden. Das Allerschlimmste? schrie er endlich; weißt du, was das wäre? — Eine heimliche Liebschaft mit dem Sohne meines Todfeindes!

„Jetzt habt Ihr's gerathen! sagte langsam der rothe David.

Des Obermüllers Arme sanken schlaff herab. Alles Blut trat aus seinem Gesicht, aber es war, als ob Alles, was jetzt in ihm gehr, in seine Augen träte und dort zu Feuer und Flamme würde. Reden konnte er eine Weile gar nicht. Seine Gedanken verwirrten sich. Endlich schlug er sich mit der Hand gegen die Stirn, als wolle er sich einen derben Selbstvorwurf machen, daß er gehegten Vermuthungen nicht Raum gegeben habe. Er stampfte die Erde, daß sie dröhnte; dann aber war's, als glaube er's nicht; als wolle er das höllische Blendwerk von sich weisen.

„David, weißt du, daß ich dich todtschieße wie einen räudigen Hund, wenn du gelogen hättest?" sprach er mit einer Stimme, die wie grollender Donner klang.

„David, den des Müller[illegible] greulicher Zustand nicht im Mindesten anzufechten schien, sah ihn lächelnd an und sagte: Paßt auf, Obermüller, ich brenn' Euch was auf! Haltet den David für pfiffiger, als daß er nicht wissen sollte, was er thut, und wann habt Ihr mich

auf falſcher Fährte gefunden? Euere Waldine, die Krone aller Bracken, führt Euch eher irre, als ich. Wollt Ihr nicht alle fünf Minuten ſtehen bleiben und wacker zufußeln, ſo könnt Ihr ſie noch treffen und die Vögel auf dem Neſte fangen.

„Ohne ein Wort zu erwiedern, faßte der Obermüller den rothen David am Kamiſellappen und riß ihn fort.

„Sie griffen ungemein aus und David kam ſchier hinter den Athem, als er bei ſolchem raſchen Gange dem Obermüller erzählte, wie er die Vermuthung, daß Paul und Lenchen ſich lieb und heimliche Zuſammenkünfte hätten, ſchon lange gehegt, und Alles aufgeboten habe, hinter die Schliche zu kommen; wie ſie ihn aber am Narrenſeile herumgeführt, daß er am Ende ſelber gezweifelt habe; allein auf dem Jahrmarkt in der Stadt habe er ihre Augen beobachtet, und geſehen, wo Barthel den Meſt hole, da habe er denn auch nicht geruht, bis er heute die volle Gewißheit gewonnen habe.

„Und mir haſt du Nichts geſagt, Hallunke? rief der Obermüller.

„Gebt Acht, ich verbrenne mir den Mund, ohne daß ich Etwas von der Suppe weiß! Ich hätt' 'mal ſehen wollen, was Ihr gethan hättet? Nein, David ſalvirt ſeinen Pelz, wenn's zu regnen droht, und geht dem Gewitter fein aus dem Wege.

„Die Erzählung David's hatte die Wuth des Müllers wieder furchtbar geſteigert. Er hätte die Welt zerreißen und zertreten mögen. Es war die größte

Schmach, der größte Schabernack, der ihm konnte angethan werden. Sein Geſicht war braunroth. Oft rang er nach Luft und mußte eine Secunde ſtillſtehen, um nur weiter gehen zu können.

„Sie hatten ſich jetzt dem Wäldchen genähert, das ſich links den Abhang zur Mühle hinab und rechts ſich gegen das Dorf hinzieht, durch das wir Beide eben hierhergekommen ſind. Bei einer dicken Eiche am Wege ſagte David zu dem Obermüller: Bleibt nur hier einmal ein Bischen ſtehen, ich will einmal lauern, ob ſie noch bei einander ſind. Der Obermüller lehnte ſich an den knorrigen Stamm. Seine Bruſt arbeitete ſchrecklich. Das Blut kochte in ſeinen Adern. Seine dicken Fäuſte ballten ſich unwillkürlich. Er war in dem Zuſtande des wildeſten an Wuth grenzenden Zornes, wo keine Überlegung mehr iſt, und wo allemal der Menſch thut, was Gott leid iſt. War es aber auch nicht arg für einen Menſchen, wie der Obermüller einer war? Sein Kind hatte eine Liebſchaft mit dem Sohne des Menſchen, den er mit aller Macht ſeiner verwilderten Seele haßte; hatte ſchon wer weiß wie lange heimliche Zuſammenkünfte mit ihm! Und er, der ſich ſo klug dünkte, der in ſeinem Dünkel ſich weiſer hielt als alle Welt, er tappt im Finſtern und weiß Nichts davon? — Und nun entdeckt's der David, dieſer Allerweltsſchwätzer, bei dem ein Geheimniß keine Minute bleibt; der lieber eine Stunde Wegs läuft, wenn er Niemand in der Nähe hat, um es nur an

den Mann zu bringen. Wie mußten ſeine Feinde jubeln: wie mußte Spott und Hohn ihn treffen; wie mußte ſich der Schaafmeier kitzeln! Seine Wuth warf ſich in faſt eben dem Grad auf den rothen David, der ihn nun in der Hand hatte, wie auf das Mädchen, das ihm ſolche Schmach ang than.

„Der rothe David war ins Holz geſchlichen und ſein Herz pochte doch ein wenig, wenn er dachte, er könnte des Müllers Zweifel anregen, wenn Lenchen nicht mehr bei Paul wäre. Zudem wußte er gar nicht, wie und auf welchem Wege ſie aus dem Wald in die Felſen kommen könne, da er die ſcharfe Felskante und den Abgrund darunter wohl kannte. Er war jetzt an der Kante angelangt und horchte. Da vernahm er eine weinende Stimme und erkannte die Lenchen's; dann auch die Paul's, und ſeine Bruſt athmete leichter. Er lief eiligſt zu dem Müller zurück und ſagte mit teufliſchem Lächeln: Es iſt zu ſpät, ſie zu erwiſchen; aber geduldet Euch nur ein paar Amenlang, ſo kommt ſie, denn ich habe ſie weinen gehört. Wie ſie aber über den ſcharfen Fels kommt, weiß ich nicht.

„Wär' ſie nur beim erſten Mal hinabgeſtürzt! ſtieß der Müller im dumpfen Wuthtone hervor. Pſt! warnte David und ſtille harrte der Müller, aber er zitterte an allen Gliedern und glich dem wüthenden Raubthiere, das ſeine nahende Beute erwartet.

„Länger als je waren Paul und Lenchen bei einander geweſen, denn ſie wußte, daß heute ihr Vater

spät heim kommen würde und — daß es vielleicht das letzte Mal sein würde, daß sie sich sehen konnten, da Paul noch in dieser Woche zum Heere mußte, oder doch in das Depot seines Regiments, das in Straßburg lag.

„Ach, lieber Herr, wenn man sich in des Mädchens Lage denkt, so möchte man verzweifeln! Darüber waren sie einig geworden, daß Paul bald freien wollte um sie. Seine Eltern gaben gewiß es zu; aber der Obermüller sicherlich nicht. Und was dann? Da standen sie rathlos und verzweifelten schier, und das arme Mädchen rang die Hände wie eine Wahnsinnige. Und Paul konnte sie doch nicht trösten! — Die Qual der Schuld und Schande zerriß ihre Herzen. —

„Endlich schieden sie. Lenchen stand diesseit des scharfkantigen Felsens und raufte ihr Haar und rang jammernd die Hände. Dann lief sie, wie außer sich, durch das Wäldchen, dem Wege zu.

„Jetzt nahte sie der Eiche, hinter der ihr Vater stand. Es begann schon zu dämmern, aber er erkannte sie sogleich und stürzte wie ein Tiger auf sie mit einem entsetzlichen Fluch und Schimpfnamen, die ich vor Ihnen nicht aussprechen kann.

„Ein Faustschlag traf sie. Ein entsetzlicher Schrei wurde gehört und leblos sank das Mädchen nieder. —

„Der Obermüller war in einem Zustande, der nicht beschrieben werden kann. Er schlug, er trat auf sein Kind. Er würde sie getödtet haben, hätte sich nicht in

des rothen David's Seele das Menſchliche geregt, und wäre er nicht hingeeilt und hätte den Müller von ihr weggeriſſen.

„Was? ſchrie der Obermüller, du willſt meinen Zorn hemmen und haſt ihn angeregt? — Und, wie wenn er in dieſem Augenblicke ganz Lenchen vergeſſen hätte, ſo warf ſich ſein Ingrimm auf den Rothen.

„David war ein kleiner Knirps, aber das Knochengebälke ſeines Leibes war wehrhaft, und, war er auch dem Obermüller nicht gewachſen, ſo war er doch auch nicht ohne die Kraft, ihm einen Widerſtand entgegenzuſetzen der nicht mit Einem Ruck zu überwinden war.

„Ihr ſeid ein Rabenvater! rief er dem Müller zornig zu.

„Ei, dich ſoll ja —! ſchrie dieſer und zog mit dem rechten Arme zu einem Schlage, der den rothen David ohne Zweifel würde niedergeſtreckt haben, wenn der ſchlaue Rothe, der hier gegen den Wüthenden im Vortheile der Beſonnenheit war, ihm nicht ausgewichen und drei Schritte zurückgeſprungen wäre.

„Das reizte den Müller noch viel mehr. Er war blitzſchnell bei ihm, und würde ihn jetzt ergriffen haben, wäre nicht der Rothe abermals zurückgewichen. Jetzt war's aber aus. Der Müller ihm nach, und nun ihn faſſend, ſchrie er: Du willſt meinen Zorn hemmen, du rothe Schlange? Da haſt du deinen Lohn!

„Er hieb hageldicht auf den rothen David, deſſen Kopf indeſſen gut gehärtet war. Er unterlief den

Müller und warf ihn zur Erde. Im Nu kniete er auf ihm. Indeſſen war doch ſeine Gewandtheit der Kraft des Müllers nicht gleich. Dieſer rang und gewann. David mochte ſich wehren, wie er wollte, der Müller droſch ſo erbarmungslos auf ihn, daß auch ſein Hilferuf endlich verſtummte und er ohne Lebenszeichen dalag.

„Lenchen war während dieſer Geſchichte erwacht. Sie ſtarrte wild um ſich. Als ſie aber die dumpfen Wuthtöne ihres Vaters hörte, kehrte ihr Gedächtniß zurück. Voll Entſetzen raffte ſie ſich auf und eilte hinab nach der Mühle und dort in ihr Kämmerlein. Da aber brach ſie zuſammen und lag ohnmächtig am Boden.

„Erſt als ſie ihres Vaters ſchreckliche Stimme hörte, kam ſie aus der Betäubung zu ſich.

„Margreth! rief er mit einem Tone, der Mark und Bein durchdrang: Iſt das Mädel daheim?

„Ja, in ihrer Kammer! ſagte die alte Magd.

„Wo iſt meine Flinte? fragte er wieder.

„Herr, was wollt Ihr thun? fragte mit zitternder Stimme die Alte, die ſeinen furchtbaren Ingrimm erkannte.

„Sie todtſchießen, verſetzte mit einer fürchterlichen Ruhe der Müller.

„Er ging in die Stube, wo die Flinte hing, und kam ſchnell wieder heraus.

„Die alte Margreth warf ſich ihm in den Weg,

aber er ſchleuderte ſie weg und eilte die Treppe herauf, zur Kammer Lenchen's.

„Todesangſt durchbebte ihr Herz. Sie kannte ihren Vater. Sie glaubte nicht anders, als das entſetzliche Geheimniß ſei ihm offenbar. Voll Entſetzen irrte ihr Blick umher. Es war kein Ausweg. Da fiel ihr Auge auf das offene Fenſter, unter dem der Garten lag, und die Höhe war nicht bedeutend. Sollte ſie hinausſpringen?

„Schon war er nahe der Thüre. Herr! Herr! erbarme dich! rief ſie leiſe und ſprang hinab. Durch die offene Thüre des Gartens gelangte ſie auf die Wieſe, die am rauſchenden, waſſerreichen Bache hinlief Sie horchte einen Augenblick. Die Thüre brach krachend unter ſeinem Tritte zuſammen. Einen Augenblick war's ſtille, dann lehnte er ſich fluchend zum Fenſter hinaus und ſchoß in den Garten hinab, ohne ſie zu treffen.

„Das Mädchen ſank mit einem Schrei in die Kniee.

„Dieſer Schuß hatte das Band gelöſt, welches das Kind mit dem Vater verband. — Lenchen rang die Hände in rathloſer Verzweiflung. Die Rückkehr ins Vaterhaus war für ewig abgeſchnitten. Sie hatte keinen Vater mehr Sie war hinausgeſtoßen in die Welt, bedeckt mit Schmach und Schande, belaſtet mit dem fürchterlichen Vaterfluch. — Ihr Herz war kalt, ihre Gedanken verwirrt. — Da rauſchte das Waſſer neben ihr, als wollt' es ihr ſagen: In meinem Schooß iſt

Ruhe, ist deines Jammers Ende. Komm', ich decke mit meinen Wellen deinen Jammer, deine Schande zu! —

„Der Wind heulte in den hohen Erlen und rauschte in den Weiden. Es war ihr, als rufe ihr jeder Windstoß zu: Was zögerst du? Was soll aus dir werden? Was aus dem schuldbelasteten Wesen, das du unter deinem Herzen trägst? Säume nicht! —

„Sie sprang auf und raufte das schöne Haar. Der Wind riß das Halstuch von ihrer Schulter, und trug es, ihr unbewußt, an den Fuß einer Weidenstaude. Sie stürzte zum Ufer des Baches mit dem schauerlichen Entschluß, ihr zerrüttetes Leben zu enden.

„Da stand sie einen Augenblick still. Gegen ihr über brach der Mond durch die Wolken, und sein Licht vergoldete Alles umher. Da war's ihr, als sei das der warnende Ruf Gottes an ihre Seele. Sie schauderte vor dem Abgrund, an dessen jähem Rande sie stand, und — die besseren Gedanken siegten in ihrem Herzen. Sie schauderte vor sich selbst. —

„Aber jetzt hörte sie, wie die Knechte, die alte Margreth mit lautem Jammergeschrei in den Garten eilten. Sie hörte des Vaters Stimme, wie er ausrief: Ich hab' sie nicht getroffen! Wo ist sie? Und wie im Flug eilte sie am Bache hinab, über die Brücke hinüber, den Weg hinauf, den sie erst herabgekommen war, und verschwand im Walde."

V.

Des Flurschützen Erzählung hatte mich tief erschüttert. Er selbst war so bewegt, daß er eine lange Weile schwieg. Mir standen die Bilder so lebendig vor dem Auge der Seele, als hätte ich sie mitgelebt. Mein Athem stockte, als er den Seelenkampf des Mädchens am Ufer des Baches schilderte. „So war aus der holden Blüthe eine giftige Frucht gewachsen!“ sagte ich halblaut, und ein tiefer Seufzer rang sich aus meiner Brust empor. Er hatte die Worte gehört.

„Ach ja,“ sagte er, „und die giftige Frucht säete eine Saat, aus der nur neues Elend hervorbrach. Hören Sie nur weiter! Des Obermüllers Wuth war noch nicht gebrochen. Er lud, als er aus Lenchen's Kammer herabkam, mit entsetzlicher Ruhe seine Flinte wieder mit zwei Kugeln. Die beiden Mahlknechte standen zitternd da. Margreth flehte für das Kind. Der Müller aber redete kein Wort. Als die Flinte geladen war, eilte er in den Garten, und nun folgten die Anderen mit lautem Jammern und Flehen.

„Stille! rief er und blieb stehen. Ich schieße euch Alle nieder, wenn ihr mich aufhalten wollt!

„Und fort rannte er. Durch den Garten, zur Thüre hinaus; auf die Wiese lief er, sie zu suchen. Die Anderen folgten in einiger Entfernung mit Bangen und Zagen. Da erblickte er ihr weißes Halstuch an

der Weide. Der Mond beleuchtete die Wiese. Sie war nirgends zu sehen. Er stand stille.

„Margreth erblickte jetzt das Halstuch.

„Heiliger Gott, sie hat sich ersäuft! schrie die alte Magd.

„Der Müller war wie vom Donner getroffen. Das Wort der Margreth traf ihn so und weckte ihn, und riß ihn aus den Banden seines Zornes. Das Gewehr entsank seinen Händen und der Schuß ging los. Er bebte zusammen, und wäre schier zusammengebrochen. Vor dem Morde seines Kindes war der greuliche Mensch nicht zurückgeschaudert; aber daß er sein Kind zum Selbstmorde getrieben, das machte seine Seele beben.

„Er fuhr mit beiden Händen in die ergrauenden Haare und stieß einen Schrei aus, der zum Entsetzen war. Holt Haken und Heugabeln, daß wir sie suchen, vielleicht ist sie noch zu retten! schrie er, und die Knechte flogen zur Mühle, wie er selbst.

„Die alte Margreth sank laut weinend auf ihre Kniee und betete für das arme Kind. Sie leuchtete dann nach dem Bache, der seine gelben Wogen wild dahin wälzte, aber sie sah Nichts.

„Endlich kamen sie wieder und nun wurde der Bach durchsucht bis unter die Untermühle hinab, bis gegen Morgen. Dann erst kehrten sie trostlos heim.

„Ich will Ihnen nicht sagen, wie es um des Obermüllers Seele stand," sprach der Flurschütze. „Sie

mögen es ſich denken. Kein Schlaf kam in ſein Auge und die Stimme des Gewiſſens ließ ihn nicht ruhen, nicht raſten. Er ging umher wie ein geſcheuchtes Huhn; ſah keinen Menſchen mehr an; kam in kein Wirthshaus mehr, weil ihn die Schmach niederdrückte und die innere Qual. So trug er's ein Jahr lang. Da kamen ſeine Gläubiger zu Hauf über ihn und ſtülpten ihn. Es ergab ſich, daß er mehr Schulden hatte, als ſeine Habe tilgen konnte. Die Obermühle wurde verſteigert und der Müller von Haus und Hof getrieben. Er trieb ſich noch eine Weile als Vagabund und Bettler im Lande herum, verachtet und gemieden von Jedermann.

„In einer Nacht, es war gerade an dem Tage jährig, daß er ſein Kind ſo mißhandelt hatte, bellten die Hunde des Müllers in der Obermühle, der ſie erſteigert hatte, auf eine greuliche Art. Sie heulten und tobten wie raſend. Der Müller meinte, es ſeien Räuber da und machte Licht und weckte ſeine Leute. Sie leuchteten im ganzen Gebäude umher — aber es war auch nirgends etwas Verdächtiges zu bemerken. Dennoch ließen die Hunde nicht nach. Es kam Allen Furcht an, und Keiner wagte es, vor die Thüre zu leuchten. Ins Bett gingen ſie nicht. Es war auch eine greuliche Nacht. Es krächzte der Todtenvogel um die Mühle herum; der Sturm tobte und heulte; der Bach brauſte wild und ſchäumte in ſeinen Ufern, und ſelbſt das Vieh im Stalle wurde unruhig. Eine ſolche grauenvolle Nacht hatte der neue Müller noch nie erlebt.

Und der Tag wollte gar nicht kommen. Sie froren vor Angſt ſo, daß die Müllerin Feuer in den Ofen machte, obwohl es noch früh im Jahre war. Der Müller ſagte: Sollt' ich noch Eine Nacht ſo hier erleben, ſo verkauf' ich ſtracks die vermaledeite Mühle! Es geht gewiß der Geiſt des Mädchens um, das der Unmenſch in das Waſſer getrieben! Da wurde ihr Schrecken noch größer.

„Endlich kam der Tag Die Hunde hatten ſich heiſer geheult. Die Leute in der Mühle dankten Gott, als ſie die erſten Streifen des Frühroths am Morgenhimmel ſahen. Und als es denn heller Tag geworden war, da wagten ſie es, vor die Mühle herauszugehen und ſich umzuſehen; aber, wie erſchracken ſie, als ſie an den breiten Äſten der Hoflinde einen Menſchen hängen ſahen, der in Lumpen gekleidet war!“ —

„Und wer meinen Sie, Herr, der es geweſen?“ fragte mich der Flurſchütze.

„Der Obermüller!“ ſagte ich, und es überlief mich eiskalt.

„Sie haben's errathen,“ fuhr er fort. „Sie ſchnitten ihn ab, aber er war todt, und in der Ecke des Kirchhofs, wo das alte Beinhäuſel iſt, da liegt er begraben, und der Pfarrer hat damals eine Rede gethan, die mir nicht vergißt, ſo lang' ich lebe; aber ein Anderer vergaß ſie auch nicht, das war der rothe David.

„Von den Schlägen des Obermüllers konnte er gar nicht geneſen, und ſeine alte Schweſter hatte recht ſeiner

zu pflegen, und ihre Laſt mit ihm. Sein Mehl hat er nicht gebelt, und hätt's auch nicht gekriegt; ja, ich glaub', wenn er ſich hätte können vor dem Obermüller ſehen laſſen, er hätte ihm eine Kugel durch den Kopf gejagt; denn ihn klagte er an als Urheber ſeiner Frevelthaten. Dem rothen Schelm iſt's auch nachgegangen, und er iſt umhergeſchlichen wie ein Schatten. In das Mühlenthal da drunten hätte ihn keine Macht der Erde mehr gebracht.

„Um dieſe Zeit habe ich in der Stadt als Hausknecht im Wirthshauſe zum goldenen Apfel gedient, wo unſere Dorfleute alle einkehrten. Da hab' ich denn immer ſo die Geſchichten aus unſerem Dorf und ſo da herum genau gehört. Da haben ſie mir dann erzählt, daß der rothe David krank geworden ſei und ſchrecklich gefabelt habe in der Hitze der Krankheit. Da habe er Schaafmeier's Jörg immer laut angeklagt, weil der ihn gedungen habe, das arme Lenchen auszuſpioniren. Seine irren Reden ſeien alle Tage ſchauderhafter geworden, und endlich ſei er geſtorben.

„Der Jörg Schaafmeier hat auch nicht viel Seide geſponnen, und man hat's ihm all' ſein Lebtag angeſehen, daß er Etwas auf dem Herzen hatte, das nicht herunter wollte. Geſagt hat er Niemanden, was ihn drückte. Er iſt in hohem Alter geſtorben, allein glücklich und froh iſt er nie geweſen."

„Aber wie ging's mit Lenchen?" fragte ich.

„Laſſen Sie mich Ihnen erſt erzählen, wie es dem

armen Paul ging," sprach der Flurschütze, in dessen Gesicht sich sein Seelenzustand spiegelte.

„Der war an jenem Abend mit Schmerz und Qual heimgegangen. Die Schuld drückte ihm schier das Herz ab; aber es stand sein Entschluß fest, seinen Eltern Alles zu bekennen. Und das that er unter heißen Thränen.

„Er hatte erwartet, es würde ein arg Unwetter über ihn hereinbrechen, wie er es verdient hätte, allein es ging doch gnädiger ab.

„Sie können sich denken, wie das Bekenntniß den Untermüller traf; denn seines Todfeindes Kind als seine Schwiegertochter aufnehmen zu müssen, war ihm schlimmer als Gift und Pepperment. Der Untermüller war aber ein christlicher Mann. Herbe Strafworte fielen hageldicht auf Paul's Haupt, und die Mutter saß weinend in der Ecke. Sie wußte, wie hart das Alles ihrem lieben Manne war. Das Lenchen wär' ihr als Tochter schon recht gewesen, aber daß es so gekommen, das wollte ihr das Herz schier abdrücken, denn sie war ein Muster einer ehrbaren Frau.

„Was ist nun zu thun? sagte der Untermüller und schritt in der Stube auf und nieder, und trat auf, daß die Dielen ordentlich krachten. Du mußt morgen in die Obermühle freien gehen, und ich will den schwersten Gang meines Lebens thun — ich will mit dir gehen. Mußt du fort, so ist doch das arme Mädchen sicher gestellt, und ich will's als mein Kind ins Haus nehmen.

Wird's aber auch der alte Bosfeind zugeben? Paul, Paul, wie haſt du Herzeleid deinen armen Eltern bereitet! — Geh', ſagte er nach einer Weile, geh' ſchlafen!

„Das Schlafen war leicht geſagt und ſchwer gethan. Um ſo weniger konnte er ſchlafen, da er zwei Schüſſe hörte gegen die Obermühle hin, die er ſich gar nicht deuten konnte; denn von dem, was jenſeit der Felskante geſchah, kam keine Ahnung in ſein Herz. Endlich ſiegte jedoch die Macht der Natur. Er ſchlief ein, und das Hundegebell weckte ihn ſo wenig wie ſeine Eltern.

„Am andern Morgen, als ſie aufſtanden, kam einer der Mahlknechte zu ſeinem Genoſſen aus der Obermühle, und dieſer theilte ihm die erſchreckliche Geſchichte der letzten Nacht und die Nachricht mit, daß das Lenchen, um den Mißhandlungen oder gar der Ermordung durch ihren eigenen Vater zu entgehen, ſich dieſe Nacht erſäuft habe. Sie hätten die ganze Nacht geſucht, allein da der Bach ſo entſetzlich viel Waſſer habe, möge der Leichnam längſt die Nahe hinab getrieben ſein. Die Wehre hätten ihn nicht aufhalten können.

„Das arme Mädchen! ſeufzte der Knecht. Mein Herr war unbändig im Zorn, und du weißt, wie der iſt, wenn die böſen Geiſter bei ihm los ſind.

„Was iſt denn geſchehen? fragte Untermüller's Knecht.

„Gott weiß es, verſetzte der Gefragte. Eine Frau aus dem Dorfe, die heute früh einen Stümmel Frucht

brachte, erzählte mir, im Dorfe gehe das Gespräch, das Lenchen habe mit Eurem Paul heimlichen Umgang. Das habe ihm der rothe David hinterbracht. Dafür habe der eine Tracht Prügel von meinem Herrn als Trinkgeld gekriegt, an denen er noch lange werde zu krächzen haben. Sein Kind aber habe er schon auf dem Wege wie ein Unmensch mißhandelt, und es dann todtschießen wollen. Er hat wirklich auf sie geschossen. Ob er sie getroffen, ich weiß es nicht, aber einen aufgellenden Schrei haben wir gehört, und, als wir herauskamen, war sie ins Wasser gesprungen, denn ihr Halstuch lag am Ufer, ganz am Rand, und das Gras war da stark zertreten. Blut sieht man im Garten nicht, in den sie aus dem Fenster ihrer Kammer gesprungen, als sie der Alte dort suchte. Vielleicht hat sie eben nur aus Schrecken über die greuliche Absicht ihres Vaters geschrien, und hat denn durch ihren Selbstmord die schreckliche Schuld von ihm abhalten wollen.

„So erzählte der Mahlknecht aus der Obermühle. Der Andere stand starr vor Schrecken.

„Ist aber der Müller nicht dennoch seines Kindes Mörder? fragte er.

„Der Andere schauderte zusammen, zuckte die Achseln und sagte: Sei still; wir wollen nicht richten. Seinem Richter entgeht er nicht, und damit deutete er nach Oben.

„Was macht er denn? fragte Untermüller's Knecht.

„Was macht er? entgegnete der Andere. Daheim ſitzt er bleich, wie eine Leiche, und redet kein Wort und guckt ſtarr in eine Ecke. Was wird das noch geben? ſprach er und ging weg, zur Mühle zurück.

„Des Untermüller's Knecht eilte heim, die ſchauderhafte Mähr dort mitzutheilen, obwohl er das nicht zu ſagen beſchloß, was der andere Mahlknecht von der Urſache der Wuth des Obermüller's ihm vertraut.

„Der Erſte, welcher ihm begegnete, war Paul. Er ſah ſo traurig, ſo verſtört aus, daß der Knecht faſt zauderte, es ihm zu ſagen. Indeſſen war er ſelber zu ſehr ergriffen von der Geſchichte, als daß er's hätte verſchweigen können.

„Er hob denn an, es ihm zu erzählen, ſo ausführlich, als er es ſelber von dem Mahlknechte gehört.

„Paul war ganz ſtarr vor Schrecken, als der Knecht anhob Mit jedem Worte wurde er bleicher und zitterte am ganzen Leib, und als endlich der Burſche das Letzte ſagte, vom Erſäufen nämlich, — da ſtieß Paul einen Schrei aus, den man bis ins Haus hineinhörte, hielt die Hände vor die Augen und taumelte gegen die Wand, wo er zuſammenbrach wie ein Seckelmeſſer, das man zumacht."

„Man kann ſich's wohl denken," ſagte der Flurſchütze, dem ich es wohl anmerken konnte, wie ihn die Erinnerung an dieſe Vorfälle und Ereigniſſe im Innerſten ergriff und erſchütterte, — „man kann ſich's wohl denken, wie es ihm zu Muthe war. Von dem,

was geschehen, wußte er ja kein Wort, und nun sieht er, daß Alles offenkundig sei; denkt sich, daß die Wuth des Müllers nur daher könne entsprungen sein, daß ihm Lenchen's Zustand bekannt geworden: er sieht alle Schmach auf das arme Mädchen gehäuft; denkt sich ihre Verzweiflung und die Beweggründe ihres Selbstmords, und muß sich anklagen, sich selbst, als die alleinige Schuld. — Herr, wenn man sich das so recht lebendig denkt — man könnte schnurstracks ein Narr werden, und es ist ein Wunder, daß Paul nicht verrückt wurde!

„Als seine Eltern aus der Mühle auf den Schrei herausstürzten, da lag er, steif, ohnmächtig auf der Erde, und der Mahlknecht war an ihm, ihn aufzuheben, bracht's aber allein nicht fertig.

„Sie können es sich denken, was da ein Lamento war; wie die Mutter jammerte, wie der Vater wehklagte: Muß denn alles Elend zu Hauf über mich kommen! Es ging dem Gesinde durch Mark und Bein.

„Sie trugen ihn aufs Bett und wuschen ihn an. Während dem erzählte dem Vater der Mahlknecht Alles, was er wußte, und der Müller rang seine Hände.

„Als Paul nach vielen Mühen endlich wieder zu sich kam, richtete er sich rasch vom Bett auf und fragte: Ist's wahr? Und als die Mutter laut zu weinen anfing, und dies Weinen ihm eine Antwort war, da legte er sich herum mit dem Gesicht in die Kissen und regte sich nicht. Nur an dem Schluchzen hörte man, daß er lebe.

„Die Folge des Schreckens und Leides war, daß er in eine ſchwere Krankheit verfiel, die ihn an den Rand des Grabes brachte Das war ein rechtes Herzeleid. Er klagte ſich, wenn er fabelte, als Mörder Lenchen's an, und dieſe Vorſtellung brachte ihn dahin, daß er ſo heftig ins Raſen kam, daß ihn ſtets zwei auch drei Männer bewachen mußten. Er wollte zu Lenchen ins Waſſer, und er ſähe, ſagte er, wo ihr ſchöner Leib auf dem tiefen Boden des Waſſers liege; dort müſſe er ihn holen.

„Außer dem maßloſen Leide der Eltern durch des Sohnes gefährliche Krankheit ſuchte ſie jetzt noch ein anderes heim. Als Paul nicht kam, um zum Regimente zu gehen, dem er zugetheilt war, wollten ihn die Franzoſen als Deſerteur behandeln. Das wär' ein neues Unglück geweſen Sie kamen mit Soldaten in die Mühle, und erſt, als ein Militärdocter zu Protocoll gab, er ſei gefährlich krank, wurde die Geſchichte niedergeſchlagen.

„Herr," ſagte der Flurſchütze, „wie bald hatte ſich in den beiden Mühlen Alles verändert; wie bald war der breite Strom des Elends in ſie gekommen und hatte ſie die ſchwere Hand des Unglücks betroffen!

„Wie es in der Obermühle ſtand, hab' ich Ihnen ſchon geſagt; aber wenn man damals in die Untermühle kam, wo das Glück ſo lange ungeſtört gewohnt hatte, ſo wurde es Einem ordentlich ſchauerlich, und man konnte nicht leicht ein erſchreckenderes Beiſpiel des

Unbeſtandes alles menſchlichen Glückes finden, als dort. Der Müller ging gebeugt wie ein Mann von ſechzig Jahren, und aus dem Geſichte der Müllerin, die eine gar ſchöne und blühende Frau geweſen, war alles Leben, alle Farbe gewichen; ihre Augen lagen tief im Kopf, und man hätte darauf ſchwören mögen, es werde kein Lächeln mehr in ihrem Geſichte ſichtbar. Iſt auch ſo gekommen!“ —

„Iſt Paul geſtorben?“ fragte ich raſch und mit vollſter Theilnahme.

„Das nicht, Herr!“ ſagte mein Erzähler; „aber es dauerte bis in den folgenden Sommer hinein, ehe er wieder ganz hergeſtellt war, und da hieß es: Fort zum Heere, zur Schlachtbank! Das beugte die armen Eltern vollends; aber Paul iſt gerne gegangen. Er war ein ganz anderer Menſch ſeit dem Unglück. Es kam keine heitere Miene mehr in ſein Geſicht. Eine tiefe Schwermuth lag vielmehr darauf. Hierher, an das Felſenplätzchen, kam er nicht mehr. Es hielt ihn eine innere Macht davon zurück. Ich, meines Orts, kann mir das recht gut zuſammenreimen. Du lieber Gott, welche Erinnerungen müßten da ihn übermannt haben! —

„Endlich iſt er fort. Ich war damals gerade in der Untermühle, wo ich Korn mahlen ließ. Herr, ſolch ein Leid hab' ich nicht wieder erlebt! Und Paul hätten Sie ſehen müſſen! Keine Thräne kam in ſein Auge, ja es war mir, als ſei er heiterer, als ſonſt, gleichſam als freue er ſich, dem Tod entgegenzugehen, nach dem

er ein ordentliches Verlangen zu haben schien. Als er fort war, schien die Mühle ausgestorben. Man sah kein frohes Gesicht mehr, und selbst das junge Volk, aus dem doch das Gesinde bestand, hatte ordentlich den Muth nicht einmal zu lachen oder herzlich froh zu sein.

„Paul kam in sein Depot nach Straßburg, wie es die Franzosen nannten, und als er einexercirt war, mußte er zu seinem Regimente nach Spanien, wo eben der Krieg mit den Spaniolen recht im Brennen war. Da ist er geblieben und hat die tausend Kreuz- und Querzüge der Franzosen, die zahlreichen Schlachten und Gefechte mitgemacht, welche die Armee zu bestehen gehabt hat.

„Er erzählte mir später oft, er habe sich überall in das rechte Treffen hineingestürzt; habe, wenn es einen kühnen, halsbrechenden Streich auszuführen gegolten, sich immer als Freiwilliger gemeldet, weil er auf eine Kugel gehofft, die seinem brennenden Leid im Herzen, seiner Qual im Gewissen ein Ende machen möchte, aber es kam keine, und er mußte die Last tragen ohne Hoffnung. Nicht die leiseste Wunde hat er erhalten in allen den blutigen Schlachten. Da habe er erkannt, sagte er, der liebe Gott wolle ihn recht lange büßen lassen, und da habe er sich denn auch still gebeugt unter den Rath und Willen Gottes.

„Seinen Eltern schrieb er oft und sie auch ihm; aber vom Obermüller und seinem Schicksal und Ende

ſchrieben ſie ihm Nichts, um nicht aufs Neue die alte Wunde aufzureißen.

„Zuletzt iſt er von den Engländern gefangen worden. Lange haben ſie ihn auf dem Meere herumgeſchleppt, bis ſie ihn mit vielen Anderen auf die Inſel Jerſey brachten. Hier nahm er, um dem harten Loos zu entgehen, das die Gefangenen zu erdulden hatten, in der deutſchen Legion Dienſt, und mußte mit dieſer, als der Napoleon von Elba wieder nach Paris kam, in die Niederlande, wo er an der Schlacht von Waterloo Theil nahm und an dem Feldzuge bis zur Einnahme von Paris. Da erhielt er ſeinen Abſchied und kam in die Heimat zurück.

„Da hatte ſich auch Vieles verändert. Sein Vater war geſtorben und ſein zweiter Bruder war herangewachſen, hatte ſich verheirathet und die Mühle übernommen.

„Die Mutter lebte bei ihm.

„Ach, wie kam er ſo traurig zurück! Er war ein bildſchöner Mann, das mußte man ſagen, aber wie fiel alle die Erinnerung auf ihn! Wie eine Zentnerlaſt lag ſie auf ſeinem Herzen, und ein trüber finſterer Ernſt ließ kein Lächeln aufkommen.

„Er war mit der Einrichtung, die ſein Vater gemacht hatte, wohl zufrieden, und ließ gerne ſeinem Bruder die Untermühle und das Bauerngut im Dorfe dem jüngſten; denn er hätte es hier nicht aushalten können, wo ihn jeder Ort an ſein ſchweres Leid gemahnte.

„Gerade damals wurde eine ſchöne Mühle in einem Dorf in den Rheinthälern feil. Die Kaufſumme konnte er wohl aufbringen, denn der Vater hatte ein ſchönes Vermögen erworben. Man ſah es ihm an, wie es ihm ſo wohl war, als er aus dem Thale da unten fortzog. Die Mutter ging mit ihm an ſeinen neuen Wohnort, ihm die Haushaltung einzurichten; aber das Alter drückte die vielgeprüfte Frau, und ihr ſehnlichſter Wunſch war, daß Paul ſich eine Frau wählte.

„Es hat ihn viele Überwindung gekoſtet, bis er auf den Wunſch der betagten Mutter einging.

„Es lebt noch Eine in der Welt, ſagte er, mit der ich leben möchte, und das iſt das Röschen, das in Mainz mit mir war; aber die wird nun ſchon lange ihre Kindlein auf dem Schooße wiegen, ſagte er traurig.

„Die Mutter ließ ihm keine Ruhe, bis er endlich ſich aufmachte und nach Oſthofen hing. Dort kehrte er in einem Wirthshaus ein und erkundigte ſich, da er den Namen des Vaters von Röschen wohl kannte, nach dieſem und ſeiner Familie. Die Wirthsleute waren redſprächig und die Frau war eine Kamerädin von Röschen, mit ihr in die Schule gegangen und mit ihr confirmirt worden. Die gab gerne Auskunft.

„Ja, ſagte ſie, mit dem Röschen war's eine eigene Sache und Geſchichte. Als es von Mainz zurückkam, war's nicht mehr ſo heiter und fröhlich wie früher, da es ſang wie eine Lerche, wo es ging und ſtand. Ich war damals Braut mit meinem Mann und kam oft

auf die Mühle, und fragte es frisch weg, was ihm sei. Da hat's mir gesagt, es habe einen Burschen lieb, der bei dem Rheinmüller in Dienst gewesen, als es auch im Hause war. Es beschrieb ihn als einen gar braven und schönen Burschen, aber der habe ein Liebchen und die Eltern wollten's nicht leiden. Darum sei er immer so traurig gewesen, und da hab' es ihn aus Mitleid nur noch lieber gehabt, und dem hänge sein Herz an und es könne ihn gar nicht vergessen. Da habe sie ihm vorgestellt, wie das doch so thöricht wäre, der Lieb' zu einem Menschen Raum zu geben, der es doch niemals heirathen könne und es gar nicht lieb habe. Es hat's auch eingesehen, aber es konnte gar nicht Herr werden über sein Herz, und viel hundertmal hat's an meinem Halse bittere Thränen vergossen, sagte die Wirthsfrau treuherzig, daß mir auch das Herz recht schwer geworden ist. Immer hat das arme treuliebende Mädchen gehofft, der Paul, so hieß sein Schatz, käme, um es zu werben; aber der hat wohl doch sein Mädchen gekriegt, und ist nicht gekommen, da hat's denn endlich die Hoffnung aufgegeben, und da gerade ein braver Müller aus dem Münsterthal kam, um es zu freien, und er ein schöner und recht braver Mensch war, hat es ihn geheirathet.

„Voriges Jahr, setzte sie hinzu, kam das liebe Röschen mit seinem Mann und seinen vier Kinderchen hierher, da hab' ich mich recht gefreut, daß es blühte wie eine frische Rose und so vergnügt und glücklich

war, wie ich es bin, und es wurde doch gar nicht fertig, zu rühmen, was es für einen lieben guten Mann habe. Man kennt' auch sehen, daß er es recht auf den Händen trug und es so lieb hatte wie ein Jungbursch sein Mädchen und bei dem Röschen war's justement gerade so.

„Als ich es an Paul erinnerte, hat es gesagt: Ach, Käthchen, ich hatte ihn recht, recht lieb, und es ist mir schwer geworden, die Gedanken an ihn mir aus dem Kopfe zu schlagen; aber ich sage dir, ich habe meinen Fritz ebenso lieb, wie ich einst ihn hatte.

„Das ist's, was ich Euch von Röschen sagen kann. Darauf sah ihn die Frau scharf an, und als sie bemerkte, daß es ihm in den Augen feucht war, da hat sie seine Hand ergriffen und gesagt: Gelt, ihr seid der Paul?

„Paul aber hat's nicht eingestanden und ist früh am andern Morgen heimgegangen. Er ist seitdem noch viel stiller und trauriger geworden. Die gute alte Mutter ist auch bald darauf gestorben. Nun nahm Paul eine alte Person zu sich, die bei seinen Eltern lange Jahre treu gedient und Wittwe geworden war. Sie hatte keine Kinder und es ging ihr kratzig. So ist's eine Wohlthat für Beide gewesen, daß sie zu Paul kam. Sie hat ihm seine Haushaltung geführt, und er hat ein stilles, trauriges, einsames Leben geführt, obwohl er recht gut noch hätte heirathen können, und kein Mädchen sich besonnen hätte, dem schönen Manne

ſeine Hand zu reichen, deſſen Mühle gut ging, der das ſchönſte Weingut im Dorfe hatte, und von Alt und Jung geliebt und geachtet war. Später nahm er den Sohn ſeines Bruders zu ſich, einen blühenden, prächtigen Burſchen von achtzehn Jahren, dem er Alles einmal vererben wollte."

VI.

Der Flurſchütze ruhte eine Weile aus von ſeiner Erzählung, der ich mit großer Theilnahme gefolgt war. Ich goß ihm den Reſt aus meiner Jagdflaſche ein, was ihm herrlich mundete. Darauf klopfte er ſeine kurze Pfeife aus und ſtopfte friſch.

„Ich habe Euch nicht unterbrechen wollen," ſagte ich, „aber es liegt mir die Frage nach Leuchen wie ein Stein auf dem Herzen."

„Kann mir's wohl denken," ſagte er, mit einem Ausdrucke von Wehmuth. „Ich hab' mir das bis zuletzt aufgeſpart," ſagte er, „weil mir's allemal recht an die Seele geht, wenn es mir in die Erinnerung kommt. Doch ich will Sie nicht länger aufhalten!" — Er fuhr fort: „Von dem Hunsrücken ſenken ſich tiefe Thaleinſchnitte herab nach dem Rheine. Bald ſind ſie enger, bald weiter, und je nachdem ſie von längerer oder kürzerer Ausdehnung ſind, liegen ein oder zwei Dörfer in ihrem Schooße, durch den in der Regel ein Bach ſtrömt, der ſich in den Rhein ergießt.

„Das ſind ſonnige, warme Thäler, und an den Bergen, die gegen Süden liegen, ziehen ſich die Weinreben bis zum Gipfel hinauf. Da wächſt ein herrlich Tröpfchen, lieber Herr, und in den Thälern iſt's gar heimlich und ſchön. In ſo einem Thale lag Paul's Mühle, ganz nah' an dem Pfarrdorfe. Der Bach war waſſerreich und um die ſchöne neue Mühle herum breiteten ſich ſaftige Wieſen aus, die ein Kranz von Erlen und Weiden einſchloß, und die zur Mühle gehörten. Ein prächtiger Garten voll köſtlicher Obſtbäume lag vor der Mühle. Die Lage der Mühle war ungemein ſchön. Ein weiter Hof, an den der Garten ſich anſchloß, lag vor dem großen neuen Hauſe, und dieſen Hof überſchattete faſt ganz ein außerordentlich großer weitäſtiger Nußbaum, der, hätte er erzählen können, was er hier erlebt, manchen Winterabend Einem hätte verkürzen können; denn mehr als einhundert Jährchen hatte der Wind durch ſeine Äſte gepfiffen, und die Meiſten, die ſeine Nüſſe gekracht, hatten längſt das Krachen darangegeben. Neben dem Hofhauſe ſtanden das Kelterhaus und die Ställe und Schuppen, und der alten guten Lisbeth mußte man's nachſagen, ſie ſelbſt und die ihr untergebenen Knechte und Mägde hielten das Alles ſo ſauber und rein, daß es eine Luſt war. Im Hauſe ſelbſt ging's gar ſtill und ordentlich her. Da hörte man kein Zanken und Haſeliren. Alle Befehle wurden vom Müllerpaul, wie er im Dorfe nach dem Landesgebrauch hieß, der allemal

den Rufnamen hinter das Handwerk oder den Schreibnamen setzt, still und bestimmt gegeben und pünktlich ausgeführt. Darauf hielt er, und gerade so machte es die Lisbeth. Der Müllerpaul aß kein besonderes Bißchen, sondern mit seinen Leuten aus Einer Schüssel. Er sprach wenig, weil er immer so still und ernst war, und daran gewöhnten sich auch seine Leute, und der junge Jörg, den er halb und halb an Kindesstatt angenommen, gewöhnte sich auch daran. Es ist am Ende Alles eine Gewohnheit, Herr, und ist auch so gut; denn das viele Pappeln thut's nicht, und das Sprüchwort hat Recht: „Wenn die Zunge drischt, gibt's keine Frucht für die Mühle." —

„Nur einmal im Jahre wurde es lebendiger und lauter in der Mühle. Das war allemal im Herbst, wenn gelesen und gekeltert wurde; denn alsdann kamen die Hunsrücker Leser und Leserinnen in die Thäler, und die sind heiter und lieben es nicht, motzig einherzugehen.

„Es war am Sonntage vor der Lese im Jahre vier und dreißig. Ich weiß aber nicht, Herr, ob Sie sich dessen erinnern, nämlich des Jahres, mein' ich. Das war ein Weinjahr! Krampanje, noch einmal! Man wurde von dem Moste toll und voll, und ich sag' Ihnen, die Rieslingtrauben waren alle braun wie Ruländer, und die Finger klebten Einem beim Lesen, wie wenn man Honig ausläßt, und einen Wein gab's, der war süß wie Zuckerwein und warf seinen Mann,

daß er krachte. Seit Menſchengedenken war ſo keiner gewachſen. Auch hingen die Trauben an den Reben, wie wenn ſie hineingeſchüttet wären. Die Kaufleute ſchnüffelten ſchon herum, als die Trauben noch an den Reben hingen. In ſolchen Herbſten ſollten Sie die Geſichter der Weinbauern (die Herrenleute ſagen: Winzer, wir aber nicht, denn es iſt nicht landesüblich) ſehen! Die lachen mit dem ganzen Geſicht, und die Sorgenfalten, die die Mißjahre gemacht, ſind alle, wie wenn ſie mit dem Bügeleiſen glatt gebügelt wären. Sie athmen wieder frei und friſch, die armen Schelme, die ſo ſchwer gedrückt ſind und ſo ſelten ihrer ſchweren Mühen Lohn ernten.

„Überall ſtehen dann vor den Hausthüren die Moſtbütten voll Waſſer, daß ſie aufquellen, und die ſauber geſcheuerten Legel und Leſebüttchen aufgeſchichtet. Es ſieht Ihnen gar nett und ſauber aus! Neue Fäſſer ſtehen umher, die noch zu verkaufen ſind; denn ſolche, die gefüllt werden ſollen, liegen ſchon auf dem Lager.

„Wie geſagt, es war am Sonntage vor der Leſe im Jahre vier und dreißig. Die Mittagskirche war aus und vor ihren Thüren auf den Bänken oder dem Bauholz ſaßen die Männer hemdsärmelig, wie die Frauen und Mädchen, Alter bei Alter und Art bei Art.

„Die Männer dampften ihr Pfeifchen und ſprachen vom Herbſte, der noch ſo ſonnenklar und warm war, als hätten ſich die Kalendermacher um zwei Monde verrechnet.

„Haſt du deine Leſer ſchon? fragte Einer den Andern. Der Eine ſagte: Bei dem ſchönen Wetter eilt's nicht; ich komme mit meinen eigenen Leuten zurecht. Der Andre ſagte: 's iſt Herbſt; es kann leicht umſchlagen und Regen geben. Ich will mir Hunsrücker nehmen, wenn ſie kommen. Der Dritte lachte und meinte: Wenn's nur Regen gäbe! Das Waſſer, das der liebe Herrgott vom Himmel in den Wein regnen läßt, das macht nur mehr Brühe, aber verſchlechtert den Wein nicht.

„Die Frauen plauderten allerlei gleichgiltige Dinge und die Burſche neckten die Mädchen, wenn jetzt die ſchönen Hunsrückerinnen kämen, ſchafften ſie ſich andere Schätze an, wobei denn die Mädchen entgegenredeten, es kämen ja auch Legelträger und Büttenſammler vom Hunsrück; ſie würden's dann gerade ſo machen.

„Zu den Männern unter der Dorflinde trat jetzt auch grüßend der Müllerpaul. Die Männer ſtanden auf und lüfteten die Strümpfkappen oder Pelzmützchen, woran man ſehen konnte, daß ſie einen Reſpect vor ihm hatten, was ſie ihm auch dadurch bewieſen, daß ſie ihn zum erſten Schöffen gewählt hatten, was er aber mit Dank für die gute Meinung von der Hand wies.

„Alles ſchon in der Ordnung, Herr Nachbar? fragte der ihm zunächſt wohnende Wingertsmann. — Doch — verbeſſerte er ſich ſelber, bei Ihm braucht man nicht zu fragen! —

„Warum denn nicht, Kämmerspeter, ſprach der

Müller. Bei mir ist auch nicht immer Alles, wie's sein soll.

„Nu, nu, sagte der Nachbar, das muß ich doch auch wissen. Bei Ihm kann man lernen, wie man den Sack anhängen muß, damit Alles pünktlich geht. Auch schon Leser?

„Da findet Ihr mich schon im Schlafwamms, sagte der Müller. Ich muß sagen, ich weiß es nicht gewiß. Vergangene Woche schick' ich meinen Jörg auf den Hunsrück, er solle mir Leserinnen ausmachen; aber der bleibt mir auf der Binnenberger Mühle hocken und überläßt es der Müllersche (Müllerin sagen wir hier zu Lande), sie auszumachen, und bleibt doch bis zum Dienstag in der Mühle zu Gast. Nun ist die Müllersche eine alte Frau und, wie mir Jörg sagt, noch von Siebensuppenschnitten oder Adam's und Eva's Zeiten her mit uns verwandt. —

„Es wird so eine Verwandtschaft sein, wie meine Frau als sagt: Meines Urgroßvaters Kellerloch ging in den Hof und das deines Urgroßvaters auch, daher sind wir Vetter und Bas, lachte der Kämmerspeter.

„So mag's sein, sagte der Müller und die Bauern lachten. Ich glaub' auch, daß es ein Irrthum ist und sie eine andere Mühle meint, die nicht weit von der meines Vaters lag. (Die Obermühle wollte er nicht nennen, weil er den Namen nie aussprach, auch nie genannt wissen wollte, auch kam er nie mehr ins Mühlenthal, seit er es verlassen.)

„Nun, was thut's, ſagte der Kämmerspeter, wenn ſie nur für ordentliche Leſer ſorgt, und für deren genug. Ihr braucht ſchon ein Häuflein, daß es eine Art hat.

„Das iſt's eben und deßwegen bin ich in Sorgen. So eine alte Frau hat kurze Gedanken, ſprach der Müller.

„Seid guten Muthes, ſ'iſt ja eine Kellerlochsbas, tröſtet der Kämmerspeter, und als er eben noch etwas hinzuſetzen wollte, kam ein Trupp von etwa zehn bis zwölf Leuten aus dem Oberdorfe herunter. Sie hatten kleine Büttchen und große Henkelkörbe (um nach der Leſe Trauben mit heim zu nehmen) unter den Armen, gingen bloßärmelig und hatten, was die Weibsleute betrifft, tärtene Röcke an. Voran ging eine alte Frau mit ſchneeweißen Haaren, die aber für ihr hohes Alter noch recht wacker daherkam, und die Anderen folgten ihr wie die Küchlein der Henne oder der Glucke, wie wir ſagen.

„Aha, da kommen Eure Leſer, ſagte der Kämmerspeter, denn ich merk's an der alten Glucke, der Kellerlochsbas!

„Das Häuflein kam unterdeſſen heran, und die Alte fragte, wo die Mühle ſei.

„Seht Ihr's? rief der Kämmerspeter und ſah dabei den Müllerpaul an, aber er erſchrak, als er ihn anſah, denn ſein Geſicht war bleich wie Kreide, und es ſchien, als zitterten ihm die Hände und Füße.

„Iſt's Euch nicht recht? fragte beſorgt der Kämmerspeter und faßte des Müllers Arm.

„Ein Anderer lief in sein Haus und holte ein Glas Wein, das er ihm reichte.

„Auf des Müllers Stirn standen dicke Schweißtropfen, die aber eiskalt waren, und er mußte sich an den Stamm der Linde lehnen. Peter, sagte er leise, weiset den Leuten meine Mühle! Peter ging mit ihnen hinweg. Niemand aus dem Haufen sah sich nach dem Müller um, als ein junges wunderschönes Mädchen. Es folgte zögernd der Alten und sah, so lange es konnte, mehrmals nach ihm mit großer Theilnahme hin.

„Der Kämmerspeter kam schnell zurück, denn es waren bis zur Mühle kaum hundert Schritt von der Linde aus.

„Er trat wieder zum Müller, der indessen das Glas Wein getrunken hatte.

„Ist's besser, Herr Nachbar? fragte er theilnehmend.

„Der Müller nickte bejahend, und man konnte es wahrnehmen, daß das Übel vorüberging.

„Was war das doch? fragte der Peter wieder. Habt Ihr vielleicht einen neuen starken Tabak geraucht? Da kann's dem besten Raucher passiren, daß es ihm noch einmal geht wie den Buben, wenn sie sich das Rauchen anquälen. Ich weiß das aus Erfahrung; denn als ich neulich eine Pfeife AB Reiter Willem Stein rauchte, alle Krampanje! da meint' ich, mein Namenstag wär'!

„Es muß so Etwas gewesen sein, sagte der Müller, dankte für die Theilnahme und ging mit dem Kämmers-

peter das Dorf langsam hinab. Der Peter, dem das Maul ging wie ein Weberschifflein, erzählte noch ausführlich, wie es ihm damals gewesen, als er den AB Reiter von Willem Stein (das war ein Erzdreimännertabak!) geraucht; aber der Müller ging in so tiefen Gedanken dahin, daß er gar nicht hörte, was der pappelte, und erst wieder aus seinem Sinnen erwachte, als Peter ihm an seiner Thüre: Gute Nacht! sagte.

„Der Müller ging aber nicht in die Mühle, sondern in seinen Garten, wo er sich in das niedliche Häuschen setzte, das mit rothen Frühtrauben, Burgunderreben heißt man sie, bezogen war, und seinen Gedanken nachhing.

„Sie werden mich fragen: Was dem Paul doch eigentlich zugestoßen sei?" sprach, den Gang seiner Erzählung unterbrechend, der Flurschütze. „Das kann ich Ihnen ganz genau sagen.

„Hinter der alten Frau, die Niemand anders als die Müllerswittib aus der Binnenberger Mühle war, ging ein Mädchen, das höchstens achtzehn bis neunzehn Jahre alt war. Das Mädchen war gewachsen wie eine Tanne, und in einem Ebenmaaß der Glieder, wie man's selten findet; aber Nichts kam der Schönheit ihres Gesichtchens gleich, um das ein dunkles, kastanienbraunes Haar vom seltensten Reichthume wallte, und aus dem ein großes, dunkles Augenpaar, wie zwei Sterne, hervorglänzte, dabei war das Gesichtchen wie Milch und Blut. Unter dem Haufen der Leserinnen

waren prächtige Mädchen, aber meist blondhaarig, wie es auf dem Hunsrück gefunden wird; aber diese Eine wirkte so auf den Müller, weil — sie Lenchen's lebendiges Ebenbild, wie aus dem Gesichte geschnitten war. —

„Da ist denn bei ihrem Anblick dem Armen Alles lebendig geworden, was er nun schon seit Jahren mühsam und schwer überwunden und ins Grab gelegt hatte, die Zeit des seligen Glücks und die Zeit eines Elendes, das er im reichsten Maaß erduldet hatte. Sehen Sie, lieber Herr, es geht dem Menschen mit den Erinnerungen gerade so, wie mit dem, was ihm bevorsteht. Man sieht's kommen und meint, man wäre darauf gerüstet; aber wenn es nun da ist, wenn's heranbricht, so drückt's Einen doch zusammen. Als mir meine Martha starb, da ging mir's so. Sie war lange Zeit im Bett und ich sah's voraus, daß sie nur mit dem Tode daraus herauskäme; ich sah sie so langsam hinsterben, was sie selber gar nicht merkte, und ich meinte, ich wär' vorbereitet; aber, aber — als sie mir starb, da meint' ich, mein Herz müßte zerspringen und bersten!" —

Er wischte eine Thräne weg.

„Nun," sagte er, „Gott half's tragen; aber wenn ich so am Kirchhofe vorbeigehe und hinüberblicke auf die Stelle, wo ich den weißen Rosenstock hingesetzt, dann ist mir's allemal, als wär's heute gewesen und die alte Pein wird wieder wach. Dann kann ich mich nur trösten, daß ich zu mir selber sage: Alter, deine

Beine tragen dich nicht mehr weit! — Und mit dem Todtengräber hab' ich's ſchon lange abgemacht. Ich komme gerade neben ſie! — Und droben find' ich ſie ja wieder!" Er ſchwieg einen Augenblick und fuhr dann mit der Hand über die Stirn, als wolle er den Gedankenkreis entfernen, in den er gerathen war.

„Nehmen Sie mir's doch ja nicht für ungut," ſagte er mit einer Stimme, in der noch der Nachhall ſeiner Empfindungen klang, „daß ich von dem armen Paul auf mich gekommen bin. Es geht dem Alter ſo.

„Ich wollte bloß damit ſagen, daß Paul gemeint hatte, er könne, da er den Schmerz um ſein Lenchen überwunden und durch eine ſchwere Buße ſeine Schuld gemildert habe, gar nicht mehr ſo lebendig in jene Tage zurückverſetzt werden, wo er den bitterſten Kelch ſeiner Leiden geleert habe. Wie betrog er ſich damit ſelbſt! Ein Blick in das engelsliebe, herzige Geſicht des Mädchens hatte eingeriſſen, was er gebaut in vielen Jahren.

„Da ſaß er nun im Garten, im Traubenhäuschen, und die Thränen liefen ihm in Strömen über die Wangen, und er konnte gar nicht Herr ſeiner ſelber werden. Die Dämmerung kam und er ſaß noch da. Die Dunkelheit, die ohnehin in dieſer Jahreszeit früh, und in dem tiefen Thale noch früher, als auf den Höhen kommt, brach herein und deckte Freude und Leid, — aber er ſaß noch und ſtützte den Kopf auf den Schieferſtein des Tiſches, der im Hüttchen ſtand.

„Wo doch nur der Vetter bleibt? hörte er seinen Jörg, den Brudersſohn, ſagen. Es iſt doch ſonſt ſo gar ſeine Art nicht, auszubleiben!

„Die alte Lisbeth trat zu ihm und ſagte: Jörg, ich weiß gar nicht, was wir machen ſollen. Die Leſer ſind weit gegangen und hungerig. Meinſt du nicht, daß wir eſſen ſollten?

„Wartet noch ein Bißchen, ſprach Jörg. Er kann nicht mehr lange bleiben. Beide gingen darauf ins Haus.

„Paul fühlte, er müſſe ſich ermannen, und er bracht' es fertig. Er ging an den Mühlteich und wuſch ſich Geſicht und Augen, blickte hinauf zum Himmel, an dem viel tauſend Sterne flimmerten, und betete leiſe um Kraft. Das wirkte beruhigend auf ſein Herz, und er ging dem Hauſe zu.

„Als er in die helle Stube trat, wo alle die Fremden umher auf den Bänken ſaßen und ſie nun grüßend aufſtanden, war wieder die Erſte, die er ſah, das Mädchen, das lebendige Lenchen, und — bald wäre es ihm wieder gegangen, wie an der Linde, aber er faßte ſich und ſagte: er bedauere es, daß ſie heute auf ihn hätten warten müſſen.

„Das Mädchen ſah ihn ſo mitleidsvoll an. Man ſah es ihr an, ſie hätte ihn gerne gefragt: Iſt's Euch wieder wohl? — aber das ſchickte ſich doch nicht. Er ſah den Blick, und mußte mit aller Macht den ſeinigen abwenden. Sie ſetzten ſich zu Tiſche. Das Mädchen

kam zufällig neben ihn zu ſitzen. Er legte ihr die beſten Biſſen vor, und er mußte nun mit ihr reden.

„Jetzt faßte ſie ſich ein Herz und fragte: ob es ihm denn wieder gut ſei?

„Ach, ſchier ſprang ihm das Herz entzwei, als er dieſe Stimme hörte! Es war ihm, als rede Lenchen zu ihm. Das war ja ihr Ton, der ſo tief in die Seele hineindrang, der gerade klang, wie eine Nachtigall ſingt.

„Niemals iſt ihm die Überwindung ſchwerer geworden, als an jenem Abend, und faſt war's ihm aus den Augen gebrochen das Leid in hellen Thränen, als das Mädchen beim Schlafengehen von Allen ganz allein ihm die Hand reichte und ſagte: Schlaft gut; ich denke, morgen werdet Ihr wieder auf dem Damme ſein!

„Es war recht gut, daß er nur Einen Schritt in ſeine Schlafkammer hatte, die gerade neben der Wohnſtube war! — Jörg ſah die alte Lisbeth an, ſchüttelte den Kopf und ſagte: der liebe Gott weiß, was dem Vetter iſt! — Er hat geweint. —

„O geh' doch, ſagte beſorgt die treue Alte. Ach, wenn nur die Zeit nicht wiederkommt, die ich mit ihm durchlebt habe. Jörg, Gott behüte ihn und uns davor! —

„Der Junge kannte ſeines Oheims Schickſal aus den Erzählungen in der Familie, und die alte Lisbeth kannte es noch genauer, und Beide gingen mit ſchwerem

Herzen in ihr Bett. Die Alte lag noch lange wach, und der Jüngling auch; aber vor ſeine Seele trat bald ein wunderholdes Bild und verdrängte das ſeines trauernden Oheims, ein Bild, das er, ſeit er in der Binnenberger Mühle geweſen war, gar nicht mehr vor ſeinen Augen weg hatte bringen können, wenn es ihm auch damit ein Ernſt geweſen wäre, wie es nicht war.

„Als er nämlich von ſeinem Oheim auf den Hunsrücken geſchickt worden war, Leſer und Leſerinnen auszumachen, da waren Viele ſchon an die Nahe und an die Moſel beſtellt. In Pleizenhauſen aber ſagte ihm die Wirthsfrau, er ſolle einmal in die Binnenberger Mühle gehen, die Müllerſch habe neulich zu ihr geſagt, ſie möchte einmal gern in den Herbſt gehen, um ihres Lenchen's willen, das wolle aber ohne ſie nicht gehen. Er ließ ſich den Weg ſagen, und ging. Es war Sonntag, und die Mühle lag ſo ſtill da in ihrem dunklen Baumkranz, als er eintrat, daß es ihn ordentlich anheimelte. Da fuhr ihm aber ein weißer Pommer in die Beine, als wolle er ihn zerreißen. Jörg wehrte ihn mit ſeinem Stock ab, aber das eiderbiſſerige Stück Fleiſch wurde nur noch wilder. Da rief auf einmal eine glockenhelle Stimme ihm zu: „Spitz, kuſch dich!“ Und knurrend kroch der Unhold in ſeine Hütte. Als Jörg aufblickte, ſtand das Mädchen, das auf den Müller ſo heftig gewirkt, in der Thüre.

„Gelt, ſagte ſie lächelnd und wies dabei hinter den

kirſchrothen Lippen die Reihen ſchneeweißer Zähne, das iſt ein rechter Biſſer!

„Freilich, entgegnete Jörg. Der ſoll alle Krampanje kriegen! Aber er thut doch nur ſeine Schuldigkeit. Nur hätte er mich nicht für einen Spitzbuben halten ſollen. Gelt, ſo ſeh' ich doch nicht aus?

„Das Mädchen maß den bildhübſchen, ſehr gut gekleideten Burſchen, der ohnehin die helle Müllerfarbe an ſeinen Kleidern trug, und ſchüttelte dann lachend den ſchönen Kopf.

„Alſo du biſt nicht ſo unfreundlich gegen mich, als Euer Spitz? fragte er.

„Bei Leibe, nein! ſagte ſie erröthend. Du ſiehſt auch gar nicht aus, wie Einer, der Böſes im Sinne hat.

„Behüte Gott, ſagte Jörg, ich komme in der beſten Abſicht, ich möchte dich als Leſerin für uns in den Herbſt dingen!

„O geh? rief das Mädchen und klatſchte die Hände freudig zuſammen. Aber dann mußt du auch die Bas dazu nehmen.

„Freilich! entgegnete Jörg. Wo iſt ſie denn?

„In der Kirche, verſetzte das Mädchen.

„Darf ich denn bei dir auf ſie warten?

„Warum denn nicht? entgegnete ſie und er trat ein. Sie ſetzte ihm Butter, Käſe und Brod vor, auch Birnlatwerg, und er ließ es ſich ſchon ſchmecken, denn das ſchöne Mädchen gefiel ihm alle Minuten beſſer, und

es konnte so lieb und herzig plaudern, daß man ihr gar nicht zu antworten müde wurde.

„Sie konnte aber auch fragen, wie ein Grenzwächter. Es war noch keine Viertelstunde herum, so wußte sie schon, wie er hieß; woher er war; daß er bei seinem Vetter sei, der ihn an Kindesstatt angenommen; daß der Vetter die schönste Mühle weit und breit und das größte und beste Weingut im Thale habe, und Tausenderlei, was ihr der kirre gemachte Jörg schon gebeichtet hatte. Sie erzählte ihm dagegen, daß die Bas gar so gut sei; sie groß gezogen, da sie ihre Eltern gar nicht gekannt habe, und daß sie wie das Kind im Hause sei und gar nicht wisse, daß sie keine Mutter und keinen Vater mehr habe.

„Und wie sie so plauderten, sahen sie sich einander immer in die Augen, und gefielen sich gegenseitig immer besser.

„Endlich kam die Bas. Lenchen, so hieß das Mädchen, lief ihr eilings entgegen und erzählte ihr Alles, was der Bursch gesagt, und er sei etwas hübsch und scheine gar brav und lieb zu sein.

„Als die Bas den Namen hörte, freute sie sich und eilte so schnell herein, als sie konnte, begrüßte Jörg wie einen uralten Bekannten und sagte: Ei, das freut mich doch, daß ich noch einmal Jemand von der Familie sehe, ehe ich sterbe. Wir sind nämlich noch entfernte Verwandte.

„Wie so? fragte Jörg und freute sich, dem schönen

Lenchen etwas näher zu kommen. Die Alte erzählte nun, daß des Obermüllers Großvater, und ihr Großvater, was weiß ich? — verwandt geweſen, und ihr Großvater habe eine Bas in der Untermühle als Müllerin gehabt, ſie wiſſe aber nicht, woher die Verwandtſchaft geſtammt habe; das thue aber Nichts, er ſei eben doch noch ein Freund, und ſo freue ſie ſich, daß er ſie beſuche. Geh', Lenchen, ſagte ſie, ſchneide Speck in die Pfanne und backe die Eier!

„Wie der Wind war das Mädel fort und bald drang der köſtliche Duft aus der Küche in Jörg's Naſe.

„Während des Eſſens trug er denn ſein Anliegen vor und klagte, daß er keine Leſer mehr habe kriegen können und ſie brauchten doch gerad zwölf, darunter müßten aber drei Legelträger ſein.

„Die Alte lachte. Ei, rief ſie, wer hat dir denn geſagt, daß Niemand mehr in den Herbſt gehen wollte? Darauf freut ſich ja der Hunsrücker ein ganzes Jahr!

„Du kannſt ganz ruhig ſein und brauchſt nicht mehr herum zu laufen, ich beſorge dir die Zwölf ſo ſicher, als heut' die Sonn am Himmel ſteht.

„Da wurde dem guten Jörg das Herz federleicht. Als er aber fortgehen wollte, nach dem Eſſen, machte das ſchöne Lenchen ordentlich ein traurig Geſicht. Die Alte ließ aber auch nicht nach mit ihren Bitten, bis er blieb, und auch noch den Montag dablieb, und ihnen half, die Äpfel abthun.

„Niemand ließ ſich lieber halten, als Jörg; denn das Mädchen hatte es ihm mit ſeinen großen blitzenden Augen völlig angethan Und als er endlich dennoch fort mußte, war es ihm, als hätt' ihm ſein Lebtag kein Abſchied mehr anne gethan, als dieſer, zumal ihn das Lenchen noch ein Stück Weges begleitete, und dann ſo treuherzig ſagte: Wenn ich dich in acht Tagen nicht wiederſähe, thät mir das Abſchiednehmen noch leider! —

„Seitdem kennt' er das Mädchen wachend und im Traume vor ſeinen Augen ſtehen ſehen, und mußte immer an es denken, und ſchnitt ſogar ein L. in einen jungen Erlenbaum am Mühlteich Und wie hatte des Lenchen's Auge gelacht, als es ihm die Hand beim Willkomm reichte! Sie hatte geſagt: Gelt, Jörg, nun ſind wir ſchon wieder beiſammen und bleibens den ganzen Herbſt!

„Da hätte er ihr um den Hals fallen und ſie küſſen mögen, wenn es ſich nur geſchickt hätte.

„So ſehr ihm auch ſeines Oheims Trauer nahe ging, das Mädchen, die Hexe, verdrängte doch den Gedanken ſchnell, und die Freude, bei ihr zu ſein, erfüllte ſein Herz mit lauter Luſt. Als er endlich in den Schlaf ſank, träumte er fort und fort nur von ihr, wie's ſo den verliebten Leuten zu gehen pflegt.

„Paul lag noch wach da, als der Wächter Zwei blies. War's anders möglich? Durch den Anblick des Mädchens war ja Alles wieder lebendig geworden,

was hinter ihm lag. Gerade so war Lenchen, als er von Mainz zurück kam, gerade so schön, wie sie, und das Mädchen hieß auch Lenchen! — Endlich sank er doch in einen kaum erquickenden Schlaf, und als die Unruhe im Hofe begann, war er schon wieder da. Jörg blickte besorgt nach des Oheims Antlitz, aber er sah es so traurig wie gestern. Beim Frühstück sah er Lenchen wieder und sein Herz pochte fast hörbar.

„Als um sechs Uhr die Glocke läutete, zogen unter fröhlichem Gesange die Leser zu den Weinbergen. Voran die Kegelträger und Bursche und hinter ihnen die Mädchen.

„Paul folgte langsam. Er sah, wie Jörg mit dem schönen Lenchen scherzte und bedeutsame Blicke wechselte, und der Gedanke ging durch seine Seele, wie glücklich er sich fühlen könnte, wenn dies Abbild seines Lenchen's einst als Gattin seines Jörg ihn umschwebe! — Im Weinberge hatte er nicht Zeit, solchen Gedanken nachzuhängen, aber sein Blick folgte dem Mädchen überall hin.

„Der Jubel der glücklichen, heitern Jugend, die bald fröhliche Lieder sang, bald aufjauchzte, daß die Berge wiederhallten, bald Pistolen knallen ließ, daß es wie Donner fortrollte an den Felsen, stimmte ihn heute so unendlich traurig, daß er es kaum auszuhalten vermochte, und frühe, ehe die Abendglocke die Schaaren der Leser heimrief, ging er hinab ins Thal und setzte sich in sein Stübchen, das neben der großen Wohn-

ſtube lag, und mit dieſer durch eine Thür und ein Fenſterchen in der Wand verbunden war. Heute hatte die alte Lisbeth mehr zu thun, wie die Pfanne um Faſtnacht, denn ſie hatte das Eſſen zu kochen für die vielen Menſchen. Im Herbſte nämlich pflegt man nicht zu Mittag zu eſſen, ſondern begnügt ſich um die Mittagszeit mit Brod und Käſe, aber Abends um ſechs Uhr, wenn die Leute aus den Bergen heimkehren, wird eine warme Mahlzeit gehalten. Da bringen ſie denn einen geſunden Appetit mit nach Hauſe, und wer das Kochen zu beſorgen hat, mag nicht über Mangel an Arbeit klagen. Lisbeth hatte deßwegen die alte Müllerin aus der Binnenberger Mühle gebeten, um Mittag heimzukommen und ihr an die Hand zu gehen. Nun war Alles in Ordnung und das Eſſen ſtand beim Feuer, fertig, um angerichtet zu werden. Da Alles beſorgt war, traten die beiden Alten in die Stube, ſetzten ſich dahin und plauderten.

„Paul hörte jedes Wort, und da ihn das Geſpräch gar ſehr anzog, horchte er mit angehaltenem Athem.

„Ja, ſagte die Müllerin, es iſt ein gutes Kind, das Lenchen, und, wenn ich es nicht hätte, ich wär' in meinem Alter eine geſchlagene Frau. Ich hab' es aber auch ſo lieb, als wär's mein eigen Fleiſch und Blut.

„Ei, du lieber Gott, ſagte die Lisbeth, geht's Euch dann Nichts an?

„Gott behüte, sagte die Müllerin. Wißt Ihr denn nicht, was es für eine Bewandtniß mit dem Kinde hat? —

„Wo sollt' ich das herwissen? war Lisbeth's Gegenrede.

„Dann muß ich Euch doch die Geschichte erzählen, fuhr die Müllerin fort, ich weiß gewiß, Ihr erstaunt, denn es ist eine herzbrechende Geschichte, wie sie in der Welt kaum wieder vorkommt.

„Es mögen jetzt neunzehn Jahre her sein, mein guter Mann lebte noch, da starb uns unser einziges Kind. Ach, Lisbeth, es war ein schönes gutes Kind, unser Gretchen, und war eben neunzehn Jahre alt. Es ist schon hart und schwer, ein Kind zu verlieren in diesem Alter, das man mit Liebe und Sorge groß gezogen, wenn man ihrer noch mehrere hat; aber wenn man nur Eins hat, und das nimmt Einem der liebe Gott, da meint man, das Herz müsse Einem brechen und man möchte sich mit ihm ins Grab legen. So war's uns damals, meinem Jacob und mir. Ihr könnt Euch unser Leid nicht denken!

„Die Leute, die uns trösteten, meinten, die Zeit würde das Leid mildern. Du lieber Gott, unser Leid stand mit uns auf und ging mit uns schlafen, und war einmal, wie das andere Mal. So war ein Dreivierteljahr vergangen und es war noch gerade, wie am ersten Tage. Gar manche Stunde saßen wir da und weinten. —

„Einmal war mein Mann nach Simmern auf den Fruchtmarkt gefahren und ich allein daheim, sonst ließ er mich selten allein. Da ist mir mein Leid wieder über den Kopf gewachsen, und ich legte die Arme auf den Tisch und den Kopf darauf und weinte so recht bitterlich, daß meine Thränen auf dem Boden ordentlich ein Bächlein machten. Ich hatte nicht gehört, daß die Thür aufgegangen war; auch nicht, daß Jemand in die Stube trat. Plötzlich hörte ich einen tiefen, tiefen Seufzer. Das ging mir durch die Seele, und es überlief mich, wie wenn ich im Winter unter dem Mühlrade stünde. Ich fuhr mit dem Kopf empor, und es war mir in der Seele, als würde nun der Geist meines seligen Gretchen's vor mir stehen — ach, Ihr könnt's Euch gar nicht denken, wie es mir zu Muthe war. Ich starrte nach der Thür, von wannen der Seufzer gekommen war, und — denkt Euch meinen Schrecken! — da steht ein Mädchen von meines Gretchen's Alter, von ihrer Größe, bleich wie der Tod, und streckt mir die gefalteten Hände entgegen.

„Gerechter Gott! rief Lisbeth und schlug die Hände zusammen, war's wirklich ihr Geist? —

„Ach nein, sagte die Müllerin, und wischte sich eine Thräne weg, der war bei seinem Herrn im Himmelreich, denn das Kind war schon ein halber Engel auf dieser Welt. — Ach, Lisbeth, der Schrecken war schnell vorüber. Ich sah das Mädchen an und mein Herz wurde in mir bewegt. Es war so schön, so schön, wie

mein Lenchen, das ihr ohnehin wie aus dem Geſichte geſchnitten iſt. Das Mädchen war recht gut angezogen, aber dennoch war Etwas in ihr, als ob ſie ein entſetzlich Leid trüge. Die Augen lagen ordentlich tief im Kopf, und es ſchien ſo müd', daß es nicht mehr ſtehen konnte.

„Ich ſprang auf, um es zu fragen, was es wolle, aber ehe ich aufſtehen konnte, lag das arme Kind ohnmächtig am Boden.

„Gerechter Gott, ſagte Lisbeth, was war das ein Schrecken! Das mein' ich, fuhr die Müllerin fort; aber ich vergaß Alles über der Noth, die da war. Das Mädchen, mochte es auch ſein, wer es wollte, war ordentlicher Leute Kind. Drin in der Kammer ſtand meines Lenchen's Bett, friſch überzogen und rein. Dahin bringſt du es, dachte ich, und hob mit Mühe das Mädchen auf, und trug es hinein. Ach Gott, dacht' ich, du mußt das arme Kind auskleiden. Du biſt ja eine ehrliche Frau und iſt kein Mannsbild in der Nähe. Ich ſchnüre ſie auf und ziehe ſie ſchnell aus und lege ſie in das Bett: dann hol' ich Eſſig und waſche ſie an. Nach vieler Mühe ſchlug ſie die Augen auf und ſah, wie irre, um ſich. Sei ruhig, ſagte ich, liebes Kind, du biſt bei ehrlichen Chriſtenmenſchen. Fehlt dir etwas? —

„Sie konnte nicht reden.

„Ich eilte in die Küche, denn ich dachte, Kaffe iſt aller Menſchen Labſal, und ich hatte mir Morgens ein Töpfchen voll in die Aſche geſtellt und die Milch gleich

dazu geschüttet, weil ich mir Mittags Nichts kochen wollte, hole das und schenke dem Mädchen eine Tasse ein. Sie trinkt sie so begierig, als hätte sie acht Tage gehungert. Wer weiß, dacht' ich, sie trinkt auch noch eine, und ich reiche ihr noch ein Schälchen. Auch das trinkt sie begierig.

„Hat's gut geschmeckt?" fragte ich. Sie nickte und lächelte so dankbar, und dann fielen ihr die Augen zu und sie schlief ein. Ich blieb am Bett sitzen und sah das engelschöne Mädchen an, wie die hellbraunen weichen Haare um das weiße Gesichtchen lagen. Hab' mein Lebtag nichts Schöneres gesehen, und doch kam mir das Gesichtchen nicht fremd vor. Aber ich kannte sie doch nicht. Sie schlief fort. Ich schlich mich weg, weil ich mein Vieh besorgen mußte; aber ich horchte als einmal nach der Thür, die ich offen gelassen hatte. Es blieb still. Ich kochte eine gute Milchsuppe für mich und das Mädchen, und trug sie in die Stube. Als ich aber an das Bett kam, wie erschrak ich! Da lag Euch das Mädchen in einer trockenen Gluthhitze, die erschrecklich war, und redete leise vor sich hin. Bald aber auch laut. Ach! rief sie, er schießt mich todt! Er schießt mich todt! Ach Gott, mein eigener Vater! Paul, Paul, lauf' fort, er schießt dich auch todt! — Lauf' in die Untermühle! rief sie dann wieder. Ich springe ins Wasser! — Nein! Nein! das darf ich nicht! — Und dann sprach sie wieder leise und so ging's fort, bis mein Mann heimkam. Dem sagt' ich's.

Ach, Lisbeth, der war der beste Mensch auf der Welt, der keinen Wurm zertrat, wenn er auf dem Wege lag. Er schüttelte bedenklich den Kopf, aber er sagte: „Du weißt, der Herr sagte, der sei des Unglücklichen Nächster gewesen, der unter die Mörder auf dem Wege nach Jericho gefallen war, der die Liebe an ihm thät.“ Behalt' das Mädchen und pflege sein. Du verdienst einen Stuhl im Himmel an ihm. —

„Ach, du lieber Gott, sagte die alte Lisbeth, mir wird's ganz schwindelig! Paul hat das Mädchen gerufen und die Untermühle hat es genannt? —

„Ja freilich, sagte die Müllerin, so hat's gesagt.

„Die alte Lisbeth saß vor ihr mit gefalteten Händen und angehaltenem Athem. Wie ging's denn weiter? sagte sie, erzählt doch fort!

„Nun ja, nahm die Müllerin wieder das Wort, wer hätte denken sollen, daß es das Lenchen wäre, unseres Vetters, des schlechten Obermüllers, bei ****, Kind! —

„Da stieß die alte Lisbeth einen Schrei aus und ein Ausruf in dem Nebenstübchen und ein Schlag, als fiele Jemand zu Boden, riß sie von ihren Sitzen auf. —

„Paul war, unbemerkt von den beiden Alten, die in der Küche thätig waren, in sein Stübchen gegangen und saß da, im Herzen bewegt, wie kaum einmal seit langer Zeit. Als die Frauen endlich in die Stube traten und sich zum Ofen setzten und von Lenchen sprachen, wurde er aufmerksam. Er trat an das kleine Fensterchen, welches in die Stube ging und hörte mit

wachſender Spannung zu. Mit jedem Augenblicke wurde ihm der Gedanke näher gerückt, es könne ſein Lenchen geweſen ſein, das, wie auch alle Vermuthungen dagegen waren, ſich dennoch vielleicht nicht einen Tod angethan. Wie ihm das Herz ſchlug, Herr," ſagte lebhaft der Flurſchütze; „wie er zitterte am ganzen Leibe; wie er zuſammenfuhr, als er ſeinen Namen nennen hörte, das mögen Sie ſich denken. Als aber die Frau das, was er zu ahnen begann, mit klaren Worten ausſprach, da brach ſeine Kraft. Es wurde ihm grün und gelb vor den Augen, und mit einem Schrei, der die Qual löſte, ſtürzte er zur Erde.

„Wie erſchraken die Frauen! Lisbeth eilte nach Licht, und in dieſem Augenblicke nahten ſingend und jubelnd die Leſer der Mühle und ſtellten im Hof ihr Geräthe ab.

„Jörg! Jörg! rief die alte Lisbeth, komm' geſchwind, der Vetter, der Vetter!

„Da ſtürzte zum Tode erſchreckt der Jüngling herein und das Lenchen der Müllerin folgte ihm auf dem Fuß. Als ſie endlich in das Stübchen drangen, da lag der Müller ſtarr und leblos am Boden.

„Wein! Wein! ſchrie Jörg und die alte Lisbeth eilte hinweg. Ehe aber die Lisbeth kam, war er zu ſich gekommen, und Jörg hielt ihn in ſeinen Armen und Lenchen trocknete ihm den kalten Schweiß von der Stirne.

„Leg' mich ins Bett, Jörg, ſagte er, und Alle gingen voll Entſetzen und Angſt hinaus.

„Jörg half seinem Oheim ins Bett, und als er so dalag, mit dem Gesichte gegen die Wand, da begann sich der Krampf zu lösen, der ihm die Brust zusammenpreßte, und er fing laut an zu weinen.

„Jörg stand dabei mit angstvoll gefalteten Händen. Es ist dem armen Jungen gegangen, wie es mir geht," sagte der Flurschütze. „Ich kann nicht sehen, wenn ein Mensch weint, aber, Herr, wenn ich einen starken, festen Mann weinen sehe, so preßt's mir die Seele, daß ich's nicht ertragen kann. Das ist etwas Absonderliches. Gerade so ging's dem Jörg und noch viel mehr, weil er seinen guten Oheim lieb hatte wie seinen leiblichen Vater.

„Was ist Euch doch? fragte er, selber weinend, und beugte sich über das Bett.

„Ach, laß mich, Jörg, sagte der Müllerpaul, laß mich, du weißt nicht, was mich so mächtig preßt! —

„Ich hab's wohl gesehen, wie es Euch seit gestern so schwer auf der Seele liegt. Ist Euch denn ein Leid geschehen? Hab' ich etwas verschuldet?

„Ach nein, nein, Jörg! Du nicht, Niemand! Fragt mich nicht. Mir ist so weh! — Laß mich allein! sagte er.

„Da schlich der Jörg weinend hinaus.

„Das Lenchen fragte angstvoll: Wie ist's?

„Jörg schüttelte den Kopf. Ich weiß es nicht, sagte er.

„Schick' doch nach dem Doctor, sprach das bebende Mädchen.

„Du hast Recht, versetzte Jörg, eilte in die Gesinde-

ſtube, wo die Leſer ſtill und angſtvoll ſaßen, und ſandte ſchnell den Mahlburſchen fort, den Doctor zu holen.

„Lisbeth trat auch zum Bett ihres Herrn und fragte: ob er nicht etwas eſſen oder trinken wolle? aber er wies Alles zurück.

„Es war eine mächtige Zerſtörung in der Mühle. Alle waren wie zerſchlagen. Niemand redete laut, und das Lenchen hatte immer Thränen in den Augen und wußte doch nicht warum. Die alte Müllerin aus der Binnenberger Mühle kam gar nicht mehr zum Erzählen. Sie begriff es nicht, daß ihre Erzählung Schuld an dem Schickſale ſei; nur die alte Lisbeth, die ja das Alles genau kannte, ſchüttelte bedenklich den Kopf, und wagte es doch nicht, das zu ſagen, was ſie von der Sache hielt.

„Jörg legte als einmal das Ohr an das Schlüſſelloch, aber er hörte ihn drinnen noch ſchluchzen.

„Mit dem Eſſen ging's gar nicht recht. Keines hatte rechten Appetit und Jörg kam gar nicht an den Tiſch.

„Erſt gegen zehn Uhr Abends kam der Doctor geritten. Er ließ ihm zur Ader, empfahl Ruhe und Schonung und fragte: Ob denn etwas vorgefallen ſei, was den Müller ſo erſchüttert habe? Niemand wußte Etwas davon, und die, die es allein wußte, die alte Lisbeth, getraute ſich nicht, etwas dem fremden Manne zu ſagen.

„Jörg wachte die Nacht, aber ſie ging ruhig vorüber. Der Müllerpaul ſchlief gut, und Morgens früh,

als die Lisbeth kam, nach ihrem Herrn zu ſehen, ſaß er im Bett und ſagte, es ſei ihm gut, nur ſei er ſo matt, daß er nicht wohl aufſtehen könne. Sie ſollten in den Wingert gehen und leſen, aber Lisbeth und die alte Müllerin ſollten daheim bleiben.

„Als es nun ſtill im Hauſe geworden war, rief er Lisbeth und die Müllerin herbei.

„Setzt Euch mit Euerer Arbeit — ſie kernten Nüſſe — zu mir, ſagte er, und erzählt die Geſchichte doch weiter, die Ihr geſtern Abend anfinget. Ach, Ihr wißt nicht, wie nahe mich das angeht! — ſagte er.

„Die alte Frau fuhr denn nun auch fort und ſagte: Das Mädchen lag ſechs Wochen krank, und weil ſie fabelte und irre war, ſo wurde es uns recht Angſt, denn wir befürchteten, ſie möchte irrſinnig bleiben. Gott ſei Dank, das geſchah aber nicht! Ich hab' ſie, ſagte die Alte, gepflegt wie mein eigen Kind und den Doctor zu Simmern holen laſſen, der hat's mit Gottes Hilfe endlich gepackt. Sie iſt wieder ganz verſtändig worden, und ganz ſachte und langſam auch geſund. Deß waren wir froh, aber wie centnerſchwer fiel es mir auf das Herz, als mich der Doctor allein nahm und mir vertraute, wie er der Meinung ſei, daß das Mädchen Mutterhoffnung habe! Ich ſolle ſie einmal examiniren.

„Ach, du allmächtiger Gott, ich meinte, ich müßte in den Boden ſinken! Aber was half's?

„Ehe ich aber fragen konnte, es war an einem

Sonntage, wo mein Mann in die Kirche gegangen war, rief ſie mich zu ſich, und nun erzählte ſie mir, wie ſie mit dem Sohne des Untermüllers, den ſie und der ſie ſo lieb gehabt, heimlich zuſammen gekommen, weil die Eltern in den Tod verfeindet geweſen, und — unter tauſend Thränen geſtand ſie mir ihren Fehltritt. Da ſagte ſie mir, wie ſie von ihm gekommen, an einem Sonntag Mittag, kurz vor ſeinem Abmarſche zu den Franzoſen, da habe ihr Vater ihr aufgepaßt, weil er müſſe dahinter gekommen ſein, und habe ſie zu Boden geſchlagen. Sie ſei endlich wieder zu ſich gekommen, und, da ihr Vater mit dem rothen David ſich gebalgt, ſo ſei ſie eilings nach der Mühle gelaufen und habe ſich in Todesangſt und Verzweiflung in ihre Kammer eingeſchloſſen. Endlich ſei er gekommen, trunken und in voller Wuth, habe die Flinte geladen und ſie todtſchießen wollen. Als er aber gegen ihre Kammerthüre gekommen, ſei ſie zum Fenſter hinaus in den Garten geſprungen. Über dem Allem ſei es dunkel geworden. Als ſie ihr Vater nicht in der Kammer gefunden und ſie noch im Garten laufen gehört, da habe er nach ihr geſchoſſen, und ſie habe einen Angſtſchrei ausgeſtoßen und ſei in die Wieſe gelaufen an den Bach. Da habe der Verſucher ihr in die Seele geflüſtert: „Stürz' dich hinein, dann hat dein Leid ein Ende, denn nun haſt du keinen Vater mehr, da er dich ermorden wollte!“ Als aber plötzlich da der Mond aufgegangen, ſei ein Strahl vom Himmel in ihre Seele gefallen, und ihr guter Engel habe ſie zurückgehalten von ſolcher Schreckens-

und Greuelthat. Sie habe Buße gelobt und Schmach tragen wollen, lieber, als sich noch schwerer an Gott versündigen.

„Als sie nun gehört, wie ihr Vater mit dem Mahlknechte gerungen und gerufen habe: Sie muß sterben! da sei's ihr gewesen, als reiße sie eine unsichtbare Hand fort. Sie sei über die Wiese hinüber gelaufen, dem Walde zu und fort und immer fort, bis sie endlich in einem dichten Schlag, als der Tag gegraut, zusammengebrochen sei vor Ermüdung und Seelenangst. Sie wisse nicht, wie es ihr geworden, aber sie müsse in einen tiefen Schlaf gesunken sein, aus dem sie neu gestärkt erwacht sei, als die Sonne schon zum Niedergange sich geneigt. Ein paar Waldbeeren hätten sie mächtig erquickt, aber wo sie gewesen, das habe sie nicht gewußt.

„Nicht weit von der Stelle habe sie eine Höhe gesehen, auf die sei sie, nachdem sie im Gebete gerungen, gestiegen, und habe nun sich zurecht gefunden, daß sie nicht wieder zur Mühle heimwärts gekommen sei. Sie habe nun ihren Weg über das waldige Gebirge fortgesetzt und sei endlich tief im dunkeln Hochwald in ein einsames Haus gekommen, wo ihr die armen Leute für die wenigen Kreuzer, die sie im Säckel gehabt, Brod und Milch gegeben hätten. Dort habe sie nach der Binnenberger Mühle gefragt und gehört, die liege weit rechts. Die Leute hätten ihr ein Nachtlager gegeben und ihr auch am andern Morgen den Weg gezeigt. —

„Der kranke Müller hatte mit großer Anstrengung der alten Frau jedes Wort wahrhaft vom Munde weggeguckt; aber jetzt, als sie etwas inne hielt, fragte er: Was wollte sie dort?

„Das will ich Euch sagen, nahm die Müllerin wieder das Wort: Meine Großmutter war von der Familie des Mädchens, das mußte sie gehört haben, und damals müssen die Untermüllers und die Obermüllers auch nah' verwandt gewesen sein. Wir hatten aber seit Menschengedenken Nichts mehr mit unseren Verwandten über dem Walde zu thun, und als wir uns einmal nach dem Obermüller erkundigten, da hörten wir, er sei ein Unhold, der Alles verprozesse, vertrinke und verspiele, und da waren wir denn froh, daß wir gar keine Gemeinschaft mehr mit ihm hatten, und er vergessen zu haben schien, daß wir seine Gefreundeten seien.

„Nun wußte das das arme Lenchen und wollte Zuflucht bei uns suchen. Da hat sich's nicht betrogen! — Kurzum, nachdem sie sich denn drei Tage durchgeschlagen, kam das arme Kind endlich todtmüde und krank zu mir, wie ich gestern erzählt.

„Jetzt war ihr der Stein vom Herzen, und sie fiel vor mir auf die Kniee und umklammerte sie und rief: Base, verstoßt mich nicht, daß ich nicht in der Verzweiflung mir ein Leid anthue. Ohne Euch bin ich verloren. Mein Vater darf nicht wissen, wo ich bin. Haltet mich heimlich bei Euch!

„Da saß ich nun! Denkt's Euch selber! Ich weiß noch recht gut, wie mir's damals war; wie es mir

eiskalt wurde bis ans Herz. Aber der liebe Gott rührte mein Herz an, daß ich weinend das jammernde Mädchen aufhob und sagte: Sei getrost, armes Kind, ich verlasse dich nicht!

„Ach, da hättet Ihr sie sollen sehen, wie sie mir um den Hals fiel! — Die Müllerin trocknete ihre Thränen, und der Kranke saß da mit gefalteten Händen und sah so bleich aus, wie eine Leiche. Seine Lippen bewegten sich leise und die dicken Thränen jagten einander.

„Endlich, fuhr sie fort, ist denn mein Mann gekommen, und dem hab' ich die Beichte des armen Lenchen's gesagt. Er stand auch da, wie Lot's Weib, aber er hatte ein mildes Herz. Eva, sagte er zu mir, Gottes Wege sind wunderbar! Hat er in seiner Gnade das junge Kind vor dem Selbstmorde behütet, so wollen wir's nicht wieder ins Elend hinausstoßen. Er will uns ein Kind schenken, da er uns das unserige genommen hat. Siehst du, ich sehe in der Geschichte so recht den Finger Gottes für uns alte Leute. Er will uns zu Werkzeugen seiner Gnade machen. Sein Wille geschehe! Wir haben das Mahlen dran gegeben und sind so allein. Niemand kommt zu uns. Anverwandte hier herum haben wir nicht. Da wird Niemand das Mädchen gewahr. Und merken es die Leute, nun dann, so sagen wir, sie sei unsere Magd.

„Aber, sagt' ich, wenn nur Eins nicht wäre!

„Freilich, sprach er, es ist schlimm; aber wir wissen

ja wie's steht, und Gott weiß es, so kümmern wir uns um der Leute Gerede nicht.

„Da war's fertig, und mit dem armen Lenchen war's gerade so, wie wenn die Sonne die Blumen der Wiese ganz zu Boden gebrannt hat, und es kommt ein erquickender Regen, so heben sie wieder die bunten Köpflein und Kelchlein in die Höhe, strahlen und blühen und duften wieder in frischer Kraft. Gerade so war's mit dem Lenchen. Es ist angegangen wie ein Licht, dem man frisches Öl zugießt, oder wenn über die trockene Wiese das Frühlingswasser fließt. Ach, wie hat sie mich umschlungen mit ihren Armen und die heißen Thränen der Dankbarkeit vergessen an meinem Halse! Zwar fröhlich ist sie nicht geworden, denn es lag das Leid über ihren Fehltritt und ihre Schuld schwer auf ihrem Herzen; aber ruhig, still, gottergeben ist sie geworden, und gar manchmal hab' ich sie gesehen, wie sie auf ihren Knieen lag und betete.

„Hat sie nie — ein Wort über Den gesagt, der den größern Theil der Schuld trug?" fragte mit bebender Stimme der Müller, „nie ein zürnendes, strafendes Wort?

„O nein, sprach die Alte. Sie hatte ihn zu lieb dazu, und vielmehr sprach sie davon, wie es ihm ergehen möchte, und wenn er doch da wäre, daß ihr Kindlein ein ehrliches würde!

„Wollte sie denn nicht zu ihren Eltern gehen? fragte er.

„Ach, sie galt ja als todt im Thale; das haben

wir gehört. Drum wollte ſie todt ſein für die, und erſt wieder leben, wenn er von den Franzoſen heimkehrte; aber ach! das ſollte ſie nicht erleben. Die Stunde der Geburt unſeres Lenchen's war ihr Tod!

„O, du heiliger Gott! rief der Müller mit einem Tone, der das Herz durchſchnitt.

„Was iſt Euch? fragte die Müllerin vom Binnenberg.

„Ich bin's! rief er. Ich bin der Vater Eueres Lenchen's!

„Da wäre die alte Frau ſchier zuſammen gebrochen vor Schrecken und Entſetzen.

„Die alte Lisbeth aber ſaß da und weinte und nickte der Müllerin die Beſtätigung zu.

VII.

„Es war im Advent deſſelbigen Jahrs, als die Müllerin von der Binnenberger Mühle mit dem ſchönen Lenchen am Rhein im Herbſt geweſen war, als ſie eines Sonntags Morgens mit Lenchen aus der Kirche heimkam. Es war kalt und der Froſt hatte die Erde ſchon ſteinfeſt gemacht und die Bäche bedeckt mit der glänzenden Eisbrücke. Schnee lag nicht auf den Feldern, aber der Wald und die Bäume waren alle von Oben bis Unten angethan mit dem Froſtkleide des glitzernden Reifes. Die Sonne ſchien hell und klar in die Reifkryſtallchen, und es funkelte wunderbarlich rings umher, und es kniſterte und flüſterte ſo heimlich überall, wenn

der Reif abfiel von den schwerbeladenen Ästen. Manchmal that es auch gewaltige Schläge, wenn von des Reifes Last eine Krone brach oder ein Ast abkrachte — daß der einsame Wanderer zusammenfuhr.

„In stillen Gedanken wanderten sie daher, die alte Frau und das liebliche Mädchen, und ihre Tritte knisterten im Gras. Endlich sahen sie die Mühle, wo der Rauch des Schornsteins kerzengerade in die Luft stieg.

„Sieh' 'mal, Lenchen, sagte sie, die Annlisbeth denkt, es sei doch heute mausig in dem Walde, da hat sie uns einen recht warmen Ofen gemacht. Gott lohn's! meinen alten Knochen wird es gar wohl thun.

„Das Mädchen, welches hinter der Alten herging, schüttelte leise den Kopf, und es flog plötzlich eine dunkle Röthe über ihr Gesicht.

„Ich glaub's nicht, Base, sagte sie. Die Annlisbeth hat viel zu kurze Gedanken, als daß sie so weit reichten.

„Was soll's denn bedeuten? fragte die Alte neugierig.

„Ich weiß es nicht, war des Mädchens Antwort.

„Meinst du etwa, der Jörg sei da und freie? — fragte sie halb ernst, halb neckisch.

„Halt, rief sie plötzlich, da fällt mir auch was bei. Der Herr Pfarrer sagte: Er käme heute noch auf die Mühle; er sei dahin bestellt durch einen Brief. Das ist mir doch zu rund!

„Das Mädchen fühlte ein leises Durchschauern und dankte Gott, daß die Base nicht umsah, weil sie sonst

die Flammenröthe hätte ſehen müſſen, welche ihr Geſicht bedeckte.

„Für Beide aber war das eine ſtille Mahnung, um ſchneller drauf loszuſchreiten und bald traten ſie in den Hof der Mühle, wo ein Wagen hielt, auf welchem Säcke mit Haferſpreu gefüllt, als Sitze gedient hatten.

„Da haben wir's! rief die Alte aus. Wenn du nicht ein Frohſonntagskind biſt, ſo gibt's keins mehr! Gäſte! Lenchen, Gäſte! Ach, du lieber Gott! was machen wir denn? Zum Kochen iſt's zu ſpät! —

„Seid nur ruhig, Baſe, verſetzte das glückliche Mädchen, wir wollen ſie ſchon ſatt machen. Wir ſchneiden Speck in die Pfanne, und ſchlagen Eier drüber.

„Alle dieſe Sorgen, wie ſie der Weiber Art ſind, waren überflüſſig; denn als ſie in die Stube traten, war ſie leer, und die Annlisbeth ſagte bloß: Euere Gäſte ſind ins Dorf und werden erſt nach dem Mittageſſen kommen.

„Wer iſt's denn? fragte die Alte.

„Ei, antwortete die Magd, es iſt ein junger hübſcher Burſch und ein ältlicher Mann, der aber auch noch einem Mädchen gefallen könnte.

„Lenchen erglühte vor Luſt, und doch war es ihr nicht recht, daß ſie nicht da waren. Daß es Jörg ſei, der als Freier komme, ließ ſie ſich nicht ausreden, wenn es auch Jemand verſucht hätte, denn ſie wußte zu gut, was er geſagt hatte, als er am letzten Abend in dem Häuschen im Garten an der Mühle bei ihr geſeſſen. Damals hatte er ſie an ſein klopfendes Herz

gedrückt und gesagt: Dich oder Keine! und dann hatte sie gesagt: Ach, Jörg, wenn's aber dein Vetter nicht litte, und weinend hatte sie hinzugesetzt: Auf mir liegt der Makel, daß ich ein unehelich Kind bin. Du weißt, wie es die Leute machen, wiewohl ich schuldlos die Schmach trage. Ich weiß es, hatte Jörg gesagt; was liegt mir an den Leuten! Und wenn du ein Zigeunerkind wärest, dich oder Keine! Ich will lieber, wie der Vetter, ehelos sterben! Das hatte er gesagt und geschworen, ehe es Weihnachten würde, müßt sie seine Frau sein.

„Das stand ihr immer vor der Seele, und wenn der Spitz bellte, oder wenn die Hausthür knarrte oder ein Wagen gegen die Mühle fuhr — durchschauerte sie ein freudiger Schrecken; aber in der letzten Nacht hatte sie geträumt, sie hätte Jörg und seinen Vetter, den sie so lieb hatte, und wußte nicht warum — aber doch ganz anders, wie den herzlieben Jörg — gesehen, wie sie Sonntags in den Hof gefahren seien, und das war ein Traum, an dessen Erfüllung sie um so fester glaubte, als sie ihn eben im Advent geträumt, denn das war eine gar wundersame Zeit, wo die meisten Träume in Erfüllung gehen.

„Die alte Müllerin bewegten andere Gedanken. Sie hatte ja Alles erfahren in der Mühle im Rheinthale, was sich mit Lenchen's Mutter begeben; sie wußte, was der Müller thun wollte, und auch sie hatte darauf gerechnet, daß er bald käme. Überdies hatte ihr Lenchen gebeichtet, wie sie mit Jörg stehe, was aber der Müller

nicht wußte. Wenn das auch die gute alte Frau freudig machte, so war doch etwas gar Bitteres beigemiſcht. Was ſollte aus ihr, der Einſamen, werden, wenn nun Lenchen, das ſie erzogen hatte, das ſie liebte, wie die Mutter ihr eigen Kind, mit Jörg zöge? — Solche Gedanken lockten ihr manchmal die Thränen in die Augen.

„Heute, wo Lenchen geſchwind noch einen Kuchen backen mußte, und die Annlisbeth den Ofen wärmte, ſtand ſie neben dem Mädchen, deſſen Antlitz von der höchſten Freude ſtrahlte, und ſolche Wehgedanken zogen durch die Bruſt der Schwergeprüften. Lange hielt ſie ſie zurück, endlich aber ſagte ſie: Ach, lieber Gott, ſo ſeid ihr junges Volk! Du ſtrahlſt vor Freude, und mich quält der bange Gedanke, was aus mir werden ſoll, wenn nun Jörg dich als Frau an den Rhein führt! — Sie wiſchte mit der Schürze ihre Thränen weg, die jetzt in großer Menge hervorbrachrn.

„Lenchen fuhr empor, als hätte ſie eine Weſpe geſtochen und ſah ernſt die Müllerin an.

„Was ſagt Ihr? ſprach ſie. Ich Euch verlaſſen im Alter? Nein, dann ſoll Gottes Gnade mich verlaſſen! Habt ihr mich nicht aufgezogen als treue Mutter? Müßte nicht der Fluch Gottes auf mir ruhen, wenn ich jemals auch nur den Gedanken gehabt, von Euch zu ſcheiden? Verlangte das der Jörg, Bas, ich hab' ihn lieber, wie mein eigen Leben, ich will's Euch eingeſtehen, aber dann ſagt' ich: Nein, und wenn mir das Herz darüber bräche!

„Da umfaßte sie die Müllerin und küßte sie, und ihre Thränen, die aus Thränen des Leids, Thränen der Freude geworden waren, benetzten die glühenden Wangen des Mädchens.

„Das ist so deiner lieben Mutter Art, sagte die Alte. Gerade so dachte sie. Du bist ja meines Alters Segen! Wenn ich dich auch nicht unter dem Herzen trug und mit meiner Brust dich genährt hab', im Herzen hab' ich dich getragen und Sorg' und Leid um dich gefühlt, wie wenn du ein Stück von meinem Leben wärest. Ohne dich könnt' ich ja auch nicht mehr leben.

„So sprachen die Zweie, und Lenchen knetete mit dem runden, schneeweißen Arm den Teig und machte die Kuchen. Am warmen Ofen gingen sie lustig auf, und noch waren die Gäste nicht da, als sie schon braun, wie frische Kastanien, die eben aus der Kelde fallen, auf den Schüsseln lagen.

„Heute schmeckte Beiden das Essen gar nicht, und Annliebeth meinte, die Gäste hätten getrost dableiben können, sie wären auch noch satt geworden.

„Als die alte Standuhr Eins schlug, kamen sie, begleitet von dem Pfarrer und dem Ortsvorsteher und zwei Senioren, wie man dort die Kirchenvorsteher nennt.

Lenchen wollte sich aus den Reihern machen, aber die Müllerin hielt sie fest.

„Jörg glühte auch vor Lust, als er Lenchen sah, und meinte so in dem stillen Herzen, sie sei in den acht Wochen noch viel schöner geworden. Er drückte ihre Hand und hätte sie vor sein Leben gern geküßt.

Auch blinzte er immer mit den Augen, als hätte er ihr gar Wichtiges zu sagen.

„Mit dem Müllerpaul aber war's kurios. Als er zu Lenchen trat und ihr zum Willkomm die Hand reichen wollte, da war's, als übermannte ihn ein seltsames Gefühl. Er zog das erschreckende Mädchen an seine Brust, drückte es fest an sich; hielt es dann wieder mit seinen starken Armen weit von sich, betrachtete es mit überströmenden Augen und rief: Ja, es ist mein Lenchen! und riß es wieder gewaltig an sein Herz und weinte laut. Willenlos überließ sich ihm das Mädchen, und es wurde ihr so eigenthümlich zu Muthe, daß sie ins Weinen ausbrach und, ob sie gleich gar nicht wußte, was sie that, dennoch ihren Kopf zutraulich an seine Brust lehnte.

„Auch der Pfarrer und die Männer wischten sich die Augen, denn es mußte jedes Herz bewegt werden von dem Schmerze des Mannes.

„Laßt uns zur Sache schreiten, sagte endlich der Pfarrer, denn die Tage des Winters sind kurz.

„Er entfaltete nun eine Schrift, und las sie vor. Darin stand, vom Notär war sie gemacht, daß der Müllerpaul das Lenchen als sein rechtmäßig Kind annehme und anerkenne, wie er denn auch ihr leiblicher Vater sei.

„Ach, Herr, da hätten Sie aber die beiden jungen Leute sehen sollen!

„Lenchen stand da — starr, bleich — vor Schrecken. Endlich hob sie das Auge zu dem Müller empor und sah ihn lange, lange an und ihre Lippen zitterten.

„Willst du mich als Vater, mein Lenchen? fragte er. Ach, daß feindselige Menschen deine gute Mutter und mich auseinander rissen! Ich habe gebüßt für den Fehltritt meiner Jugend, schwer gebüßt. Sie ist droben ein Engel des Lichts, denn ihr ist vergeben. Gott sei Preis, daß ich Alles noch gut machen kann. Gott sei Preis, daß er mir wohlthat über mein Hoffen und Würdigkeit, und mich dich finden ließ. Lenchen, willst du deinen Vater nicht?

„Ach, nun weiß ich, warum ich Euch so lieb hatte, seit ich Euch zuerst sah! rief sie aus und stürzte, laut weinend, an seine Brust und küßte ihn, und rief einmal über das andere Mal: Mein Vater!

„O, daß deine Mutter die Stunde erlebt hätte! seufzte der Müller; aber sie sieht ja vom Himmel herunter, die arme Dulderin, und freut sich unseres Glücks! Ihren ehrlichen Namen hab' ich hergestellt in meiner Heimath, und hier der würdige Mann, Euer Herr Pfarrer, hat mir wacker beigestanden. Dir, mein Lenchen, ist das noch dunkel, du sollst aber Alles erfahren.

„Um den armen Jörg hatte sich derweile kein Mensch bekümmert, nicht einmal Lenchen; denn ihr Herz erfüllte ja jetzt nur der Eine Gedanke, daß sie ihren Vater gefunden und der Makel ihrer Geburt getilgt sei.

„Er stand todtenbleich am Ofen, und wußte so recht eigentlich nicht, sollte er lachen oder weinen. Der Müller hatte ihm nichts von dem Allem gesagt und

auch der alten Lisbeth hatte er's verboten, ihm etwas von dem zu sagen, was sich im Herbst in der Mühle mit ihm begeben und wie er zu Lenchen stehe. Daß Jörg das Lenchen, wie sein Leben, liebe, das hatte er ja gesehen und sich dessen innigst gefreut, und die alte Lisbeth hatte ihm hinterbracht aß sie die Zwei an jenem Abend in dem Tra· uschen im Garten belauscht, und was der e· Jörg Alles damals gesagt, und auch die W· chen's.

„Was aber Jörg s· schte, war nicht der Gedanke, daß ihm n·· heims Erbe entgehe; denn so eigennützige Gedan·· kamen nicht im Entferntesten in seine Seele, vielmehr war es diese ganz unerwartete Wendung der Dinge und der Gedanke: Wird er sie dir nun auch zur Frau geben? Wird sie dich nehmen? —

„Der Müller dachte zuerst an ihn.

„Jörg! rief er, du stehst allein da, als wärst du ein Fremder, und freuest dich nicht, daß dein Oheim eine Tochter gefunden hat?

„Das weckte ihn. Er eilte herzu und sagte: Glaubt das nicht: aber ich bin ganz versteinert über das Alles, von dem ich mir nichts träumen ließ!

„Hast du denn nie in deines Vaters Haus von meinem Schicksal reden gehört? fragte der Müller.

„Doch, sagte Jörg, aber ich hörte, das Lenchen aus der Obermühle habe sich ertränkt. —

„Nein, Jörg, nein! Sie entfloh dem unmenschlichen Vater und das verlorene Halstuch hatte solche Mähr

erzeugt, die Jedermann glaubte und ich auch, bis du hier in die Mühle kamst, und Gottes Hand es so leitete, daß ich Lenchen sah, die ihrer Mutter lebendiges Ebenbild ist, und die Müllerin da mir die Augen öffnete.

„Siehe her, mein Kind, Jörg, mein theures Kind! Und obgleich es nicht Sitte ist, daß die Väter für ihre Kinder freien, wenigstens nicht die Väter der Mädchen, so thue ich's doch heute, denn ich weiß, wie lieb ihr euch habet, und Nichts könnte mich glücklicher machen, als euer Glück. Willst du mein Lenchen zur Frau? Und du, mein Lenchen, willst du ihn? —

„Da barg eine Weile das Mädchen ihr schönes Angesicht an des Vaters Brust. Als aber Jörg freudig sagte: Ja, das ist meines Herzens Wunsch! da lispelte sie auf die zweite Frage auch ihr Ja, und die alte Müllerin und ihr Vater segneten sie, und der Pfarrer hielt feierlich das Verlöbniß, da der Müller, der an Alles gedacht, die Ringe mitgebracht hatte.

„Den Nachmittag blieben sie Alle beisammen, und Lenchen's rechte Hand hielt Jörg und die linke der Vater. Trotz alle der Freude war die gute Müllerin oft traurig. Mutter, fragte der Müller, warum blickt Ihr so trübe drein und zerdrückt so oft die Thränen? Denkt Ihr, Ihr müßtet das Lenchen verlieren? — Könnt' ich vergessen, was Ihr an dem Kind und seiner theueren Mutter gethan, so soll Gott meiner vergessen! — Nein, die Tage Eueres Alters sollen die schönsten für Euch werden. Hört mich an! Ich hab' einen Mahlburschen, der ehrlicher und reicher Leute Kind ist.

Der ſucht eine Mühle zu kaufen oder zu pachten. Da denk' ich denn, Ihr verpachtet ihm Mühle und Gut und zieht mit uns an den ſchönen Rhein. Da ſollt Ihr in Ruhe und im Glück Euere Tage verleben, und wir wollen Euch hegen und pflegen, als ſeien wir Alle Euere leiblichen Kinder!

„Ja, ja, riefen Lenchen und Jörg und faßten die Hände der braven Frau, die vor Weinen nicht reden konnte, aber doch dabei lächelte wie eine Selige.

„Sie willigte gern ein, und nun war die Freude voll. Zwar gab es trübe Augen, als am andern Tage Jörg mit dem Müller wegfuhr, und dem Müller ſelbſt brach ſchier das Herz, daß er wieder von ſeinem Kinde ſcheiden ſollte; aber er that's aus Liebe und Dankbarkeit gegen die gute alte Frau, und dann war ja nach drei Wochen Hochzeit.

„Die alte Müllerin hatte dem Müllerpaul die Erlaubniß gegeben, den Pachtcontract mit dem Müllerburſchen ſoweit abzuſchließen, daß ſie ihn nur zu unterſchreiben brauchte. Das geſchah denn, und nach dem dritten Sonntag, als die Ausrufung vorüber war, holte der Müller Lenchen und die Alte mit ihren Siebenſachen an den Rhein, wo eine recht fröhliche Hochzeit erfolgte.

„Ich bin am Ende, lieber Herr," ſagte der treuherzige Flurſchütze; „denn was ich Euch noch ſagen kann, faßt ſich kurz zuſammen. In der Mühle im Rheinthale blühte ein friſches Glück auf, und ſelbſt der Müllerpaul dachte ſeltener an ſein zerſtörtes Jugend-

glück. Die gute alte Müllerin lebte noch lange und vertrug sich aufs Beste mit der alten Lisbeth und Lenchen, Jörg und der Müllerpaul trugen sie wahrhaft auf den Händen. Der Fluch aber, der auf der Obermühle und Untermühle da drunten lag, ist gewichen. Die beiden Müller bauen Wehr und Klause gemeinschaftlich, und seitdem wohnt auch dort Frieden und Glück.

„Ach, lieber Herr," schloß er, „wie wenig ist's oft, was die Menschen elend macht, und wie leicht wäre es, die paar Lebenstage in Frieden und Glück zu verleben, wenn nicht die Leidenschaften ihre Unkrautsaat unter den Waizen streuten; aber das ist der Fluch des Lebens!"

Er stand auf. „Mein Beruf fordert, daß ich noch einen Gang über die Flur jenseit des Waldes mache," sagte er.

Ich dankte ihm, und wir gingen wieder den Weg zurück, den wir gekommen waren.

Ich bin seitdem oft an der Stelle gewesen, und allemal sind die Geschicke an meiner Seele vorüber gegangen, deren verschlungenes Gewebe der Alte mir entrollt. Das Plätzchen hat seitdem eine besondere Bedeutung für mich gewonnen, wenn auch längst die Gräber derjenigen eingesunken sind, die einst hier in Freud' und Leid gelebt.

Das Original.

Ein Stücklein.

Wir ſaßen gutes Muths im Garten des Oberamtmannes zu E., denn die Drangſalszeiten der proviſoriſchen Regierung waren vorüber und der alte Herr hatte ſeine vollſte Roſenlaune wiedergewonnen. Das Geſpräch drehte ſich begreiflicherweiſe um die jüngſten Ereigniſſe, um Perſonen und Zuſtände, die in dieſen gehandelt.

Ein Freund des Oberamtmannes, ein enragirter Lobredner der guten alten Zeit, rief plötzlich aus: „Es iſt eine armſelige, verflachte Zeit, in der wir leben! Es gibt keine Charaktere mehr! Alles wird nivellirt und grundmiſerabel!“

„Halt!“ fiel ihm der alte Oberamtmann ins Wort, „da haſt du ein wahres Wort geredet!“ Und nun ergoß ſich der ganze Strom ſeiner ungewöhnlichen Redegabe über dieſen Gegenſtand aus.

Nach und nach trat aber die Neigung des alten Herrn in ihre vollen Rechte, ſeine Bemerkungen mit Beiſpielen zu belegen. Das war immer höchſt intereſſant; denn der Mann beſaß eine ungemein reiche Lebenserfahrung und Perſonenkenntniß, erzählte gut und blieb, was hier viel werth iſt, bei der Wahrheit.

„In dem Anfange dieſes Jahrhunderts,“ ſagte er, „ragten noch hin und wieder Originale aus dem vorigen,

und es tritt eins vor allen jetzt wieder leibhaftig vor meine Seele, aus dessen seltsamem Thun und Treiben ich Ihnen eine lustige Geschichte erzählen muß. Mein Original war ein Pfarrer in unserer Oberpfalz. Er hieß Müller und stammte aus der „Kümmeltürkei," wie wir zur Zeit meiner Studienjahre die Umgegend von Heidelberg nannten, und daher denn die, welche dort zu Hause waren, „Kümmeltürken" hießen.

„Ursprünglich waren es drei Brüder, von denen nur einer verheirathet war, nämlich der Kirchenrathsdiener zu Heidelberg, der nahe am Klingenthore wohnte. Ich kann mir das saubere Männlein im leberbraunen Leibrocke, schwarzen Wollstrümpfen, schwarzen Manchesterhosen mit silbernen Knieschnallen und breiten silbernen Schnallen auf den Sabots noch recht gut denken. Das dünne Zöpfchen stand, einem Zahnstocher ähnlich, vom Hinterkopfe wagerecht in die Welt hinaus. Auf dem weißgepuderten Haare saß das Hütlein. So steuerte er, Actenstöße unter den Armen, von einem der Kirchenräthe zum andern, und zeichnete sich durch eine ungemeine Höflichkeit aus. Der zweite Bruder war ein verdorbener Maler, der sich von dem ehrlichen Alten ruhig ernähren ließ. Statt Palette und Pinsel handhabte er Pfeife und Bierglas, so lange er Geld hatte, und las alle Romane der vorhandenen Leihbibliotheken, wer weiß zum wievielten Male, durch. Er war das absolute Gegentheil seines Bruders. Unordentlich und unreinlich, war ihm das Nichtsthun

ſüßeſter Lebensgenuß. Konnte er dabei irgend einen luſtigen Streich ausführen, ſo war er unendlich glücklich. Ich muß indeſſen doch bemerken, daß alle ſeine Streiche gutmüthiger Natur, aber eben doch Schalksſtreiche waren. Der dritte Bruder war der älteſte, der Pfarrer, und dieſer eben war mein Original.

„Als ich ihn kennen lernte, zählte er bereits ſechzig Jahre, war aber noch rüſtig, wie ein fünfziger. Das war im Jahr 1808. Ich war damals Amtsſchreiber in ſeiner Nähe.

„Müller war ein Männchen, denn er maß kaum volle fünf Schuh. Wenn auch mager, ſo war er doch muskelkräftig und brauchte noch keine Brille. Er war unſtreitig der gelehrteſte Geiſtliche des Landes, und bis in ſein hohes Alter ſtudirte er unabläſſig. Schon ſein Äußeres charakteriſirte das Original. Er trug eine ſchneeweiß gepuderte Perücke mit mächtigen, um den ganzen ſtolzen Haarbau herumlaufenden, dreifach über einander ruhenden Rollen; einen Pikeſch von ſchwarzer Plüſch mit tellergroßen, überſponnenen Knöpfen, mächtigen mit eben ſolchen Knöpfen beſetzten Umſchlägen an den Unterärmeln, die bis zum Ellenbogen heraufreichten; kurze ſchneeweiße Manſchetten; kurze ſchwarze Plüſchhoſen mit eiſernen Schnallen (Silber, pflegte er zu ſagen, paßt nicht für einen Pfarrer!); ſchwarze Wollſtrümpfe und Schuhe mit hohen Abſätzen, die auf der obern Reihe ebenfalls durch eiſerne Schnallen gehalten wurden. Zu dieſem Anzuge gehörte ein

winziger chapeaubas unter dem linken Arm und ein ſpaniſches Rohr mit weißem Elfenbeinknopfe von wenigſtens zwei Drittheilen ſeiner Körperlänge.

„Denken Sie ſich dies vom Alter gebeugte Männchen, in dieſem getreu beſchriebenen Aufzuge — hoch zu Roß — denn dies war der einzige Luxus, den er je getrieben — und ſie werden mir es zugeſtehen, daß dieſe Erſcheinung höchſt originell war.

„Man hätte denken ſollen, die Lachluſt hätte Jeden ergreifen müſſen, wer ihn ſah; aber das war im Umkreis von mehreren Stunden, wo man ihn kannte und reiten ſah, durchaus nicht der Fall, und wenn der Lachreiz beim erſten Erblicken auch wirken wollte, ſo war das Ehrwürdige der Erſcheinung dennoch ſchnell wieder der Damm, der ihm als Grenze diente.

„Überall ſtand Pfarrer Müller theils des Rufes ſeiner Gelehrſamkeit wegen, theils durch ſein exemplariſches Leben in hoher Achtung; dabei wußte Jedermann, daß mit ihm gar nicht zu ſcherzen war, denn er übte eine Kirchenzucht in ſeiner Gemeinde aus, die heutzutag fabelhaft klingt und in das Amt des Polizeidieners und Bettelvogts ſelbſt oft ſo entſchieden eingriff, daß Competenzconflicte hätten entſtehen müſſen, wenn es eben nicht der Pfarrer Müller geweſen wäre. Sein Auftreten war entſchieden und imponirend; ſeinen Willen beugte keine Macht, und dieſe Feſtigkeit hatte ſich zu einem Starrſinn ausgebildet, der völlig unbeſiegbar war. Was man aber noch beſonders fürchtete, war ſein

ätzender Witz, der als gute Waffe diente. Das Eine nur will ich anführen, um Ihnen zu zeigen, wie er seine Gemeinde in der Tasche hatte: ich habe als Amtsschreiber zehn Jahre bei dem einschläglichen Oberamte gedient und nie ist ein Proceß aus Müller's Gemeinde vor dem Amt anhängig gewesen. Er entschied sie alle und kein Bauer wagte, Apell einzulegen. Unerbittlich streng übte er selbst die Sonntagsabendpolizei im Dorf, und wehe den jungen Leuten, die er um neun Uhr noch auf der Straße traf. Daß ihm die Liebespärchen, denen er als eingefleischter Junggesell absonderlich gram war, dennoch Näschen drehten, liegt auf der Hand. Tanzmusik durfte nur an der Kirchweihe im Dorfe statthaben, und dann schloß er alle Laden an seinem Hause, daß er ja die Töne nicht hörte, die ihm ein absonderlicher Greuel waren.

„Umgang hatte er fast gar keinen. Eine uralte Magd führte sein Hauswesen, aber Alles hatte er unter strengem Verschluß und seine Sparsamkeit artete in späteren Jahren etwas aus, obwohl er gegen Arme höchst mildthätig war. Überhaupt schlummerte unter der rauhen, eckigen Hülle ein gutes, mildes Herz, was viele sprechende Züge bewiesen. Wie er gegen Andere streng war, so war er's gegen sich selbst. Alles hatte im Hause seine strenggeregelte Ordnung, und der Glockenschlag der alten Standuhr hinter der Thüre war ein Tyrann im Hause, wie der Hausherr selbst einer sein konnte.

„So war das Hausweſen ungehemmt ſeit dreißig Jahren in ſeinem ſtrengen Geleiſe fortgegangen, da ſtarb die alte Lisbeth und faſt gleichzeitig der Bruder Kirchenrathsdiener in Heidelberg. Dieſe beiden Ereigniſſe drohten eine totale Revolution für Müller's Haushalt. Wo ſollte er eine ſo treue, geduldige Lisbeth wiederfinden? Und was ſollte aus des verſtorbenen Bruders blühendem achtzehnjährigen Töchterlein und dem faulen Maler werden? Zwar hatte das ſchöne Mädchen einiges Vermögen und der Herr Bruder Kleckſer, der ſich einen Künſtler nannte, konnte arbeiten, da er noch Kräfte hatte; allein — was war zu machen?

„Käthchen gelobte brieflich nach des guten Onkels Willen Alles zu thun, was in ihren Kräften ſtünde, wenn er ihr nur ein Obdach gewähre.

„Damals ſah man den Pfarrer oft mit raſcheren Schritten, als ſonſt, in ſeinem Garten auf und nieder ſchreiten, die Hände lebhaft bewegen, und man hätte ſeine lauten Selbſtgeſpräche verſtehen können, wenn man hätte horchen wollen.

Endlich ſchrieb er und nach acht Tagen zog das Mädchen, das in Heidelberg den Studenten über die Maßen gut gefallen hatte, weil ſie die Schönſte der Stadt war, ins ſtille Pfarrhaus ein, und da ſie nicht allein mit ihren Kiſten und Kaſten reiſen konnte, kam der gute Onkel Künſtler mit und — blieb da.

„Der gute Maler! der alte Pfarrer ſah ihn

grämlich an und fragte: Was willſt du aber hier anfangen?

„Er zuckte die Achſeln und hätte gern geantwortet: Gar nichts! aber das ging nicht. Ich denke, deine Ökonomie wird ja wohl Arbeit geben, antwortete er.

„Meine Ökonomie? fragte ironiſch der Pfarrer. Dann kannſt du bei Zeiten dich auf deine Lorbeeren ſtrecken, fügte er hinzu und ging in ſeine Studirſtube.

„Das iſt mir eben recht, dachte der Maler und begab ſich in den Garten, wo er ſchlenderande luſtwandelte. Er blies ſeine Dampfwolken sine ira et studio in die Luft, denn der Pfarrer war reich und war ſein Bruder. Das Weitere ergab ſich ja ganz von ſelbſt.

„Der Maler machte im Grunde dem Pfarrer weniger Leid als das ſchöne junge Mädchen. Unter die Originalitäten des alten Herrn gehörte ein wahrer Weiberhaß. Ob der ein Ergebniß trüber Erfahrungen war oder eine fleiſchgewordene Grille, iſt nicht wohl zu ſagen. Hierzu kam noch die Sorge, wie er das Mädchen hüte vor — Liebeleien; denn ſo viel Welterfahrung hatte er, daß er einſah, das habe ſeine erkleckliche Flauſen. Er nahm nun den Maler dazwiſchen, ſchärfte ihm das Gewiſſen und beſtellte ihn zum Mitwächter über Käthchen. Die Hausordnung wurde noch ſchärfer gezogen und mit der Dämmerung war jeder Verkehr mit der Außenwelt abgeſchnitten. Der mißtrauiſche Alte viſitirte ſelbſt, und als er nach vier

Wochen keine Contravention entdeckt, hielt er die Ordnung für consolidirt.

„Der Maler wollte sich todt lachen, Käthchen sich die Augen ausweinen über den klösterlichen Zwang, der ihr nicht einmal zuließ, des Nachbars Tochter Abends zu sprechen, und die war doch ein gar liebes Mädchen, die sie dadurch kennen gelernt, daß ihre Gärten hinten am Bach an einander stießen. Neben dem Pfarrgarten wohnte nämlich der Renovator Lambrecht und seine Familie. Er, ein alter Mann, der das Geschäft seinem Sohne übertragen, die Mutter, die neunzehnjährige Tochter und der Sohn, ein blühender junger Mann von etwa zwei und zwanzig Jahren, das war die Familie, die mit Recht des besten Rufes genoß.

„Der Maler war bald mit dem alten Lambrecht gut Freund, und Lambrecht's Wein schmeckte ihm gar trefflich. Der junge Lambrecht fand an dem jovialen Maler auch Gefallen, doch, und das war unstreitbar, mehr an dessen Nichte.

„Der Maler hatte bald weg, daß die Zwei sich lieb hatten, und fand gar nichts bedenkliches dabei; im Gegentheile, da der junge Lambrecht so brav war, gefiel ihm die Geschichte gründlich wohl. Er ließ es also nicht nur gehen, sondern half, wo er konnte, die Gefahr des Entdecktwerdens von Seiten des Bruders abzuwenden.

„So machte sich das ganz vortrefflich und das

Pärchen ſchwamm in einem Meer von Entzücken, wenn es ſich im Vaterhauſe ſah und ſprach, was ſich häufiger machte, als man hätte vermuthen ſollen. Der Alte ahnte nichts und Lambrecht's Eltern fanden keine Urſache, etwas einzuwenden. Käthchen war ihnen eine liebe Tochter und dem jungen Lambrecht war's Ernſt.

„Eines Tages trat er höflich in die Stube des Pfarrers.

„Setz' Er ſich, Musje Lambrecht," ſagte der alte Herr. „Was führt Ihn denn zu mir?"

„Eine wichtige Angelegenheit," ſagte Lambrecht mit Stottern und Erröthen. „Ich — ich habe mein ehrlich Auskommen und möchte mich — daher — verheirathen."

„Hm, hm, hm!" hob der Pfarrer an, „das eilt ja ſehr! Ich ſollte denken, Er ſei noch jung. Hat ja das canoniſche Eheſtandsalter noch nicht; doch das geht mich nichts an. Wie heißt denn die Braut?"

„Ja," ſagte der junge Mann, und der Boden unter ſeinen Füßen begann etwas zu wanken, „ja — da — wollte ich eben geziemendſt bei Ihnen anhalten um — die Hand Ihrer — Jungfer Nichte!"

„Nun war's glücklich heraus und die Bruſt athmete leichter. Das war aber gerade, wie wenn man Waſſer in ſiedendes Öl gießt. Der Pfarrer fuhr wie vom Blitz getroffen auf und ſchrie:

„Was? was will Er? das Käthchen haben zur Frau? Alſo hinter meinem Rücken doch eine Liebelei? Ei, ſo ſoll Euch Gott beſſern! Er unverſchämter Burſche! Was fällt Ihm ein? Meine Nichte ſoll nicht heirathen und ins Elend ſtürzen. Das iſt mein Wille und Er weiß, daß da keine Maus einen Faden von abbeißt. Nun marſch! unterſteh' Er ſich nie mehr mit ſo einem Gedanken ſich zu tragen. Marſch! ſag' ich."

Wie der Wind war der bleiche Lambrecht hinaus.

Draußen ſtand der Maler und fragte: „Alles verloren?"

„Alles und für immer!" rief händeringend der Jüngling und das arme Mädchen hört's und ſank weinend auf den Herd in der Küche, wo ſie bebend des Ausganges geharrt.

„Bald aber polterte es oben. Das Hochgewitter zog heran. Der Alte kam und ſuchte Käthchen. Da gab's eine Fluth von Vorwürfen, Drohungen und dergleichen. Der langen Rede kurzer Sinn war aber kein anderer, als der, ſie dürfe nicht heirathen. Nun und nimmer! — Der Umgang mit Lambrecht wurde ſtrengſtens unterſagt, und ſo dem Leben des armen Mädchens der einzige Reiz genommen.

„Sie können ſich denken", ſagte der Oberamtmann, „wie da das Leid hereinbrach, wie Thränenſtröme floſſen, wie die Liebe gegen den barocken Oheim nicht wuchs.

„Der Maler rannte wie ein Rasender im Garten herum, fluchte und brummte, und als sich endlich sein Grimm gelegt, sagte er zu sich: Wart, alter Knasterbart, ich spiele dir einen Streich, wie dir noch keiner ist gespielt worden!

„Fürs Erste tröstete er nur das Mädchen, und als um zehn Uhr der Alte in den Federn lag, war am Gartenzaun große Berathung, in der der Maler das Hauptwort führte. Anfänglich gab's eine Menge Einwendungen, aber des Malers siegende Beredsamkeit überwand sie alle.

„Käthchen ging nun nicht mehr vor die Thüre. Der Alte hatte hinter jedem Jalousieladen des Oberhauses sein Observatorium. Er bemerkte, daß der junge Lambrecht jeden Tag am Hause vorbeiging und es nicht einmal von der Seite ansah. Sein Herz lachte in der Brust. Bei dem hat's durchgeschlagen, sagte er zu sich. Aber wohin mag er nur so regelmäßig gehen?

„Der Kirchendiener war des Pfarrers getreuer Polizeispion. Den fragte er. „Er geht in Müllers, und ich glaube, das Käthchen wird bald seine Braut sein," sagte der getreue Stoffel. „Auch gut," sagte der Pfarrer und wurde ruhig.

„Wie es so mit den im lieben Deutschland bräuchlichen Handwerksnamen zu gehen pflegt, so war's auch im Dorfe. Der Müller waren drei, außer dem Pfarrer, und die Drei waren Brüder und reiche

Bauern. Der eine der Gebrüder Müller hatte eine Tochter, die auch Käthchen hieß. Daß ſie buckelig und einäugig war, bekümmerte den Pfarrer nicht; ja es war ſogar in ſeinen Augen ein Vorzug, weil es ein Schutz war gegen mögliche Verſuchung zur Liebelei, die er, wie den Erbfeind alles Guten haßte. Daß das arme Mädchen kränklich war, wußte er gar nicht.

„Alles ging nun im Hauſe ſeinen ſtillen geregelten Gang und der Alte ließ alles Spieniren. Daß aber der junge Lambrecht jeden Abend über den Zaun ſtieg und an Käthchen's Fenſter ſtand bis eilf — zwölf Uhr, das ahnte er nicht, machte ihm alſo auch keinen Kummer. Der Maler aber machte oft ein triumphirend Geſicht.

„Es mochte gegen den Herbſt gehen, als wieder der junge Lambrecht nach höflichem Anklopfen in des Pfarrers Studirſtube trat. Wie befangen er dabei war, ſah der Alte wohl, aber er ſchrieb's auf des frühern Auftritts unangenehmes Conto und dachte: Du mußt um deſto freundlicher ſein!

„Wie geht's, Musje Lambrecht?“ war ſeine freundliche Anrede. Setz' Er ſich! Was bringt Er mir Gutes?“

„Ob Sie mir gleich ſo ſehr abriethen,“ hob Lambrecht mit wankender Stimme an, „ſo — ſo — komm' ich doch wieder, — um Sie zu bitten, mich zu proclamiren! Ich muß heirathen, die Eltern wünſchen es.“

„O das ist etwas Anderes," sagte der Pfarrer. „Da muß Er als guter Sohn gehorchen. Nun, hat ja Brod und ein schönes Auskommen. Wie heißt denn die Braut? Doch — ich will gleich den Ausrufezettel schreiben, um ihn in die Agenda zu legen. Wie heißt Er?"

„Friedrich Lambrecht."

„Wie alt?"

„Zwei und zwanzig Jahre."

„Geschäft?"

„Landrenovator."

„So," sagte der Pfarrer. „Die Braut heißt?"

„Katharina Müller."

„Wie alt?"

„Achtzehn Jahre."

„Der Vater heißt?"

„Andreas Müller."

„Gut; ich wünsche Gottes Segen!"

„Lambrecht dankte und schob sich so schnell als möglich zur Thüre hinaus.

„Wie ging's," fragte der Maler mit einem pfiffigen Schalksgesichte.

„Sehr gut!" sagte der junge Mann; „aber wie wird's enden?"

„Courage, Freund!" flüsterte ihm der Maler zu. „Gebt nur Euer Spiel nicht verloren, so lang Ihr den letzten Trumpf habt."

„Des Pfarrers Haus und seine Vorgänge blieben dem Dorf ein Geheimniß. Es ging auch Niemand hinein, wenn es nicht mußte, denn da gab's Rüffel über Rüffel, es sei denn, daß man ein besonderes Geschäft hatte, und selbst dann hatte oft der Alte etwas aufgespart, das nun wohl zubereitet dem Gaumen dessen zugeführt wurde, für den es bereits längst in der geistlichen Küche bereitet war. Die Dinge sollen aber allzeit einen bittern Geschmack gehabt haben. So dunkel also das Innere des Pfarrhauses für die Dorfbewohner war, so blieb dennoch die Liebschaft des jungen Lambrecht und Käthchen kein Geheimniß. Das, was zwischen Lambrecht und dem Alten vorgegangen, wußte Niemand, denn eine Magd war nicht im Hause und Lambrecht's hielten reinen Mund schon darum, weil es ihre Ehre heischte, nicht als die von dem Pfarrer Verworfenen zu erscheinen.

„Als nun der alte Herr am Sonntage das Paar ausrief, verwunderte sich Niemand, wohl aber freuten sich Viele, denn dem Lambrecht gönnten sie das schöne, sittige Mädchen, weil sie ihn achteten. Niemand dachte aber an Andres Müller's buckeliges und kränkliches Käthchen, wie der Pfarrer. Er hielt die Sache für ausgemacht, bedachte aber nicht, daß sein Bruder, der selige Kirchenrathsdiener, auch Andres geheißen, und der andere Bruder, der Maler nämlich, ein ausgeheckter Spitzbube war.

„Die Proclamationen waren vorüber und Dienstags war die Trauung.

„Ehe ich jedoch weiter erzähle," unterbrach sich der Oberamtmann, „muß ich Ihnen noch eine Eigenthümlichkeit sagen, die den Pfarrer Müller vor Hunderten auszeichnete. Wenn er predigte, sah er keinen Menschen an, ebenso, wenn er aus der Agenda las. Erst wenn er das Amen salbungsvoll gesprochen, schlug er das Auge auf. Anfänglich berührte das die Gemeinde unangenehm; allein der Vortrag war sonst einschmeichelnd angenehm, die Predigten vortrefflich; so gewöhnte man sich denn leicht an eine üble Angewohnheit des verehrten Mannes, bei dem man eben über viele Sonderbarkeiten wegzusehen sich gewöhnen mußte. So hatte sich die Gemeinde in ihn hineingelebt.

„Montags kam Lambrecht und bat um die Trauung. Er war sehr ergriffen, ja man könnte sagen: erschüttert, der junge Mann, und der Pfarrer wußte sich das gar nicht zu denken. Er ging um die bestimmte Stunde in die Sakristei und harrte des Paares. Endlich stand es am Altar und der Kirchendiener öffnete die Sakristei.

„Müller trat langsam heraus; den Blick zur Erde gesenkt, sah er die weißgekleidete Gestalt. Er trat an den Altar und begann das Trauungsformular zu lesen. Das Brautpaar sprach sein Ja und er schloß und segnete den Bund. Als er das Amen sprach, blickte er das Brautpaar an und ein lähmendes Entsetzen ergriff ihn — vor ihm stand ja seine Nichte, sein

Käthchen Müller, und ſie war vor Gott und Menſchen nun die Frau Lambrecht.

„Das Mädchen ſank ihm weinend zu Füßen, aber er ſah ſie nicht an, ſondern rannte bleich und entſtellt von Zorn, zur Kirche hinaus — heim.

„Der Kirchendiener Stoffel ſchüttelte den Kopf. Als ihm aber Lambrecht ein ungewöhnliches Etiam in die Hand drückte und nachdrücklich ſagte: „Stoffel, haltet's Maul!“ — da war Alles gut. Und er führte ſein junges Weib heim, das an ſeiner Seite hinwankte und zu Hauſe ohnmächtig hinſank.

„Derweile donnerte und blitzte es im Pfarrhauſe und der Maler hatte des Zornes Fluth zu tragen; das that er in der Stille.

„Endlich ſagte er: „Bruder, du wollteſt, daß ein junges, blühendes Leben verkümmere, ſeiner Beſtimmung entzogen werde; war das vor Gott zu verantworten? Bei deinem Starrſinne war an keine Vermittelung zu denken. Da hab' ich's ſo gemacht, wie du es hätteſt machen ſollen. Zu ändern iſt nichts mehr. Willſt du nun, daß das ganze Dorf dich auslache, daß dein Anſehen heillos untergraben werde, ſo fahre fort, wie du eben angefangen. Willſt du vernünftig handeln, ſo mache zum böſen Spiel eine gute Miene. Vergib, wie es einem Chriſten zukommt, und ſegne den Bund von Herzen als Onkel, wie du ihn als Pfarrer geſegnet haſt. Bedenke das!“

„Er ging hinaus und ſetzte ſich in die Stube ſtill hin. Der Alte rannte wie ein Raſender im Zimmer auf und nieder, aber immer langſamer, endlich ging die Thür auf und er trat heraus.

„Du haſt mir da einen Schalksſtreich geſpielt nach deiner Art," ſagte er milder, als es der Maler erwartete; „allein es iſt geſchehen, und damit, was du vorhin ſagteſt, hat's freilich ſeine Richtigkeit. Laß uns zu Lambrecht's gehen."

„Victoria!" rief der Maler, faßte ſeinen Bruder am Arm und zog ihn fort.

„Käthchen war wieder zu ſich gekommen. Sie mußten zwar noch eine Predigt anhören, die ihnen den Kopf wuſch, aber es war Alles gut, und hätte der Maler ſein Maul halten können, ſo hätte nie ein Menſch den wahren Hergang erfahren. —

„Dies war das einzige Mal, daß der Pfarrer ſeinen Kopf brach. Die Leute meinten, nun ſtirbt er gewiß, aber er lebte noch viele Jahre und das Familienglück Käthchen's ſoll einen mildernden und nach innen beglückenden Einfluß auf ihn gehabt haben.

„Seinem Bruder rüppelte er oft noch den Streich; allein wenn der Käthchen's blühenden Erſtgeborenen ihm hinhielt und ſagte: „Siehſt du, Alter, mir war's nur um Arbeit zu thun; ſeit ich Kindermagd geworden bin, hab' ich etwas zu thun!" — dann mußte er dennoch lachen und ging in ſeine Studirſtube.

„Sehen Sie," sagte der Oberamtmann, „das war noch ein seltenes Junggesellenoriginal, wie's heute keins mehr gibt. Das Geschlecht dieser Zeit ist zu miserabel, als daß es abnorme Charaktere ausprägen könnte, und das Leben zu zerfahren zur Originalität."

* * *

An des Oberamtmannes Schlußwort hab' ich oft gedacht. Fast glaub' ich — er hat recht!

Ein Stücklein von der Mosel.

Die Wahrheit zu sagen, so hat es mir all mein Lebtag eine große Ergötzlichkeit bereitet, wenn Einer, der das Gras wachsen sehen und die Fliegen husten hören wollte, wacker gehänselt, ein Spitzbube bestraft wurde nach Verdienst. Warum sollt' ich's Hehl haben? Tausende lächeln mir ja bei dem Geständnisse zu und sagen: Bruderherz, mir geht's aufs Haar so! Daher mag es sich denn auch erklären, daß mir die nachfolgende Geschichte erkleckliche Lust bereitete, als sie mir mein Vetter Stoffel erzählte.

Dieser Vetter Stoffel wohnt zu Cröv an der Mosel und er verdient's, daß ich seiner gedenke, wird's ja auch nicht übel nehmen, wenn er etwa diese Zeilen lesen sollte. Dürfen ja doch grundehrliche Leute nicht mucksen, wenn sie heutzutag in den Zeitungen hin und her gezerrt werden, da wir Preßfreiheit haben, was mitunter so viel heißt, als die Erlaubniß, Diesem und Jenem, nach Liebe und Haß, einen Denkzettel anzuhängen. Das aber nur so im Vorbeigehen! Nein, mein lieber Vetter Stoffel zu Cröv, ich grüße dich freundlich und sage dir: du kannst ruhig sein, ich zwicke dich nicht, und ich denke, da du nicht ins Parlament gewählt sein willst, lassen dich auch andere Leute in Ruhe!

Mein Vetter Stoffel iſt der Stiefſohn der Schwägerin der Frau meines Onkels Peter. Wenn auch die Verwandtſchaft etwas weitläufig ſein ſollte, ſo thut das nichts. Wir ſind außer der Verwandtſchaft die beſten Freunde und haben im neun und zwanzigſten Regiment in einer und derſelben Compagnie geſtanden (was, glaub' ich, jetzt mit Fähnlein überſetzt wird?) und waren gute Kameraden, die ihr ſchwarzes Lederzeug tapfer putzten, die Knöpfe und Waffen blank hielten und ſomit ihre Garniſonspflichten gegen das Vaterland treu erfüllten, einſchließlich des Exercirens und Wachedienſtes. Schon damals lernte ich meinen Vetter Stoffel als einen gemüthlichen Erzähler kennen und manche langweilige Wache kürzte er, und die Wach' 'raus! waren die Komma und Punkte in der Erzählung. Er fand aber immer den Faden wieder. Wie geſagt, er iſt zu Crön zu Hauſe und das liegt an der Moſel, und wächſt allda und da herum köſtlicher Wein. Mein Kamerad und Vetter Stoffel iſt ein ächter Moſeler. Erſtlich iſt er treu, offen, fröhlich und ehrlich; zweitens hat er das zirkelrunde Moslergeſicht; drittens immer Durſt und nie nach Waſſer, und ich habe mir ſagen laſſen, das allein ſei hinlänglicher Beweis, wo er zu Hauſe ſei.

Wenn ich ihn oftmals fragte: Stöffelchen, woher kommt's doch? ſo ſagte er: Siehſt du, meine Mutter ſalzte ſtark, was ſie kochte; ſo hab' ich mir's angewöhnt. Item — es muß doch ein ſtarker Salzverbrauch an der Moſel ſein! — Am Ende ſind die Weiber ſchuld!

Um wieder auf meinen Vetter Stoffel zu kommen, ſo ſchied er ein Jahr früher aus der Kaſerne, weil er ein Jahr früher eingetreten war, und ich ſah ihn mit Ach und Weh ſcheiden. Er ging mit Luſt; denn er hatte daheim ein Liebchen, das war ihm hold und treu. Wer mocht's ihm übel nehmen? Es dauerte auch nicht lange, ſo war das Liebchen die liebe junge Frau Stoffelin und ein anderer Crëver, der auch bei uns ſtand, ſagte: das Annlieschen ſei das ſchönſte, bravſte und reichſte Mädchen in Crëv und der Stoffel ſei kein Narr geweſen.

Nach einem Jahre ſagte ich auch dem Dienſte Valet, aber meiner harrte kein Liebchen, ſondern die papierſelige Plankammer zu Coblenz und ein Dienſtjoch. Wie ungleich ſind doch die Looſe vertheilt, dachte ich mit Wehmuth, wenn ich am Meß- oder Schreibtiſche ſaß und in Gedanken die Moſel hinauf reiſte zu Stoffel und Annlieschen. Dabei blieb's, bis Anno 1847 der Stoffel mir ſagen ließ: Komm, Kamerad und Vetter, und verſuche den Wein, den meine Reben getragen. Es wird dich nicht gereuen!

Da ging mir's wie dem eingeſperrten Zugvogel, wenn die Wanderzeit kommt. Ich hatte keine Ruhe mehr, erwirkte mir Urlaub und ging. Der Frühling iſt überall ſchön, darum auch in dem reizenden Moſelthale noch etwas ſchöner, als in der Mark Brandenburg, des wohlſeligen deutſchen Reiches weltberühmter Sandbüchſe. Die Höhen waren alle mit luſtigem Grün

bedeckt; die Weinberge zeigten ihr frischgrünes Gewand; überall flöteten Nachtigallen und aus den Gesträuchen der Felsen schmetterten die Dresseln ihr Lied. Mir wurde die Brust so leicht, das Herz so frisch in ihr, daß ich's fast nie so gefühlt habe.

Um langsam zu reisen, bestieg ich die Eilfacht. Wozu hätte ich und sie eilen sollen? Es war ja überall so wundervoll, daß man's der Mosel hätte übel nehmen mögen, daß sie so rasch dem Rheine zueilte. Ich will die Reise nicht beschreiben, nicht die Gegend mit ihren Burgen und Orten, sondern will's kurz sagen, daß ich endlich Trev erreichte an einem schönen Samstag im Anfange Juni.

Als ich in Steffel's Haus trat, das mir ein Büblein zeigte, kam mir ein nettes blühendes Frauchen entgegen, der ich mich kurz als Vetter vorstellte und nach Landesbrauch die blühenden Lippen küßte.

„Was wird sich Steffel freuen!" rief sie aus, und das Erröthen machte sie noch schöner. „Wo ist er denn?" war meine Frage, und die Antwort: „Im Garten!"

Sie führte mich durch das saubere Haus in einen schönen, großen Garten, wo Steffel, seine Pfeife schmauchend, bei einem ansehnlichen Kruge von des Tages Last und Mühen ausruhte.

Das war ein Willkomm! Brüder können sich nicht herzlicher umarmen. Es war ein herrlich Plätzchen, wo ich mich zu ihm setzte. Ein weitästiger Apfelbaum

wölbte das schönste Laubdach über uns, und Blumen blühten, Näglein dufteten um uns. Dort rauschte die Mosel; vor uns lag die Höhe, wo im goldenen Abendsonnenstrahle die Ruine des Klosters Wolf sich herrlich darstellte. Im Glase perlte ein 1846er, wie ihn der König nicht besser trinken kann, und neben mir saßen zwei liebe Menschen mit herziger Freundlichkeit im Gesicht und Herzen.

Sollt's mir da nicht wohl werden? — Sollt' ich mich da nicht glücklich gefühlt haben? — „Hörst du auch noch gern Geschichten erzählen, wie sellmals, *) als du auf der Pritsche lagst?" fragte Stoffel lachend, „so will ich dir morgen eine von dem Kloster da oben erzählen, die so recht nach deiner Liebhaberei ist."

Ich hielt ihn beim Wort und als wir andern Tags wieder an dem lieben Plätzchen saßen, in stiller Ruhe eines Sonntagnachmittags, da begann er also zu erzählen, und zwar nach einer handschriftlichen Chronik von Traben, die er besaß.

Anno 1722 war der silberne Schwan zu Traben an der Mosel, so gegen Trarbach überliegt, ein Wirthshaus, das seines Gleichen suchte und nicht fand zwischen Trier und Coblenz. Man trank daselbst sein Schöpplein (oder noch mehr) Graacher, Cröver, Zeltinger, Pisporter, Rißbacher, Enkircher und Trabener so gut und rein, daß es der Kurfürst von Trier und seine Kapitelsherren

*) Für: dazumal.

nicht reiner und beſſer hatten, und die wußten, was gut war, und legten ſich keine Abſtinenz auf. Wären auch Narren geweſen! der liebe Gott läßt's ja dazu wachſen!

Der Schwanenwirth, der Johannes Melz hieß und meines Urgroßvaters Pathe war, der Kaspar geheißen, war das Muſter eines Wirths, ein Pfiffikus, der reden konnte wie's Einer haben wollte, und lügen wie ein Zeitungsſchreiber. Er verſtand's, mit dem halben Geſichte zu lachen, wenn links ein Luſtiger, und mit dem andern halben zu greinen, wenn rechts ein Betrübter ſaß. Niemals aber vergaß er, wo ſein Täckel war, und brauchte keine Kreide für ſeine Kunden, denn er hatte ein erſchrecklich gutes Gedächtniß. Er wußte, daß die Leute an der Moſel viel Durſt haben und nicht gern Rachenputzer und Rüblefit trinken, daher hielt er ſeinen Wein rein und hatte immer Extraproben. Niemand ſagte ihm nach, ſeine Schoppen ſeien zu groß, und er verzapfe ihn zu wohlfeil; aber die Leute kamen doch, weil er gut war. Es gab kein Spiel, das er nicht meiſterlich ſpielte, doch war Landsknecht und Knöcheln ſein Hauptfach und man konnte ihn zu allen Tagesſtunden mit den Herren Holländern daſitzen ſehen, die dazumal in der Gräfinburg über Trarbach lagen, nachdem die Verbündeten ſie eingenommen. Die hänſelte und zwickte er redlich und man konnte ſeinen Kopf gegen ein Fettmännchen *)

*) Eine kurtieriſche Scheidemünze.

wetten, sie gingen im Säckel leichter und im Kopfe schwerer allemal heim, als sie gekommen waren, und doch blieben sie nicht weg.

Der Schwanenwirth hatte kurzweg den Namen Molzenvetter, weil er so aller Welt den Namen Vetter gab. Wir gehen zum Molzenvetter, sagten Bürger, Bauern, Soldaten, Gemeine und Offiziere. Er war aller Welt Vetter, aber ein theurer Vetter, denn er kostete Jeden Geld.

Ei, da muß er ja reich gewesen sein! könnte man da denken. Dafür hielt ihn auch alle Welt und er wußte die Leute auch in dem Wahne zu erhalten; allein dem war nicht so. Als er das väterliche Erbe seiner Frau empfangen, meinte der Molzenvetter, das sei gar nicht zu verthun, und zechte, spielte und ließ andere Leute arbeiten, wobei er nicht müde wurde. Überdies meinte er, ein Küfer und Brauer sei, weil er mit Weinfässern umgehe und bodenlos trinken könne, auch ein geborener Weinhändler. Da legte er sich einen Keller voll theuern Weins ein, und als die Franzosen kamen, tranken die ihn rein aus und sparten ihm das Zechemachen und Aufschreiben. Da war mit einem Knalle sein Vermögen fort und ihm blieb das Wirthshaus zum Schwan, eine weinende Frau und ein kleines Kind. Er konnte aber sein Leben nicht lassen und setzte jetzt eine Ehre darein, zu zeigen, daß die Schlappe ihn nicht an den Bettelstab gebracht, und das war doch geschehen. Seine brave Frau nahm's zu Herzen, fing an zu kränkeln, bis sie krank wurde und — starb.

Jetzt sah der Molzenwetter sein Verderben nahen. Der Tod seiner Frau beugte ihn tief. Was sollte aus seinem Kinde werden, das noch nicht einmal laufen konnte?

Hier in Crëv hatte seine Frau eine Schwester, ein resolutes Weibsbild, reich und schön dabei, wenn auch nicht mehr ganz jung. Zu der kam Einer, der um die Ecke schießen konnte, und sagte: „Jungfer Kathrine, Sie hat das Kind ihres Schwagers zu sich genommen und will Mutterstelle vertreten; nehme Sie des Kindes Vater dazu und werde Sie so dessen Mutter! Er hat sich aus dem Salze gebessert und Sie hat Haare auf den Zähnen und wird ihn vollend. bessern, wenn etwa noch etwas sollte zurückgeblieben sein!"

„Bleibt mir vom Leibe," hat darauf die Kathrinebas' gesagt, „einen Mohren bleicht man nicht weiß und der Wolf verliert wohl die Haare, aber die Raupen *) nicht. Mein lieber Herr Schwager will mein Geld, aber mich nicht, und ich mag weder ihn, noch seine Schulden. Sagt ihm das und laßt mir Ruhe!"

Das war deutsch und man kennt's nicht mißverstehen. Soviel ist gewiß, daß der Molzenwetter keinen Versuch mehr wagte in dieser Art, aber das Sturmlaufen auf der Kathrinebas' ihr Geld ließ er nicht. Sie sah wohl ein, daß es das Kind galt und sein Erbe. Sie ging daher zu dem kaiserlichen Notarius in Trar

*) Raupen, so viel als Tücken, böse Eigenschaften.

bach, ließ ſich im tiefſten Geheimniſſe Hab' und Gut des Molzenvetters verſchreiben und zahlte ſeine Schulden.

„Schwager," ſagte ſie liebreich, „reitet Euch nun wieder der Teufel, daß Ihr Euer Luderleben fortführt, ſo iſt's alle. Ich ziehe Haus und Hof an mich und wenn Ihr dann auf einen Baum ſteigt, habt Ihr auf der Erde nichts mehr zu ſuchen."

Das war wieder deutſch und der Molzenvetter verſtand's ohne Auslegung. Er ſah nun ein, daß es mit ihm Matthäus am Letzten wäre, wenn er die Kathrinebaſ' wetterwendiſch mache. Daher legte er ſich von der flachen auf die hohe Seite und wurde ordentlich.

Alle Welt ſagte: Molzenhannes iſt ein anderer Menſch geworden und die Crövet Kathrine hat's fertig gebracht. Die iſt ein rechter Huſar. Schade, daß ſie ihn nicht geheirathet hat!

Es war aber wirklich nicht nöthig geweſen. Sie kam dann und wann, ſah nach und hielt den Molzenhannes ſo wacker im Zaume, daß er in ruhigem Schritte blieb und das Hintenausſchlagen ließ. Es iſt aber eine ganz kurioſe Geſchichte, daß ein Bruder Liederlich ſo umſchlagen kann. Johannes Molz wurde nach und nach ein Knicker, ein Pfennigfuchſer, ein Haltfeſt.

Nachdem die Schwägerin zu Crövy ihm Geld geliehen, begann er ſeine Wirthſchaft wieder, und wußte die ſo in Schwung zu bringen, daß Jedermann hinlief. Er trank jetzt nur die Reſte, welche die Gäſte

stehen ließen; er spielte wohl, aber nur, wenn es die Gäste verlangten, und gewann dann in der Regel unverschämtes Geld.

Nach und nach erholte er sich und die Leute, denen die Quelle, woraus sein Geld floß, unbekannt blieb, meinten, er sei ein reicher Mann geworden, weil er einen Schatz müsse gefunden haben. Er war ein Pfiffikus und ließ sie drauf. Wenn sie ihn fragten, so lächelte er, und das hieß nicht ja und nicht nein, und die Leute meinten, er wolle es nicht gerade Jedem auf dem Präsentirteller entgegenbringen, und er habe recht, daß er's nicht thue.

Derweile die Wirthschaft des Schwanenwirths prächtig ging, wuchs sein kleines Töchterlein zu Crëv lieblich heran, ein Kindchen wie Milch und Blut, und im Nachbarhause der frische, rothbackige Jacob ging für das liebliche Käthchen durch Wasser und Feuer. Als das Mädchen sechzehn Jahre alt war, sah er's klar ein, daß Käthchen das schönste, liebste und bravste Mädchen im Mosellande sei, und obgleich das auch Andere erkannt hatten, wußte er's doch am Besten, weil er sie alle Augenblicke sah, mit ihr sprach und, wenn's sonst Niemand sehen konnte, auch einmal ihre süßen Lippen küßte. Sie wehrte sich freilich tapfer, schmollte, wenn's geschehen war; allein der Jacob war gar zu stark, sie konnte seiner nicht Meister werden, und es war von ihm auch gar nicht bös gemeint, wenn er sie küßte.

Die Base war weder blind, noch taub, und Beides hätte sie gründlich sein müssen, wenn sie nicht hätte sehen sollen, wie es mit dem Pärlein stand. Sie hatte ihre Freude daran, denn der Jacob war brav und hatte das Gebet im Herzen: ehre Vater und Mutter; und wer das sagt und übt, der hat die Verheißung, daß es ihm wohl gehe auf Erden. Zwar war er arm, aber da lag ihr nichts dran. War ja doch Käthchen nicht arm, denn es war ja ihr Erbe.

Um diese Zeit kam der Molzenhannes einmal nach Crëv, wohin er sehr ungern ging, denn in der Regel holte er sich eine ordentliche Nase bei der strengen Kathrinebas', zumal er nur kam, wenn er Geld brauchte und sie losschneiden sollte.

„Aha," sagte sie, als er eintrat, „Ihr wollt gewiß wieder Geld; aber diesmal irrt Ihr Euch, Schwäher, ich habe selber keins."

Der Molz verbiß den Ärger und sagte: „Dann ist's gut, daß Ihr Euch irrt. Ich komme heute nicht, um Geld zu holen, sondern aus anderen Gründen. Ich will's Euch gerade sagen: ich werde vollends ein Lump, wenn ich noch länger mit Mägden hause. Gebt mir das Käthchen, das weiß, wo Barthel den Most holt, denn Ihr habt es das gelehrt."

Die Bas' dachte: so unrecht hat er nicht; aber mit dem Käthchen ging ihr das halbe Herz fort. Das Mädchen war ihr Augapfel gewesen, und die vierzehn Jahre, die sie es nun um sich gehabt, waren Jahre

des Glücks für sie gewesen, und nun sollte sie es weggeben! das war ein schweres Opfer für ihr Herz.

Sie war aber nicht die Person, die greinte und lamentirte, oder die das, was sie für Recht erkannt, unterlassen hätte, weil es ihr wehe that. Sie hatte eine rechte Mannesseele und überwand ihren tiefen Schmerz. „Es ist richtig," sagte sie, „geht in Gottes Namen heim. Ich bringe das Kind." Da machte sich der Schwanenwirth, seelenvergnügt, daß er so leichten Kaufs sein Ziel erreicht, aus dem Staube, gab dem Jacob, als er ihn über die Mosel setzte, zwei Fettmännchen und pfiff vor Lust ein Lied, als er an dem Kloster Wolf vorüberging, — oder um sich die Furcht zu vertreiben, denn da ist's nicht just, wie die Leute sagen, und die alten Schmëger, die Mönche, sollen da spuken.

Als die Base dem Käthchen die Neuigkeit sagte, fiel's zusammen, wie ein Ulmer Schlecker *) und weinte viel heiße Zähren, die theils dem Scheiden von der lieben Base, theils der Trennung vom lieben Jacob galten. Bei dem gab's auch Herzeleid genug, und in diesem Herzeleid durfte er sein Mädchen küssen, so viel er wollte, und sie wehrte sich nicht. Sie schwuren sich Treue bis ans Grab und darüber hinaus und Käthchen zog endlich nach Traben.

---

*) Messer, welche hinten keine Feder haben und in Ulm gemacht wurden. Früher sah man sie im Rhein- und Mosellande häufig.

Von nun an war das Wirthshaus zum Schwan in Traben alle Tage noch einmal so voll wie sonst. Selbst die alten Herren von Trarbach meinten, der Wein sei um Vieles besser, seit ihn das engelschöne Mädchen kredenze, und die Jungen fanden ihn über die Maßen köstlich; die Offiziere von der Gräfinburg meinten aber vollends, es gäbe solchen Trank nicht mehr in der Welt. Und dennoch hatte das Mädchen etwas, was sie Alle, ohne daß sie ein Wort sprach, im Zaum und Zügel hielt, und Keiner wagte auch nur eine Schmeichelei, geschweige ihre Hand zu berühren. Mit dem Anblicken allein, mit dem freundlichen Erwiedern des Grußes mußten sie sich Alle begnügen. Hatte sie den Wein kredenzt, was sie nur that, wenn der Vater nicht da war oder nicht konnte, so verschwand sie ins Nebenzimmerchen, und dahinein wagte sich Keiner.

Der Molzenvetter rieb sich fröhlich die Hände. Diesmal hatte er die Rechnung nicht ohne den Wirth gemacht. Es war, als ob ein Magnet im Schwanen und alle Männer Eisen wären.

Zu den Eigenheiten des bildschönen Mädchens gehörte es auch noch, daß sie Niemanden mehr Wein reichte, wenn er anfing trunken zu werden. Der erste Trunkene scheuchte sie weg. Darin wich sie ganz von ihrem Vater ab. Der hatte dann die Gäste am liebsten; denn erstlich, wenn sie in diesem Zustande nicht mehr unterscheidungsfähig waren und riefen: Molzenvetter!

Graacher, Piſporter, oder ſonſt einen köſtlichen Tropfen, ſo bekamen ſie vom geringſten und bezahlten den beſten; zweitens konnte er dann ſtatt einem Scheppen zwei ſagen, ohne Gefahr; endlich drittens konnte er ſie dann im Spiele beneppen und bemekeln, *) wie er wollte. Sagten dann die Gäſte: Wo iſt doch Euer ſchön's Töchterlein? ſo ſagte er: Das ſind ſo alte Jungfern-triller, die ihr die alte Baſ' in Crëv in den Kopf gearbeitet hat; ich bringe ihr ſie ſchon noch heraus.

So kam es denn, daß alle Tage, die Gott kommen ließ, wenn es nicht Knebel und Spieße regnete, die Pont **) zwiſchen drei und vier Uhr Mittags und Sonntags noch früher, ganze Ladungen Trarbacher überſetzte nach Traben, und der Ferge ſagte zu ſeinem Bub: Peterchen, wenn ſie wieder kommen, ſind's ihrer noch einmal ſoviel, denn Jeder hat noch einen bei ſich und wir müſſen die Augen aufthun, weil ſie Alle ſchief geladen haben. Der Junge verſtand's und lachte.

Daß dabei die holländiſchen Offiziere nicht fehlten, iſt begreiflich, denn das Kriegsvolk hat durſtige Lebern, vorab die Holländer, die viele Häringe eſſen. Unter dieſen Offizieren war einer, ein Hauptmann, der Jan van Bergelfleth hieß; der blinzelte allemal dem Fergen

---

*) So viel als: betrügen. Die Worte ſind nur dem Grade nach verſchieden.

**) So heißen an der Moſel die breiten flachen Überfahrts-ſchiffe (pons).

mit den Augen, und dieſer wußte, daß das ſo viel hieß als: warte auf mich, wenn's auch ſpät wird.

Dieſer geſtrenge Herr Hauptmann war ziemlich klein und kurzbeinig, aber anzuſehen wie ein wandelndes Ohmfaß, weil er viel dicker als lang war. Nichts nahm ſich ſchöner aus als der lange Stoßdegen an ſeiner Linken. Seine Soldaten, die ihn wie den böſen Feind haßten und hinter ſeinem Rücken ihn höhnten, nannten ihn nur das fette Ferkel am Bratſpieße. In Feindesland ſagten ſie von ihm, wenn der Hauptmann in einem Hauſe geweſen, ſei kein Anderer nach ihm hineingegangen, weil er Alles ſo rein ausgefegt, daß ein Nachſuchen Thorheit geweſen. Von ſeinen Thaten wußte er viel zu rühmen, aber nur er. Es ſollte ganz verwunderlich geweſen ſein, wie ſchnell er laufen konnte mit ſeinen kleinen Beinen, wenn's rückwärts ging; kam eine Schlacht, ſo hatte er allemal die Kolik, gegen die kein Theriak helfen wollte. Er mußte hinter die Fronte oder ins fliegende Lazareth. War die Schlacht vorüber, ſo war er auch wieder da und ſäuberte das Schlachtfeld. Eine Geſchichte erzählten ſie von ihm, die beſonders luſtig war. Einmal war unter den Wagen auf dem Schlachtfeld auch ein Geldwagen gefunden worden. Da hatte ſich der Hauptmann Jan van Gorgelſleth wohl bedacht. Wohin es aber thun? das war die Frage, zumal er diesmal aus einem Gefechte nicht entrinnen konnte. Er hatte ſich ein Roß erbeutet, darauf er ritt. Da war denn kein

beſſerer Rath, als das Gold in die Stulpſtiefel zu ſtecken. Nun war aber an einem die Seitennaht auf und das Gold fiel einzeln heraus. Hinter ſich ſehend, bemerkte er die lange Straße vertrippelter Goldfüchſe. Raſch ſprang er ab, raffte und ſteckte es in den Stiefel, während ſein Gaul dem Futter nachging. Kaum aber war er etliche hundert Schritte raffend fortgegangen, als er hinter ſich ſah und wieder dieſelbe Straße geſäeter Füchſe erblickte. Er war außer ſich, weil er meinte, das Gold regne vom Himmel — bis er endlich ſah, wie es ſtand. Fluchend band er ſein rothes Tuch um den Stiefel, wo das Loch war, und raffte, bis er's wieder hatte; allein jetzt erſt bemerkte er, daß ſein Gaul weit weg auf einem Kleefelde ſich Gutes that. Was half's? er mußte nach. Kaum aber ſah ihn der kitzliche Gaul, ſo lief er weiter. Gorgelfleth gerieth leicht in Zorn. Er lief dem Thiere nach, lockte und ſuchte es kirre zu machen; aber das half Alles nichts. Dadurch war er weit nebenabgekommen und plötzlich umringten ihn feindliche Reiter. Sie zogen ihn aus, nahmen ſein Gold und was er hatte, und machten ihn zum Gefangenen. Glücklicher, als er es verdiente, war er dennoch; denn eine holländiſche Schaar befreite ihn wieder und ſo kam er zurück. Seitdem hieß er auch Hauptmann Raffauf. Lügen konnte er aber wie ein Prälat. Alle Welt macht er weiß, er ſei von altem Adel, und doch war ſein Vater Schuſter in Amſterdam. Er ſprach von ſeinen Gütern und hatte keine handbreit Erde, die ſein geweſen wäre.

Saßen nun die Zwei zuſammen, der Molzenvetter und der Hauptmann, ſo logen ſie ſich an, daß ſich die Dielen in der Stube biegten. Wenn man gefragt hatte: Was zieht den Hauptmann nach Traben in den Schwan? ſo hätte Eins geſagt: der Wein, und das hätte viel für ſich gehabt, denn ſeine Gurgel war weit wie ein Stiefel und ſein Durſt ohne Maaß. Ein Anderes hätte geſagt: das Landsknechten und Knöcheln, und das hätte auch ſchwere Gründe für ſich gehabt, denn er ſpielte ſo gern als einer. Das Dritte hätte geſagt: das Lügen, weil der Wirth ihn geduldig anhört, und wär' nicht weit von der Wahrheit geweſen; allein wenn das Vierte geſagt hätte: das engelſchöne Käthchen, ſo hätte doch das den Nagel auf den Kopf getroffen.

Alter ſchützt vor Thorheit nicht, ſagt das Sprüchwort, und das bewies wieder der dicke Holländer, denn er war kahlen Kopfes und die Haare, die ihm geblieben, hatten die Kümmel- und Salzfarbe. Wenn ein altes Haus brennt, ſo brennt's rack ab, ſagt wieder ein Sprüchwort, und das hatte auch hier ſeine Anwendung, denn der Hauptmann war verliebt wie ein Eichhörnchen; alle Verſuche aber, das liebliche Kind für ſich zu gewinnen, blieben von wegen des Jacob's von Cröv erfolglos. Geht's bei der Tochter nicht, geht's doch bei der Mutter, ſagt ein drittes Sprüchwort, und weil hier die Mutter fehlte, machte er ſich an den Vater.

Eines Abends ſaßen ſie allein noch bei einander, da alle andere Gäſte heimgegangen waren, und keiner

von Beiden wußte, daß hinter der Bretterwand, die das Heiligthum des Nebenstübchens von der Wirthsstube trennte, ein engelschönes Köpfchen in süßem Dusel *) nickte und von dem Liebsten auf Erden träumte; da hob endlich der Hauptmann, der dem Wirthe von seinen Gütern in Nordbrabant ein Unendliches vorgelogen und von der Erbschaft eines Oheims, der Statthalter von Java gewesen, und von zwei Tanten, die auf ihren Geldsäcken saßen und in zarter Liebe ihres edlen Erben auf der Gräfinburg gedachten, und ihn ganz hitzig gemacht, also zu reden an: „Freund Molz, ich hab' oft zu Euch geredet, wie ich stehe, und Ihr wißt's so genau, als ich selber, daß ich Euer Käthchen über die Maßen liebe. Gebt mir sie zum Weib! Ich bin eine Parthie, wie Ihr sie hier zu Lande nicht findet!"

Nachdem der Wirth auf die kurze Werbung des Soldaten mit vielen Redensarten geantwortet, bemerkte er, daß er die Ehre erkenne und äftimire, jedennoch einige Punkte zu setzen habe, über die hinaus Alles ein Ende habe, nämlich erstens müsse der gestrenge Herr Hauptmann seinen Abschied nehmen, dieweil sein Kind keines Soldaten Weib werden könne; zweitens müsse er eine Verschreibung bei dem Notarius machen und dem Mädchen seine Güter in Nordbrabant und Alles zusichern, was er jetzt besitze und künftig von seinem

*) Für Schlummer.

Oheime, dem Statthalter von Java, und ſeinen beiden ſteinreichen Tanten zu erben habe; drittens müſſe er zu ihm ins Haus ziehen und Wirth werden; viertens aber das leichtfertige Leben laſſen, denn er (der Wirth) ſähe an ſich und ihm (dem Hauptmann), daß das zu böſen Häuſern führe.

Innerlich fluchte der Hauptmann: daß du beim — wärſt! aber äußerlich nahm er ſich zuſammen und ſagte Alles zu.

Nachdem das abgemacht war, ſprach der Wirth: „Nun, Herr Schwiegerſohn in Hoffnung, fangt Euer anſtändiges Leben heute an. Es iſt Zeit, daß Ihr geht, denn die Mitternacht iſt da, und da gehen die Geiſter um.“

„Was Geiſter?“ lachte der Soldat. „Ich fürchte keine!“

„Nun, nun,“ ſagte der Wirth, „ſo war's doch eben nicht alle Tage und ich hab' von dem Lieutenant Druckſcheut ein Stücklein von einem Hauptmanne gehört, der gerade ſo heißt, wie Ihr, das redet nicht alſo.“

„Was?“ ſchrie der Hauptmann, „was hat der Höllenhund geſagt?“

„Ereifert Euch nicht. Ich nehm's Euch nicht übel,“ ſagte der Wirth, „denn ich fürchte mich entſetzlich vor Spuk. Wenn Ihr's aber wiſſen wollt, ſo ſagte er, Ihr wäret auf der Runde geweſen und ein Soldat, der in Berg op Zoom deſertiren wollte, habe Nachts ein weißes Hemd übergezogen und da ſeiet Ihr ſammt

Eueren Consorten davongelaufen, weil Ihr geglaubt, es sei ein Geist, und der Kerl sei glücklich entwischt."

Der Hauptmann fluchte wie ein Türke und leugnete frisch weg; es sei pure Verleumdung, sagte er, und er werde den Lügner im Duell erstechen. So ging er fort, aber er vergaß schon vor der Thür die Geschichte und dachte nur an seine Freierei und an des Alten vier Punkte und an das schöne Käthchen.

Warte nur, alter Fuchs, sagte er in sich hinein; ich kriege dich doch in die Falle! Lesen und schreiben kannst du nicht. Da will ich dir schon so schwer aufbinden, als du tragen kannst, und hab' ich das Mädel, so wird sich Alles finden. Meinen Abschied hab' ich schon gemacht und das Verschreibungs-Instrument kann ich leicht machen lassen. Magst du nachher die Güter in Nordbrabant suchen, die ich selber nicht finde, und die Onkeln und Tanten, die nicht zu sterben brauchen, weil sie nie gelebt haben.

Mit solchen edlen Gedanken ging er an die Mosel, sah sich aber überall scheu um, ob nicht ein Geist da oder dort sich blicken lasse, und fing dann endlich, um sich die Furcht zu vertreiben, zu singen an. Als er die Mosel erreichte, kehrte sein Muth wieder, denn der Ferge harrte seiner und begleitete ihn für ein Trinkgeld bis an die Burg — der Unterhaltung wegen, wie der Kriegsheld sagte und der Ferge glaubte.

Das bildschöne Köpfchen hinter der Bretterwand war aber über dem Gespräche der beiden Handelsleute

um ihr Lebensglück erwacht und hörte Alles ganz genau. Da fiel der ganze Trabener Berg auf ihre Seele und sie weinte die Nacht heiße Thränen bis zum Morgen.

Zum Glück war andern Tags ein Sonntag und die Cröver Base hatte mit dem Vater ausgemacht, alle vierzehn Tage dürfe Käthchen den Sonntag bei ihr in Cröv zubringen. Das war nun gerade der Tag, und ehe der Alte auf war, war sie schon über das Kloster Wolf draußen und der liebe Jacob harrte schon mit dem Kahne. Dem klagte sie ihr Weh gleich und der Schrecken lähmte fast seine Hand.

Kaum war sie drüben, so sagte sie: „Wir können gegen Abend noch plaudern, Jacob; jetzt muß ich zu der Base. Weiß die keine Hilfe, so laufe ich lieber in die Mosel, als ich des alten Sünders Frau werde."

Und leichten Fußes flog sie dahin und das thränenschwere Auge des guten Jungen folgte der schönen Gestalt, die blitzschnell hinter den Häusern verschwand.

Was machte die Base große Augen!

„Was?" sagte sie, und die Gluth des tiefsten Unwillens bedeckte das, wenn auch stark ausgeprägte, doch immer noch hübsche Gesicht der Base, „er will dich verschachern gleich einem Juden? — Da hat er sich verrechnet! Erzähle mir die ganze Unterredung, mein Kind!"

Das Mädchen vergaß keine Silbe.

Als sie bei der Stelle ankam, wo des gestrengen

Herrn Hauptmanns Muth eine ſo ſchöne Rolle ſpielte, lachte die Baſe laut auf; allein bald verſank ſie in ein ſtilles Nachdenken und ſagte endlich wie aus einem Traum erwachend: „Das geht ſicher!“ Darauf wandte ſie ſich an das Mädchen. „Kind,“ ſagte ſie, „ſei gutes Muths und laß mich ſorgen. Du wirſt nicht des alten Sünders Frau, du müßteſt denn ſelber lüſtern ſein nach dem ſchönen Titel: Frau Hauptmännin?“ — Käthchen bedeckte mit beiden Händen das Geſicht und ſchauderte zuſammen. „Lieber ſterben!“ rief ſie aus.

„Oder noch lieber mit dem Jacob leben!“ ſagte die Baſe, und über des Mädchens ſchöne Züge legte ſich das tiefſte gluthigſte Roth. Sie fiel der Baſe um den Hals und hatte den Muth nicht mehr, ſie anzuſehen.

„Nun, ſei nicht närriſch Kind!“ ſagte ſie liebreich. „Ich weiß es ja, daß ihr euch lieb habt, und ich gebe euch meinen Segen. Deinen Vater will ich ſchon dazu bewegen, daß er auch ſeinen Segen gibt. So ſei denn nur heiter und thue, als wüßteſt du von der ganzen Sache kein Wort und als ging dich das Alles nichts an. Mich laß ſorgen und vertraue mir, wie es auch komme. Nur, das halte ich mir aus, daß du aufs Beſtimmteſte Nein ſagſt, wenn der Vater mit dir redet und dich verplaudern will. Sollte er hart gegen dich ſein, ſo weißt du, wo deine Zuflucht iſt und wo dich ein Mutterherz erwartet.“

Wieder umſchlang das Mädchen den Nacken der

Baſe und es war ihr, als wäre alles Weh und alle Angſt von ihrer Seele genommen. Was aber eigentlich die Baſe thun wollte, ſagte ſie nicht; auch redete ſie nur von Dingen der Haushaltung und anderen Geſchichten, daß Käthchen am Ende alle ihr Weh in Cröv ließ und heitern Herzens zu Jacob zurückkehrte, der ſchon lange in ſeinem Kahne ſaß, ſie zu erwarten.

Er ſah forſchend in ihr Auge.

„Du biſt ſo fröhlich und warſt doch ſo tief betrübt?“ fragte er. „Ach, was hab' ich für einen Sonntag gehabt?“ ſagte er ſeufzend. „Gott laſſe mich keinen mehr ſo erleben!“

Sie lächelte ihn herzig an. „Sei gutes Muths, Jacob, die Baſe hat's geſagt, wir könnten's ſein; ſie würde Alles zunichte machen!“

„Hat ſie das geſagt?“ rief fröhlich der Jüngling aus. „O, dann iſt Alles gewonnen. Sie hat Muth und Kraft wie ein Mann.“

Unter dieſen Geſprächen landeten ſie und ſtiegen langſam die Kloſterhöhe hinauf, und droben in den Ruinen ſetzten ſie ſich unter den Schatten eines Nußbaums auf eine der Trümmer und plauderten ſüß und traulich wie ſchuldloſe Kinder, bis die Abendſonne hinabgeſunken war und die Nacht kam.

An demſelben Nachmittage war früh der Hauptmann wieder da. Die Stube war vollgepfropft, allein die Gäſte verliefen ſich ungemein früh.

Zuletzt ſaßen nur noch Zwei bei dem Wirth. Es

war eben der Hauptmann und der Rector der lateinischen Schule zu Trarbach, ein hagerer Schulmeister, den heute der Herr Hauptmann mit besonderer Freigebigkeit traktirte und davon war der Rector ein Liebhaber. „Wo ist denn Euer feins Töchterlein?“ fragte der Magister. „Hab' ja heute das liebe Kind noch nicht erblickt?“

„Sie ist wieder bei der Base zu Cröv!“ rief ärgerlich der Molzenvetter. „Ich wollte, die Base wär' im Himmel!“ setzte er voll Ingrimms hinzu. „Was das für ein Ausbleiben ist!“

„Freilich,“ sagte das dürre Rectorlein, „es sollte ein Mägdlein in solchen Zeitläuften, wie sothane, nicht in der Nacht gehen!“

„Ja, ja, das sag' ich hundertmal; aber da predige ich tauben Ohren, denn das Mädel ist in die Alte wie verhext,“ sagte der Wirth.

„Nun, nun, Herr Molz,“ fiel ihm der Rector ins Wort, „so alt ist sie noch nicht und immer eine hübsche, stattliche Person. Nehmt's aber auch Eurem Kinde nicht übel. Die Mutter, Gott hab' sie selig, kannte das liebe Kind kaum, als sie das Zeitliche segnete, und die Base erzog es und war ihm Mutter. Da ist's wohl kein Wunder, daß sie ihm als Mutter gilt.“

„Freilich,“ sagte gedehnt der Wirth, der die Wahrheit dessen fühlte, was der Rector gesagt hatte.

„Dennoch,“ rief er aber dann, wieder in den frühern Unwillen zurückfallend, „könnte das Mädel früher heimgehen!“

„Ja wohl," ſagte der Hauptmann zuſtimmend, der bis jetzt ſtill in ein Loch geſehen hatte. „Sie könnte einmal recht geängſtigt werden."

„Davor iſt mir nun nicht bange," verſetzte der Wirth. „Das Mädel hat Courage wie ein Huſar; aber wie leicht könnte ihr ein Unfall zuſtoßen! Ich meines Orts möchte ſo nicht in der Nacht gehen, denn ſie iſt keines Menſchen Freund, zumal ſie über das Kloſter gehen muß."

„Ja, richtig," ſetzte der Rector mit bedenklicher Miene hinzu.

„Hat das Etwas auf ſich?" fragte neugierig der Hauptmann.

Wirth und Schulmeiſter ſahen ſich fragend einander an.

„Erzählt Ihr's," ſagte der Wirth zu dem Rector, „Ihr ſeid ein Gelehrter."

Dieſer räuſperte ſich etlichemale und hob dann an: „Allerdings, Verehrteſter, man munkelt allerlei hier herum von dem Kloſter. Ich kann's freilich nicht verbürgen, ſintenmalen und alldieweil ich ſelber das Spukweſen noch nicht geſehen habe, jedennoch ſind Leute genug da, die drauf leben und ſterben, es ſei in den alten Mauern nicht juſt. Und wenn man's ſo bedenkt, wie es ſeiner Zeit dort zuging, ſo könnt's einen eigentlich gar nicht verwundern, wenn der Herr ein Exempel ſtatuirte, wie er die Verworfenheit ſtraft."

„Iſt's denn ein Geheimniß, weil Ihr nicht mit der

Farbe heraus wollt?" fragte der Hauptmann. „Was war's denn für ein Dohlenneſt?"

Dieſe Frage hatte der Rector erwartet, der ſeine Gelehrſamkeit gern an den Mann brachte.

„Habt Ihr, geſtrenger Herr Hauptmann und Gönner, ſchon etwas von den Gogel- oder Kugelherren gehört?" fragte der Rector. „Kugeln habe ich wohl pfeifen gehört, aber nichts von den Kugelherren," ſagte lachend der Soldat.

„Der Stifter des Ordens," verſetzte der Rector, „war Euer Herr Landsmann dazu, nämlich Gerhardus Groot aus Deventer, der Anno 1384 am zwanzigſten des Monats Auguſti mit Tod abgegangen iſt.

„Er war ein gar frommer Herr und daneben auch Canonicus in Utrecht; wollte ſeine Seele nach Art ſeines Glaubens zu höherer Seligkeit fördern und ſtiftete darum ſelbigen Orden mit ſonderlicher Regel, und hat ihn der Pabſt beſtätigt. Darauf haben die Erſten in Deutſchland Poſto in Geiſenheim im Rheingau gefaſſet und ſind dannenhero nacher Wolf gekommen, wo ſie ſich auf ſelbigem Berge ein Kloſter erbauet, welches die Ritter und Grafen des Landes weidlich dotiret mit Gütern, Gülten, Zehnten, Gefällen, Rauchhafer, Baſtardfall, Rauchhühnern und wie der Segen alle hieß, den ſie dem Kloſter ſpendeten."

„Iſt das alles?" fragte der Hauptmann, als das Männlein inne hielt und aus ſeinem Glas einen Moslerzug that, das heißt, der bis auf den Boden reichte.

„Nein, nein, geſtrenger Herr und Gönner!“ rief er darauf haſtig, „ich bin noch keineswegs am Ende. Hört nur weiter. Reichthum macht üppig und liederlich Denjenigen, der ſich nicht ſelber beherrſchen und höhern Gebrauch von den Gottesgaben machen kann. Was zur Ehre Gottes und der Armen Heil geſchenkt war, verwendeten ſie zum Wohlleben. So kam es denn, daß das ſittliche Verderben mit allen Mächten einriß und das Kloſter ein Pfuhl des Laſters und der Schwelgerei war. Da konnte denn das Strafgericht nicht ausbleiben. Schirmvogt und Erzbiſchof jagten ſie fort und zerſtörten die Stätte der Unzucht. Und als nun die Mönche hier und dort ſtarben, mußten ihre Geiſter hierher wandern und als Geſpenſter umwandeln, und das müſſen ſie ſo lange, bis ſie ſich ſelber alle begraben haben.“

„Wie?“ fragte Gorgelfleth, den es eiskalt überlief.

„Ja,“ fuhr der Rector fort, alle hundert Jahre finden ſie für Einen aus ihrer Mitte ein offenes Grab und legen ihn hinein, der dann erlöſt iſt; daher ſieht man ſie, nämlich wer ein Frohnſonntagskind iſt, in langem Leichenzuge vorüberziehen von der Stelle, wo das Refectorium war, bis zum Gottesacker, und wenn ſie kein Grab finden, tragen ſie ihn wieder zurück, und ſo ſoll's alle Abende geſchehen.“

„Huh, huh!“ rief der Hauptmann und ſchüttelte ſich. „Ich ſag' euch, ihr Herren, zehn Lebendige vor die Klinge und ich fürchte mich nicht; aber ſo ein

Leichenzug könnte mich aus der eigenen Haut treiben, und die liegt doch recht feſt an, wie ihr wiſſet. Wie möget ihr es doch zulaſſen," wandte er ſich vorwerfend gegen den Wirth, „daß das herzliebe Kind zu ſolcher Nachtſtunde über den gefährlichen Weg gehet?"

Dem Wirthe war es graulich geworden und er ſchüttelte ſich mehrmals, der Vorwurf aber ärgerte ihn über die Maßen.

„Was kann ich dafür!" rief er zornig aus, „wenn die Alte zu Crön das Kind ſo lange hält? Ich ſollt' 'mal drüber maulen! Himmel und Erde, wie ſollte dies Zankeiſen mir den Kümmel reiben! Aber wenn ihr Euch ſo für das Mädel in den Riß legt, ſo ſtehet auf und gehet ihm entgegen, es zu ſchützen! Ihr habt ja den Bratſpieß an der Seite!"

Der Rector überblickte ſchnell die Lage der Sachen. Er ſah in des Wirths Auge den Grimm, in dem des Hauptmannes die Verlegenheit, und mochte gern Beide befriedigen.

„Mit Gunſt," ſagte er, „ich glaube, daß dies nicht nöthig iſt. Einem ſo frommen, reinen, lieben Kinde thun die Geiſter nichts. Ihr werdet ſehen, daß ſie wohlbehalten ankommt. Auch weiß man hierorts genau, daß ſie Niemandem etwas zu Leide gethan; ſie tragen nur ihre Todten vorüber, damit iſt's aus und fertig."

„Nein, nein!" rief der Wirth aus. „Wenn Ihr's mit dem Kind ſo gut meint, wie Ihr ſagt, ſo geht ihm entgegen. Thut Ihr das nicht, ſo —"

„Halt!“ rief der Hauptmann, „ich gehe ſchon!“ Er ſtand auf und faßte den dürren Schulmeiſter am Arm und zog ihn, obwohl er ſich ſträubte, zur Thüre hinaus in die ſtockfinſtere Nacht.

Kaum einige Häuſer weiter ſtand er ſtill.

„Herr Rector und guter Freund,“ ſagte er, „wenn Ihr meint, ich hätte Luſt nach dem verfluchten Kloſter zu gehen und meinen Hals zu riskiren, ſo ſeid Ihr auf falſcher Fährte. Ihr habt vollkommen recht, wenn Ihr ſagtet, ſolch frommem Kinde, wie das herzige Käthchen iſt, thäten die geſpenſtigen alten Schmöger nichts. Ich glaub's gewiß; da braucht ſie uns nicht. Sie wird nun auch ganz nahe bei Traben ſein. Überdies iſt es friſch dieſe Nacht, und da ich am Zipperlein laborire, ſo iſt mir die Nachtluft nicht gut. Ich denke, wir wenden uns zur Pont und ſchiffen nach der guten Stadt Trarbach hinüber, legen uns ins Bett und pflegen der Geſundheit, die doch das edelſte Gut bleibt, das uns Gott anvertraut hat.“

„Da habt Ihr ein weiſes Wort geſprochen,“ verſetzte der Rector, dem eine Gänſehaut nach der andern über den Rücken lief. „So laſſet uns denn umkehren und uns ſalviren.“

Geſagt, gethan. Bald ſtanden ſie in der Pont, und als ſie die Moſel von dem Ufer ſchied, wo die Gefahr drohte, kehrte Beiden der Muth wieder und ein Jeglicher ſuchte ſeine Wohnung.

Es war einer jener neckiſchen Zufälle, die im Leben

oftmals eintreten, daß das herzige Käthchen längst stille hereingeschlüpft und hinter der Bretterwand Ohrenzeuge der ganzen Geschichte war, die, wenn sie auch ihr einigemal kühl um das Herzchen machte, dennoch Belustigendes genug für sie haben mußte. „Das alles muß die Base wissen!“ sagte sie lachend zu sich. Als sie der Vater fand, war er zufrieden und legte sich gutes Muthes nieder.

Mittlerweile war es dem gestrengen Herrn Hauptmann van Gorgelsleth nicht nach Wunsch ergangen. Das Zipperlein mit all seinen Leiden hatte sich eingestellt und ihn auf das Bett der Ehre gelegt, auf dem er fluchend und tobend ausharren mußte. Nur allein der Herr Rector besuchte ihn da und tröstete ihn in seinen Schmerzen.

„Hört, gestrenger Herr und Gönner,“ hob er eines Tags an, „wie ich habe vermerken können, so buhlt Ihr um des Schwanenwirths Töchterlein. Laßt Euch rathen. Es sind noch mehr Leute da, die Euch ins Gehege gehen, absonderlich, wie ich höre, Einer in Crëv; ist aber ein blutarmer Schelm. Unterdessen ist ein Weiberherz ein kurios Ding, und wer ihm unbedingt traut, ist auf falschem Weg. Ich würde Euch rathen, das Vögelein einzufangen, so es eben noch Zeit ist.“

„Ihr seid mein guter Freund,“ sagte betroffen der Hauptmann, der nicht im entferntesten daran dachte, daß ihm Gefahr drohe, „was soll ich's Euch verhehlen? Der alte Fuchs hat seine Einwilligung an etwas lästige Bedingungen geknüpft. Versteht Ihr Holländisch?“

„Hebräiſch, Syriſch, Chaldäiſch, Griechiſch und Lateiniſch verſtehe ich wohl," ſagte der Rector mit Gravität, „aber Holländiſch keine Silbe, es müßten denn einige Brocken ſein, die ich von Euch aufgeſchnappt."

„Blexem!" rief der Hauptmann, „das iſt ſchlimm, iſt denn ſonſt Niemand hier, der deſſen kundig wäre?"

„Keine Seele, wohledler Herr und Gönner!" verſicherte der Schulmann.

Während der Hauptmann das äußerlich bedauerte, jubelte er in ſeinem Herzen, weil er nun vollkommen ſicher war, daß dem Wirthe Niemand ſeinen falſchen Abſchied würde deuten können.

„Aber," fragte der neugierige Rector, „wenn ich fragen darf, was hielt ſich denn unſer Freund Molz aus?"

„Das ſollt Ihr hören," entgegnete der Hauptmann, „denn Ihr ſollt Zeuge ſein bei dem Acte, den ich ſofort will aufnehmen laſſen. Thut mir den Gefallen und ruft mir alſobald den öffentlichen kaiſerlichen Notar Zilleſius hierher."

Der Rector nahm ſein Spaniſchrohr, rückte ſeine Perücke oder Atzel zurecht und ging, ſeines Gönners Wunſch zu genügen.

Nicht lang nachher trat der Notarius Zilleſius in das Gemach auf der Gräfinburg, ſetzte ſich nach großen Förmlichkeiten an den Tiſch und begann ſeinen Act, worin der Hauptmann Jan van Gorgelſleth ſeiner

Zukünftigen, Katharine Molz, seine Güter Harterdam und Eulendorp in Nordbrabant, und Alles, was er von seinen beiden Tanten, Laurentia und Eva van Gorgelfleth, ledigen Standes in Saardam, und seinem Oheim, dem Exgouverneur von Java, Herrn van Audermeulen, inskünftige zu erben habe, wie auch alle seine fahrende Habe verschrieb. Nachdem der Act geschlossen und versiegelt war, unterschrieb der Hauptmann und der Rector als Zeuge.

Hierauf nahm der Hauptmann Beiden das Versprechen der Verschwiegenheit ab, und die Geschichte hatte ihr Ende erreicht.

Wenk der Soldat auf Verschwiegenheit rechnete, so war seine Rechnung falsch; denn der Rector war eine alte Plaudertasche und der erste Mährchenträger in Trarbach.

Gegen den folgenden Mittag fühlte der Hauptmann sich so munter, daß er hinüber konnte nach Traben.

Freudig begrüßte ihn der Molzenvetter, und sein Gesicht verklärte sich in seliger Hoffnung, als ihm der Hauptmann den Abschied und den Act verlas und den ersteren verdeutschte. Er erhielt das Jawort des Vaters in bester Form.

„Was hilft mich das," sagte der Hauptmann; „macht, daß ich das Wort Eurer Tochter und den Brautkuß erhalte!"

„Alles im Sturme!" brummte der Wirth. „Wartet's ab! Die Zeit bringt Rosen. So ein Mädchen ist wie

eine Feſtung, ſie will belagert und erobert ſein. Das müßt Ihr doch aus Kriegserfahrung wiſſen."

Das merkte ſich der Hauptmann und bot alle Liebenswürdigkeit auf, die ihm zu Gebote ſtand; allein das Alles erwarb ihm noch keinen freundlichen Blick. Er verſuchte es mit glänzenden Geſchenken, aber ſie nahm ſie nicht an.

Als er es dem Alten klagte, rückte der mit Entſchiedenheit vor; aber wie erſtaunte er, als ihm das Mädchen beſtimmt und feſt erklärte, ſie werde eher in die Moſel laufen, als den Hauptmann heirathen! Er bat, aber ſie beharrte. Er drohte, aber ſie wankte nicht. Er donnerte, haſelirte wie raſend im Hauſe herum, aber unter Thränen erklärte das Mädchen daſſelbe.

Nun war der Friede aus dem Hauſe gewichen. Ebenſo vergeblich blieben die Vorſtellungen aller Vettern und Baſen aus Trarbach, Enkirch und Traben. Was zur Familie gehörte, legte ſich ins Geſchirr, um der Ehre willen; allein das Mädchen begriff die Ehre nicht und ſagte nein.

So ſtanden die Sachen, als eines Tags ein Mann von Cröv ſich am Tiſche des Schwanenwirths niederließ. Der Wirth reichte ihm das Schöpplein und ſetzte ſich zu ihm. Vom Wetter anhebend, kam endlich der Mann auf die Heirath zu reden und brachte ſeinen Glückwunſch gehörig an.

„Ja, ja," ſagte der Molzenvetter, „das Alles wäre ſchon recht ſchön und gut, wenn nur das Mädchen wollte!"

„Aha!“ sagte der Crövor, „merkt Ihr nichts?“

„Was denn?“ fragte der Wirth mit Neugierde.

„Ei, daß die Base dahintersteckt!“ rief der Crövor.

„Daß dich das Mäusel beiß!“ rief Molz aus. „Ich glaube Ihr seid auf der rechten Fährte.“

„Ob ich das bin?“ sagte der Andere, „freilich bin ich's. Dem Perlhuber sein Jacob löffelt um das Mädchen schon seit der Confirmation herum, und die Kathrinebas' sieht's gern, weil sie den Jungen gern hat.“

„Der ist ja aber so arm wie eine Kirchenmaus! Das muß ich sagen!“

„Es wäre der ein rechter Schwiegersohn für Euch. Und — wenn Ihr mich nicht verrathen wollt, will ich Euch etwas erzählen.

„Erinnert Ihr Euch nicht, daß am Sonntag vor acht Tagen das Käthchen spät heimkam?“

„Freilich!“ rief der Wirth.

„Nun, da war ich in den Klostermauern —“

„Ihr?“ fragte mit Entsetzen der Wirth. „Thaten Euch denn die Geister nichts?“

„Das fragt Ihr doch wohl nur im Spaß und Utz,“ sagte der Crövor, „denn vernünftige Männer glauben an keine Kindermährlein. Kurz, ich saß da, und alsbald kam Käthchen und Jacob Arm in Arm, und herzten und küßten sich.“

„Ei so fahr' Euch das Wetter in den Lügenhals hinein!“ tobte der Wirth. „Das thut mein Kind nicht.“

„Seht's selber,“ sagte der Mann ruhig. „Laßt

übermorgen das Mädchen nach Cröv gehen und kommt um acht Uhr auf das Kloſter. Ich erwarte Euch da, und wenn Ihr's nicht ſelber ſehet, was ich ſage, ſo ſollt Ihr das Recht haben, mich einen ſchlechten Mann zu nennen. Ich erwarte Euch."

Damit zahlte er ſein Schöpplein, ſagte Adjes und ging.

Der Wirth war außer ſich. Er rannte wie ein Verrückter umher und durfte doch, wollte er hinter die Geſchichte kommen, nichts ſagen; aber zorniger als je ſprach er ſein Ja, als Käthchen fragte, ob ſie morgen nach Cröv zur Baſe gehen dürfe?

Am Samſtag Mittag kam der Hauptmann. Auch ſeine Stirne lag in krauſen Falten, und man ſah es ihm an, daß er etwas Unangenehmes hinter dem Berge hielt.

Als ſie allein waren, ſagte er: „Schwiegervater, was hab' ich gehört? Das Mädchen ſoll in Cröv eine Liebſchaft mit des Perlhuber's Jacob haben. Schöne Geſchichten!"

„Hab's auch gehört," ſagte verblüfft darüber, daß es der Eidam ſchon wußte, der Molzenvetter. „Ich kann's gar nicht glauben. Um aber dahinter zu kommen, ſchlag' ich Euch vor, daß wir morgen gegen Abend auf das Kloſter gehen und aufpaſſen."

„Auf das Kloſter!?" rief der Hauptmann und entfärbte ſich. „Was Teufels fällt Euch ein? Wollt Ihr den geſpenſtigen Kugelherren, wie ſie der dürrbeinige Schulmeiſter nennt, in die Mäuler laufen?"

„Ach was!“ sagte der Wirth. „Ich hab' in Crön einen guten Freund, der ist ein Teufelsbanner, der wartet auf uns. Soll denn die Sache so im Zweifel bleiben? Ihr müßt dahinterkommen und ich auch. Nehmt Euern Palasch mit und einen Knittel, dann laßt sie kommen.“

Der Hauptmann wußte nicht, ob er träume, so hatten sich des Molzenvetters Gedanken geändert. Er starrte ihn ungläubig an.

„Was guckt Ihr da?“ fragte dieser. „Soll ich Euch, einen wetterharten Soldaten, an Muth übertreffen? Pfui, die Schande werdet Ihr Euch doch nicht machen?“

„Wer führt Euch aber die Wirthschaft?“ fragte der Hauptmann, der nach Abwehr des Anmuthens suchte.

„Dafür laßt mich sorgen,“ erwiederte der Wirth. „Mein Vetter, der Küfer Kaspari, der drunten an der Mosel wohnt, hat schon mehrmals meine Stelle redlich vertreten. Also bleibt's dabei, Punkt acht Uhr!“

Was wollte der Hauptmann machen? Gab er sich bloß, so war es um seine Ehre als Soldat vollends geschehen; er mußte also zusagen.

Die Unterredung wurde durch Gäste unterbrochen, die Platz nahmen. Sowohl der Wirth als der Hauptmann waren sehr zerstreut diesen Tag, und Keiner brachte es so weit, ein Landsknechtchen oder Knöchelspielchen zu machen.

Frühzeitig zog der Hauptmann ab, zumal sich Käthchen heute gar nicht sehen ließ.

In einem der Keller des Kloſters Wolf auf der Höhe, welche in ſcharfem Bogen die Moſel umkreiſt, war an dieſem heiligen Sonntag ein verwunderlich Treiben. Da lagen zehn Fackeln und eine Laterne, die am hellen Tage brannte. Da ſtand eine Bahre zum Tragen, wie ſie Schreiner haben, um neues Geräth zu den Kunden zu bringen. Da ſtand ein Korb mit weißen großen Tüchern, und dabei ſaßen, leiſe plaudernd, Jacob und neun junge Burſche aus Cröv. Was aber das Poſſierlichſte war, in einer Ecke lehnte eine Figur, die eine Art holländiſche Uniform anhatte. Sie war aus Stroh gemacht und hatte eine Larve vor und einen Federhut auf.

„'S iſt doch ein mordpfiffig Weibsbild, die Kathrinebaſ',“ ſagte der Jacob Perlhuber. „Wer wäre auf den luſtigen Einfall gerathen?“

„Wenn du dir den Wanſt von Holländer vom Leibe ſchaffſt und das ſchöne Kind kriegſt,“ ſagten die Anderen, „ſo mußt du ihr die Hände küſſen.“

„Will's auch thun,“ ſagte er, und die Hoffnung malte ſich auf ſeinem blühenden Geſichte.

„Wißt ihr was,“ hob wieder ein Anderer an, „ich denke, wir nehmen die Kreide und malen uns einſtweilen die Geſichter weiß. Das iſt eine abſcheulich langweilige Arbeit.“

Alle ſtimmten bei und der Burſche begann die Geſichter mit Kreide weiß zu machen. Bald ſahen die blühenden Geſichter der jungen Leute fürchterlich aus,

und als der Mann von Crèv, der die beiden Helden erwartete, in das Gewölbe trat, fuhr er faſt mit Entſetzen zurück, ſo ſchauderhaft war in der That der Anblick. An Stoff zum Lachen und zu allerlei Schnacken fehlte es nicht. Als es gegen acht Uhr ging, fragte der Mann einen der Burſchen: „Weißt du auch deine Rede noch?“

„Freilich;“ lachte der, und Jener ging, nachzuſehen, ob die Erwarteten recht bald nahten; aber Alles war ſtill, und ſo weit das Auge reichte, konnte man Niemanden ſehen.

Endlich, als die Sonne ſchon lange hinabgeſunken war, kamen die beiden Helden langſam den Berg herauf, wurden von dem Wartenden empfangen und hinter das Gebüſch, das ſich erſt mit jungem Grün geſchmückt, geführt, wo man das Innere der Mauern überſehen konnte.

Still ſaßen ſie da auf dem ſchwellenden Moos und harrten des liebenden Pärchens.

„Sie kommen nicht und es wird dunkel,“ ſagte mit angſtbebender Stimme der Hauptmann.

„Seid kein Narr, Schwiegerſohn,“ flüſterte ihm der Wirth ins Ohr. „Wollt Ihr Eure Soldatenehre vor dem fremden Manne verlieren? Ich habe Courage, ſo lange der bei uns iſt.“

Der Hauptmann biß ſich in die Lippen. Allmählich wurde es dunkler.

„Das Teufelsmädel!“ brummte der Wirth, dem

es doch auch nicht geheuer war. Er hielt ſich feſt an des Crövers Arm.

„Seid doch kein Kindskopf, Molzenvetter,“ ſagte der halblaut. „Ich glaube gar Ihr zittert?“

„Es iſt der Grimm über das Mädel!“ rief Molz.

„Was Grimm?“ ſagte der Hauptmann, der ſich über die Lüge des Wirths ärgerte, der doch ſo wenig Muth hatte als er ſelber, und jetzt den Eiſenfreſſer ſpielen wollte, „Geiſterfurcht iſt's!“

„Nun wird's gut,“ ſagte zornig der Wirth. „Ein Eſel nennt den andern Langohr!“

„Haltet Euer ungewaſchenes Maul, altes Weib,“ fuhr der Soldat auf, „oder ich ſpalte Euch den Kopf!“

„Ei ſieh da;“ ſchrie der Wirth, „wie wird der Held von Bergen op Zoom auf einmal ſo tapfer! Lief dort vor einem Deſerteur fort, der ein weißes Hemd übergezogen, und will mich hier der Geiſterfurcht zeihen! Altes Weib! Wer weiß, wem von uns Beiden der Weiberrock am beſten paßt? Himmel und Erde, wenn ich ſo einen Helden ſehe, der das Ferſengeld zahlt, wenn's in die Schlacht geht! Meint Ihr, Eure Soldaten wären blind und ſtumm? Mich ein altes Weib nennen? Ei da ſoll ja —“ Aber die Verwünſchung blieb ihm in der Kehle ſitzen, die des Hauptmannes Fauſt, in ſolchen Kunſtgriffen geübt, mit Rieſenſtärke gefaßt hatte.

Der Wirth war auch nicht ſchwach. Er rang ſich aus den Fäuſten des Soldaten heraus und ſchlug mit

aller Kraft auf deſſen weit verſtehende Naſe, daß ein Blutſtrom daraus hervorquoll.

Die Rauferei würde ohne Zweifel noch zu größeren Thätlichkeiten geführt haben, hätte nicht der Crövet überlaut gerufen: „Was iſt das?“

Die Streitenden ließen ſich los und fuhren mit den Köpfen herum.

Da kam aus dem Gewölbe ein Zug weißer Geſtalten mit Leichengeſichtern. Ein Jeder trug eine Fackel in der Hand. Langſam ſchritten ſie daher, und in ihrer Mitte erſchien die Bahre mit dem aufgeputzten kleinen dicken Strohmanne.

Die Dämmerung ließ das Alles noch ſchauerlicher erſcheinen.

Von lähmendem Schrecken gehalten, ſtarrten die Beiden, welche eben ſo kampferhitzt waren, den geſpenſtigen Zug an. Sie konnten nicht von der Stelle.

Da ſprach eine dumpfe Stimme: „Tragt den Hauptmann van Gorgelfleth zu ſeiner Gruft, den Lügner, Säufer, Spieler und Betrüger!“

„Siehſt du, Hund!“ ſchrie der Hauptmann und ſchlug den Wirth zu Boden, „das iſt dein Werk!“ Und von Todesſchrecken ergriffen rannte er über Stock und Stein davon; ſtürzte zur Erde, raffte ſich aber wieder auf und lief, ſo ſchnell er konnte, den Berg hinab.

Der Crövet winkte, und blitzſchnell waren die Fackeln ſammt den Trägern in dem Gewölbe zurück.

Der Wirth lag regungslos an der Erde. Als der Crövet in das Gewölbe lief, rief er: „Jacob, waſche dich ſchnell und komm, der Soldat hat den Alten geſchlagen, daß er ohne Beſinnung iſt.“ Drauf kehrte er zu dem Wirthe zurück, wohin ihm Jacob ſchnell folgte, während die Anderen ihr Geräthe verbargen und gen Cröv hinabliefen unter herzlichem Gelächter über den Poſſen, den ſie Beiden geſpielt.

Eben als der Wirth unter den Bemühungen der Beiden erwachte, kam die Baſe mit Käthchen langſam daher. Sie hielt ſich ſehr ernſt, Käthchen ahnte von der Geſchichte nichts, denn die Baſe hatte ſie wohlweislich aus dem Spiele gelaſſen.

Wie erſchrak das gute Kind, als ſie ihren Vater leichenblaß ſah und an dieſem Orte.

„Wie kommt Ihr hierher, mein Vater?“ fragte ſie angſtvoll. „Iſt Euch etwas paſſirt?“

„Paſſirt? Du ungerathenes Ding,“ kollerte der Alte. „Bin ich nicht deinetwegen mit dem Holländer, dem Flegel, hierher gegangen, und der Kerl haut auf mich wie beſeſſen? Fragſt du noch? Dich wollten wir abfangen mit deinem Buhlen, der hier iſt, und da kommen die Geiſter faſt noch bei hellem Tage!“

Käthchen begriff die Geſchichte nicht. Sie ſtarrte bald ihren Vater, bald die Baſe an.

„Es ſcheint, der Wein hat Euch den Kopf verwirrt, Schwager,“ ſagte dieſe; „denn ſonſt könntet Ihr ſo ſinnlos nicht reden. Ohnehin wollt ich Euch ſagen,

daß Eure Wirthschaft mit dem Holländer mir nicht gefällt, und daß ich im Begriffe bin, mein Testament zu Gunsten des hier anwesenden Jacob Perlhuber zu machen. Gebt nun Euer Kind dem reichen Offizier, es bedarf meines Geldes nicht." Sie drehte sich um und ging ruhig den Weg nach Cröv zurück.

Eine Weile stand der Wirth wie versteinert; dann lief er ihr nach. „Kathrine!" rief er, „bist du verrückt geworden? Mein — deiner Schwester Kind willst du enterben? Ich bin ein geschlagener, ein verlorener Mann!"

„Gebt sie dem reichen Holländer!" sagte unerschütterlich die Base.

„Um Gotteswillen, Kathrine!" rief der geängstigte Wirth, „glaubst du denn, ich gäbe dem Menschen mein Kind, der mich abgeblaut hat, der mich erwürgen wollte? Nein, niemals, so wahr ich lebe! Hast du denn das Testament schon gemacht?"

„Es ist Alles fertig," sagte sie. „Gestern war ich in Trarbach, denn ich hörte, Ihr hättet Euer Jawort gegeben."

„Ist's denn nicht mehr rückgängig zu machen?" fragte er in bebender Angst.

„Ich breche mein Wort nicht!" sprach Kathrine.

Der Crövet war indessen langsam herbeigekommen, während sich das bebende Mädchen an ihren Jacob lehnte.

Erschrocken fuhr der Wirth herum, als er die

Tritte hörte, wurde aber wieder ruhig, als er den Mann erkannte.

„Ich wüßte einen Rath," sagte er zu dem Wirthe, „wie nämlich das Vermögen der Kathrinebas' dennoch Euerm Kinde bliebe, Melzenwetter. Gebt dem braven Jacob das Käthchen zur Frau, so ist Alles gut. Dem dicken Holländer werdet Ihr sie wohl nicht geben wollen, denn ich bin Zeuge, daß er Euch den Hals umdrehen wollte. Das ist ja ein Strauchmörder! Der würde, wär' er Euer Schwiegersohn, Euch das Mus auf dem Kopfe hacken und dem guten Kind ebenso. Der Jacob ist, wie Ihr seht, nun ein reicher Bursche, und brav ist er und treu wie Gold. Besinnt Euch kurz!"

In fieberhafter Aufregung stand der Wirth da. Er wußte nicht, was er thun sollte. Immer verworrener wurden seine Gedanken.

„Ach Gott," sagte er und seufzte tief auf, „ich weiß nicht, was ich thun soll!"

„Mir ist recht, was der da gesagt hat," sprach die Base in ihrer unüberwindlichen Ruhe. „Bedenkt, Schwager, daß der Jacob sein Geld braucht und Ihr Alles herausgeben müßt. Da ist kein Ausweg."

Da rief, um der Folterqual los zu werden, endlich der Wirth: „So mag er sie nehmen in Gottes Namen!"

„Kommt her, ihr Kinder," rief da plötzlich in seliger Freude die Base, „er will euch seinen Segen geben!"

Die kamen schnell wie der Wind daher und er

legte ihre Hände in einander, sah aber immer noch scheu um sich.

„Nun laßt uns diesen vermaledeiten Ort verlassen, so schnell als möglich," bat der Wirth; und sie gingen nach Crëv, wo die Verlobung diesen Abend noch gefeiert wurde.

Am andern Morgen mußte Jacob den Schwiegervater und die Braut nach Traben fahren, denn der Wirth wäre um kein Gut mehr über das Kloster gegangen.

Der Hauptmann betrat des Wirthes Schwelle nicht mehr, und da die Probe seines Heldenmuths allgemein bekannt wurde, kam es ihm sehr gelegen, daß seine Compagnie bald darauf abgerufen wurde zum größten Leidwesen des Herrn Rectors.

Eine fröhliche Hochzeit folgte bald, und Jacob schickte sich so gut in die Wirthschaft, daß der Wirth die geisterhaften Mönche segnete, die ihm einen so guten Schwiegersohn zugeführt. Käthchen kam bald hinter die Geschichte, aber sie grollte weder der Base, noch ihrem lieben Manne.

Hier endete mein Vetter Stoffel. „Bravo!" sagte ich, „aber sag' mir doch, wo hast du die Geschichte her?"

„Ich habe dir's ja schon gesagt," antwortete er, „aus der Chronik von Traben!"

Heirathsgeschichten.

Erzählungen im Abendkreise meines Oheims.

Nach einer vieljährigen Trennung kehrte ich in mein Vaterland zurück. Ich hatte die merkwürdigsten Länder Europa's durchwandert und sehnte mich nun wieder nach dem häuslichen Stillleben der Heimat — welches mir freilich nicht am elterlichen Herde — nicht unter dem Dach eines Bruders oder einer Schwester entgegenlächelte — denn ich stand verwaist in der Welt — sondern nur im Kreise meines alten Oheims — eines Mannes von seltener Geistes- und Herzensbildung. Er war der einzige Verwandte, den ich besaß — aber er war mir Vater und Freund. Früher, als mein Oheim noch in H..... wohnte, lebte ich bei ihm, um meine Schulbildung dort zu erhalten. Als ich von Universitäten heimkehrte, lebte ich nur kurze Zeit unter seinem wirklichen Dach — ein Ereigniß, — welches wie ein Geier an meinem Herzen nagte — trieb mich in die weite Welt. — Mein Oheim verließ, als er seine Ämter niederlegte, seinen bisherigen Wohnort und kaufte sich in einer schönen Gegend des Rheins, in einer bedeutenden Stadt Haus und Garten, wo er nun ganz sich selbst und seiner Familie und seinen Lieblingsstudien lebte. Einen kleinen Kreis ausgezeichneter Menschen, tüchtig an Herz und Geist, sah er jeden Abend bei sich, im Sommer im Garten, im

Winter in dem kleinen Salon des Hauses. Seit er hier wohnte hatte sich Vieles verändert in seinem häuslichen Leben. Kurz nach meiner Entfernung war er hierher gezogen, wo sich der neuvermählte Gatte Amalien's, seiner einzigen Tochter, als Handelsmann etablirte. — Des Oheims höchst interessanten Briefe schilderten mir mit plastischer Wahrheit diejenigen Menschen, welche er sich zur Gesellschaft, zum vertrauteren Umgang erkoren. Es waren nach diesem Gemälde Menschen, die man lieben mußte. Vor Allen begegnete ich dem Bild eines meiner vertrautesten Universitätsfreunde, den mein Oheim mit redender Treue abconterfeiet. Mein guter [illegible]de lebte jetzt in ***, um seine, wie der Oheim schrieb, durch harte Schicksalsschläge erschütterte Gemüthsheiterkeit und Körpergesundheit wieder herzustellen. — Von Allen, die bei ihm aus- und eingingen, hatte er mir nun schon geschrieben und wirklich den Wunsch rege gemacht, sie kennen zu lernen — nur von dem Gatten Amalien's nicht, — der mich doch gar sehr interessirte. Dies Benehmen des Oheims, das noch seltsamer durch gänzliches Schweigen auf eine vertrauliche Frage erschien, fiel mir sehr auf. Er mußte hinlängliche Gründe dazu haben und keine erfreulichen, das begriff ich. Ich kannte meinen Oheim genau, darum schwieg ich und wollte mit eigenen Augen sehen. Indessen glaubte ich doch aus Amalien's Briefen, die freilich sehr selten kamen, den Schlüssel für dies Räthsel gefunden zu haben. Sie hauchten einen so

rührenden Schmerz, so leise, so zart, daß nur ein Herz, welches das ihre kannte, ihn ahnen, ihn verstehen konnte. Ach, ein am Glücke gänzlich verarmtes Leben nur konnte ein so heiteres Wesen, wie Amalie gewesen, so umstimmen. Sie jammerte mich innig. Sie war so gut, so gut und rein! O, mein Herz hatte sie mit gewaltiger Gluth geliebt, und noch stand im Strahlenglanze der ersten, nie alternden Liebe ihr Bild vor meiner Seele, und fünf Jahre des Lebens in der Ferne konnten diese Gefühle nicht verdrängen! Als ich die Universität verlassen hatte, lebte ich wieder wie einst in meines Oheims Hause, um an seiner Hand die Geschäftswege meines Berufes gehen, und sicher gehen zu lernen. Amalie war mir ein liebes Kind, eine theure Schwester gewesen — in meinen Knabenjahren. Jetzt kam sie als frisch erblühte Rose im Morgenrothe der Jugend aus dem Institute zurück, und jene harmlose Traulichkeit unserer früheren Jahre, sie war noch nicht verwischt. Sie war der Leiter der innigsten Liebe in mein Herz; aber Amalie blieb kalt. Sie war mir gut. Es gab Momente, wo sich der Himmel mir aufzuthun schien — allein sie vergingen schnell, wie Sonnenblicke im April. War es ein erwachendes Gefühl — oder nur der Abglanz des meinigen? Ich wußte es nicht. Mein Oheim sah meine Liebe und billigte sie; so die Mutter Amalien's. Sie aber hielt mich fern — stieß mich oft mit Kälte ab — kurz, ich begrub meine Liebe tief im Innern meines Gemüths, und trug ein Gift

in mir, welches die Keime meines beſten Seins zu verderben drohte. Da enthüllte ſich Amalien's räthſelhaftes Benehmen. Sie geſtand den Eltern ihre Liebe zu einem jungen Manne, dem Bruder der Vorſteherin des Inſtituts. Ich war ungeſehen und ohne Abſicht Zuhörer dieſes niederſchmetternden Geſtändniſſes. Am andern Morgen reiſte ich heimlich ab, meinem edlen Oheim einen erſonnenen Beweggrund angebend, deſſen Werth er zu würdigen wußte. Amalie wurde die Gattin dieſes Mannes, und ich zog mit verwundetem Herzen durch die Welt und kehrte nun mit dem mühſam errungenen Sieg über das eigene Herz heim. Eine leiſe Bangigkeit fühlte ich bei dem Gedanken, nun in Amalien's Nähe zu ſein und zu leben; doch ſie war eines Andern Weib, und dieſer Gedanke wurde die Aegide für mein Herz; — ſo träumte ich. — — —

Schon wehte der Nordwind eiſig über die Stoppelfelder, und Morgenreife kamen als Vorboten des nahenden Winters. Der Moſt war ſchon zu Wein gegohren, als ich den Entſchluß faßte, unerwartet dem Rheine zuzuwandern. Ich verließ die langweiligen Cirkel einer prunkvollen Hauptſtadt, um die Wintertage in einer Stadt weit untergeordneten Ranges zu verleben. Man fand dieſen Entſchluß ſehr bizarr; aber die ihn ſo nannten, kannten nur den Schaum des Lebens — das mildbeglückende, in Liebe und durch Liebe und Zutraulichkeit anheimelnde (wenn ich ſo ſagen darf) Leben einer feingebildeten Familie des Mittelſtandes

nicht. Ich wußte, welch einen reichen Erſatz ich für die glänzenden Soiree's voll herzloſer Kälte und ſteifen Ceremoniels — für die Theaterfreuden, die Bälle und alle dieſe glänzende Armuth der höheren Stände finden würde, zumal da Rode in *** lebte — und ſchied. —

Ich kam in *** an. Man wies mir das ſtattliche Gebäude, worin mein Oheim wohnte. Die Dämmerung brach eben herein. Ich ſtieg hochklopfenden Herzens die breite Treppe hinauf und öffnete ein geräumiges Zimmer. In der Fenſterecke erhob ſich eine hohe Frauengeſtalt und trat mit Würde auf mich zu. So recht ſehen konnten wir uns Beide nicht. Sie fragte nach meinem Namen in ſehr verbindlichen Ausdrücken. Großer Gott! es war Amalie. Der Ton ihrer Stimme machte jede Fiber meines Weſens erbeben. Ich mußte mich gewaltſam zuſammennehmen, um ihr zu antworten, und doch bebte die Stimme hörbar. Kaum aber vernahm ſie den erſten Ton meiner Stimme, als ein Paar weiche, volle Arme ſich um meinen Hals ſchlangen, und ſie mit dem Ausrufe: „Lieber Carl!“ an meiner Bruſt lag. Da zerann jene Illuſion. Da vergaß ich, was ich nicht hatte vergeſſen wollen — ich ſchlang meinen Arm um ſie, und mein Mund berührte im Rauſche des Entzückens den ihrigen.

Noch ſtanden wir ſo — da öffnete ſich eine Seitenthür, und mein Oheim trat mit einer Kerze in der Hand herein — blieb erſtaunt auf der Schwelle ſtehen, und ſah auf die unerwartete Gruppe. Ein Lächeln

wehmüthiger Freude ſpielte um den wohlwollenden Mund des Greiſes. — Nun erſt öffnete er mir die Arme. Ich lag am Herzen eines Mannes, dem ich ſo viel verdankte. Die Erinnerungen früherer Jahre, das Bewußtſein des Glücks, das ich eben empfunden, ſei nur Täuſchung, preßte mir die Thränen in die Augen. Auch die Tante, die gute, kam und begrüßte mich wie den Sohn, der lange Außen geweſen. Sie Alle blickten mich mit verwunderten Blicken an, mit wohlgefälligen. „Wie biſt du Mann geworden, Carl,“ ſagte der Oheim, und klopfte mir auf die Schulter. „Dein innerer und äußerer Menſch iſt gereift.“ „Und wie gleicht er ſeinem Vater, nicht wahr, Fritz?“ ſprach die Tante zu dem Oheim. Amalie ſchwieg. — Wie fand ich ſie Alle aber auch verändert! Die fünf Jahre waren vorübergezogen mit manchem Weh, und die Spuren las mein Auge in des Oheims tiefgefurchter, einſt ſo heiterer Stirn, in dem Schnee des Haares, in dem gebeugten Nacken; das zeigte der Tante tiefliegendes, wohlwollendes Auge — ihre eingefallenen Züge, ihre ſchrecklich gealterte Geſtalt. Auch Amalie war vielfach verändert. Als ſchlanke, blühende Jungfrau von edlen Formen hatte ich ſie verlaſſen. Jetzt ſtand das vollendet ſchöne, junge Weib mit junoniſcher Geſtalt und zauberiſcher Anmuth vor mir. — Nur bleich waren ihre einſt ſo blühenden Wangen, und ein Zug unausſprechlicher Wehmuth und tiefen Leidens prägte ſich um das Auge herum aus, der ſie jedoch noch reizender machte.

Tauſend Fragen und Vorwürfe beſtürmten mich. Ich hatte ihnen zu ſelten, zu wenig geſchrieben, und ich ſollte jetzt das durchs Erzählen erſetzen. Ich antwortete ſo ſchnell, als es mir möglich war. „Laßt ihn doch erſt zu ſich ſelbſt kommen!“ rief endlich mein Oheim faſt unwillig. „Bedenket doch die langen Winterabende und wie es uns noch ſo oft die Zeit kürzen muß.“

Es gelang den Vorſtellungen meines Oheims, ſie zur Ruhe zu bringen. Jetzt kam die Reihe des Fragens an mich. Ich erkundigte mich nach Amalien's Gatten, nach ihrer Famlie. — Der Oheim hatte davon nie geſchrieben.

Amalie ſah mich — ich ſaß neben ihr, ihre Hand lag in der meinen — von der Seite wehmüthig an, und eine Thräne arbeitete ſich aus den Wimpern hervor. „Ich entbehre das Mutterglück;“ ſagte ſie leiſe — kaum hörbar, und mich ſchmerzte es tief, dieſe Saite ohne Wiſſen berührt zu haben; denn der Ton hallte lange in den Saiten ihres Gefühles nach — das ſah ich deutlich. Von ihrem Gatten ſuchte ſie mir eine gute Vorſtellung beizubringen. Sie ſagte zuletzt: „er ſei jetzt noch auf dem Comptoir.“ „Ach, du edles Herz,“ ſprach ich leiſe in mich hinein — „du pflanzeſt Blumen auf das Grab deines Glücks!“

„Geh jetzt, Mutter!“ rief endlich der Oheim, „und ſorge, daß der Burſche etwas zu eſſen bekommt. Der wird vom Anblick ſchwerlich ſatt, wie ihr.“

Ich mußte lachen, so wenig auch meine Stimmung darnach war; denn der Oheim hatte seine Art und Weise noch, wie von je. „Und du, Carl," fuhr er fort, „wirst wohl thun dich umzukleiden, zu deiner Bequemlichkeit, und weil unsere Freunde bald sich einfinden werden."

Ich folgte dem Worte des Oheims. Als ich angekleidet zurückkam — und kaum in das Gemach getreten war, wo der Oheim und Amalie mich erwarteten, kam der Gatte Amalien's. Sie flog ihm entgegen. Kalt wehrte er ihre Liebkosungen ab. Sie erbleichte sichtlich. Der Oheim stellte mich vor. Sein Bewillkommnen war ceremoniös — kalt — gleichgiltig. Ich betrachtete ihn genau. Seine Gestalt war groß — aber hager. Seine Züge schön, doch von Leidenschaften durchwühlt. Die Sünden früherer Jahre standen leserlich in seinen Zügen geschrieben, und aus seinen Blicken sah Geiz, Heimtücke und ein Heer höllischer Geister. Wie Amalie diesen Menschen lieben konnte? — das blieb mir ein Räthsel, welches ich nicht zu lösen vermochte. Wir setzten uns zu Tische. Er sprach wenig. Amalie gar nicht. Manchmal stahl sich eine Thräne aus ihrem Blick. Er sah sie nicht an, der Oheim und ich sprachen allein, und auch dieses Gespräch stockte bald. Nicht einmal die Artigkeit gegen den Fremdling erwies er mir. Man sah, er rechnete und prüfte Speculationen. Als wir abgegessen, erklärte er mit wenigen Worten, er werde morgen ganz frühe nach *** in Wechsel-

geſchäften reiſen und erſt vielleicht in vierzehn Tagen wiederkehren, darum verließ er uns denn auch bald. — Amalie blieb bei uns. Bald traten nun die erwarteten Abendgäſte herein. Herzlich wurde der Ankömmling willkommen geheißen. Zuletzt trat Rode ein. Ich kannte ihn kaum, ſo hatte er ſich verändert. Wie mußten die Stürme des Geſchicks dieſes blühende, kräftige Leben umbrauſt haben, daß es ſo altern konnte!? —

Wie ſtolz war ſonſt dieſe Geſtalt aufgerichtet! Wie frei und kühn blickte ſonſt dieſes geiſtvolle Auge umher! Welche Ruhe wohnte auf dieſer ſchön gewölbten Stirne! Welche Lebensluſt und Heiterkeit ſpielte um dieſen feinen Mund, ſtrahlte aus dieſen Zügen! Und jetzt? — Gebeugt war ſeine Stellung; ſchwermüthig und düſter blickte das Auge, gefurcht und umwölkt war die Stirn, und Leiden, inneres Leiden ſprach aus allen Zügen. Obgleich, das hatte mir mein Oheim ſchon geſagt, er gewöhnlich ernſt und melancholiſch war, ſo gab es doch auch wieder Zeiten, wo der Geiſt ſeiner Bande ledig, wieder heiter die Fittige entfaltete, und er voll Laune und Humors ſein konnte; allein es waren ſeltene Silberblicke ſeines düſtern Lebens. Und doch ſagte er nie den Grund dieſer Stimmung, und eben weil er ein Geheimniß daraus zu machen ſchien, war man zu discret, ihn jemals zu fragen. Ich trat der treuen, biedern Seele entgegen und reichte die Hand ihm zu. Er ſtarrte mich an, dann ſank er an meine Bruſt mit dem

Ausdrucke tiefer Empfindung. Zehn volle Jahre lagen zwiſchen unſerm durch Freundſchaft beglückten Zuſammenleben und dieſem Wiederſehen. — Jahre, deren Ereigniſſe zur Geſchichte eines Jahrhunderts ausreichten, und in ihm ſich zutragend, es auszeichnen würden unten Vielen der Geſchichte. Wir hatten nur Augen und Ohren für uns, und Alle für uns. Man fand die Ergüſſe ſo treuer Freundſchaft unter Männern ſo intereſſant, ſo rührend, daß einige Frauen, beſonders Amalie, Thränen vergeſſen. Wie drängten ſich aber auch die Fragen! Wie folgten blitzſchnell die Antworten, wie war das ganze Weſen in wohlthätiger Spannung!

„Ich ſehe," ſagte Rode, „wir müſſen Zeit haben, lieber Carl, um das reiche Thema unſeres und des Lebens derer, die wir liebten und ſchätzten, ſo weit es uns bekannt, gehörig abzuhandeln, und damit wollen wir morgen ſchon beginnen, denn meines Bleibens iſt nicht mehr lange hier. Unabweisliche Ereigniſſe fordern meine Rückkehr in mein Vaterland."

Die Bemerkung Rode's wirkte wahrhaft elektriſch auf die Geſellſchaft.

„Sie wollen uns verlaſſen?" fragte erſchrocken mein Oheim, der ihn ſehr lieb hatte.

„Wollen? nein," entgegnete Rode mit Wehmuth. „Ich habe, ſeit die Stürme des Schickſals mein Lebensſchifflein entmaſteten und es ſtrandete, ſo glückliche Tage nicht geſehen, als hier. Frieden habe ich hier gewonnen,

wenn er jemals zu gewinnen möglich. Ihre Liebe hat mich so gefesselt, daß ich nur mit blutendem Herzen scheiden kann. Könnte ich, dürfte ich bleiben — o, bis zum letzten Athemzuge bliebe ich, allein ich muß. Glauben Sie mir, ich nehme als einzigen Trost eine schöne Erinnerung mit — mein Herz — bleibt bei Ihnen!" —

Er sprach die letzten Worte bebend, und sein Blick, in welchem die ganze Seele lag, glitt an Amalien vorüber.

Dieser Blick ließ mich in diesem Herzen lesen. —

Alle waren betrübt. Sie liebten ihn Alle so herzlich.

Er selbst brachte das Gespräch, schnell abbrechend, wieder auf unsere Universitätsjahre.

„Hast du nie etwas von Werning und Wamschleder gehört, den edeln Gliedern unserer Herzens-Quadrupelallianz?" — fragte er mich.

„Niemals, Rode, und doch hege ich den Wunsch so lebhaft, von ihnen zu hören."

„Wie ist es doch so gut, liebe Amalie", sprach er zu ihr gewendet, „daß ich zögerte mit der Erzählung jener Heirathsgeschichten, die ich Ihnen so lange schon schulde. Sehen Sie, jetzt müßte ich sie dem Freunde wieder erzählen." Und zu mir gewendet, fuhr er fort: „Die Heirathsgeschichten dieser Wackern ist ein zu wichtiger Theil ihres Lebens, als daß ich nicht damit anfangen sollte, zumal ich ihres allgemeinen Interesses

halber ſie unſerer lieben Geſellſchaft ſchon längſt mittheilen wollte. Nun ſoll morgen Abend damit der Anfang gemacht werden.“ Alle freuten ſich, da ſchon oft Rode ſie durch ſeine Erzählungen unterhalten hatte.

„Es dürfte indeſſen doch gut ſein, Carl'n auch die Veranlaſſung bekannt zu machen,“ bemerkte Amalie.

„Nun?“ fragte ich. —

„Sieh,“ fuhr Rode fort, „wir laſen vor längerer Zeit einen Roman in dieſem lieben Kreiſe. Dein Oheim machte die Bemerkung, daß doch der Roman im Grund eine Heirathsgeſchichte ſei, da er gewöhnlich mit einer glücklichen ende, oder durch eine verunglückte einen tragiſchen Ausgang nehme. Ich faßte damals dies auf, um die Heirathsgeſchichten dreier Freunde mitzutheilen, und dieſe Schuld iſt noch abzutragen.“

„So leſen Sie denn morgen Ihr Wort, lieber Rode,“ hieß es nun einſtimmig, „und kommen Sie frühe — wir erwarten Sie gewiß ſchon Alle.“

Er verſprach's und ſchied.

Am andern Morgen war Amalien's Gatte, ohne uns Lebewohl geſagt zu haben, abgereiſt. Amalie ſchien heiter zu ſein; doch eine ängſtliche Scheu hielt ſie von mir zurück. Sie fürchtete vielleicht eine Bemerkung über das Betragen ihres Gatten. Ich hielt mich mit Fleiß etwas entfernt, bis jene Furcht ſich würde verloren haben, und ging, Rode'n zu begrüßen. — Heiter empfing er mich. „Du biſt die Urſache, daß ich die letzten, mir

ſo ſchmerzlichen Tage, die ich noch hier bin," ſagte er, „fröhlicher als viele andere durchlebe, und doch," ſetzte er ernſt werdend hinzu, „du machſt mir den Abſchied um Vieles ſchwerer!"

Wir ſetzten uns, und bald waren wir bei Amalien. Mit hoher Begeiſterung und unverkennbarer Liebe ſprach er von ihr. Mit tiefer Indignation von ihrem Gatten. Er ſchilderte mir ihn als einen Menſchen, der ſeine Jugend verwüſtet habe, und nun mit einer Geldgierde ſeine Geſchäfte betreibe, die ihn Allen verächtlich mache, die ihn kennen zu lernen genöthigt ſeien. Amalien behandle er ſchnöde. Sein Herz habe nie Liebe zu ihr gefühlt. Nur ihr Geld ſei es geweſen, was ihn, den kundigen Verführer, beſtimmt, dieſes klare, unbewachte Herz durch ſeine Schmeicheleien zu bethören. Sie, die den Himmel verdient, ſchloß er, iſt endlos unglücklich durch den Elenden.

Mein Herz war tief erſchüttert. Ach, Rede ahnete nicht, welches Gift er mir beibrachte — doch auch er fühlte es, denn er liebte Amalien — das war mir bald klar geworden.

Ich blieb einige Stunden bei dem Freunde — dann ließ mich mein Oheim abrufen. Er wollte mir, da er leidenſchaftlicher Gartenfreund war, die Anlagen ſeines Gartens zeigen, ſo ungünſtig auch die Jahreszeit ſei, ſo ſagte er — doch bald wurde es mir deutlich, daß er nur eine Gelegenheit geſucht habe, mit mir ganz ungeſtört allein ſein, und ſein Herz vor mir ausſchütten zu können.

Schon auf dem Wege fragte er mich ernst, wie mir sein Schwiegersohn gefalle? —

Ich wollte ausweichen und bemerkte, daß ein bestimmtes Urtheil über den Charakter eines Mannes nicht das Ergebniß einiger Augenblicke sein könne, sondern eine längere Bekanntschaft voraussetze.

„Du thust nicht recht daran, Carl," versetzte der Oheim, „daß du mir altem Mann eine Unwahrheit aufbürden willst. Du müßtest wenig Kenntniß der Menschen auf deinen Reisen gewonnen haben, wenn du ihn nicht schon aus dem Wenigen, was du von ihm sahest und hörtest, durchschaut haben solltest. Es gab freilich eine Zeit, wo das so leicht nicht war, wo der Heuchler uns Alle bethören konnte. Nun zu heucheln ist ihm nicht mehr der Mühe werth."

Thränen traten in das Auge des alten ehrwürdigen Mannes, und man sah, ihm wurde leichter um das Herz, wenn es einmal in eine vertraute Brust sich ausschütten konnte.

Ich gestand ihm nun offen meine Meinung.

„Du hast leider sehr treffend und wahr geurtheilt," fuhr mein Oheim fort, „Amalie ist sehr unglücklich — er ist ein sittenloser, verworfener, entnervter Mensch."

„Aber sagen Sie mir, theurer Oheim, wie konnte Amalie, das blühende, liebliche Mädchen, diesen Menschen lieben?"

„Hast du noch nie gesehen, daß sich die frische Rebe auch um eine erstorbene Ulme schlang? — Man

ſagt ſo wahr, die Liebe iſt blind; aber denke dir das argloſe, unbewachte, offene Herz Amalien's, und nun den gewandten, feinzüngigen, in Paris gebildeten Schmeichler, der das Gift ſeiner Schmeicheleien in das Herz, das ſehnſüchtige Herz des Mädchens flößt; ihr eine Liebe vorgaukelt, deren er, der Wüſtling, niemals fähig war — und ſie ſo bethört, daß ihr Herz nur für ihn ſchlägt und jeder andern Empfindung unfähig iſt. Und was war es anders, als der Durſt nach Amalien's Vermögen — der den Heuchler trieb. Daß er Amalien, das unerfahrene Mädchen täuſchte, war natürlich, war leicht; daß er aber auch mich alten Graukopf in ſein Netz zog, mein Auge verblendete, auch mich zwang, den Heuchelſchein für wahre Tugend, das leere Wortgeklingel für wahre Empfindung zu halten, und ich die diaboliſchen Beweggründe in der maskirten Engelsgeſtalt nicht erkannte — Carl! — das hat mein Haupt gebleicht, das hat das Glück meines Lebens und meines Kindes im Innerſten vergiftet!"

Der Ton, womit er dieſe Worte ſprach, war herzzerſchneidend, und ſeine Hand fuhr unwillkürlich in die grauen Haare, als wolle er ſie ausraufen. Er maß mit großen, heftigen Schritten den Pfad des Gartens. Ein bitteres, ſchmerzliches Gefühl erfüllte auch meine Bruſt.

Nach einiger Zeit kam der Oheim wieder auf mich zu. Er war ruhiger geworden.

„Carl," hob er wieder an, „du glaubst kaum, was ich gelitten habe seit diesen fünf Jahren! Schon bald nach der Verheirathung warf er die Maske ab. Er achtete Amalien nicht, weil er keiner Achtung werth ist. Er kennt nicht den Edelstein, den er in ihr besitzt — ja er hat sie sogar mißhandelt. — Und doch liebt sie ihn. Manchmal war es mir — als du weg wareſt, als kämen Zweifel und Reue in Amalien's Herzen. Es schien mir, als könne sie das wahre, lautere Gefühl von jenem, wie es ihr Geliebter zeigte, unterscheiden — aber ein Brief voll schwärmerischen Wahnsinns — verdarb Alles. — Wir sind Alle unglücklich, nur er nicht. Laß mich einen Schleier über sein Leben werfen, dessen Verworfenheit Amalie nicht einmal kennt. Sie ist elend genug. Wer möchte ihr den Wahn, er sei gut und treu, benehmen? — Ach, wie zerrannen sie, die Einbildungen, die mich so lange beglückten! — Carl," fuhr er sanfter fort, „du bist Mann — dir kann ich mein Herz öffnen, wie Niemandem — dir, dir hatte ich Amalie bestimmt, dich, den ich väterlich liebe, mir als Sohn erkoren. Du liebtest Amalien, ich weiß es, Carl — auch sie erfuhr es, als du abgereist warst. Ich wußte den Grund deiner Entfernung. Meine Achtung, meine Liebe nahmst du mit dir. Du hast als Jüngling gekämpft und männlich gesiegt — sollte ich es denn nicht können?!" — So sprach er. —

Wie wurde mir? — Alle der Schmerz vergangener

Jahre zog wieder marternd durch meine Bruſt. „Ach,“ ſeufzte ich, „wenn du es wüßteſt, wie ich geſiegt!“ —

Einer von meines Oheims Freunden ſah uns im Garten und kam zu uns. Ich dankte Gott im Herzen für dieſe Erlöſung; denn nun leitete ſich das Geſpräch auf gewöhnliche, alltägliche Dinge, und in unſere Herzen kam wieder Ruhe.

Es war ſchon hoher Mittag, als wir heimkehrten. „Vergiß, Carl,“ ſagte mein Oheim, „was wir geredet. Laß Amalien nicht merken, daß du ihren Gatten durchſchaut.“

Konnte ich das, ohne zu heucheln? Konnte ich das Mitleid unterdrücken mit dem unglücklichen Opfer eines ſchönen Wahnes, für das mein Herz — das fühlte ich — mehr noch fühlte, als es durfte?! — — —

Amalie hatte uns mit Sehnſucht erwartet.

„Wo bleibt ihr doch ſo lange?“ fragte ſie unzufrieden. „Kaum daß du Flüchtling wiederkehrſt, ſo verläßt du uns auch wieder. Jetzt aber ſetze dich zu mir, und laß uns einmal plaudern.“

Mein Oheim ging in ſeine Studierſtube — die Tante war außen beſchäftigt; Amalie ſtickte, und ich ſetzte mich ſchweren Herzens an ihre Seite. Wir redeten von der Vergangenheit, von unſeren Kinderſpielen, unſeren kindlichen Freuden, Zänkereien und Wiedervereinigungen. Wir waren Beide ſo glücklich in dieſer Erinnerung. Sie legte ihre Arbeit nieder, und ſah mich wieder ſo traulich an — erinnerte mich

an Manches, was mir entfallen war. Ich ſchwelgte in ſüßen Träumen.

Aber ich erwachte wieder aus den ſchönen Träumen, und kam mir vor, wie der Wanderer, der eine paradieſiſche Gegend durchwanderte, und nun auf einer kahlen und öden Berghöhe ſteht, über die ſein Weg führte, und wehmüthig zurückſieht in das Tempe, welches er verließ, und den Blick in die Ferne wendend — nur einer Steppe ohne Schatten, ohne Annehmlichkeit begegnet — In Amalien's Gemüth ging Ähnliches vor. Sie ſeufzte tief auf und ſagte — halbträumend: „So verlieren wir Menſchen ein Paradies nach dem andern;" — „aber" — ſetzte ich hinzu — „wir ſtehen dem erſten am nächſten, wenn das Schickſal ohne unſere Schuld uns aus dem letzten treibt!" —

„Wohl, Carl," ſagte ſie — „und wenn wir auch Alle verlieren hienieden, und uns nur Dornen und Diſteln das Leben trägt, das Paradies der Erinnerung bleibt uns, und kein Engel mit dem Flammenſchwerte vertreibt uns daraus."

Ich warf einen Blick in mein Inneres Fünf Jahre, während welcher ich mich vereinzelt, verarmt in der weiten Welt fühlte, lebte ich ja mehr in dieſem Paradies, als in der wirklichen Welt

„Was wäre die Welt," fuhr Amalie fort, „wenn nicht die Seele die ſchönen Blumen der Vergangenheit in den Winter der Gegenwart pflanzen, und bei dem Anblick ihres Farbenſchmelzes jenen Lebensfrühling

zurückträumen könnte? — Ja, was wäre dermaleinſt das Leben in der andern Welt ohne Rückerinnerung? — Nur dem Verbrecher möchte ich wünſchen, daß ſie verginge — für ihn wäre dann noch Seligkeit — aber dem Guten kann nur durch ſie jener Gott [illegible]frieden werden!“

Amalie ſagte dieſe Worte mit tiefer Bedeutſamkeit. Ich ſah in ihr Herz. Das Bild ihres Gatten ſchwebte ihr vor. Es ergriff mich mit unnennbarer Gewalt. Stürmiſch faßte ich ihre Hand und rief, meiner nicht mehr mächtig: „O, du Engelſeele!“ — Dann ſprang ich auf und verließ das Zimmer.

Wie habe ich den Ausbruch meines Gefühls bereut! Amalien hatte ich mein Herz dadurch eröffnet. Sie war und blieb zurückhaltend — ſcheu — und doch ſah ſie mich oft unbewacht wieder ſo liebevoll an — daß es mir ſchwindelte, und ich die Stunde verwünſchte, die mich hierher gebracht. —

Der Abend kam. Frühe ſchon waren alle Genoſſen des ſchönen Vereines verſammelt. Rode kam ſpäter. Er trug ein Packet Briefe in der Hand. Sein Ausſehen war ruhig, ja heiter.

„Erlauben Sie,“ begann er, „daß ich meine Einleitung zunächſt an Carl richte, der die geheiligſten Anſprüche an die Mittheilung hat, da Werning ſein wie mein vertrauter Freund war. Und wenn ich meine unbedeutende Perſon mitunter handelnd mit einführe: ſo halten Sie es ja nicht für eine Nachahmung der

Clauren'schen Methode, sondern glauben Sie, daß es reine Wahrheit ist."

„Unstreitig erinnerst du dich," hob er an, „daß Werning im Jahr 1813 Göttingen verließ, gerade, als d[illegible] und ich den Entschluß gefaßt hatten, eine andere [illegible]chschule zu beziehen, die entfernter von dem blutigen Schauplatze des Krieges läge. Werning schied von uns unter dem Versprechen, uns nie ohne Kunde von sich zu lassen. Die erste Zeit seiner Anwesenheit auf seinen Gütern hielt er dieses Versprechen treu. Auf einen räthselhaften Brief, zu dem wir keinen Schlüssel fanden, folgte ein gänzliches Schweigen von seiner Seite. Du verließest bald darauf die Universität, um in deine süddeutsche Heimat zurückzukehren. Ich zog nach Norden, meinem vom Kriege des Usurpators hart bedrängten Vaterlande zu. Obgleich Werning's Güter weit von meinem Weg ab lagen, konnte ich dennoch den Wunsch nicht unterdrücken, mich persönlich nach ihm umzusehen und mit ihm einen Entschluß zu berathen, der auf der Reise durch einen andren Jüngling in mir rege geworden war — nämlich unter die Streiter für des Vaterlandes Freiheit vom Joche Napoleon's zu treten. Ich kam auf Werning's Gut an. Er war nicht da. Ich ging zum Justitiarius, einem sehr edeln Mann, und vernahm, daß Werning seit fünf Monaten in den Reihen des Befreiungsheeres als Hauptmann kämpfe, daß er fünf und zwanzig Freiwillige seiner Insassen equipirt und mit ihnen zum

Heere gestoßen sei. Da war das Räthsel gelöst, und auch klar, warum er nicht mehr an uns geschrieben. Es war Furcht — uns zu schaden, die wir noch in einem Napoleon befreundeten Lande lebten.

„Mein Entschluß stand jetzt auch fest. Ich mußte durch einen weiten Umweg die feindlichen Truppen umgehen und kam ziemlich spät nach Berlin. Mein Wunsch war, in Werning's Compagnie als Freiwilliger zu treten; — dies wurde mir jedoch nicht gewährt, und so wurde ich Husar.

„Sie sind zu bekannt, die Begebnisse dieses Krieges bis zu Napoleon's endlichem Sturze, daß ich schnell darüber weggehen kann. Ich bin nur stolz darauf, Theil an diesem ewig denkwürdigen Kampfe genommen zu haben, obwohl ein sieder Körper meine Trophäen sind." —

„Und das Kreuz, das Ihre Brust schmückt, der Ersatz und das Zeugniß ritterlichen Muthes," schaltete mein Oheim ein.

„Seltsam war es," fuhr Rode fort, „daß ich nie Werning sah; selbst auch da nicht, als Friede geschlossen war. Mich führte damals ein neu überkommenes Amt nach Ostpreußen. Ich konnte Werning nicht einmal schreiben, da ich nicht wußte, wo er lebte. Nur das kam mir zu Ohren — er habe die Stelle behalten und sei ins stehende Heer eingetreten.

Europa wurde durch das meteorartige Wiedererscheinen Napoleon's aus seinem Friedensschlummer

aufgeſchreckt. Aufs Neue rief das Vaterland unter die Waffen. Ich verließ, mit huldvoller Genehmigung meiner Vorgeſetzten, meine Stelle, um wieder als Huſar in mein Regiment einzutreten. Als Adjutant meines wackern Obriſten wurde ich recipirt, und von Neuem zogen wir zum Rheine hin. Auch über dieſes Feldzuges Begebniſſe kann ich hinwegeilen. Wieder geſchah es, daß Werning zu ſehen mir nicht vergönnt war; aber der Ruf von ſeiner Tapferkeit und biedern Treue, der Ruf, daß der König ihn durch Orden auszeichnete, kam zu mir. Nie trug eine würdigere Bruſt die Ordenskreuze. Leider war uns nicht ſo es vergönnt, Theil an den Thaten dieſes Krieges zu nehmen, als wir es wünſchten. Wir gehörten zur Reſerve. Als Paris erobert war, blühte mir die Hoffnung, in der Weltſtadt meinen Werning wieder zu ſehen, da ich wußte, daß ſein Regiment dort ſtand. Mit meinem Obriſten verließ ich das Standquartier in einem elenden Städtchen und eilte nach Paris.

Ich flog auf das Generalcommando, nach Werning zu fragen

„Hauptmann Werning?“ — fragte man — „Es iſt kein ſolcher in der Armee, wohl aber ein Major von Werning.“

„Nun ja, den ſuche ich eben!“ —

„Sie finden ihn im Lazareth. Er iſt ſchwer verwundet worden in einem Scharmützel — wird wohl aber jetzt auf dem Wege der Geneſung ſein“

Jetzt trieb mich die Angst nach dem Lazarethe. Den Stabsarzt hatte ich in Berlin kennen gelernt. Er führte mich zu Werning.

Da saß der sonst so blühende, kräftige, junge Mann, bleich, hager, ein Bild des Jammers, auf seinem Lager. Ich kannte ihn fast nicht mehr — er mich aber auf den ersten Blick.

„Rode!“ rief er freudig aus, „du auch Soldat!?“

Ich flog an seine Brust. Er war ergriffen. „Schonen Sie sich, lieber Major,“ sagte der Stabsarzt; „jeder zu heftige Affect schadet und verzögert die Heilung.“

Als die ersten Ergüsse der Freundschaft vorüber waren, schob er mit einem wehmüthigen Lächeln die Decke weg und sagte: „Da sieh das Opfer, welches dieses fatale Paris von mir gefordert hat.“

Sein rechtes Bein war, von einer Stückkugel zerschmettert, am Knie abgenommen worden.

Ich fuhr betroffen zurück.

„Lieber Doctor,“ rief er nun mit Laune dem Stabsarzte zu, „befehlen Sie doch, daß man meinen Fuß hole, damit ihm Rode in seinem Witthum einen guten Tag sagen kann.“

Der Stabsarzt ging selbst und brachte ein ungeheures Glas, worin Werning's Fuß in Weingeist stand.

„Sieh', Rode,“ fuhr er fort, „diese Reliquie werde ich meiner künftigen Frau als Mahlschatz bringen. Er soll mich heimbegleiten, damit er einst, wenn sein

ehemaliger Herr zum letzten Manöver geht, sein hölzernes Subſtitut, welches Paris mir ſehr großmüthig als Erſatz gibt, wieder remplaçire"

„Ich beneide dich um deine Heiterkeit, lieber Werning," ſagte ich, den Steifer bewundernd.

„Und ich möchte dich beneiden, daß du Soldat bleiben kannſt —"

„Und nicht mag — lieber Werning" — fiel ich ein.

„Seltſam," erwiederte er, „ich bin traurig, daß ich jetzt als Invalide den Dienſt verlaſſen muß; nun gehe ich auf mein Gut und werde Bauer oder ein Einſiedler."

Wir ſprachen noch lange über die Art, wie ein häusliches Leben auf dem Lande recht angenehm zu machen ſei. Endlich ſprach der Doctor zu mir: „Ich wünſchte, Sie verließen Werning jetzt, ich ſehe, daß er ſehr angegriffen iſt"

Ich ging — aber jede freie Stunde brachte ich bei ihm zu. Vierzehn glückliche Tage lebte ich mit ihm, und noch inniger ſchloſſen ſich unſere Herzen an einander; — mit dem Schwure ſchieden wir endlich, als die Zeit des Urlaubs verfloſſen war, daß niemals — weder Entfernung, noch die verſchlungenen Wege des Geſchicks uns trennen ſollten. Mein Obriſt und ich kehrten trübſinnig in das elende Standquartier zurück. Und Werning hat den Schwur gehalten. Er ſchrieb mir ſpäterhin, als noch eine weite Entfernung uns trennte, ſehr oft, und ſpäter noch öfter, da wir

einander näher gerückt wurden. Dieſe Briefe, aus denen ich die meiſten Data meiner Hiſtorie mittheilen werde, ſind Zeugniſſe ſeines ſchönen Herzens. Mich führte mein Schickſal, mein hartes Amtsjoch — und Vieles mußte ich leiden und erfahren" — er ſeufzte tief auf — „Werning's Briefe waren meine Freunde, meine Erholung. Werning lebte ruhig und zufrieden auf ſeinen Gütern, Gutes wirkend und fördernd. Doch bald traf auch ſein Herz ein harter Schlag — wie Ihnen dieſe Zeilen, in denen ich das Außerweſentliche übergehen zu dürfen bitten muß — ſagen werden:

R....., am 10. Mai 1816.

„Was hat Dich Invaliden aus deiner Klauſe herausgetrieben? wirſt Du fragen, wenn Du dieſe Zeilen von R..... datirt ſieheſt — Freund! — Das ſchwarze Siegel, welches ich, obwohl abhold aller ledernen Philiſterei des vergangenen Säculums — nahm, um der Leute willen — wird Dir ſagen, wenn Du jene Formelſprache verſtehſt, daß Trauer in meiner Familie iſt. Du weißt, ſie iſt klein, meine Familie — ich bin der letzte männliche Sprößling meines Stamms, und die gütige Vorſehung ließ mir Erſatz für das Entbehren von Vater und Mutter und Bruder in einer geliebten, theuern Schweſter, die, Wittwe eines ſehr edlen Mannes, ihre Tochter in R..... erzog. Wir hatten uns lange nicht geſehen; und meine Auguſte konnte nur einmal eine kurze Zeit bei mir

zubringen, während Clementine, meine Nichte, in der Erziehungsanstalt blieb. Damals verabredeten wir, daß wir fortan im engsten Verbande leben, sie N..... verlassen und zu mir auf mein Gut ziehen wolle, sobald Clementine confirmirt sei. Wie sehnsüchtig erwartete ich diese Zeit, und wie malte ich mir die Stunden so schön aus, die ich Clementinen's Ausbildung widmen wollte, da jene Anstalt nicht die beste war.

„In diesem Jahre noch sollte mein Wunsch erfüllt werden — aber ach, wie war es so anders beschlossen im Rathe des Himmels! Ich ließ eben die Zimmer geschmackvoll herstellen, welche Auguste und Clementine bewohnen sollten, hoffend, daß sie ihren Wünschen ganz entsprechen würden — als ich einen Brief aus N..... von fremder Hand empfing. Ich erschrak, nichts Gutes ahnend. — Der Brief kam von Augusten's Freundin, einer edlen Frau. Sie meldete mir die erschütternde Nachricht, daß Auguste sehr krank sei und sehnsüchtig wünsche, mich vor ihrem Ende, was sie als nahe befürchten zu müssen glaube, zu sehen.

„Wie schlug dieser Donnerschlag in meine schönen Träume und Hoffnungen, und zerschmetterte sie! Ich wußte nicht mehr, was ich that. In der Eile ließ ich packen und flog, die Schmerzen, welche die Reise mir machte, nicht achtend — mit Windeseile nach N..... — Und doch kam ich zu spät! — Sie war nicht mehr, als ich ankam, und der doppelte Schmerz, ihre Sehn-

ſucht unerfüllt gelaſſen, und ſie für die Tage dieſer Pilgerfahrt verloren zu haben, legte ſich wie eine Centnerlaſt auf meine Bruſt. Auguſten's Freundin führte mich, auf mein Bitten, in das Zimmer, wo der Leichnam der Theuern lag, und ließ mich allein. „So alſo ſehe ich dich wieder?!“ rief ich im Innerſten erſchüttert, und kniete an dem Sarge nieder, den Kuß des Scheidens auf die kalte Lippe drückend. Ich ſchwur ihr zu, Clementinens Vater, Bruder, Freund, Bildner — Alles zu ſein, was ich ihr ſein konnte! Es war ein heiliger, unvergeßlicher Augenblick, den ich bei der geliebten Verſtorbenen zubrachte. Ich fühlte das Wehen ihres Geiſtes. Er ſchwebte um mich — er war mit mir zufrieden. Ach, es war wohl die Sorge für Clementine, die ſie mir ans Herz legen wollte. Ich fühlte mich erhoben, als ich ihr den Schwur geleiſtet, ich fühlte meinen Schmerz gelindert. Allein er erwachte wieder, als ich das Zimmer verließ, und nun für dieſe Welt von ihr mich trennte, da ſie ſchon am Nachmittage beerdigt werden ſollte.

„Auf dem Corridor kam Auguſten's Freundin mir entgegen. Sie reichte mir weinend die Hand und führte mich in ein anderes Gemach, wo ich Clementinen, welche ich nun in ſechs Jahren nicht wiedergeſehen hatte, finden ſollte.

„Ich trat hinein. Da ſaß auf einem Canape ein etwa ſechszehnjähriges Mädchen, mit einem bleichen, kummervollen — aber äußerſt lieblichen Geſichtchen.

Ihre Thränen rannen ſtromweiſe über die bleiche Wange. Es war Clementine. Als die Thür aufging, warf ſie einen ſcheuen, ängſtlichen Blick nach der Thüre — dann aber richtete ſie ſich auf, ſah mich forſchend an, und als ich ihr meine geöffneten Arme entgegenbreitete, da rief ſie: Mein Oheim! und flog an meine Bruſt. — Laß mich hinweggehen, Freund, über die Empfindungen dieſes Augenblicks, über des Kindes, über meinen Schmerz. Zu ſchildern iſt er nicht. Du kennſt ihn ja auch, Du Armer; Du leerteſt ja auch des Wehes herben Kelch bis auf die Hefen. Vorgeſtern wurde Auguſten's Hülle zur Ruhe beſtattet, und es that mir wohl, die allgemeine Theilnahme wahrzunehmen Sie liebten ſie — denn ſie war gut. — Wenn auch die Todesſtunde etwas Schreckliches hat, etwas Zermalmendes für das liebende Herz, ſo gleicht ſie doch nicht der, wo die Hülle des geliebten Weſens nun mir entzogen ward, dem ſchauerlichen Orte der Verweſung übergeben wird. Ich empfand dieſen Schmerz zum erſten Male mit Bewußtſein, da meine früheren Verluſte den früheſten Tagen meiner Kindheit angehören — aber ich empfand ihn mit aller ſeiner herzzerreißenden Gewalt! — Für Clementinen war mir bange; ihr Schmerz war ſtumm, thränenlos. Doch als man von Ferne den ſanften Grabgeſang vernahm — da ſtieß ſie einen lauten Schrei aus, und mit ungemeiner Gewalt entſtrömten ihrem Auge die Thränen.

„Jetzt bin ich allein! rief ſie aus, und der Ton

durchschnitt mein Herz wie ein zweischneidig Schwert, und nie werde ich ihn vergessen.

„Nein, das bist du nicht, meine Clementine, sagte ich erschüttert, sie an mein Herz ziehend — ich lebe noch und meine Liebe!

„Da sah sie mich an mit unendlich rührendem Blicke. Sie nickte sanft mit dem Haupt und legte es vertrauensvoll an meine Brust. „Laß es immer hier ruhen, meine Clementine," sagte ich.

„Von nun an wich sie nicht von meiner Seite. Mußte ich, um Augusten's Angelegenheiten zu ordnen, einige Augenblicke sie verlassen, dann fand ich sie jedesmal in Thränen gebadet wieder, und sie wurde erst wieder ruhig, wenn ich eine Weile bei ihr war.

„So bin ich denn schon zehn schwere Tage hindurch hier, und erst nach acht Tagen verlasse ich die Stadt.

„Ich habe es Clementinen freigestellt, ob sie in die Pension zurückkehren oder mich nach Hochkirchen begleiten wolle. Sie zog Letzteres vor. O, wie war ich froh in meinem Herzen. Ich würde mich jetzt noch mehr vereinzelt gefühlt haben. Nun bleibt mir doch ein theures Wesen, für das ich leben kann.

„Augusten's treue Dienerin begleitet uns. Lebe wohl, Freund! Von Hochkirchen aus erfährst Du erst wieder etwas von mir, wenn mein neuer Haushalt eingerichtet sein wird."

„Zwischen diesem Briefe," fuhr Rode erzählend fort, „und dem folgenden, lag ein bedeutender Zwischen-

raum. Ich schrieb ihm öfter, ohne Antwort zu erhalten. Ich konnte mir dies indessen recht wohl erklären. Clementinen's Bildung und Unterricht beschäftigte jetzt Werning zu sehr, als daß er Zeit fand zum Schreiben. Ich haderte auch nicht mit ihm — da ich gewiß wußte, daß er in dieser Beschäftigung Trost und Erheiterung für das leidende Herz fand, und Beides wieder Clementinen gewährte. Gerne wäre ich zu ihm gereist — allein die Entfernung war zu groß, und meine Berufsarbeiten ließen es nicht zu. Ich hoffte, daß in Zukunft Werning öfter schreiben würde. Indessen darin täuschte ich mich. Seine Briefe kamen immer seltener. Erst im September 1816 erhielt ich das nachfolgende Schreiben:

„Monate liegen zwischen diesen Zeilen und meinen letzten, mein theurer Rede; sei mir nicht gram! Auch mehrere Deiner Briefe blieben bisher unbeantwortet. Du weißt, wie gerne ich mit Dir mich unterhalte, wie ich in Deine Brust so gerne Freude und Leid der meinigen goß — auch bisher hatte ich oft Veranlassung dazu gehabt; allein Clementinen's Ausbildung fesselte mich ganz. Meine gute Auguste hatte zu viel Vertrauen zu der Bildungsanstalt. Sie leistete, wie so viele ihres Gleichen, im Ganzen nichts — und schaden oft mehr, als sie nützen. Für Clementinen war es recht gut, daß sie die Anstalt verließ. Noch ist die einfache Natur erhalten und noch nicht verdrängt von jener karikirten Unnatur, jener puppenartigen Steifheit, wie

ſie uns ſo oft an ſolchen Treibhauspflanzen vor Augen tritt. In weiblichen Künſten hat ſie viel gewonnen — aber an innerer, wahrer Geiſtesbildung iſt ſie ſehr verſäumt. Das fühlt ſie jetzt ſelbſt, wo ich mit allem Fleiß und aller Liebe, und doch auf eine zwangloſe, ſie anſprechende Weiſe ſie einführe in die heiligen Hallen der Geſchichte, ſie kennen und verſtehen lehre den wunderbaren Bau und Haushalt, den Reichthum des Segens und die Schönheit der Natur; ſie einen freien Blick thun lehre in die Welt und ihr großes Ganze, unter in das, was der Erdbeſchreibung, und ohne, was dem Gebiete der Sternenwelt angehört. Der Prediger ertheilt ihr den Unterricht in der Religion, und nächſtes Frühjahr, wenn das ſchöne Feſt der Auferſtehung das Licht ſeiner beſeligenden Hoffnung in das gläubige Gemüth ſtrahlt, wird ſie aufgenommen in den Chriſten-Bund. Sie erfaßt alles mit Wärme. Beſonders gibt die Religion ihrem Weſen ſichtlich eine höhere Weihe. L., Du ſollteſt ſie ſehen, wie ſie mit Auge und Ohr auf mich gerichtet daſitzt, oder mit mir im Garten luſtwandelt, wenn ich ihr erzählend dieſe Kenntniſſe beizubringen ſuche, welche beſonnene, oft mich verwirrende Fragen ſie thut, und wie, wenn ſie irgend einen Gegenſtand ſo recht klar aufgefaßt hat, ihr Dank und ihre Liebe ſo erhebend ſich ausſpricht. Sie lieſt mir vor. Von jeher war Länder- und Völkerkunde für mich ein äußerſt wichtiger Zweig der Literatur. Die neueſten Reiſebeſchreibungen lieſt ſie mir nun vor.

Da gibt es ſo oft wieder Gelegenheit, außer der belehrenden Unterhaltung an und für ſich irgend einen Gegenſtand der Naturlehre oder Naturgeſchichte oder Technologie aufzufaſſen und ihr bekannt zu machen. Sie kann kaum die Stunden erwarten, die dazu beſtimmt ſind. Oft lieſt ſie mir aus unſeren klaſſiſchen Dichtern vor mit einem ſo wahren, tiefen und richtigen Gefühl und Ausdruck, mit ihrer ſo rührenden und wohlklingenden Stimme, daß ich mit wahrer Seelenfreude zuhöre, daß ich meine, ich hätte nie ſo tief dieſe Schönheiten empfunden und oft begeiſtert wurde von den erhabenen Ideen. Clementine hat überwiegende Talente für Muſik. Schon in der Anſtalt empfing ſie Unterricht auf dem Piano und der Harfe. Nun halte ich ihr einen eigenen Muſiklehrer, und auch hier ſind ihre Fortſchritte ans Wunderbare grenzend. Wie oft ſcheucht ſie den Trübſinn von mir, der manchmal ſich wie ein Nebel über mein Gemüth ſenkt. Setzt ſie ſich dann, und es iſt, als wüßte ſie ſchon die Macht, welche die Tonkunſt von jeher über mein Gemüth ausübte — als ſähe ſie den böſen Geiſt nahen — ſetzt ſie ſich dann an den Flügel, oder gleiten ihre Finger über der Harfe Saiten, und ſie erhebt ihre klare, flötende Stimme, — dann ſinkt jener Nebel, dann hebt ſich mein Geiſt jungbeſchwingt wieder empor, und ein ſüßer Frieden zieht durch meine Bruſt, oder er löſt ſich in eine Wehmuth auf, die mir Thränen in das Auge lockt. Sieht ſie das, dann verläßt ſie das Inſtrument,

kommt zu mir, fragt so traulich: „Was ist Ihnen, lieber Oheim?“ und plaudert nun so süß oder zieht mich hinaus ins Freie, in den Garten zu ihren Blumen — daß ich wieder genese von meiner Schwermuth, und heiter werde wie sie, die heitere Seele.

„Sieh, durch diese Schilderung beantworte ich Dir indirect die Frage, wie ich lebe? — und Du wirst Dir selbst die Antwort geben: Glücklich! Ich hatte es wahrlich nie geahnet, daß mein Leben so glücklich werden könnte. Lebte jetzt Auguste noch! — O, wie glücklich müßte das Mutterherz sein, wenn es diese Entwickelung zu allem Guten und Wahren und Schönen bei ihrer Clementine sähe! Ich habe die Mutterfreude mit den Pflichten geerbt. Gewiß, Rode, es ist eine selige Freude, diesen Riesenschritten zu folgen, mit denen das Mädchen das Gebiet des Wissens durchschreitet, und die Lust, zu beobachten, wie sie sich auch in körperlicher Rücksicht zu einem Wesen entfaltet, dessen Liebreiz wirklich bezaubernd zu werden verspricht. Ich werde wieder jung, Rode — in diesen Verhältnissen. Ich vergesse die Jahre, die hinter mir liegen, und gebe mich ganz diesem schönen Leben hin. Könntest Du bei mir sein und meine Freuden theilen — Freund! sie wären dann zehnfach.

„Es ist jetzt oft der Fall, daß ich einige Zeit entfernt bin. Komme ich dann, vom Heimweh getrieben, zurück, — dann sagt gewöhnlich die treue Dienerin, es sei mit Clementinen nicht auszuhalten gewesen. Sie

habe keine Ruhe, keine Luſt zur Thätigkeit, ſie gehe traurig umher. Komme ich, — o dann eilt ſie mir jubelnd entgegen, und weiß ſie den Tag, dann kann ich rechnen, daß ich ſie auf der Höhe finde, die etwa eine Stunde von Hochkirchen liegt, wo ſie mich erwartet. Dieſe Freude iſt köſtlich. Sie fliegt dann an meinen Hals, ſie jubelt und weint faſt zu gleicher Zeit, und ich alter Narr habe ſchon manchmal ſelbſt Freudenthränen über des Mädchens Anhänglichkeit vergeſſen.

„Glaube indeſſen ja nicht, daß ich bloß ein Weltkind, bloß ein ſo gewöhnliches, hochadeliges Dämchen aus ihr bilden will, die von Allem zu ſagen weiß, nur nicht von dem Hauſe und ſeiner Welt, in der das Weib ſo recht eigentlich die ihrige hat. Auguſten's treue Dienerin, die mit wahrhaft mütterlicher Liebe an Clementinen hängt, führt ſie in dieſes Heiligthum des Frauenberufs ein. Sie leitet die Wirthſchaft. Selbſt in der Küche iſt ſie beſchäftigt, und auch dieſe Zweige des weiblichen Berufs erfaßt ſie mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit und Thätigkeit.

„Schmerzt mich manchmal mein invalider halbhölzerner Fuß — was jetzt immer ſeltener iſt, dann ſollteſt Du die rührende Sorgfalt, die innige Theilnahme, das Beſtreben ſehen, mir den Schmerz zu lindern! Du würdeſt dann es natürlich finden, daß ich mit ganzer Seele an Clementinen hänge.

„Nicht wahr, ich habe Dir nun recht viel von

meinem Treiben geſchrieben? Dir kann ich's ja auch, ſonſt Niemanden; denn Du freueſt Dich mit mir wie Du mit mir trauerteſt. Lebe wohl!"

„Werning's folgende Briefe waren immer voll Lob Clementinen's. Das Mädchen war ſeine Welt, ſeine Freude, ſein Glück. Seine Seele war nur immer bei ihr. Nach Verlauf zweier Jahre indeſſen wurden ſeine Briefe ſeltener. War er zuletzt ſchwärmeriſch für Clementine eingenommen geweſen, ſo ſprach er jetzt mit einem gewiſſen Ernſte von ihr, und es herrſchte ein elegiſcher Ton in ſeinen Briefen. Da erſt blickte ich in ſein Herz. Er liebte Clementinen. Das war das Geheimniß ſeines Herzens, welches er ſelbſt noch nicht kannte, oder doch noch nicht zu kennen ſchien. Ich wollte ihm den Schleier nicht vom Auge wegziehen. Indeſſen wurde er immer ſchwermüthiger, ja er war zuletzt mit ſich ſelbſt zerfallen, als ihm ſein Gefühl durch mich endlich klar wurde. Ich konnte mir den Gang dieſer Liebe klar denken. Anfangs nur die uneigennützigſte Vaterliebe zu der Waiſe der Schweſter, zu dem einzigen ihm verwandten Weſen. Dieſes Weſen entwickelte nun vor ſeinen Augen ſeinen ſchönen Geiſt, ſein reines, herrliches Gemüth, entwickelte der Schönheit edelſte Formen, wuchs heran zur blühenden Jungfrau, trat in das Lebensalter, wo die Jungfrau der friſch erblühenden Roſe gleicht, und ihr Liebreiz das Herz

mit einem unaussprechlichen Zauber erfaßt, auch das rohste selbst, vielmehr das edle, gefühlvolle, und nun lernte er ihren Werth kennen, empfinden und — die Liebe saß schon fest, ohne daß er es wußte. — Da antwortete er mir:

„Du hast eine Fackel in die Finsterniß und Verblendung meines Innern geworfen, theurer Freund! die es furchtbar erschüttert hat. Ich bin erschrocken — ich fuhr mit Entsetzen vor mir selbst zurück. Ja, Du hast Recht, ich fühle es tief im Herzen, ich liebe das engelgleiche Wesen, das mich in allem Zauber der Jugend, Schönheit, des Talents und der reinsten Weiblichkeit umschwebt. Großer Gott! wie konnte das mir so lange verborgen bleiben? Jetzt fällt die Binde, wo es zu spät ist. Ich habe, seit ich Deinen schrecklichen Brief erhielt, und es ist ja schon lange, lange her, ich habe seitdem gekämpft, furchtbar gekämpft, — aber ach! all mein Kämpfen ist umsonst, schwebt sie wieder daher — die Liebliche, dann sind alle Siege über mein thörichtes Herz eitel. Ich beschwöre Dich, sage mir, wie soll ich geheilt werden? — Ich muß fort von hier. Ich will reisen, bis meine Vernunft gesiegt hat. Wie könnte sie mich lieben — sie — das junge, blühende Mädchen, mich — den Mann von sechs und dreißig Jahren — mich alten invaliden Soldaten? — Ha! bist du wahnsinnig, Werning? — Wahnsinn ist's, schrecklicher Wahnsinn! Ich will, ich muß fort — ehe Clementine es ahnet, was in mir vergeht!" —

Vierzehn Tage ſpäter fortgeſetzt:

„Rode, Rode, an welchem Abgrunde ſtehe ich! Clementine ahnet es wohl. Sie war ja ſonſt noch immer ſo kindlich zutraulich — und jetzt iſt ſie ſcheu, ernſt — ſie blickt mich nur verſtohlen an, und dann mit ſeltſamem Ausdruck. Ihr Auge iſt oft trübe — es zeigt Spuren heimlich vergoſſener Thränen. Das Glück iſt gewichen aus meinem Haus — aus meinem Herzen auf immer. Mein innerer Zwieſpalt warf mich aufs Siechbett. O, da, da war ſie wieder wie einſt — da ſah wieder die alte Liebe zum Oheim aus den klaren, himmliſchen Augen. Da ſaß ſie am Bett und fragte wieder wie ſonſt — ſo liebevoll. Ach, ſie wußte es ja nicht, wie ſie das verderbende Gift in mein Herz flößte, wie ſie den zerreißenden Zwieſpalt meines Innern noch ſteigerte. Es waren Tage der Seligkeit und des namenloſen Schmerzes. Ich genas — ſiehe da, ſeit ich wieder umhergehe, iſt ſie wieder ſcheu, ernſt, melancholiſch, ſeufzt und weint. — Auch ihren Frieden habe ich wohl geſtört. Da klage ich mich an einer ſchrecklichen Schuld, eines Verbrechens, werth der höchſten Strafe. Ich ſuche mich an die Entfernung von ihr zu gewöhnen. Ich bleibe tagelang weg — aber die Sehnſucht bleibt, und ein Weh — das mich tödten wird. Komme ich dann am Abend heim, dann fliegt ſie mir entgegen — und bleibt erſchreckend auf halbem Wege ſtehen. Kann ſie mich noch achten, mir noch gut ſein? frage ich mich oft ſelbſt, aber da ſehe

ich wieder die tausend Zeichen ihrer liebevollen Aufmerksamkeit, die tausend Kleinigkeiten, die doch so bedeutungsvoll sind:

„Ich saß neulich im Garten. Da kam sie mit ihrer Arbeit und einem Buche.

„Sie sind so traurig, liebster Oheim, sagte sie fast weinend, soll ich Ihnen vorlesen? oder — sie stockte.

„Mein Herz bebte. Ja, lies, liebe Clementine, bat ich.

„Da begann sie — aber die Stimme bebte — sie konnte nicht.

„Sie wollte aufstehen und weggehen.

„O bleibe doch, liebe Clementine, bat ich wieder. — Ich hatte mich gesammelt, ich wollte ihr sagen, daß ich sie verlassen müsse. Sie setzte sich; aber sie wendete das Gesicht ab, es standen Thränen in ihren Augen.

„Ich muß auf lange Zeit verreisen, hob ich mühsam die Worte herausstoßend an — ich muß — nach England.

„Nach England?! rief sie, und stromweise perlten die Thränen über ihre Wangen — — Ach, fuhr sie fort, was wird dann aus mir werden?

„Rede, da preßte es meine Brust zusammen, daß ich aufspringen mußte, um Luft zu gewinnen.

„Ich ging eine Weile auf und nieder, um Fassung zu gewinnen.

„Der Prediger und seine Frau ziehen zu dir aufs

Schloß, da wird dir die Zeit schnell und angenehm verstreichen.

„Angenehm? wiederholte sie und sah mich schmerzlich an. O, sagte sie, dann müßte ich vergessen, wie ich bisher gelebt. —

„Wie erschrak sie, als das Wort ausgesprochen war. Sie erröthete und erbleichte in einem Moment.

„O, ich dankte Gott, daß der Justitiarius kam und diese peinvolle Unterredung abbrach. Clementine entfernte sich. Der Justitiarius begriff mich nicht, denn ich gab ihm die seltsamsten Antworten von der Welt. Als er ging — wanderte ich hinaus aufs Feld und suchte Ruhe.

„Ich kehrte spät heim. Clementine ließ sich entschuldigen — ihr sei nicht wohl, sagte die Dienerin.

„Jetzt fühlte ich eine Angst, der nichts gleich kam. Ich fragte, was ihr sei.

„Ach, sagte die gute Seele, ich begreife das Fräulein nicht mehr. Sie ist ganz umgewandelt. Sie weint oft, oft lächelt sie wie eine Selige. Heute aber war sie ganz trostlos.

„Sieh, da stand mein Entschluß fest. Ich muß fort, ehe es auch für ihren Frieden zu spät ist. In acht Tagen reise ich nach Pyrmont, bleibe da einige Wochen und gehe nach Frankreich und England. O, könnte ich Dich sprechen, Dich sehen! Lebe wohl!"

„Ich las diesen Brief, fuhr Rode fort, und lächelte und dankte Gott. Geh' du nur, sagte ich, sie liebt

dich, daran ist kein Zweifel, und dein Himmel ist dir nahe, während du, Edler, Höllenqual duldest!

„Mein Entschluß war schnell gefaßt. Ich suchte Urlaub nach und erhielt ihn, nahm Werning's Briefe zu mir und reiste ab. — Nach vier Tagen kam ich nach Hochkirchen. Ich fuhr beim Prediger vor, den ich von früheren Jahren kannte. „Ist der Baron zu Hause?" fragte ich.

„Er ist gestern abgereist," sprach er, — „Gott weiß, was ihn dazu bewegt. Der edle Mann ist mir seit einem halben Jahr ein Räthsel geworden. Jenes harmlose Glück, das sonst ihn wie sein Engel umschwebte, ist gewichen. Er ist unglücklich, und Niemand erräth den Grund."

Ich schwieg und ging aufs Schloß.

Durch den Garten ging ich ungesehen dem Schlosse zu. Ein Saal, dessen Thür in den Garten ging, aus dessen halbkreisförmigen hohen Fenstern man fast den größern Theil des Gartens übersehen konnte — war Werning's Lieblingsaufenthalt. Die Thüre stand offen. In voller Blüthenpracht stand der Garten.

Ich bog eben um eine Gruppe blühender Gebüsche, da sah ich nicht weit von mir eine weibliche Gestalt. Sie war in ein einfaches weißes Kleid gehüllt. Aber welch eine Gestalt? — Schöner sah ich sie nie, die Formen des weiblichen Körpers. Sie hatte etwas Majestätisches. Eine Fülle blonder Locken ringelte sich um einen Nacken, den man ein vollendetes Meisterstück

der Natur nennen konnte. Ich trat in das Gebüsch zurück, das mich verbarg, ohne mir ihren Anblick zu entziehen. Es war Clementine. Nach einigen Augenblicken wandte sie sich gegen mich. Ich hatte sie mir schön gedacht, nach Werning's begeisterter Schilderung — aber wie weit blieb diese hinter dem Urbilde zurück! Dieser Liebreiz, diese Unschuld, diese Engelsmilde — nein, sie ist nicht wieder in Einem Wesen vereint zu finden. Ich war überrascht, geblendet. Ich begriff es nun, wie es nicht anders möglich war, als daß Werning sie lieben mußte. Sie kam näher zu mir. Ihr Gang war nur ein Schweben. Der niedliche Fuß ließ keine Spur im schwellenden Rasen zurück. Und doch sah sie bleich, leidend aus. Eine Rasenbank stand vor dem Gebüsche — das mich versteckte, darauf ließ sie sich nieder. Ihr schönes Haupt sank in die Hand, und tiefe Seufzer arbeiteten sich aus der Brust hervor. So saß sie eine Weile still. Es schien mir, sie weine.

„Wo magst du jetzt schon sein?" sagte sie laut — den Blick in die sich vor ihr ausbreitende Fläche hinausgewendet. „Warum zogst du weg?" fuhr sie fort. „So kennt und liebt man dein edles Herz doch in der Fremde nicht — als hier."

Mit einem Male fuhr sie auf. Glühend roth ihre Wangen, ihre schöne Stirne — sah sie sich um mit sichtbarer Furcht, behorcht worden zu sein. Sie konnte mich indessen durchaus nicht sehen.

Sie setzte ihren Monolog fort — aber ich vermochte

auch kein Wort mehr zu verstehen. Über eine Weile erhob sie sich und pflückte von dem Gebüsche Rosen — dann ging sie zu einer alten Eiche, die in einiger Entfernung ihre schirmenden Äste über einen blühenden Rasenteppich breitete, und brach Zweige ab, und daraus wand sie einen Kranz. Plötzlich bückte sie sich zu dem Rasen. Da blühte das Blümchen der Treue. Sie brach einige Vergißmeinnicht, um sie in den Kranz zu winden — doch sie besann sich und warf sie wieder weg. Sie kam wieder zur Bank und setzte ihr Geschäft fort mit vieler Emsigkeit. „Nein," sagte sie endlich — „Vergißmeinnicht flechte ich nicht hinein!" Sie legte dabei die Hand auf ihre Brust.

Was in ihr vorging, glaubte ich zu errathen. Die Pantomime war so ausdrucksvoll, daß man sie unmöglich mißverstehen konnte. Du verräthst meine Gefühle — du Blümchen, wollte sie sagen, und diese Gefühle müssen in meiner Brust dem Auge der Welt verborgen schlummern."

„Habe ich sie richtig erklärt?" fragte Rode die Frauen, und diese gestanden ihm einstimmig die Richtigkeit seiner Interpretation zu, baten ihn aber zugleich, doch ja ununterbrochen fortzufahren.

„Als der Kranz gewunden war, erhob sie sich und ging auf die Thüre des Gartensaales zu, hinter welcher die herrliche Gestalt verschwand.

Das niedrige Werk des Lauschens hatte ich nun einmal übernommen — jetzt konnte ich es auch noch

nicht aufgeben. Ein Cytisus senkte seine Blüthenzweige dicht an einem der Fenster des Saales herab. Auf einem Umwege kam ich dahin. Das Plätzchen war nicht schöner für mich zu finden. Gerade vor mir stand Clementine und befestigte den Kranz, welchen sie gewunden, um Werning's sehr ähnliches Bild. Die Thränen standen ihr dabei immer in den himmlisch blauen Augen.

Als sie ihr Werk vollendet, setzte sie sich vor das Bild und sah es unverwandt an. Ihre Lippen bewegten sich leise. Ein bezauberndes Lächeln umschwebte ihre Züge. Hören konnte ich nichts, und gesehen glaubte ich genug zu haben. Ich verließ meinen Schlupfwinkel und ging zu der Thüre des Gartens zurück, um nun den geraden Weg zu gehen.

Als ich in die Nähe des Saales kam, blieb ich stehen, sah mich um und machte ein Geräusch.

Sie gewahrte mich, sprang erglühend auf und wollte sich entfernen. Doch sie besann sich und kam auf mich zu.

Ich begrüßte sie, und fragte nach dem Baron.

„Ich bedauere, Ihnen sagen zu müssen, daß er auf einer Reise nach England ist," sagte sie sehr verbindlich.

„Dann habe ich eine sehr weite Reise umsonst gemacht, und die freudige Hoffnung des Wiedersehens umsonst genährt" — sagte ich in anscheinendem Unmuth.

„Er wird es sehr bedauern!" —

„Ohne Zweifel, mein Fräulein," versetzte ich zuver-

sichtlich; „denn wo die Freundschaft so lange genährt, so treu erprobt ist, als zwischen uns, da muß solcher Zufall beiden Theilen gleich wehe thun."

Sie sah mich jetzt forschend an.

„Ich heiße Rode, mein Fräulein," fuhr ich fort — „vielleicht ist Ihnen der Namen nicht fremd?"

„Rode?"! rief sie aus, und wieder malte ein hohes Erröthen die lieblichen, bleichen Züge, und verschönerten sie unendlich. „Rode? — o dann sein Sie mir zehnfach willkommen, ich weiß nur zu gut, wie meines Oheims Herz sie liebt."

Da reichte ich ihr die Hand. „Wir sind uns dann auch nicht mehr fremd — theure Clementine," sagte ich, und diese Worte kamen aus dem Herzen, „dann sehen Sie mich als Ihren Freund an, und erlauben Sie mir, jede Förmlichkeit abzulegen, Sie mit dem schönen Namen: Clementine zu nennen, und — einige Tage mit Ihnen zu verleben — da ich nun einmal meinen Werning nicht finde."

O, da hätten Sie das liebe Mädchen sehen sollen! Eine Heiterkeit überstrahlte ihr Gesicht, die es noch reizender machte. Sie drückte mit rührender Freundlichkeit meine Hand und sagte: „Wie freue ich mich, Sie ganz so zu finden, wie Sie oft der Oheim mit der Freundschaft hoher Begeisterung schilderte."

Sie führte mich in den Saal.

Aber wie erröthete sie, als ich, Werning's Bild erblickend, darauf zuging, und den bedeutungsvollen Kranz gewahrte.

„Du guter, edler Menſch!“ ſagte ich, ſelbſt lebhaft ergriffen — „ja du verdienſt, was dieſer Kranz ſpricht: Ewige Liebe!“ —

„Wahrlich,“ fuhr ich zu ihr gewendet fort, „ich möchte Werning beneiden! Wer ſo in den Herzen der Seinen lebt, der hat das ſchönſte Loos des Lebens gezogen.“

Sie war unausſprechlich verwirrt, und ſtotternd ſagte ſie: „Er iſt ja auch ſo gut!“

„Wohl iſt er das, theure Clementine,“ fuhr ich, von ſeinem Werthe lebhaft durchdrungen, fort. „Sie ſollten ihn kennen, wie ich! Sie ſollten in die Tiefe dieſes reichen Herzens geblickt haben, ſollten ihn unter den ſchwerſten Prüfungen und Kämpfen gekannt haben, wie ich, und ſo lange wie ich — Sie würden dann bekennen müſſen, daß er einer der Edelſten iſt, die die Erde trägt.“

Die Begeiſterung riß ſie hin. Ihr klares, großes Auge ſah ohne Scheu in das meine — ich ſah es, ich hatte mir ihr Herz, ihr Vertrauen ganz gewonnen. Als ich ſchwieg — ſagte ſie gerührt:

„Es thut mir ſo wohl, aus Ihrem Munde zu hören, was ich ſo tief fühle. — Glauben Sie mir, ich kenne ſein edles Herz. Habe ich denn nicht tauſend Beweiſe davon? Bin ich nicht, was ich bin, durch ihn? Und wenn etwas Gutes in mir iſt, ſo iſt es ſein Werk!“ —

Sie ſprach dieſe Worte raſch und feurig — und

doch stockte sie zuletzt und erröthete, als hätte sie zuviel gesagt.

Ich drückte ihre Hand. Wir setzten uns nieder, wir plauderten von Werning. Ich erzählte ihr so manchen schönen Zug seines Herzens. Ihr Blick hing an meinem Mund, und manche Thräne rieselte über ihre Wangen herab.

Ich trat dann zum Flügel. Einige der Lieblingslieder Werning's lagen da. Ich ergriff Mozart's herrliches „Vergißmeinnicht" und legte es auf, und bat sie, es zu singen.

Sie entschuldigte sich damit, daß sie jetzt nicht in der geeigneten Stimmung sei. Als ich aber in sie drang, als ich ihr sagte, daß mir Werning ihre wunderliebliche Stimme geschildert, und sie bat, sie möge einmal denken, sie sänge es ihm — da zauderte sie nicht länger, und sang mit tiefer Bewegung das Lied.

„Ich glaube fast," sagte ich, als sie geendet, „ein ähnliches Gefühl, als diese Worte und Töne es schildern, erfüllt jetzt Werning's Brust — ich weiß, wie unendlich schwer es ihm wurde, sich von Ihnen zu trennen."

Sie schlug das Auge nieder, und ein stürmisches Gefühl hob die jungfräuliche Brust.

Ich mußte jetzt abbrechen. Nicht zu schnell wollte ich verschreiten. Doch ich kannte jetzt das Terrain, auf dem ich agiren mußte, genug, um meines schönen Zieles gewiß zu sein.

Sie entschuldigte sich nun, daß sie mich verlassen müsse — und ich ging in den Garten.

Dort fand ich Werning's Reitknecht, den alten treuen Jacob, den ich in Paris bei ihm gefunden. Die treue Seele jauchzte laut auf bei meinem Anblick.

„Du hier, Jacob, und dein Herr reiset?" fragte ich erstaunt.

„Ach, Herr Rede," sagte er, „der gute Gott weiß es am besten, was unserem Herrn ist. Er reiste allein ab, und versagte es mir streng, ihn zu begleiten. Es ist nicht mehr, wie es war," fuhr er fort, „er ist nicht glücklich, der gute Herr. Wir waren alle immer so froh — das ist jetzt anders. Nur trüben Gesichtern begegnet man. Wir fragen uns Alle, und Niemand weiß warum. Ich habe oft an Sie gedacht, Sie vermögen so viel über ihn; aber ich wußte, sie wohnten zu weit entfernt" —

„Sieh, eben darum kam ich, Jacob, und du mußt insgeheim, ohne daß Clementine etwas erfährt, heute noch deinem Herrn nach"

„Aber um Gottes Willen, wir wissen ja nicht einmal, welchen Weg er nahm, da er mich von der nächsten Station zurücksandte!" —

„In Pyrmont findest du ihn sicher. Dahin mußt du. Rüste dich sogleich und komme zum Prediger, dahin gehe ich eben, dir einige Zeilen zu schreiben" Ich ging dahin, und Jacob eilte kopfschüttelnd von dannen, sich reisefertig zu machen.

Bei dem Prediger schrieb ich Werning, daß ich hier angekommen sei, in der Hoffnung, ihn noch zu finden. Dinge von der größten Wichtigkeit habe ich mit ihm zu reden, darum müsse ich wünschen, daß er am 30 Juni auf der nächsten Station eintreffe, wenn er es nicht vorzöge, hierher zurückzukehren. Auf der schönen Höhe bei Hochkirchen wollten wir uns um drei Uhr an diesem Tage treffen.

Jacob nahm den Brief und ritt weg. Es waren bis zum Dreißigsten noch zehn volle Tage, und ich konnte bis dahin gewiß am Ziele sein. Der Prediger wußte auch aus mir nicht klug zu werden. Er war ein sehr wackerer Mann, Werning von ganzer Seele ergeben und sein Freund. Darum glaubte ich ihn in das Geheimniß einweihen zu dürfen. Wie sah er mich so überrascht an, als ich ihm meine Eröffnungen gemacht!

„Wahrlich!" rief er aus, „so ist es! Sie haben tiefer geblickt, als wir Alle. Und glauben Sie, daß Clementine ihn liebt?" — fragte er angelegentlich.

„Ohne Zweifel," versetzte ich. „Darum eben kam ich hierher, um ihr Herz zu prüfen, und schon jetzt glaube ich vollkommen überzeugt zu sein."

Der Prediger sann eine Weile nach; „Sie können Recht haben," sagte er dann; „meine Frau ist Clementinen's Freundin; sie sind an Jahren wenig verschieden, und sie sagte mir einst, sie glaube fast, daß Clementinen's Liebe zu Werning mehr sei als Dankbarkeit und Verehrung!"

„O, Gott segne Ihr schönes Bemühen," rief er dann plötzlich erfreut aus, „mit reichem Erfolg!"

Ich kehrte nun ins Schloß zurück. Clementine, ihre Kammerfrau und ich aßen zusammen. Am Abend leistete uns die Prediger-Familie Gesellschaft. Werning war der Gegenstand aller unserer Gespräche, und der Prediger hob seine Verdienste um das Dorf in begeisterter Rede hervor. Clementine lauschte mit seliger Freude — dem Lobe.

Und als der Prediger ging, flüsterte er mir ins Ohr:

„So glücklich sah ich sie seit Monaten nicht! Es gelingt — Gott segne Sie!"

Mit jeder Stunde wurde ich nun vertrauter mit Clementinen. Ihr schönes Herz erschloß sich so arglos. Ich sah nur Werning's Bild auf seinem Altare. Nach einigen Tagen bat ich sie, mich auf die schöne Höhe zu führen, wo sie so oft Werning erwartet habe, wenn er von einer Reise zurückgekehrt sei.

Sie erröthete — aber sie schlug es nicht ab. Sie nahm meinen Arm, und wir traten die Wanderung an.

Die Aussicht oben war entzückend. Wir setzten uns auf das schwellende Moos, welches den Boden bedeckte — unter das Laubdach einer alten ehrwürdigen Eiche.

„Wenn er jetzt so plötzlich aus dem Gebüsche träte" — fragte ich, „wie würde Ihnen da zu Muthe sein?" —

„Wer?" fragte sie hastig und sah leuchtenden

Blicks umher — den sie eilend wieder wehmüthig senkte, als er ihn nicht fand.

„Werning," erwiederte ich.

„O, ich würde ihm so gerne entgegen eilen!" versetzte sie mit hohem Erröthen.

„Wir sind jetzt so ungestört, liebe Clementine," hob ich an, „da muß ich Ihnen denn doch eine mir wichtige Frage vorlegen. War nicht Werning in der letzten Zeit sehr düster und schwermüthig?"

„Ach, ja," seufzte sie, „und wir hatten ihn ja doch Alle so lieb. Gott weiß es, was ihm war." Ihr Auge wurde feucht.

„Und ahneten Sie nie den Beweggrund seiner Reise? Lassen Sie uns offen, voll Zutrauen sein! Sie kennen mich und meine Liebe zu Werning und Ihnen" —

Eine Gluth übergoß sie — Ihr Herz pochte fast hörbar. Sie bedeckte Ihre Augen mit beiden Händen — dann stieß sie die Worte heraus: „Ich weiß es nicht!" — und blieb in derselben Stellung. Ihre Glieder bebten, zitterten —

„Glauben Sie mir, theure Clementine," fuhr ich fort, „Ihr Wohl und das Werning's liegt mir am Herzen. Lesen Sie diese Briefe — dann geht Ihnen vielleicht ein Licht auf" Ich reichte ihr Werning's Briefe an mich, und ging die Höhe hinab, sie allein zu lassen.

Jetzt nahte die Entscheidung. So gewiß ich auch

meiner Sache zu sein glaubte, so ergriff mich dennoch jetzt eine Unruhe, eine Bangigkeit, ein Zagen, das ich nicht beschreiben kann. Eine peinvolle Viertelstunde verlebte ich. Ich war keines Gedankens fähig.

Endlich kehrte ich zitternd zu dem Orte zurück, wo ich sie verlassen. Lautlose Stille herrschte. Ich bog das Buschwerk auseinander. Welch ein Anblick erwartete mich! Da kniete Clementine, die Briefe Werning's an ihre Brust gedrückt, in heißen Gebeten. Ihr Antlitz strahlte von innerer Seligkeit, und doch rannen ihre Thränen. —

Leise zog ich mich zurück, und erst nach einer Weile kehrte ich wieder zu ihr.

Unbeschreiblich ist der Ausdruck ihres Gesichtes. Das Glühen der jungfräulichen Scham, die Wonne, sich geliebt zu wissen, und doch wieder eine so innige Wehmuth sprach es aus, daß ich nicht weiß, welches von allen dreien das herrschende war.

Sie reichte mir mit niedergeschlagenen Augen ihre Hand. Ich zog sie zum Sitze nieder. Da lehnte sie ihr Haupt an meine Brust und weinte laut.

„Was ist Ihnen, theure Clementine," fragte ich bewegt, „hätte ich schweigen sollen?" —

„O lassen Sie mich," bat sie. „Ich kann ja nicht reden, nicht sagen, was ich fühle!" —

Eine lange, stumme Pause folgte; dann hob sie ihr Antlitz zu mir.

„Ist es wirklich so?" fragte sie.

„O, Clementine, Werning's Herz liegt vor mir und Ihnen, wie der klare Himmel über uns. Ich beschwöre Sie, wenn Sie es vermögen, sagen Sie mir, finden Sie in Ihrem Innern ein entsprechendes Gefühl?"

Da flüsterte sie ein leises, kaum hörbares: „Ja!"

Freunde, da drückte ich das Mädchen, meiner selbst nicht mächtig, an meine Brust! Da jubelte ich: „Werning, Werning!" rief ich aus, „du Glücklicher, komm wieder an das Herz, das dich liebt!" Ich wußte nicht mehr, was ich redete, was ich that.

Sie sah mich endlich verschämt an und fragte: „Darf ich die Briefe behalten?"

„Sie sind dein, Clementine!" rief ich aus, „denn sein Herz ist ja dein. Gott Lob! der mir's ins Herz gab, hierher zu eilen!"

„Aber Werning," fragte sie leise, „wo ist er?"

„Er wird kommen, Clementine, in einigen Tagen. Ich habe, weil ich in Ihr Herz geblickt hatte, Jacob ihm nachgeschickt. Jetzt muß ich Ihnen Alles sagen: Sehen Sie, ich stand ungesehen hinter Ihnen, als Sie den Kranz um Werning's Bild wanden; ich hörte Ihre Worte, sah Ihre Thränen, sah Sie vor dem Bilde stehen — und ich wußte genug, mehr als Sie. Da war mein Entschluß gefaßt, auch Ihnen über Ihre heiligsten, Ihnen noch dunklen Gefühle Ihre Augen zu öffnen, und zwei Herzen glücklich zu machen, die des Glückes so würdig sind. Herr, ich danke dir, daß mein Streben gelang!" —

Da schlang Clementine ihren Arm um meinen Hals und weinte die Thränen der seligsten Empfindung an meinem Herzen, und ich nannte sie Schwester und sie mich Bruder, und auch unser Bund war geschlossen.

Die Tage, die nun noch bis zum Dreißigsten hinflossen — waren Tage des reinsten Glückes, der heißesten Sehnsucht. Clementine blühte auf wie die junge Rose im Strahle der Morgensonne. Der Liebe Glück goß all seinen Zauber über sie. Ich verließ sie nun keinen Augenblick. Wir sprachen nur von Werning und seiner stummen, aufopfernden Liebe.

So kam endlich der 30. Juni. Ich hatte einen geheimen Boten nach der Stadt gesendet. Werning war da.

Nach Tisch — es war Werning's Geburtstag, bat ich Clementinen, sich zu schmücken. Sie lächelte erröthend, aber sie that es. Ich ging in das Gewächshaus und schnitt zu des Gärtners Ärger eine der schönsten Myrthen zusammen, und wand ein Kränzchen daraus, welches ich wohl verwahrt zu mir steckte. Eine eben erblühende Moosrose pflückte ich für Clementinen. Werning's Bild war heute mit Rosen und Vergißmeinnicht umwunden. Ich wartete lange. Endlich kam sie. Ihr ganzer Schmuck war ein einfaches weißes Kleid mit einer himmelblauen Schärpe. Ich konnte mein Auge nicht von ihr wenden, so schön war sie. Die Moosrose steckte sie an die ungestüm wogende Brust.

„Wollen wir nicht den schönen Tag auf der uns so lieben Höhe feiern?“ fragte ich sie.

„O ja,“ entgegnete sie, „die Aussicht ist so schön.“ —

„Nicht auch die Erinnerung?“ fragte ich scherzend.

Wir gingen. Es war etwa zwei Uhr Mittags, als wir unweit der Fläche auf der Höhe anlangten.

„Nur einen Wunsch hätte ich heute,“ sagte ich leise zu ihr.

„Und der wäre?“ fragte sie.

„Daß wir Werning da oben fänden.“

Sie sah mich mit ängstlicher Freude an.

Ich zog sie fort. Wir kamen oben an. „Bleiben Sie einen Augenblick hier, liebe Clementine,“ sprach ich — und ging etwas voraus. Ja, da saß er, bleich und düster, das Haupt in die Hand gestützt, am Stamme der Eiche. Ich winkte ihr. Zitternd nahte sie. Ich wies ihr Werning.

„O Gott!“ rief sie aus und hielt sich krampfhaft an meinen Arm. — Dann flog sie wie ein Reh durch die Büsche auf ihn zu — und blieb erbleichend einige Schritte von ihm stehen.

Er fuhr auf — und sah sie an wie ein Wesen höherer Art — ohne Leben schien er zu sein.

Und nun trat ich hervor. „Werning!“ rief ich, „Glücklicher, verschmähst du das Angebinde, das ich dir bringe?“ —

Da erwachte er aus der Erstarrung

„Sie ist dein, sie liebt dich ja, komm, komm an ihr Herz!“ rief ich — da eilte er auf sie zu. Da lag sie an seiner Brust, und der Wonnekuß der glücklichen Liebe besiegelte ihren Bund.

Mir gingen die Augen über, und meine Brust war zum Zerspringen voll, und doch war ich so glücklich.

Ich setzte nun auf Clementinen's Locken den Myrthenkranz. Sie sah es, und verbarg an Werning's Brust ihr Gesicht. — Dann ging ich und ließ sie allein.

Wie war es so anders, als ich wiederkam! Da lag die Braut an seiner Brust — Küsse der Liebe gebend und nehmend, und der ganze Himmel der Liebe war in ihrem Herzen. Jetzt öffneten sie ihre Arme und umschlangen mich und sagten: „Sei du der Dritte in unserem Bunde! Du Gründer unseres Glückes!“

Wir kehrten nun nach Hochkirchen zurück.

Als ich am andern Morgen aufstand und ans Fenster trat, sah ich sie schon Arm in Arm lustwandeln im Garten und kosen — ich öffnete das Fenster und rief hinab:

„Vergißt du denn ganz, Werning, daß ich mit Dir nach England zu reisen hierher kam?“ —

Clementine drohte mir mit ihrem niedlichen Zeigefinger, und Werning schlang seinen Arm um sie und rief herauf: „Ich bin ja im Lande der Engel und der Seligen!“ —

„Lassen Sie mich,“ sprach nun Rede zu uns,

„schnell endigen. Die glücklichste Heirath folgte, und noch heute und mit jedem Tage mehr, sagt Werning, daß nur Liebe wahrhaft beglücke, und sie die Erde zum Himmel umwandle."

Mit dem regsten Interesse und der angestrengtesten Aufmerksamkeit waren wir Rede'n bei dieser Erzählung gefolgt; aber Niemand mehr als ich, der ich Werning so innig liebte, und mich nun seines Glückes so innig freuen konnte. Rede war heiter geworden, ja fröhlich. Das Bewußtsein — hier zwei Herzen beglückt zu haben — leuchtete aus seinem Auge.

Mein Oheim schenkte die Becher voll perlenden Weines, und brachte einen Toast aus: „Dem bravsten Kuppler, den ich je gefunden!"

Ein herzliches Lachen erhob sich, und Jeder trank auf Rede's Wohl den Becher leer. „Und noch einen," rief der Oheim: „Werning und seiner Clementine! Möge ihr Glück blühen!" Ebenso freudig wurde auch dieser aufgenommen.

„Für heute," sagte Rede nun, „ist mein Gemüthe zu voll freundlicher Eindrücke, als daß ich Ihnen die zweite meiner Heirathsgeschichten erzählen könnte!" Unter herzlichem: „Gute Nacht!" schieden die Freunde. —

Am andern Abend versammelten sich Alle wieder, und sie konnten es kaum erwarten bis Rede kam.

Amalie allein war ernſt geſtimmt. Schon am Morgen glaubte ich Spuren einer durchwachten und durchweinten Nacht gefunden zu haben. Sie mochte wohl die glückliche Liebe Werning's und Clementinen's mit der ihrigen verglichen haben. Ich dachte mir es wenigſtens ſo, und fühlte das innigſte Mitleid mit der Dulderin. Sie blieb in dieſer ſchwermüthigen Stimmung. Auch meine Bemühungen, ſie zu erheitern, blieben fruchtlos, und ſo war auch ich heute nicht heiter geſtimmt. Wo Amalie trauerte, da konnte ich nicht froh ſein!

Rede kam.

„Es tritt beinahe daſſelbe Verhältniß wieder ein, wie geſtern," hob er an, „es iſt ja die Geſchichte wieder eines unſerer Freunde, die ich erzählen will — lieber Carl, darum für dich beſonders; jedoch hoffe ich, auch Ihnen wird ſie nicht unintereſſant ſein als Seitenſtück oder beſſer vis à vis zu der Werning's."

„Gewiß erinnerſt du dich noch oft des heitern Wanſchleder, Carl? — Er war ja auch Einer aus unſerem Freundſchaftsbund — obwohl ganz verſchiedenen Temperaments von uns Dreien. Leicht beweglich an Geiſt und Gefühl, ſchien faſt franzöſiſches Blut in ſeinen Adern zu rollen. Er hatte ſich der Jurisprudenz gewidmet, und obgleich er, wie du weißt, nicht viel arbeitete, ſo beſaß er doch, als er die Univerſität verließ, einen ſoliden Schatz von Kenntniſſen, die ihm eine ſchöne Laufbahn verhießen. Wo Andere nur mit mühſamem Fleiße ſich Kenntniſſe erwarben, erhaſchte

sie Wamschleder's Talent gleichsam im Flug, und dennoch hielt sie sein Geist mit seltener Beharrlichkeit fest, und was er einmal wußte, vergaß er nicht wieder. Sein Herz war edel und gut, und die muthwilligen Streiche, die er oft in seiner Ausgelassenheit beging, waren mehr Früchte seines jugendlichen Übermuthes, als eines bösen Herzens. Was ihm aber oft von uns zur Last gelegt wurde, war seine Flatterhaftigkeit. Alle Mädchen in Göttingen kannte er, und es war wohl keine da, die nur irgend auf Reize Ansprüche machen konnte, in die er nicht verliebt gewesen wäre. Hatte ihn solch ein schönes Lärvchen bestrickt, dann war er von ihr begeistert. Es gab keine Göttin der alten Mythologie, mit der er sie nicht verglich, und schwur, er werde sie bis zum letzten Athemzuge lieben. Er brachte ihr Ständchen, dichtete Sonette — war, mit einem Worte, verliebt bis über die Ohren.

Wer indessen diesen Gefühlen die Ewigkeit zugetraut hätte, die er ihnen beimaß, der würde sich durchaus getäuscht haben, denn meist nach sechs oder acht Wochen war es eine Andere, die ihn ebenso bethörte und in einen gleichen Enthusiasmus versetzte. Werning war es besonders, der ihn darüber oft hart und bitter tadelte, und ihm in prophetischer Voraussicht sagte, er werde nie ganz glücklich durch ein weibliches Wesen werden, ja er bedaure das Gemüth, das ihm einst in wahrer Liebe sich zuwende. Diese Bemerkungen thaten jedesmal Wamschleder's Herzen wehe; aber er grollte

dennoch nie dem tadelnden Freunde — obgleich der Tadel ihn auch nicht besserte.

Er verließ die Universität mit uns, und nie hörte ich wieder etwas von ihm, bis vor zwei Jahren ein Zufall mich ihn wiederfinden ließ.

Meine durch vielfache Leiden erschütterte Gesundheit nöthigte mich damals, die Bäder von Töplitz zu gebrauchen.

Eines Tags, es war in der größten Hitze des Juli, saß ich in den Anlagen im Schatten eines Baumes. Schon war die größte Hitze des Tages vorüber, und allmählich füllten sich die reizenden Anlagen mit Lustwandelnden an. Ich hatte meinen Sitz so gewählt, daß ich Alle, die die Allee heraufkamen, wohl ins Auge fassen konnte. Bald wogte es herauf und hinab, und eben dieses Wogen und die seltsame Mischung von Menschen so vieler Nationen, und das Beobachten ihrer Eigenheiten und Sitten — das Studium der einzelnen Gesichter und die Enträthselung dieser Hieroglyphenschrift — gewährte mir eine höchst interessante Unterhaltung. Was mir aber besonders auffiel, war — daß ich unter der Menge auch nicht einen Bekannten traf. Eben, als ich diese Bemerkung machte, gab es in dem starken Zug eine Lücke, und ich sah in einiger Entfernung ein kleines Männchen daher kommen, dessen Aussehen kränklich war, und doch war Alles an ihm Leben und Bewegung, indem er mit einem Herrn sprach, der, sein absoluter Antipode,

phlegmatisch wie ein Holländer an seiner Seite schritt, und behaglich und langsam die stämmigen Beine fortsetzte. Ich faßte ihn genau ins Auge, und als er näher kam, schienen mir die Züge wohlbekannt, indessen wußte ich mich ihrer doch nicht genau zu erinnern.

Ich schien das Männchen auch zu interessiren, denn er zog eine Lorgnette hervor und beäugelte mich.

Ich sann nach, wo ich ihn wohl konnte getroffen haben. Plötzlich aber sprang er auf mich zu und rief, mich umarmend: „Sehe ich dich denn doch noch einmal wieder, Rode!?“ —

Jetzt, da ich seine Stimme hörte, kannte ich ihn — es war Wamslehden. Er ließ seinen Phlegmaticus fahren und blieb bei mir.

Seine Freude war sehr groß. Zwölf Jahre lagen zwischen unserer Trennung und diesem Wiedersehen. Wie viel gab es da zu fragen nach so Manchem. Seine erste Frage war nach dir, Carl, und nach Werning. Seine Fragen strömten noch mit eben der Schnelle über die Lippen, wie einst in jüngeren Jahren, und ich konnte sie unmöglich mit eben der Schnelle beantworten, mit welcher er sie mir stellte. Diese Lebhaftigkeit seines Geistes schien mir jedoch nur ein meteorartiges Aufflammen zu sein; denn bald kehrte er in den Gleis der Ordnung und ruhigern Haltung zurück. Er ergriff meinen Arm, um mit mir in eine entlegenere und einsame Parthie der Anlage zu gehen, wo wir ungestört uns einander mittheilen konnten.

Dort betrachtete ich mir ihn recht. Er war hektisch, und man sah das allmähliche aber nichtsdestoweniger schnelle Schwinden aller Lebensgeister und Lebenskräfte. Wamschleder schien nie Anlage zu dieser schrecklichen Krankheit gehabt zu haben. Ich äußerte dem Freunde mein Befremden über sein leidendes Aussehen. — Er drückte meine Hand mit Innigkeit.

„Rode," sagte er, „wenn das schönste Band des Herzens zum Fluche des Lebens wird — und der Pesthauch des Unglücks jede Blüthe im Keime schon vergiftet, wunderst du dich dann noch, daß auch der kräftigste Mensch zuletzt erliegt, und wie der vom Blitze zerschmetterte und vom Hagel vollends zerschlagene Baum da steht — verwittert und zuletzt erstirbt?" —

Ich sah ihn betroffen an. „Ist das die Schilderung deines Lebens und Seins, armer Freund?" —

„Sie ist es," antwortete er seufzend. „Laß mich dir die Geschichte meines Lebens und meiner Leiden erzählen, vielleicht, daß es mir leichter ums Herz wird."

An meiner Seite setzte er sich nieder und begann:

„Mit den schönsten Aussichten für die Zukunft verließ ich die Universität, um in den Schooß meiner Familie zurückzukehren. Ein gutes Examen eröffnete mir eine schöne Laufbahn in meinem Vaterlande, das, wie du weißt, einer der kleinen deutschen selbständigen Staaten ist. Nachdem ich etwa ein halbes Jahr in meiner Vaterstadt praktizirt hatte, wurde ich zum

Assessor unseres Hofgerichts ernannt, und somit in die Residenz versetzt, wo mancher neidische Blick auf den jungen Assessor fiel, der älteren und verdienstvollen Männern vorgezogen worden war — weil — der Herr Präsident jenes Gerichts seinem reichen Vater eine herrente Summe durch Ablauf eines Rittergutes schuldig geworden, und derwalen insolvent war. — Ich gestehe dir das mit Erröthen. Aus dem Grunde wollte ich jene Stelle nicht annehmen; aber Vater und Mutter baten, und das einzige Kind wollte sie nicht kränken, fühlte sich auch ungemein geschmeichelt durch den schönen Titel „Herr Hofgerichtsassessor" und die damit als Appendix verbundenen krummen Rücken der Unterbeamten.

Ich zog mit den schönsten Erwartungen in die Residenz; machte meine Visiten, wurde mit gleißender Artigkeit empfangen — überaus aber honorirt im Hause meines Gönners, des Präsidenten, — der mich sogleich bat, doch ja auf der diesen Abend Statt habenden Redoute zu erscheinen. Seine Familie sah ich nicht, da ein Besuch sie entfernt hatte.

Der Abend kam. Ich nahm einen Domino und fuhr hin. Von tausend Lichtern flimmerte der ungeheure Saal. Eine wogende Menge interessanter Masken trieb sich herum in dem gewöhnlichen Maskenspiel. Ich mischte mich unter sie. Eine aber zog allein meine Blicke auf sich. Es war ein bulgarisches Mädchen. Der seltsame Putz, so recht geeignet die schönen Formen

eines weiblichen Körpers hervorzuheben, machte sie zum Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Sie verdiente es auch. Nie sah ich eine schönere Gestalt. Junonische Haltung und die Formen einer Venus! Welch ein Fuß, welche Hand, welche Locken! Rede — ich war begeistert."

„Wie immer, wenn du ein schönes Mädchen sahst!" versetzte ich lächelnd.

„Nein, Rede, so nie wie damals. Ich folgte der schönen Bulgarin wie ihr Schatten. Sie sah es und schien es gerne zu bemerken. Auch den Präsidenten fand ich, dem ich mich zu erkennen gab. Auch die Bulgarin schien er zu kennen und flüsterte ihr etwas zu. Es schien mir, als sei sie seitdem freundlicher gegen mich.

„Bald begann der Tanz. Ich tanzte mit der Bulgarin. Ich glaube, ich habe nie mit größerer Lust getanzt; denn nie hatte ich eine *solche* Tänzerin gefunden, aber alle meine Bitten, sich zu demaskiren — blieben fruchtlos, bis endlich — Alles sich demaskirte.

„War ich durch die Gestalt bezaubert, so vollendete das schöne Gesicht meine Verzauberung. Erst jetzt wurde sie mir als die Tochter des Präsidenten vorgestellt.

„Daß ich ihr Tänzer blieb für den Abend — war natürlich, und daß ich ihr nicht gleichgültig war — hatte ich bald weg. Wie ein Seliger kam ich heim. —

„Am andern Tag empfing ich eine Einladung zu

dem Präsidenten. Mir lächelte das Glück. Nur Julien sah ich, nur Julien dachte ich. Einen der schönsten Tage meines Lebens verlebte ich dort. Wir musizirten. Julie spielte und sang wie ein Engel. Wir sprachen über Kunst. — Julie malte mit Geschmack und Talent. Wir sprachen über Literatur — Julie war bewandert in allen Fächern. Ihr Urtheil war treffend und scharf; ihr Witz fein, und welch eine Tiefe des Gefühls offenbarte sie, welche edle Grundsätze, welche strenge Grundsätze, wie religiös ihr Gemüth, wie liebevoll ihr Urtheil über Andere! Sieh, Rode, so lernte ich sie lieben, bewundern, anbeten — Alles im Lauf eines halben Monats. Und dieses Herz liebte mich so innig!

„Nach Verlauf noch eines halben Monats war Julie — meine Braut. Wir wurden feierlich verlobt im Kreis einer sehr glänzenden Gesellschaft. — Dieser Tag war der letzte meines reinen Glücks.

„Ein langer Brautstand soll, so hörte ich oft sagen, nie gut sein. Ich habe durch die Erfahrung es bestätigt gefunden. Bei allen Vorzügen Julien's entdeckte ich bald Fehler — Unwahrheiten. So zum Beispiel waren die Bilder, welche sie vorzeigte, nicht die ihrigen — ihre Kenntniß der Literatur nur äußere Schminke — ihre treffenden Urtheile — auswendig gelernte Formeln, zusammengetrommelt aus der Kritik der Tagesblätter. — Erschien sie mir früher als gefühlvoll — ich lernte sie jetzt als hartherzig — als

kalt, berechnend, gefühllos kennen. Hielt sie früher viel auf äußern Wohlstand — jetzt erkannte ich sie als nachlässig — o, Rode — jeder Tag gebar neue Fehler, neue Mängel — neuen Kummer!

„Mein Unglück wurde voll, als ich mehr in der Stadt bekannt wurde, und nun Julien's bösen Charakter auch von Anderen schildern hörte.

„Jetzt kam eine Verwandte Julien's ins Haus. Eine sanfte Engelseele — ein Wesen, das alle Tugenden besaß, die Julie erheuchelt hatte. Wilhelmine war der Engel — der Julie nur zu fein schien.

„Jetzt erst lernte ich, was Liebe war. O, die ich zu Julien fühlte, war es nicht. Ich war verblendet! O, mein Gott! das Glück meines Lebens — ja, ich fühle es, mein Leben selbst ist der Preis!“ —

Er versank in ein schwermüthiges Nachdenken. Ich fühlte das tiefste Mitleid mit dem Armen, an dem Werning's Prophezeihung so schrecklich eingetroffen war.

Nach einer Weile fuhr er fort: „Nun erst, als Julie mein keimendes Gefühl für Wilhelminen sah, wurde sie, was sie noch ist — der Teufel!! —

„Wilhelmine, das edle, sanfte, engelgute Wesen, mußte entfernt werden, und ich wurde Julien's Gatte. Es schien Alles vergessen; aber auch das war nur Schein. In meinem Innern zerrissen, lebte ich meine Tage — von Julien gemartert. Ich wurde befördert — durch ihren Vater. Ich hänge an goldener Kette, Rode, und mein Dasein ist verpestet.

„Mit jedem Jahre wird sie schlimmer. Ihr Geiz, ihr Eigensinn, ihre Eifersucht, mit der sie mich fast zu Tode quält, wächst. Wilhelmine ist nicht mehr. Sie starb, weil — eine unglückliche Liebe ihr Herz gebrochen hatte. Auch meine Kräfte sinken. Bald — bald" — sagte er prophetisch, „wird auch mein Leben sein Ende erreichen, und mit ihm mein Unglück!"

„Die hellen Thränen standen in seinen Augen. Ich fühlte tiefes Mitleid. Mit all der ihm eigenen Innigkeit schloß er sich nun an mich an. Wir verlebten noch einige Wochen miteinander. Er nannte sie die glücklichsten seines spätern Lebens. Als wir schieden, nahm er tiefgerührt Abschied fürs Leben von mir. — Nachrichten, die ich später empfing, bestätigten seine Ahnungen. Als die Blätter herabfielen und das Leben in der Natur zu welken begann — welkte auch er. Schon ist der Hügel eingesunken, unter dem der unglückliche Mann ruht. Ich kam durch die Stadt, wo er lebte, und an seiner Ruhestätte brachte ich ihm ein Todtenopfer. Julie leg ihm im Tode noch Liebe — denn ein prunkvoller Leichenstein spricht den Schmerz der Wittwe aus, den sie schwerlich fühlte, da sie ein frivoles Leben führt und mit den Reichthümern ihres Gatten schwelgt, während sie ihn durch Geiz gequält. Ob sie aufs Neue das Netz dadurch ausspannen will? — Ich vermuthe es!" —

Er schwieg, und eine düstere Stimmung bemächtigte sich Aller. Das Schicksal Wamschleder's hatte zu große

Ähnlichkeit mit dem Amalien's, — als daß nur Jemand gewagt hätte, ein bitteres Urtheil zu fällen. Mir lag auf dem Herzen eine Centnerlast; — denn ich sah, wie in Amalien's Herzen ein unsäglicher Schmerz wühlte, und wie sie die Thränen so gewaltsam zurückhielt, die hervorzubrechen drohten.

Rode war seltsam bewegt.

„Und nun," begann er endlich, „lassen Sie mich die Trilogie vollenden!

„In B.....ch lebte eine glückliche Familie. Sie bestand aus Vater, Mutter und einem Sohne — der Eltern Liebling. Ich kannte ihn sehr gut und liebte ihn — — er war gut. Alles, was treue Eltern, denen die Mittel in ziemlicher Ausdehnung zu Gebote standen, vermochten, wurde auf Heinrich's Bildung verwendet. Aber nicht wie die anderen Jünglinge war er froh — ein düsterer, ernster Sinn zeichnete ihn aus, und nur in einzelnen Momenten konnte er recht froh sein, — sie waren aber sehr selten in seinem Leben, und war er einmal recht vergnügt, dann erschrak er oft mitten in der Freude, weil es ihm war, als müsse das Unglück nahen, wenn er sich gefreut. Und so war es. Ein finsteres Geschick waltete über ihm, und an jeder seiner Freuden nagte der Wurm des Verderbens. Die Eltern waren trostlos über die unheilvolle Richtung, welche des Jünglings Gemüth nahm. Befreundete, theilnehmende Menschen gaben den Rath, er solle reisen. Schwer wurde der Entschluß

den liebenden, besorgten Eltern; indessen brachten sie das Opfer, und Heinrich reiste ab, selbst hoffend, daß es besser mit ihm werde. Er durchreiste Italien, England und Frankreich, und wirklich genas sein Gemüth. Er wurde heiterer, fröhlicher in der Fremde, und wie er an Erfahrungen und Kenntnissen gewann, so auch an Lebenslust. Nach drei Jahren, die er in der Ferne gelebt, erwachte doch die Sehnsucht so lebhaft nach der Heimat und den theuren Eltern, daß er sie nicht mehr besiegen konnte. Er verließ das schöne Verhältniß, in welchem er mit gebildeten Deutschen in Paris gelebt, und kehrte nach dem Norden zurück.

Hohe Freude erfüllte sein Herz bei dem Gedanken an das Wiedersehen seiner Eltern; allein das finstere Geschick war nicht müde geworden, ihn zu verfolgen. Er kam an in B.....ch, an dem Tage, an welchem sein Vater beerdigt wurde, und fand die theure Mutter in den letzten Zügen. Nach drei Tagen starb auch sie, nachdem durch des Sohnes Rückkehr noch einmal das Leben in ihr aufgeglüht war, dann aber um so schneller erlosch. Allein stand er nun in der Welt da, und mehr als jemals kehrte seine finstere Stimmung zurück, und nahm nun mehr eine religiöse Richtung. Man nahm allgemein den wärmsten Antheil an dem Leidenden. Jeder bemühte sich, ihn dem Leben wieder zu befreunden. Nach unsäglicher Mühe gelang dies endlich einem der edelsten Männer B.....chs, indem

er ihn mehr den Wissenschaften zuwandte. Nach einem Jahre besuchte er eine Universität, und lebte hier drei Jahre im Umgange mit edlen Jünglingen, deren Liebe und Freundschaft ihn dem Leben und dem edleren Lebensgenusse wieder befreundete. Es waren die glücklichsten Tage seines Lebens. Harmlos flossen sie dahin wie ein Silberbach durch blumenbekränzte Ufer.

Als er die Universität verließ, tagte Deutschlands Auferstehungsmorgen. Preußens Volk erhob sich, von einer Begeisterung durchglüht, wie sie kaum edler und größer in der Geschichte eines Volks aufzuweisen hat. Da fiel auch in seine Seele der zündende Funke. Glühender Haß gegen den Dränger und Unterdrücker seines Volks erfüllte ihn. Er ergriff muthig das Schwert und kämpfte in den Reihen jener edlen Streiter. Neues Leben durchdrang ihn jetzt. Das erloschene Feuer der Jugend flammte auf mit aller Gewalt, wie es in einem tieffühlenden Gemüthe nur flammen kann.

Glücklich wurde der Feldzug vollendet — heiter, und gleichsam ein anderer Mensch, kehrte er heim. Er hatte für das Vaterland geblutet — nun gehörte er ihm, seinem Volke wieder an, und freudig ergriff ihn das neuerwachende geistige Leben, freudig die auflebende Religiosität seines Volks. Er trat in das thätige Leben ein. Weit in den Norden rief ihn sein Beruf. Kaum aber, daß er heimisch geworden in den neuen Verhältnissen — da kehrte der Erbfeind seines Vater-

landes wieder von Elba auf Frankreichs Boden zurück, und aufs Neue erwachte in ihm die alte Kriegslust wieder.

Mit Bewilligung seiner Vorgesetzten verließ er seine Stelle, und trat aufs Neue auf den Schauplatz des Kriegs, und als er beendet war, kehrte er mit dem siegreichen Heere heim. Die Achtung seiner Oberen war eine vollgiltige Empfehlung, und das Vaterland blieb den Lohn nicht schuldig. Eine ausgezeichnete Stelle in Schlesien wurde ihm übertragen.

Der neue Beruf nahm den ganzen Menschen in Anspruch. Nur seltene Stunden konnte er dem Umgange widmen. Als aber einmal der Weg betreten, als er heimisch geworden war in dem neuen Berufskreis, und die angehäufte Arbeit des saumseligen Vorgängers hinweggearbeitet war, da wurden sie ihm öfter zu Theil, und er konnte mit den gebildeten Familien der Stadt in freundlicheren Verkehr treten.

Heinrich hatte weite Reisen gemacht, an vielen Orten gelebt — aber nie kam Liebe in sein Herz, und was ihn in der Ferne geflohen, fand er hier. Er lernte die Liebe kennen.

Nahe bei seinem Wohnorte lebte eine angesehene Familie auf einem schönen Landgute. Dort lernte er Luisen, die Nichte des Gutsbesitzers, kennen, und das liebenswürdige Mädchen flößte ihm die innigste Liebe ein. Er liebte und wurde mit seltener Innigkeit geliebt. Lange blieb dies schöne Band der Herzen

Geheimniß. Heinrich aber, gewohnt den Weg des rechtlichen Mannes zu gehen, warb um Luisen. Doch wie erstaunte er — von diesem Augenblick an war das Verhältniß zwischen ihm und Luisen's Oheim ein anderes geworden. Kalt und abstoßend nahm man seine Bewerbung auf. Luise war arm — aber sie war die Erbin ihres Oheims, von ihm adoptirt. Bald stellte sich der Grund heraus. Luise war Katholikin, Heinrich Protestant, und der Oheim ein strenger, in religiösen Dingen hartnäckiger und unduldsamer Mann.

Man gab Heinrich zu verstehen, daß nur dann etwas aus der Verbindung werden könnte, wenn er alle seine etwaige Nachkommen in der Religion Luisen's erziehen lassen wolle.

Das Undelicate dieses Anmuthens empörte Heinrich's Gemüth. Er verwarf mit bitterm Unwillen die Anträge, und der Oheim brach das Verhältniß ab. Aber die Liebe lebte und grünte, und die Grillen der Menschen und ihr Fanatismus konnten sie nicht ertödten. Luise litt unendlich durch ihres Oheims fanatische Gesinnung. Ihr war das wahre Wesen des Katholicismus klar geworden in seiner Einheit mit dem Protestantismus — im christlich frommen Glauben, Hoffen, Lieben. Der Eigensinn des Alten wurde Starrsinn, und ein Leben voll Leid und Schmerz war Luisen's Loos. Sie sahen sich nur selten, die Liebenden, und nur schriftlich konnte das Herz zum Herzen reden,

und ewige Treue gelobten sie sich. Mit des Oheims Staarsinn wuchs Heinrich's Festigkeit, und er glaubte, seinem Glauben eine Schmach zuzufügen, wenn er nachgebe.

Glaube man ja nicht, daß darum seine Liebe keine innige und starke gewesen sei! Bei einer Denkart, wie sie Heinrich hegte, war jene Lauheit in Glaubenssachen, die sich schmiegt, wenn es ein Interesse, sei es des Herzens oder des gemeinen Lebens gilt, nicht denkbar. Wohl wünschte er, daß Luise sich lossage von den Ihren, und ihm als freie Herrin ihres Herzens und ihrer Hand zum Altare folge; — aber Luisen's kindlicher Dankbarkeit war diese That entsetzlich. Sie konnte den Entschluß nicht fassen. „Soll ein Fluch auf unserer Liebe lasten?" sprach sie in Thränen zerfließend; „können wir glücklich sein, wenn wir mit diesem Bewußtsein leben?" — Heinrich mußte Luisen's Gesinnung achten und ehren — und es blieb ihnen nichts übrig, als ihre Liebe, das süße Heiligthum des Herzens, im Innern zu verschließen und auf glücklichere Tage zu hoffen. Jahre flossen dahin, und nichts änderte sich. Ihre Liebe war rein und edel, darum blieb sie ewig jung und frisch, auch unter diesen so drückenden äußeren Umständen. Ihre einzigen Freuden waren ihre Briefe — ihr höchstes Glück sich einmal zu sehen.

Da endlich schien das Geschick versöhnt. Luisen's Oheim starb. Die Tante, eine gute, sanfte Frau, gab

gern ihre Einwilligung, und die Seligkeit der Treuliebenden kannte keine Grenzen. Luise wurde Heinrich's Gattin. Die ganze Stadt nahm freudigen Antheil an dem Glücke so lang geübter und treu erprobter Liebe. Heinrich und Luise fuhren nach der Stadt, um dort sich von dem protestantischen Pfarrer im Tempel, wie es Heinrich wünschte, trauen zu lassen. Viele Freunde folgten. Nach der Trauung fuhr man nach dem Landhause zurück. Der Weg führte über eine steile, felsige Höhe. Arm in Arm und Brust an Brust saßen die Neuvermählten in dem Wagen, und träumten von künftigen seligen Tagen. Da wurden die Pferde plötzlich durch einen aufstehenden Bettler scheu; — sie reißen den Wagen auf die Seite; er stürzt mit fürchterlicher Gewalt auf eine Stelle, wo zackiger Fels vielarmig zu Tage liegt. Enger drückt Heinrich in stummem Entsetzen die Geliebte an sein Herz. Der Wagen schlägt gegen die Erde, und ein Schrei des heftigsten Schmerzes tönt aus Luisen's Mund in das Geklingel der zerschmetterten Glasfenster des Wagens hinein. — Ein Splitter des Glases war durch Luisen's Auge tief in den Kopf gedrungen und nach drei Tagen hatte sie ausgelitten."

Rode war furchtbar erschüttert von der Erzählung, und uns Alle ergriff die Art, der Ton, mit welchem er sie erzählte, aufs stärkste. — Sein Haupt sank in seine Hand, und lange saß er so, und die Thränen rannen und träufelten auf den Boden. Wir ahneten,

es sei seine eigene Geschichte, die er kurz und schmucklos erzählt, und ein inniges Mitleid erfüllte jedes Herz. Niemand wagte zu reden.

Nach einiger Zeit ermannte sich Rode und fuhr fort: „Seitdem war sein Leben nur Nacht, sein Dasein verödet, sein Herz gestorben.

„Und neigte es sich nie wieder freundlich dem Leben zu?“ fragte tief bewegt eine edle Frau den Erzähler.

„Ach,“ sagte er, „noch einmal ging ihm ein Stern auf — aber er war nur in neblichter Ferne. — Noch einmal nahmen ihn edle Menschen liebend an ihre Herzen, und der Schmerz wurde weicher, sanfter — aber auch aus ihrer Mitte ruft ihn sein feindseliges Geschick — er muß scheiden — er muß! Lebt wohl!“ rief er leidenschaftlich, „und denket mit Mitleid an ihn!“ —

Er ergriff rasch seinen Hut und eilte hinaus.

Ein lautes Schluchzen folgte diesem Auftritt. Jedes Herz fühlte das unsägliche Leiden des trefflichen Rode, fühlte es tiefer noch, weil jedes ihn liebte. Aber die Beziehung jenes Sternes, der ihm in neblichter Ferne aufgegangen — ahnete nur ich — und bedauerte ihn um so mehr. — Stille und traurig schieden Alle an diesem Abend, doch Niemand ahnete, was folgen würde.

Am andern Morgen frühe ging ich zu Rode — Er war — abgereist, und sein Wirth gab mir diese Zeilen:

„Ich scheide, ohne Dich noch einmal an mein Herz gedrückt zu haben. Freund meiner schönern Jugend! hadre nicht mit mir — ich konnte ja nicht — es war mir zu schwer. Mit wundem Herzen kam ich hierher — mit wundem scheide ich wieder; aber doch die schönsten Tage meiner Leiden habe ich hier verlebt — lernte noch einmal das Leben wünschen, um es noch einmal von seiner Nachtseite kennen zu lernen. Du ahnest, was ich fühle. Lebe wohl! Bete zu dem Allgütigen, daß bald mein Engel seine Fackel sende! Sage auch ihnen Lebewohl, die mir so wohl wollen!

R."

Das hatte ich nicht erwartet. Noch nie war ich so betroffen, als von Rode's plötzlicher Abreise. Ich hielt den Brief in der Hand und stand sprachlos da.

Auch der Wirth war bewegt. „Er war so gut," sagte er, „und die Armen erhielten so viel von ihm; — es wird noch manches Auge hier um ihn weinen."

„Du edler, guter Mensch!" rief ich aus, als ich allein war, „ja, dir ist des Grabes Ruhe die größte Wohlthat!" —

Ich kehrte heim und erzählte ihnen das unerwartete Scheiden Rode's. Es that ihnen Alle weh, und ihre Thränen und ihre Segenswünsche folgten ihm nach, und in ihren Herzen stand sein Andenken geschrieben. Noch einige Abende sprach man im lieben Freundeskreise nur von Rode. Niemand mehr als Amalie war seine warme Lobrednerin.

Aber ach! ein neues schreckliches Ereigniß verdrängte bald des Freundes Andenken. Amaliens Gatte kehrte krank heim und starb nach einigen Monaten an einem schleichenden Fieber. Ach, wie duldete sie von den Launen dieses Menschen, und doch trug's der Engel stille, und nie kam eine Klage über ihre Lippen.

Eine verwüstete Jugend, ein schnell gelebtes Leben rächte sich durch langsames, qualvolles Sterben an ihm.

Amalie trauerte aufrichtig. Sie hatte ihn ja geliebt. Mein Oheim faßte meine Hand und sagte: „Der Herr weiß am besten, was uns gut ist! Er hat es wohl gemacht!"

Ich blieb noch bis zum Frühling. Ich fühlte es, ich mußte scheiden, um meiner Ruhe willen. Amalie schien es mit Trauer aufzunehmen, als ich davon sprach, Werning zu besuchen. — Doch ich ging.

Selige Tage lebte ich bei dem Glücklichen. Ja, Rode sagte die Wahrheit — seine Clementine war ein Engel. Hier sah ich der Liebe Glück — und Amalie trat wieder mit allem Strahlenglanz ihrer hehen, reinen Weiblichkeit vor meine Seele, und eine lebendige Sehnsucht ergriff mich nach ihr, der Heißgeliebten, die nun wieder Herrin ihres Herzens und ihrer Hand war. —

Als ich noch bei Werning war, traf die Nachricht ein, daß Rode heimgegangen war zum ewigen Frieden, zum Wiedersehen Luisen's. Thränen der Liebe und Dankbarkeit wurden ihm nachgeweint, und in Werning's

Garten, an der Stelle, wo er Clementinen belauscht hatte, wurde ihm ein einfaches aber edles Denkmal von der Hand der Menschen gesetzt, deren Glück sein Werk war.

Mit dem Versprechen, uns öfter wiederzusehen, trennte ich mich von diesen Menschen, bei denen das Leben nur Wonne und Liebe ist. Ich kam wieder zum alten wackern Oheim, der mich mit wahrer Freude empfing. Auch Amalie — deren Herz nun sichtlich sich zu mir neigte. Zwei Jahre schon grünte das Gras über dem Hügel ihres Gatten, da reichte sie mir die Hand am Altar und machte mich zum glücklichsten Sterblichen. Der Vater lebte wieder auf und die gute Mutter, und als Großvater- und Großmutterfreuden ihnen zu Theil wurden, da dankten sie mit Rührung dem Herrn, der den Abend ihrer Tage so schön werden ließ! Aber ihr Glück war nur der Wiederglanz des unsrigen, und Werning und Clementine standen mit den theuren Alten als Gevatter bei meinem Erstgeborenen.

Den unglücklichen Freunden, Wamschleder und Rode, brachten die Glücklichen ein wehmüthiges Todtenopfer!

Bunderbuchs.

Rheinische Dorfgeschichten.

Wohlfeile Auswahl in vier Bänden

aus den

gesammelten Erzählungen

von

W. O. von Horn.

Vierter Band.

Mit Illustrationen vom Professor L. Richter.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

1851.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

Gedruckt bei J. D. Sauerländer

Inhalt.

	Seite
Hunderhaus. Ein Bild aus dem rheinischen Volksleben	1
Der gespenstige Stollen. Eine Hunsrücker Dorfgeschichte	35
Eine rheinische Schmuggelergeschichte	87
Ammi. Eine Geschichte aus dem Hunsrücker Hochlande	129
So ging mir's. Eine Geschichte zur Lehre und Kurzweil	209

Bunderbuchs.

Ein Bild aus dem rheiniſchen Volksleben.

Es war an einem lauen Juniabend, als ich mich zu dem alten Schullehrer setzte, der auf der Bank vor dem Hause sein Pfeifchen rauchte. Die Abendglocke hatte längst geläutet; die Bauern waren aus den Weinbergen heimgekehrt und saßen nun gruppenweise vor ihren Hausthüren, während die Kinder fröhlich spielten. Aus den Weinbergen wälzte die Abendluft die würzigen Düfte der Rebenblüthe herüber und die zahlreichen Nachtigallen sangen in den nahen Hecken ihre herrlichen Lieder, die nun bald verstummen sollten.

Der Greis, der schon lange von seinem wohlvollbrachten Lebenstagewerk ausruhte, empfing mich mit dem freundlichen Worte: „Wollen wir Eins zusammen plaudern, Herr Nachbar?“

Schon aus diesem Worte ging es hervor, daß er heute wohl aufgeräumt war. Dann pflegte er gar gerne aus seinen Lebenserfahrungen auszukramen und die Art und Weise, wie er das that, ließ mich gerne des Alten redseliger Erzählung lauschen. Gewöhnlich sagte er: „Sie müssen Geduld mit mir haben. Das Alter ist geschwätzig, und wenn ich so erzähle, kommen mir mancherlei Gedanken, und ich blicke wohl gerne von dem „Damals“ auf das „Heute,“ das meist himmelweite Abstände zeigt. Glauben Sie mir, es

wäre besser, wenn es noch wäre wie damals.“ Stellte ich ihm dann meine Gegengründe auf, so gab er sich nur in den seltensten Fällen gefangen. Übrigens war er ein höchst wohlwollender, mildberichtender, gemüthlicher Mann.

Ein sogenannter „Schnurrant,“ der mit einer Geige und einem tanzenden Hunde die Bauern ergötzt hatte, und der nun eben zum Dorfe hinausgezogen war, gab dem Alten diesmal Veranlassung zu einer Erzählung mit mancherlei Nebenbemerkungen. Ich gebe sie hier getreu wieder, hinweisend auf des Alten Wort: „Das Alter ist geschwätzig.“

„Herr Nachbar,“ hob er an, „der Schnurrant da hat mir ein Bild aus meiner Jugend und aus den ersten Jahren meiner Berufsthätigkeit ins Andenken gerufen, das ich Ihnen, wenn Sie mich anhören wollen, mittheilen will.“ Ich nickte beifällig und er begann:

„Wie gesagt, der Schnurrant hat mich recht lebhaft an den alten Zunderbuchs erinnert.“

„Welch ein seltsamer Namen!“ rief ich aus.

„Freilich,“ sagte der Alte lächelnd; „aber Sie wissen, unsere Thalleute lieben scharfe und bestimmte Bezeichnungen.“

„Es ist also ein sogenannter Spitznamen?“ fragte ich.

„Gewiß; hören Sie nur! Es ist noch nicht dreißig Jahre her, da trugen unsere Leute in all den Thälern, die sich von den Höhen des Hunsrückens nach dem Rheine herabziehen, und auf dem Hunsrücken selbst,

lederne Kniehosen, hirschlederne, wollte ich sagen. Die waren unvergänglich. Sie erbten vom Vater auf den Sohn; von diesem auf den Enkel, ja, wenn kein Extra-Unglück passirte, selbst noch weiter hinab in der Geschlechtsfolge. Die hielten einen Puff aus! Jetzt freilich hat das Weitererben sein Ende erreicht, und man thut wohl, wenn noch eine vorhanden ist, sie mit dem „Aufenthaltsvater" zu begraben, denn sonst werden sie am Ende noch als Spatzenscheuche verwendet. Wie gesagt, so lange das Hosenerbrecht im Lande noch gäng und gäbe war, da herrschte noch die alte, gute Zeit, wo es hieß: „Kurpfalz, Gott erhalt's." Schon in der unglückseligen Franzosenzeit hörte es auf. Freilich, damals war's eine Kunst, Hosen fortzuerben, wo keine Erben waren; denn die wurden ja Alle auf den Schlachtfeldern hingeopfert und die vielen Mädchen — trugen keine. Jetzt ist das schlechte Zeug aus Baumwolle so wohlfeil, daß sie kaum an Einem Leib ins andre Jahr erben, und seit die langen Hosen ins Land gekommen sind, thun Einem die Teufelsbuben keine alte Kniehose mehr an. Hab auch eine Rotte Buben groß gezogen, wild wie die Rotte Korah in der Bibel, und hatte noch lederne Erbbuchsen, aber — Prost die Mahlzeit! Keiner zog sie mehr an!

„Doch, um wieder auf den Zunderbuchs zu kommen! Sehen Sie, der trug noch eine solche Erbbuchs, und da sie vielleicht schon ins siebente Glied vererbt war, so war sie im Laufe ihres langen Lebens gelbbraun

und flockig geworden, wie der Zunder, den die Zunderhändler von Gondershausen aus Buchenschwamm machen und an ihren oben krummgebogenen Stecken auf dem Simmerer Martinimarkt verkaufen. Freilich wird das auch nun bald seine Endschaft erreichen, und zwar, weil es Erstens keine alten Buchen mehr gibt, und Zweitens, weil das vermaledeite Fixfeuer oder die Streichhölzchen überhand nehmen. Item, von dieser Buchs, und eine andere hab' ich ihm niemals angesehen, hatte der Zunderbuchs seinen Namen."

„Aber, Herr Schullehrer, wer war denn Ihr Zunderbuchs?" fragte ich.

„Warten Sie nur," fuhr er fort, „ich komme schon darauf. Unter diesem Namen war er aller Welt bekannt, und er hörte auch darauf und gab Antwort. Manchmal ist mir's so vorgekommen, als sähe er's gerne, daß man ihn so nannte, weil dadurch Niemand veranlaßt wurde, ihn nach seinem eigentlichen Namen zu fragen, und wenn's einmal geschah, so wich er aus und sagte: „Ihr wißt ja, ich heiße Zunderbuchs!"

Der alte Mann klopfte seine Pfeife aus und stopfte sie frisch, fuhr aber ungestört fort: „Jetzt steht er vor meiner Seele, wie er leibte und lebte, und es ist mir, als sähe ich das eigenthümliche Lächeln, das einem Ausdruck des Schmerzes ähnlicher sah, als dem der Freude, und das um seine Lippen schwebte, wenn er fröhlichen Leuten auf seiner Fiedel Eins aufspielte.

Er war groß, fünf Schuh pfälzisches Maaß und

noch darüber hinaus; breitschultrig war er dabei und körnig, wie ein Hinterhunsrücker. Das Alter hatte seinen Nacken schon gebeugt und das Haar war schneeweiß. Dabei trug er ein Kamisol, wie man's heute auch nicht mehr sieht, das bis in den halben Schenkel reichte, und eine graugrüne manchesterne Weste und eine Strumpfkappe, roth und blau gemustert, mit einem dicken Klunker dran. So trugen sich die Alten zu meiner Zeit, Herr Nachbar, heutzutage tragen sie Überröcke, wie sie damals höchstens der Landschreiber trug! Das Kamisol des Zunderbuchs war ehemals dunkelblau; aber da es fadenscheinig geworden und auch wohl Löcher bekommen, so hatte er hellblaue, müllergraue und selbst grüne Lappen darauf gesetzt, daß es gerade aussah, wie eine Landkarte vom weiland deutschen Reich; aber es war Alles säuberlich geflickt, wenn auch die Stiche halbellenlang waren. Nun, meine Frau, Gott hab sie selig! verstand das Flicken besser. Bei sieben Buben, die alle Erzreißer waren, hat sie flicken gelernt, und sie verstand's. An der linken Seite hing ihm ein Büchsenranzen, und darin steckte Fiedel und Bogen. Auf dem Rücken trug er einen grünen Plüschsack, wie ihn die Flößer am Rheine tragen, und darin lag seine ganze Habseligkeit.

Meine selige Frau hat sich oft gefreut, daß der alte, arme Mann so sauber war wie geblasen. Kein Stäubchen duldete er an sich. Armuth und Unreinlichkeit sind nicht Geschwister, wie Viele glauben. Er hatte

ein ungemein ausdrucksvolles Gesicht. Gar tiefe Furchen hatte das Weh des Lebens über seine hohe Stirne gezogen; ebenso waren seine Wangen gefurcht. Auf seine blitzenden Augen senkten sich buschige Augenbraunen, deren dunkle Farbe gegen das schneeweiße Kopfhaar seltsam abstach. So lange ich ihn kannte, sprach, trotz ihrem natürlichen Glanz, aus diesen Augen ein geheimer Kummer. Freilich, wohl habe ich ihn nur in den Tagen gesehen, von denen die Schrift sagt: „sie gefallen mir nicht;" aber man konnte nicht in diese Augen sehen ohne den Gedanken, daß ihm das Leben auch manchmal übel möchte aufgespielt haben. Seine Nase war scharf gebogen und berührte schier das Kinn, denn die Zähne thaten ihm nicht mehr weh, und das Haselnußknacken mochte ihm auch schon lange vergangen sein. Wollte er seine irdene Pfeife rauchen, so mußte er Zwirn darum wickeln, damit er sie halten konnte, wie mir's eben auch geht. Heutzutage rauchen die Buben so lang zusammengerollte Tabaksblätter, die sie Cigarren heißen. Daß dich das Wetter! — Ziehkarren sind's! Hab 'mal eins gekriegt von meinem Ältesten, dem Einnehmer, hab mir aber schier die Lunge herausgezogen. Auch wieder so was Neues, das viel kostet und nichts taugt! Gott ehre mir die alte Zeit!"

Der Alte war ganz hitzig geworden. „Verzeihen Sie mir die Abschweifung," sagte er; „aber die Galle schießt mir altem Manne über, wenn ich das aberwitzige

und verderbliche Wesen sehe, dessen Wirkung auf unsere Bauern schon so mächtig ist! Doch kehren wir zu Zunderbuchs zurück!“

„Sie werden sich wundern, wenn ich Ihnen sage, daß dieser stille, oft träumerische und schwermüthige Mann ein Schnurrant war, so ein Geiger, der von Haus zu Haus zog und auf keiner Hochzeit, Kindtaufe und Kirchweihe fehlte; daß er der Possenmacher der Bauern war; tausend lustige Geschichten wußte, und die Leute schier bersten machte, wenn er nur den Mund aufthat. Er lachte selten, fast nie. Nur so ein Lächeln spielte um seinen Mund. Wer aber genauer zusah, der mußte finden, daß trotz seiner Witze tiefe Seufzer sich aus der Brust hervorarbeiteten, und trotz jenes Lächelns man dann nicht mehr lachen konnte, wenn man den eigenthümlich schmerzlichen Ausdruck desselben gesehen. Ja, es ist mir viel Hundertmal gewesen, als presse er das Weinen zurück, wenn die Bauern so unergründlich lachten über seine Erzählungen. Alle diese Geschichten hatte er gewiß vierhundertmal erzählt, und die Bauern wußten sie alle auswendig. Sie riefen ihm zu: „Zunderbuchs erzählt 'mal die und die Geschichte, Ihr wißt ja!“ Daraus geht auch hervor, daß weniger die Geschichte selbst, als die Art der Erzählung den mächtigen Lachreiz in sich schloß, und ich möchte sagen, gerade jener auffallende Gegensatz des komischen Stoffes und des wehmüthig ernsten Wesens des Erzählers habe jene unkräftige Wirkung

hervorgebracht. Das aber muß ich zu seiner Ehre sagen, nie hat er etwas erzählt, was nur irgend im Entferntesten jene heilige Grenze berührte, wo die Schamröthe schuldloser Wangen die Nähe des Unlauteren ahnet. Alles war rein, keusch, lautete wohl und er selbst wies entschieden jeden Scherz unlauterer Art zurück, und wo lose Buben Zoten rissen, da ergriff er schnell seine Geige und entfernte sich mit unzweideutigem Ausdrucke des tiefen Unwillens."

„Aber, liebster Herr Schullehrer," sagte ich, „haben Sie denn nie etwas Genaueres erfahren?"

„Haben Sie Geduld," fiel er mir ein, „das Alter ist geschwätzig. Sie sollen schon noch erfahren, was ich selber erfahren habe. Seine Violine spielte er ungewöhnlich gut. Es war eine uralte Geige, ganz schwarz von Alter; aber einen Ton hatte sie wie eine Glocke, so hell und rein. Manchmal konnte er so beweglich spielen, daß es Einem weich um das Herz wurde, und es kam Einem dann just vor, als höre man aus der Geige heraus eine Menschenstimme klagen, die das tiefste Leid offenbarte. Als Bube schon ergriff mir das die Seele mit voller Gewalt, und ich mußte manchmal eine Thräne wegwischen, wenn er so mit dem alten, geflickten Bogen über die Saiten strich.

Einmal, es war im Sommer, da strich ich durch die Hecken dort hinten, wo die Thäler gegen den Hunsrücken ansteigen. Ich suchte Vogelnester und Erdbeeren, die so glänzend roth und duftig im Grase standen.

Plötzlich, als ich um eine Vergecke bog, höre ich leise, aber so süße, herzergreifende Töne, daß ich gleich denke: das ist Zunderbuchs und sonst Niemand! Ich biege die Zweige der Hecke leise weg und schleiche möglichst sachte heran. Da seh' ich ihn auf der Erde sitzen, mit dem Rücken an ein bemoostes Felsstück gelehnt. Er sah und hörte nicht. Wunderbar zart ging der Bogen über die Saiten. Es waren Klänge, wie ich sie niemals gehört habe, aber so weich und schwermüthig, so herzerschütternd, daß es mir durch die Seele zitterte. Er hatte das Auge zum Himmel aufgeschlagen, aus dem heiße Thränen rannen, und ich dachte nicht anders, als er rede jetzt durch diese Töne mit den Engeln in Gottes Himmel. Ich setzte mich ins Gras und lauschte, bis er plötzlich mit einem lauten Aufruf aufsprang und davon ging. Was er ausrief, hab' ich nicht verstanden; aber es klang wie ein Namen.

Seitdem sah ich den armen Mann mit großer Theilnahme an, und hätte Alles darum gegeben, wenn ich gewußt hätte, was ihm so schwer auf der Seele laste.

Wenn er, und ich beobachtete ihn nun mit größerer Aufmerksamkeit, auf der Kirchweihe geigte und die jungen Leute so lustig tanzten, so zuckte es oft über sein Gesicht, als fühle er einen tiefen Schmerz. Ich war noch ein Knabe. Fragen konnte, durfte und mochte ich ihn nicht um das, was ihm fehle.

Alle Leute hatten ihn lieb, und man sah es sehr

gerne, wenn er in ein Haus trat und um die Nachtherberge anfragte. Wo er sich sehen ließ, folgten ihm Schaaren von Kindern nach; aber nie habe ich es erlebt, daß muthwillige Knaben ihren Scherz mit ihm zu treiben sich hätten beigehen lassen. Sie hatten eine große Scheu vor ihm.

Ich weiß, daß mein Vater selig, der auch Lehrer war, zu meiner guten Mutter sagte: was mag doch der Mann erduldet haben? Es kommt einem manchmal vor, als triebe er das Lustigmachen als Selbststrafe, als Buße, die er sich selbst auferlegt. Solche Reden habe ich hernachmals oft in meiner Seele bewegt, und es kam mir vor, als habe mein Vater in seiner Vermuthung recht.

Daß mir dadurch der Mann immer wichtiger wurde, mögen Sie wohl leicht begreifen, und ich meinte, sein Leid wüchse mit jedem Male, wo ich ihn wiedersähe.

Als ich aus dem stillen Vaterhause fort mußte, um in der Stadt bei dem Organisten Unterricht zu erhalten, empfahl ich den armen Mann meiner sanften Mutter. Ich hätt's nicht nöthig gehabt, denn sie selbst meinte es so gut mit ihm. Er bettelte nie, aber er nahm dankbar, was ihm die reiche Liebe guter Menschen gab.

Damals kam er mir aus den Augen, und bald auch aus dem Sinne, denn die Jahre, die nun kamen, waren ernste Lehrjahre, die mich ganz in Anspruch nahmen. Es gab so viel und so schweres zu lernen, daß ich zu anderen Dingen keinen Raum in meiner Seele fand.

Zwei bis drei solcher Jahre flogen in angestrengtem Fleiße dahin, und dann, als ich leidlich befähigt war, bekam ich, nach kurpfälzischem Brauch, eine kleine Winterschule, und zwar auf einem Dörfchen auf dem Hunsrücken. Seltsam war's, daß hier Niemand von Zunderbuchs redete Es schien, als kenneten sie ihn nicht. Mir kam er dadurch ganz aus dem Gesicht, und erst nachdem ich wieder in das Thal meiner Heimat zurückkehrte, wurde er mir wieder nahe gerückt.

„Aber haben Sie sich denn niemals nach seinem Namen, Stand und Herkommen erkundigt?" unterbrach ich den redseligen Greis.

Glauben Sie wohl? sagte er lächelnd. Da waren Leute genug, die dazu auch außer mir Lust hatten; aber Niemand wußte das, was ich Ihnen da bereits sagte, er selbst wehrte jede zudringliche Frage in einer Weise ab, die das Wiederholen derselben nicht aufkommen ließ, ohne daß er gegen Jemanden grob oder nur unartig gewesen wäre. Es war etwas so Besonderes in ihm, daß man eine ehrfurchtsvolle Scheu fühlte.

So viel hatten die Leute herausgebracht, daß der Landstrich, auf dem er sich bewegte, etwa fünf bis sechs Stunden breit, vom Rheine bis Trier, über die Gebirge, links von der Nahe, hinging, und die Mundart, die er redete, ähnelte auch der breiten und gedehnten, die man hinter und um den Hochwald spricht.

Wie ich Ihnen vorher gesagt, ich kehrte endlich ins

Vaterhaus heim, und nach und nach ſtarben meine Eltern hin, deren einziges Kind ich war. Die Gemeinde wünſchte mich als ihren Lehrer, und der Kirchenrath in Heidelberg hatte ein Einſehen, daß ich's wurde. Es war Winter damals, und ein recht herber, kalter Winter. Wenig kam ich unter die Menſchen, weil ich, traurig geſinnt, die heitere Geſellſchaft mied und ſelber auch gerne für meinen Beruf thätig war.

Als die Sonne wieder wärmer ſchien; als die Knospen zu ſchwellen begannen und die Veilchen und Maßliebchen blühten, und die Droſſeln in den grünenden Hecken ſo herrlich ſangen, lebte ich erſt wieder auf. Ich ging wieder mehr unter die Menſchen, und da kam es denn, daß ich wieder an meinen alten Freund Zunderbuchs erinnert wurde.

„Er iſt lange nicht da geweſen," ſagte mir ein alter Bauer, den ich nach ihm fragte. „Auch iſt er gar nicht mehr ſo luſtig wie er früher war. Das Alter drückt ihn, und es will halt nicht mehr ſo wie früher. Er ſieht oft gar traurig drein Und es iſt auch gar kurios, wenn er Conrad's Appelchen ſieht, Ihr kennet's ja, Herr Schulmeiſter, ſo paſſirt's ihm mehr als einmal, daß er zu weinen anfängt, der alte Mann, das iſt recht beweglich."

„Nun will ich Ihnen ſagen, Herr Nachbar," fuhr der alte Lehrer fort, „warum ich nicht weiter fragen mochte. Das Appelchen, was, wie Sie wiſſen, Apollonia heißt, war das ſchönſte Mädchen im Dorfe, ſtill, ſittig

und fromm. Sie gefiel mir über die Maßen wohl, und da ich den Dienst hatte, auch allein nicht bestehen konnte, so wollte ich sie mir heimführen. Da nun der Bauer sagte: „Ihr kennt sie wohl" — so wurde ich kirschroth und schwieg; aber was mochte denn das sein, daß gerade dies liebliche Mädchen einen solchen Eindruck auf den Alten machte?

Als gerade wie jetzt, die Reben blühten, kam die Kirchweihe, die ja auch in diesen Tagen ist. Damals aber hielten die Leute noch auf die uralten Bräuche dabei, die jetzt mehr und mehr zu Grunde gehen. Sonntag nach Sanct Johannis des Täufers Tag ist sie.

Am Abend vorher wurde sie eine halbe Stunde eingeläutet und von den jungen Burschen angeschossen. Im Backhause drängten sich die Frauen und Mädchen mit ihren Kuchen auf den blanken Blechen und weißgescheuerten Brettern. Aus jedem jungen Auge lachte die Lust, und im Vorgefühle des Tanzes hob sich leichter der Fuß zum hüpfenden Gange. Rottenweise standen die Bursche umher, die Sonntagspfeife, den Ulmer Maßerkopf mit silbernem Beschlag und Kettchen, im Mund, und foppten die Mädchen und harrten des Kirchweihbaumes, den der Förster zu holen gestattet, und der dann nach dem Feste zum Besten der Kasse der Kirchweihburschen verkauft zu werden pflegte. In jedem Hause wurde geputzt und gescheuert, daß ja Alles blank und nett sei, wenn die Gevatterleute und guten

Freunde aus den benachbarten Orten kämen. Die Maurer liefen herum, die letzte Hand an die frisch-getünchten Stuben zu legen, etwa noch eine Borte zu vollenden oder eine Jahreszahl mit allen erdenklichen Schnörkeln über dem Ofen oder der Stubenthüre zu malen, oder endlich noch einmal mit der Bürste über den frischgeschwärzten Ofen zu fahren, damit er recht spiegelklar glänze. Es war eine Regsamkeit und heitere Thätigkeit überall, daß ich von meinem Fenster aus recht meine Lust sah.

Es mochte etwa fünf Uhr sein. Ein lauer Wind kühlte schon die Hitze des Tages, da hörte man von ferne Jubel und Pistolenschüsse. „Sie bringen den Kirchweihhammel und den Baum!“ riefen die Kinder und strömten dem Ende des Dorfes zu, von woher sie kommen mußten. Bald darauf kam denn der Zug. Trotz des Kinderjubels hörte man die Töne einer Violine. Ach, das waren alte, liebe, bekannte Töne, das war ja mein Freund Zunderbuchs wieder, den ich so gar lange nicht mehr gesehen!

Ich kann Ihnen sagen, daß es mich recht freudig und doch auch wieder recht wehmüthig bewegte; denn als ich ihn zum letzten Male gesehen, da lebten meine guten Eltern noch. Es war mir dabei, als thäten sich die goldenen Pforten meiner harmlosen Knabenjahre wieder vor mir auf, und die lange Reihe schmerzlich-süßer Erinnerungen zog an der Seele vorüber.

Jetzt nahten sie. Voraus hüpften große Kinder-

schaaren im Takte, den der nun folgende Zunderbuchs mit der Weise seines Spiels angab. Dann folgten die Burſche mit dem großen Hammel, deſſen wolliges Vließ mit rothen Bändern verziert war. Dieſer Hammel pflegte am Kirchweihtag ausgelooſt zu werden.

Hinter dieſen folgte der ſtattliche Buchenbaum und der mächtige Strauß, in der Regel der Gipfel einer ſtolzen Tanne, getragen von einem ſtarken Burſchen.

Für das Alles hatte ich keine Augen, nur für Zunderbuchs. Der Bauer hatte Recht. Die Jahre, welche zwiſchen dem letzten Male lagen, da ich ihn ſah, und dieſem Wiederſehen hatten ſtarke Veränderungen hervorgebracht. Das war nicht mehr die ſtattliche, aufrechtgehende Geſtalt; vielmehr war der Nacken noch mehr gebeugt. Das war nicht mehr der ſelbſtbewußte, kräftige Auftritt; ſondern vielmehr ein Dahinſchleichen, dem man es anſah, daß der Weg zum Grabe wohl ſchwerlich mehr ſehr weit ſein konnte. Das war auch nicht mehr die feſte Hand, die den Bogen führte, ſondern das eigenthümliche zitternde Spiel ließ auf ein Zittern der Hand ſchließen. Und vollends das edelgeformte Geſicht! Es war bleich, abgehärmt, und das Auge ſah ſo trübe und matt aus der tiefen Höhle heraus, daß man's kaum mehr erkannte.

Während ſich ein Knäuel um die Burſche bildete, kam er auf mich zu. „Ich hab's gehört, daß Er jetzt hier Schulmeiſter iſt," ſagte er treuherzig und reichte mir die Hand. Das hat mich gefreut!

„Kommt ein Bischen herum zu mir," bat ich ihn; aber er schüttelte den schneeweißen Kopf und sagte: „Ein Andermal!" und ging ins Dorf zu einem seiner Gastfreunde, die ältere Rechte hatten

Der Baum wurde nun in das mitten auf dem Markte gegrabene Loch mit dem Fuße gebracht und nun aufgerichtet, vermittelst der oben angebrachten Seile, an denen Bursche und Männer in den Dachluken der benachbarten Häuser zogen. Oben prangte der Strauß, unter dem ein mächtiger Kranz von Blumen hing, den die Mädchen gemacht. Nun kamen alle Dorfbewohner, betrachteten und bewunderten ihn, und allmählich senkte sich die Nacht auf das bewegte Dorf, dessen Bewohner mit stiller Freude, Viele aber mit hochklopfendem Herzen den einzigen, vollen Freudentag des Jahres erwarteten, dem ein heiterer Himmel und ein glühendes Abendroth freundlich zulächelten, ihm einen sonnenhellen Morgen verheißend.

Mir aber gingen gar mancherlei Gedanken durch den Kopf, und ich nahm mir eben vor, Alles anzuwenden, den alten Zunderbuchs zu sprechen, besonders, um ihn zu fragen, warum ihn denn das herzliebe Appelchen so sehr in Trauer setze; allein am andern Tage bekam ich ihn erst spät zu Gesicht, und dann war es völlig unmöglich, mit ihm zu reden, da er beim Tanz aufspielte.

Als die Jungburschen Mittags durch das Dorf zogen, um ihre Mädchen mit der Musik abzuholen, und um den Baum tanzten, sah ich den Alten nicht.

Sonst war er immer dabei gewesen. Ich sprach meine Verwunderung gegen meinen Nachbarn darüber aus.

„Ach Gott, Herr Schulmeister," sagte der Nachbar, „der arme Schelm trägt eine schwere Last, und da er sie Niemand sagt, kann man ihn auch nicht trösten, aber so viel ist gewiß, er wird alle Tage traurriger. Vor einem halben Jahre begegnete ich ihm einmal auf der Hunsrücker Landstraße und ging eine Strecke mit ihm, da sagte er plötzlich mit einem tiefen Seufzer: „Ach, Philippspeter, wie bleibt mir der Tod so lang aus!"

„Habt Geduld," sagt ich zu ihm, „der Herr weiß allein Zeit und Stunde"

„Ja wohl," erwiederte er, „aber ich wollt sie wär' schon da!" „Geht's Euch denn so übel?" fragte ich. Darauf sagt er: „Nein, Philippspeter, mir geht's schon gut, aber ich hab kein Plätzchen, wo ich mich einmal hinlegen kann, um zu sterben. Denn wo ich es sollte, da kann ich nicht mehr hin, weil's mir das Herz abdrückt" —

Weiter hab ich nichts mehr von ihm herausgebracht.

Als des zweiten Kirchweihtages Nachmittag kam, sollte der Kirchweihhammel ausgeloost werden. Alt und Jung versammelte sich am Kirchweihbaume, darauf kamen die Burschе mit den Mädchen, und Zunderbuchs geigend vorauf.

Es war so die Weise des Ausspielens, daß man an einen großen Nagel ein Laternchen hing, in dessen Raum ein Talglicht brannte; an dies Talglicht war

mit einem Faden ein Fläschchen mit Wasser gebunden. Zur Seite stand ein Stuhl, auf welchem ein Bursche stand, der so oft eine Nummer nannte, als eins von den um den Baum tanzenden Paaren gegen ihn kam. Bei welcher Nummer nun das Fläschchen herabfiel, wenn nämlich die Flamme des Lichtes den Faden durchgebrannt hatte, die gewann den Hammel.

Zunderbuchs geigte seine Tänze, das ganze Dorf war um den Kreis der Tanzenden versammelt, Kopf an Kopf gedrängt, voll gespannter Erwartung, ja alle Fremde und Gäste hatten sich zu ihnen geschaart.

Was in dem Kreise vorging, konnte ich aus meinem Fenster nicht sehen. Ich hörte nur das Jauchzen der Bursche und die Töne der Geige und die Äußerungen der Leute über das rasche Abbrennen des Lichtes und die nahe Entscheidung.

Plötzlich vernahm ich einen grellen, Mark und Bein durchdringenden Ton der Violine, der gerade so klang, als stieße ein zum Zerspringen gepreßtes Herz einen Schrei der wildesten Verzweiflung aus. Ich erbebte im Innersten meines Herzens.

„Ach, der arme Zunderbuchs!“ hörte ich rufen.

„Was ist denn geschehen?“ fragte ich meinen Nachbar, der mir nahe stand.

„Ich weiß es selbst nicht,“ sagte er, „aber ich will mich erkundigen.“

Nach einiger Zeit trat er in meine Wohnstube. Unterdessen hatte der Tanz eine Weile aufgehört; zwei Bursche hatten den todtbleichen Zunderbuchs [illegible]

ein anderer Spielmann trat an seine Stelle, und der Tanz ging fort, als ob nichts geschehen sei.

„Nun," rief ich dem Eintretenden zu, „was war's?" —

„Man weiß es selber nicht genau," sagte der Nachbar; „die Burschе tanzten um den Kirchweihbaum und der alte Zunderbuchs geigte und sah kaum um sich, wie er das so macht. Da geschieht's, daß Einer das schöne Appelchen zum Tanze holt. Wie das Paar an ihm vorübertanzt, sinkt seine Hand; der Bogen fährt über die Saiten und macht den erschrecklichen Ton, und darauf sinkt er selber wie ohnmächtig zusammen. Sie haben ihn zum Bäcker geführt. Weiter weiß ich nichts."

„Wieder Appelchen!" dachte ich. Es muß da etwas Statt haben, was ich noch nicht ergründen kann. Gerade das Räthselhafte gab meiner ohnehin erregten Einbildungskraft viel zu thun. Die Lust des Zuschauens war mir vergangen. Ich nahm meine Mütze, um ein wenig ins Freie zu gehen.

Draußen hatte eine recht friedliche Sonntagsstille Platz gegriffen. Hin und wieder gingen Menschen auf dem Dorfwege. Die Vögel sangen lustig ihr Abendlied und aus den Weinbergen hauchten die Traubenblüthen ihren herrlichen Duft. Die Sonne war eben am Rande der Berggipfel gegen den Hunsrücken hin, und eine frische Kühle stieg aus den Wiesen des schönen Thälchens auf, durch das unser Bach fließt.

Dorthin [illegible]

das rechts die Bergseite bekleidet, damals so mein Lieblingsplätzchen. Sie kennen ja die große Eiche, die dort steht, Herr Nachbar? Nun, an dem Fuße derselben hatte ich mir von abgeschältem Rasen eine Bank gemacht, wo ich manchmal saß und ausruhte von des Tages Last oder ein gutes Buch las. Ich sehnte mich, gerade jetzt allein zu sein, und richtete dorthin meine Schritte.

Auffallend war es mir, daß ich frische Fußtritte im schwellenden Grase fand, wo man abgehen mußte vom Pfade nach meinem Plätzchen; allein ich dachte, vielleicht sei ein Flurschütze daher gegangen und achtete weiter nicht darauf. Als ich aber näher kam, war mir's, als hörte ich tiefe Klagelaute aus einer Menschenbrust. Ich dachte: „Es ist doch merkwürdig, was die menschliche Einbildungskraft vermag! Nun hast du den ganzen Zunderbuchs im Kopf und kannst den Gedanken an ihn nicht los werden. Da hörst du ihn denn auch gleich in deiner Nähe wehklagen, und doch war's vielleicht nur ein Ast, der sich an einem andern rieb, den der leise Abendwind bewegte, oder eben dieser leise Lufthauch säuselte durch die dürren Blätter der hohen Erlen."

Doch horch! — Da seufzte es wieder, so tief, so tief, daß ich stehen blieb. Jetzt, bei schärferem Hinhorchen vernahm ich ein unterdrücktes Schluchzen.

Es überlief mich eiskalt. Also doch kein Spiel der erregten Einbildungskraft, dachte ich, und ging ganz leise meinem Lieblingsplätzchen zu; denn von daher klang der Ton. Als ich ganz nahe war und die [illegible]

daſitzen. Er ſah mich nicht; hatte mich auch nicht gehört. Er ſaß in vergebeugter Stellung. Beide Ellenbogen ſtützten ſich auf die Kniee und in den hohlen Händen ruhte das Angeſicht. Er weinte ſo heftig, daß ſeine Thränen auf die Erde rannen.

Sie mögen ſich wohl denken, Herr Nachbar, daß mich der Anblick des Mannes tief erſchütterte, zumal meine Seelenſtimmung dazu recht geeignet war. Thränen hab ich meiner Lebtage nicht ſehen können, ohne das tiefſte Mitleid zu empfinden; aber die Thränen des Mannes, der ſo mächtig ſich zu beherrſchen verſtand, der ſo oft das tiefe Weh in die wunde Bruſt hinabgedrückt und ihm Schweigen geboten hatte, waren für mein Gefühl überwältigend. Es mußte etwas Außerordentliches ſein, was die eiſerne Macht des Willens dieſes Mannes ſo unplötzlich gebrochen hatte.

Sollte ich ihn ſeinem Weh überlaſſen oder ſollte ich tröſtend ihn anreden? Die Frage drängte zur Entſcheidung. Ich kann es betheuern, daß keine eitle Neugierde den Wunſch erregte, einen tiefen Blick in das Herz und das Leben dieſes Mannes zu thun; mir fiel das Wort der Schrift ein: „Weinet mit den Weinenden!“ Ich hielt mich für berufen, zu ſeinem Troſte jetzt zu ihm zu treten. Ich beugte vollends die Hecken auseinander und trat ihm näher, eingedenk des Wortes, mit dem der Herr in die Mitte ſeiner trauernden Jünger trat, und ſprach: Friede ſei mit Euch!“

Der alte Mann zuckte vor Schrecken zuſammen,

Schnell fuhr ſein Kopf in die Höhe. Als er mich erkannte, trocknete er ſchnell ſeine Thränen mit der Hand. Der Ausdruck ſeines Geſichtes wurde freundlich. „Ach, Er iſt's, Herr Schulmeiſter," ſagte er darauf, und es klang ebenſo, als ob er ſich freue, daß eine Menſchenſeele ihm nahe ſei, der er ſagen könne, was ihn drücke. „Nun," fuhr er fort, als ob er für ſich einen Beweggrund ſuche, das ſchwere Geheimniß zu brechen, „Er iſt immer dem armen Zunderbuchs freundlich geweſen. Ich weiß es von Seiner Mutter, Gott hab' ſie ſelig. Die war auch gut. Vor Ihm brauch ich ja mein Leid nicht zu verhehlen."

Er ſprach die Worte ſo beweglich, daß mir auch ſchier das Weinen kam; ich ſagte: „Nein, ich hab's gewiß immer gut mit Euch gemeint, und was Ihr mir ſagt, das ſchwör' ich Euch, ſoll auch bei mir bleiben." Nun ſetzte ich mich zu ihm.

„Was iſt Euch denn heute begegnet?" fragte ich traulich. „Kann ich Euch vielleicht helfen?"

„Helfen?" fragte er mit ſchmerzlichem Tone; „nein, das kann Er nicht; helfen kann nur Einer, der alle Bürden abnimmt. Hier (er deutete auf ſeine Bruſt) brennt's arg."

„Theilt mir's mit!" bat ich herzlich. „Es wird leichter, wenn man ſein Leid Anderen mitgetheilt, die Theil daran nehmen."

Ein langer, prüfender Blick fiel auf mein Geſicht. Er mußte ihm Gewißheit gegeben haben, denn er ſagte: „Warum denn nicht? Hat Er Zeit, Herr Schulmeiſter,

so will ich Ihm Alles sagen, Alles, was mich so schwer drückt."

Ich versicherte ihm, daß ich von nichts abgehalten wäre, ihm zuzuhören.

„Wohlan denn," sagte er und seufzte tief auf. „Es ist das erste Mal, daß ich einem Menschen mein Leid klage."

„Mein Vater," hob er an, „war weit her, aus Böhmen, und kam dort eben an der Saar in die Kohlenwerke als junger Kerl. Er verstand sein Bergmannsgeschäft und war Sonntags ein gar beliebter Spielmann bei den Knappen. Auch der Herrschaft machte er sich bald geneigt, und nach wenig Jahren war er Steiger. Es glückte ihm halt. Haus und Gut erwarb er sich und eine brave Frau. Ich war ihr einziges Kind. Mein Vater war ein braver Mann, aber er hatte einen Hauptfehler — einen gewaltigen Stolz, und diesen Stolz, diesen Hochmuth pflanzte er auch in meine Seele schon frühe. Er hielt sich für besser als andere Leute, und suchte nur immer Gesellschaft und Gunst Höher heraus. Längst hatte er das Geigen für Geld aufgegeben; aber die Vorliebe für das Spiel der Geige steckte tief bei ihm im Holz. Ich mußte es auch lernen und that's gerne. Damals dachte ich nicht daran, daß es einst noch vor Hunger sichern würde. Als mein Vater alt geworden, die Mutter starb frühe, da wurde ich sein Nachfolger im Amt als Steiger. Lustig war ich, aber sehr hochmüthig auf meinen Reichthum und mein Amt. Wo ich unter

der Knappschaft oder sonst auftrat, forderte ich den ersten Platz. Das stieß die Leute von mir ab. Ins Wirthshaus ging ich nicht, weil die Leute mir auswichen. So geigte ich daheim desto fleißiger. Durch meinen Reichthum gelang es mir, Eingang in das Haus eines Revierförsters zu gewinnen, dessen Tochter ich lieb hatte. Sie war mir auch nicht abhold, und wir wurden Mann und Frau. Ach, sie war gut, zu gut für mich, der ich nach und nach ein Wucherer wurde. Darum nahm sie mir auch Gott im ersten Wochenbett, und mir blieb das mutterlose Kind. Mein ganzes Herz hing an dem Kinde, das aufblühte wie eine Blume. Sie war noch schöner wie ihre Mutter. Ach, Herr Schulmeister, hat Er das schöne Appelchen gesehen?"

Ich bejahte, nicht ohne Schamröthe.

„Nun, die gleicht ihr wie ein Tropfen Wasser dem andern. Durch meinen Hochmuth entfremdete ich mir auch meine Vorgesetzten. Das Pochen auf meinen Wohlstand machte mich trotzig. Ein Wortwechsel brachte den Beamten so auf, daß ich abgesetzt wurde. Kränkte das auch anfangs meinen Stolz, so nahm ich mir das doch vor den Leuten nicht an. Ich baute mein Gut. Günstige Zeiten mehrten meinen Wohlstand. Ich war der Reichste im Dorfe. Mein Evchen war ein Gegenstand vieler Bewerbungen. Alle Burschе sahen sie gerne. Sie war schön und reich — konnte es sich fehlen? Aber ich litt nicht, daß sie sich mit Einem einließ. Ich wollte sie nur an einen Mann verheirathen, der mir auch gefiele und meinem Ehrgeiz entspräche.

Ich kurzsichtiger Mensch wollte der göttlichen Fügung vorgreifen, die die Ehen im Himmel schließt, und diejenigen sich finden läßt, die für einander passen.

Da kam ein Revierförster auf das nahe Forsthaus. Es war ein junger, schöner, stattlicher Mann von gutem Herkommen; aber man munkelte allerhand. Er sollte ausschweifend, fürchterlich roh und beshaft und ein Spieler und Säufer sein, der auf seiner frühern Stelle einen armen Familienvater niedergeschossen habe, weil er ihm Vorstellungen gemacht, daß er mit dem Lesen dürren Holzes ja doch keinen Schaden verursache. Ein Spieler und Säufer war er, das wußte ich wohl, und roh und unbarmherzig war er auch, das sagten ja laut die armen Leute; aber ich dachte, Erchen wird ihn schon bessern. Er sah sie gern, das wußte ich wohl; aber sie ihn nicht, denn — sie hatte einen Andern lieb. Nicht weit von uns wohnte eine Wittwe, arm und dürftig, aber unbescholten. Sie hatte einen Sohn, so alt wie mein Kind. Sie waren zusammen in die Schule gegangen, zusammen confirmirt worden, hatten zusammen als Kinder gespielt. Sie hatten sich unendlich lieb, und ich wußte es nicht, wenigstens war es mir damals ein Geheimniß. Denk ich jetzt so dran, so mein' ich, das Herz müßte mir brechen! Der Conrad war ein Muster von einem braven Burschen, und auch ein Bild von einem schönen Burschen. Wie glücklich hätte ich sie und mich selbst machen können; aber der Hochmuth steckte in mir, und er war des Teufels Handhabe. So war ich blind und taub gegen Erchen's

Leid, und nun irr' ich umher gleich dem ewigen Juden, ohne Ruhe, ohne Frieden; trage die Bürde meines Jammers; möchte gern sterben und kann nicht, und sie sind Beide todt!" —

Er bedeckte seine Augen mit seinen Händen und jammerte laut!

„Der Förster mochte erfahren haben, daß ich ihn gern als Eidam habe; er suchte an mich zu kommen. Ich kam ihm überfreundlich entgegen. Er wußte aus schlauer Berechnung mich zu täuschen, so daß ich nichts von alledem mehr glaubte, was ihm die Leute nachsagten, und ihm schon nach wenigen Wochen mein Jawort gab.

Als ich ihr das sagte, war Evchen trostlos. Jetzt erst merkte ich, woher der Wind wehte, und mein Zorn kannte keine Grenze mehr. Ich tobte, raſete, ja ich mißhandelte das Kind, das nie mich durch einen Ungehorsam oder eine Unart betrübt; ich fluchte ihrer Liebe zu dem braven armen Conrad. Sie war trostlos, ich hart wie ein Stein. Die Vaterliebe war in meinem Herzen gestorben. Der Hochmuth herrschte nur darin.

Von nun an bewachte ich sie auf Schritt und Tritt, und zwang sie zur Verheirathung mit dem Förster. Niemand war glücklicher als ich. Des Kindes Schmerz und Thränen machten keinen Eindruck auf mich. In der Freude meines Herzens über den angesehenen Schwiegersohn verschrieb ich ihm Hab und Gut, und hielt mir für meine alten Tage nichts, nicht einmal den Sitz in meinem Hause aus. Um meine Freude

voll zu machen, ſtarb Conrad's Mutter, und er ließ ſich als Soldat anwerben in Saarlouis. War der fort, dann, ſo dachte ich, wird ſich ja Alles geben! Ach, wie iſt der Menſch ſo blind, wenn er von einem böſen Geiſte, wie ich von dem Hochmuthe, beherrſcht iſt! Der Förſter wußte Alles. Er trug dem Conrad einen erſchrecklichen Haß nach.

Ich machte eine Hochzeit, die vier Tage dauerte. Seit dreißig Jahren war ſo keine im Dorfe gehalten worden; aber mein Kind war wie das Lamm zur Schlachtbank geſchleppt worden. Alle Welt ſah's, nur ich, ich allein nicht!

Am letzten Hochzeitstage ging auch der Conrad zu den Soldaten fort. Abends ging Evchen hinaus; gleich darauf auch der Förſter. Sie kam mit rothgeweinten Augen wieder. Der Förſter blieb faſt zwei Stunden aus. Er kam endlich wieder und war ausgelaſſen luſtig; allein dieſe ſeine Luſtigkeit hatte etwas an ſich, das ſie entſetzlich machte. Er lachte, aber dies Lachen klang wie teufliſche Luſt. „Schwiegervater," rief er, „ſpielt uns Eins auf, ich möchte tanzen!" Ich ſpielte auf und er tanzte nicht, er raſte. Es fiel uns Allen auf, aber wer dachte etwas Arges? —

War er früher ausſchweifend, ſo wurde er's jetzt noch mehr. Jeden Abend war er betrunken und mißhandelte mein armes, ſichtlich und zuſehends hinwelkendes Kind. Er verſpielte hohe Summen in Einem Sitze. Sagten ihm die Leute etwas, ſo rief er: „Der Alte hat ja Geld und Alles iſt ja mein!" Als ich ihm

ſelber Vorſtellungen machte, rief er aus: „Alte Eule, willſt du auch krächzen? Nimm dich in Acht, ſonſt ſtopfe ich dir das Maul!“ Und dieſe Worte begleitete er mit Geberden, die es deutlich genug machten, es ſeien eben keine leeren Worte.

Etwa ein Vierteljahr ging es ſo fort. Er vernachläſſigte ſeinen Dienſt. Die Vorgeſetzten zogen ihn zur Rechenſchaft, und da ſich allerlei ſchlechte und faule Händel fanden, wurde er abgeſetzt. Das knickte zuerſt meinen Hochmuth. — Jetzt zog er in mein Haus, und ich war täglich Zeuge, wie elend mein armes Kind war, und in meiner Seele erwachte die Hölle.

Um dieſe Zeit entſtand ein beängſtigendes Gerüchte. Wo der Weg nach der Stadt führte, war ein dichter Schlag zur Seite des Weges. Dort pflückten Kinder Erdbeeren und fanden ein Wamms, das ſie heimbrachten. Es waren ſchwarze dicke Flecken dran, wie wenn's Blut wäre, und die Leute erkannten es ſogleich für das Sonntagswamms des armen Conrad. Seiner Verwandten Einer ging nach Saarlouis und fragte bei dem Werber nach ihm; aber Niemand wußte etwas von ihm. Da er ſich nur hatte anwerben laſſen, aber noch kein Handgeld erhalten hatte, ſo fragte auch der Werber nicht weiter nach, als er nicht kam.

Jetzt wurde die Sache ruchbar. Man ſagte faſt laut: „Der Unhold hat ihn todtgeſchlagen!“ Das kam endlich dem Gericht zu Ohren, und in dem Schlage wurde nachgeſucht, und ſiehe da, man fand den

Leichnam des Conrad mit zerschmettertem Hirnschädel, und dabei mein Beil! —

„Ihr mögt Euch denken," sagte nach einer stummen Pause der schweranfathmende Zunderbuchs, „daß wir alle Beide eingesetzt wurden, als seine Mörder. Das gab einen langen Proceß. Ich wurde, weil alle Zeugen für mich sprachen, freigegeben. Er aber wurde in der Haft behalten, bis er endlich es eingestand, er habe ihn erschlagen an jenem Abend. Er ist darauf öffentlich hingerichtet worden.

Als ich heimkam, wie fand ich Alles verändert! Der verworfene Mensch hatte schwere Schulden gehabt, die Niemand kannte. Als er und ich in das Gefängniß gesetzt wurden, kamen die Schuldner mit ihren Forderungen. Evchen litt furchtbar. Sie mußte Hab und Gut verkaufen. Was übrig blieb, nahmen die Gerichte.

Da stand ich nun, herabgestürzt von meiner Höhe, in Schande, Armuth und Elend. Ach, meine Buße begann! In Conrad's Hüttchen zogen wir, Evchen und ich. — Und dieser leidende Engel klagte nicht. Still trug sie das Weh, bis ihr das arme, gequälte Herz brach.

Nun war das Maaß voll! —

Auf dem Grabhügel meines gemordeten Kindes brachte ich manche Nacht hin; aber es war zu spät. Die treue Seele hatte ausgelitten. Ihr Lebensglück hatte ich zerstört. Ich war ihr Mörder! — —

O, da hat's mich hinausgetrieben in die Welt, ohne Rast, ohne Ruhe. Das Kainszeichen stand an

meiner Stirne. Mit der Geige verdiente ich mein wenig Brod. Das war meine Buße, daß ich mit dem Weh im Herzen der Leute Luſtigmacher ſein mußte. Und wenn ich recht luſtig geigte, dann ſchnitt das Schwert des Schmerzes durch meine Seele und zerriß ſie! Dann ſah ich mein Kind, wie es mich im Tode noch anſah mit dem Blicke der Vergebung; aber es kam dennoch kein Frieden in meine arme Bruſt. So trag ich's nun ſchon zwanzig Jahre und darüber. O ſagt, ſagt, kommt der Tod bald?"

Er hatte ſeine Hände zuſammengepreßt und ſah mich mit einem Blick an, der mein Blut ſchier erſtarren machte.

Ich ſprach zu ihm Worte des Troſte , Worte der Liebe.

Er hörte mir mit großer Andacht zu.

„Habt Dank!" ſagte er dann. „Ja, ich will harren, bis der Herr die Laſt des Lebens mir abnimmt, Was Ihr ſagt, iſt Balſam für mich!"

„Aber," fragte ich, „was war's doch, was Euch ſo ergriff, als Ihr vorhin am Kirchweihbaume geigtet?"

„Ich will's nicht verhehlen," rief er aus. „Heute iſt der Jahrestag von Evchen's Hochzeit. Während ich ſo geigte, gingen alle die Schickſale, die ich erduldet und ſelbſt verſchuldet, an meiner Seele vorüber, und die alten Wunden bluteten wieder. Da blickte ich herab und — Appelchen tanzte gerade vorüber. Da war mir's, als ſei's mein Kind, mein armes Kind. Innerlich hat es mich da geſchüttelt, meine Sinne ſind

mir vergangen, und der Bogen, der über die Saiten fuhr, brachte einen Ton hervor, der mir wie ein Gruß der Hölle durch die Seele drang. Da bin ich umgesunken. Nun kennt Ihr mein Leid," sagte er, drückte meine Hand, und ehe ich mich's versah, war er weg. Ich hab' ihn nicht wieder gesehen!"

„Auch nichts mehr von ihm gehört?" fragte ich mit großer Theilnahme.

„Doch," sagte der alte Schullehrer, „doch. Ein Jahr nachher, ich war schon mit Appelchen verheirathet, da kam einmal ein Glashändler ins Dorf, wie sie so aus der Gegend da hinten an der Saar mit ihren Glaskarren im Lande herumfahren, den fragte ich nach Zunderbuchs.

„Ach ja," sagte er, sich erinnernd, „das war Steigers Joseph aus unserm Dorf." Er erzählte mir nun die Geschichte des Armen, wie ich sie schon kannte.

„Er ist seit einem Jahr und länger nicht mehr hier gewesen," sagte ich. „Glaub's wohl," erwiederte der Glashändler. „Er war lange Jahre nicht mehr in unser Dorf gekommen; aber im vorigen Sommer, gleich nach Johannistag, sahen ihn die Leute daher wanken an einem Stabe. Man sah's ihm an, daß er krank war, und daß sein Stündlein nicht mehr ferne sei.

Wir hatten Alle so viel Mitleid mit ihm. Einer seiner Kameraden aus der Jugendzeit nahm ihn freundlich auf und erquickte ihn; aber er war so still, so leidmüthig, daß ihn der Mann am Ende nicht mehr

mit Fragen quälen mochte. Abends ging er 'mal hinaus, kam aber nicht wieder.

Die Leute warteten auf ihn bis zehn, bis elf Uhr; als er aber da auch nicht kam, da ward's ihnen unheimlich. Sie suchten ihn, fanden ihn aber nirgends, bis endlich die Kinder sagten, sie hätten ihn auf den Kirchhof gehen sehen.

Da gingen sie hin, ihn zu suchen, und fanden ihn liegend auf dem Grabe seines Kindes, und er war todt. Das ganze Dorf beklagte ihn. Sie hatten ihm ja Alle vergeben seinen Übermuth, den er so schwer gebüßt hatte. Er wurde ehrlich begraben neben seinem Kind.

„Ach," sagte der Glashändler, „Herr Schulmeister, der Hochmuth ist vor Gott ein Greuel, und des Zunderbuchs Geschichte sollte alle harten Väter warnen, ihre Kinder nicht zu einer Ehe zu zwingen, da wird nur Herzeleid daraus und Jammer!"

„So sprach der Mann," schloß der alte brave Lehrer; „und er hat Recht. Es wird mir kühl; gute Nacht, Herr Nachbar!"

Er ging ins Haus. Es war dunkel geworden. Ich saß noch lange da, recht tief bewegt, und dachte an des Dichters Wort:

„Wo Gleiches sich zu Gleichem findet,
Da gibt es einen guten Klang!"

Der gespenstige Stollen.

Eine Hunsrücker Dorfgeschichte.

I.

Wer an einem Sonntagabend in milder Jahrszeit in ein Dorf auf dem Hunsrücken tritt, der findet überall vor den Thüren die Nachbarn beisammen sitzen und traulich plaudern vom Stande der Früchte, des Flachses, von Krieg und Frieden, von Diesem und Jenem. Das nennt der biedere Hunsrücker „Maien.“ So maien die Alten bei einander, etwa hier, und die Jüngern dort; streng aber scheiden sich Verheirathete und Unverheirathete. Im Kreise des jungen Volks erschallt wohl ein heiteres Lied, ein sogenanntes Schelmenlied. Kommt die Jahrszeit, wo der Wind über die Stoppeln weht, dann wird in der Stube gemaiet. Die zusammensitzende Gesellschaft heißt „die Maie.“ In solch' eine Maie führe ich jetzt meine freundlichen Leserinnen. Die Maie ist klein. Es sind nur drei Personen und drei Männer, die, weil der Mond im ersten Viertel steht, und ein mattes Licht durch die graue Wolkenschichte, die den Himmel deckt, hindurchdringt, im Dunkeln ihr Pfeifchen Rollenknaster mit einander schmauchen, der freilich nicht sehr lieblich duftet.

Draußen deckt ein Herbstnebel die Gegend, und er legt sich mit jeder Minute tiefer herab auf Wald, Flur und die Wohnstätten der Menschen mit ihren schweren

Strohdächern. Sehen wir uns die drei Männer einmal genauer an.

In einem hölzernen Lehnstuhl mit strohgeflochtenem Sitze neben dem Ofen ruht eine Gestalt von kräftigem Bau. Es ist der alte Steiger Leopold, der einst einem Werke vorstand, das längst als unergiebig einging. Er ist der Herr des Hauses, ein Wittwer, dessen einziges Kind, die liebliche Ottilie, hier zu Land Util gesprochen, bei ihrem Gespielen ist. Leopold trägt Schuhe mit silbernen Schnallen, weiße Wollstrümpfe, kurze, blaugrüne Manchester-Hosen, eine dunkle Tuchweste und ein Wamms von schneeweißer Wolle gestrickt, eine Arbeit seiner getreuen Hausfrau, die Gott zu frühe für Leopold abgerufen. Seine silberweißen Haare deckt das grünsammtne Mützchen mit dem Pelze des Buchmarders verbrämt, dem er selbst das Lebenslichtlein ausgeblasen, denn er ist selbst jenseit seiner Siebzig noch ein wackerer Nimrod vor dem Herrn, und wer ihn ansieht, kann ihn kaum für einen starken Fünfziger halten. Man sieht den raschen Bewegungen des Mannes, dem lebhaft blitzenden Auge an, daß er kurz angebunden, an rasches Handeln gewöhnt ist und sein Jähzorn leicht aufflammt; aber dabei liegt doch in dem Gesichte des Mannes, bei allen Kennzeichen scharfen Verstandes, auch gar viel Gutmüthigkeit.

Auf der Bank, welche zur Seite des viereckigen großen Plattenofens, über dem das Reck angebracht ist, eine gar gemüthliche Ofenecke bildet, sitzt des Steigers

Gevattermann und Nachbar, der Leinenweber Lehnert, auch ein Greis, der die Sechzig auf dem Rücken hat, eine ruhige, gutmüthige, etwas drehbändelige (so sagt der Hunsrücker, wenn er eine phlegmatische Natur bezeichnen will) Menschenseele, aber ehrlich und treu, wie Einer. Seine Kleidung ist der des Steigers ähnlich; nur sind die Schuhschnallen von Messing, die Hosen von Hirschleder, das Kamisol von dunkelblauem Tuche. Neben diesem sitzt der Wagner Stumpf, Lehnert's Schwiegersohn. Er ist jung, trägt lange, blaue Tuchhosen, die über die Flehmstiefel reichen, eine rothe Tuchweste, ein kurzes blaues Wamms und eine roth und weiß gestreifte, gewobene Beutelmütze mit dickem Klunker dran, der majestätisch zur Seite herab hängt, fast am linken Ohre.

Die Unterhaltung ist lebhaft. Sie behandelt einen Gegenstand, welcher das ganze Dorf in diesen Tagen bewegt und die Furcht vor den nahenden Franzosen, den Bringern der Freiheit und Gleichheit, etwas in den Hintergrund gedrängt hat. Lauschen wir ihrer Rede!

„Bei meiner Seele! Cumpeer (Gevatter, Compère) Steiger," sagte Lehnert, den des Steigers Einwand aus seiner Ruhe gebracht, „ich hab's mit meinen leiblichen Augen gesehen, und meine Augen sind noch so gut, daß ich das feinste Gebildmuster, das ich webe, ohne Brille sehe."

„Ach was," sprach der Steiger heftig. „Du kamst

von Simmern und hatteſt einen Schoppen Moſeler oder Rheiner getrunken. Da ſehen die Leute überall Geſpenſter, und wenn man's in der Nähe betrachtet, iſt's ein alter, fauler Baum."

„Ei, da ſoll mich doch gleich der" — rief Lehnert, — aber der Steiger fiel ihm ins Wort und ſagte ſcharf verweiſend: „Nicht gleich ſich verheißen, Cumpeer Lehnert! Iſt's wahr, ſo iſt's nicht nöthig; iſt's nicht wahr, ſo wird's dadurch nicht wahr. Sprich ruhig und erzähle deine Geſchichte."

„Ei, was;" ſagte Lehnert ärgerlich. „Ihr ſeid ein Freigeiſt. Ihr glaubt einem ſo etwas nicht."

„Ich glaube Alles, was wahr iſt, Lehnert, erzähl' nur 'mal!" ſagte ruhiger der Steiger.

„Nun, Schwieger," ſprach Stumpf, „ſo erzählt's denn doch einmal ordentlich; daß man daraus klug werden kann."

Nach einer kleinen Pauſe, in der er ſeine aufquellende Pfeife niederdrückte, hob endlich Lehnert an:

„Ihr wißt alle Beide, daß wenn die Menſchen ein Bergwerk aufgeben, der Teufel ſogleich ſein Revier drin hat, ſammt ſeinem Anhang. — So iſt's auch mit dem Stollen, den Ihr vor fünfzig Jahren eingetrieben und ſeitdem habt liegen laſſen. Wißt Ihr die Geſchichte von der alten Bille, die bei des Kaspar's Vater gedient hat?" Der Steiger ſchwieg; aber über ſein Geſicht flog eine finſtere Wolke bei dem Namen Kaspar's. Stumpf ſagte aber neugierig: „Nein!" — „Nun," fuhr Lehnert

fort, „etwa fünf Jahre nach dem Eingehen des Bergwerkes, da lebte der alte Fried noch, des Kaspar's Vater. Der war ein Wittmann (Wittwer) und die alte Bille, die immer ſo rothe Augen hatte wie eine Erzhexe, hielt ihm und ſeinem Sohne, dem Kaspar, Haus. Der Fried war ein Mittelſchlag von Bauer, hatte ein kleines Haus und fuhr mit zwei Kühen im Acker.

„Einmal, es war im Advent, hatte der Fried ſich des Hannes-Peters Buben zum Dreſchen auf Wiederhelfen beſtellt, und es war damals Neumond und ſo dunkel Nachts, daß man keine Hand vor den Augen ſah; da krähte des Fried's Hahn und die Bille, die alte Hexe, wird wach und denkt, es iſt drei Uhr und die Dreſcher kommen bald. Sie denkt aber nicht dran, daß ihr neuer Hahn ein Wetterhahn iſt, der kräht, wenn's anderes Wetter gibt, ſteht auf, zieht ihr Röcklein und Kittel an, und guckt zum Fenſter hinaus, ob nicht Euer Schwieger hier im Hauſe ſchon Licht habe, daß ſie das ihre anzünden könnte; aber alles iſt ſtichedunkel und mäuschenſtille, als wäre das ganze Dorf manſetodt. Da ſieht ſie im Stollen Licht. Das ſind die Keſſelflicker von Gondershauſen, ſagt ſie zu ſich, die hab' ich geſtern ins Dorf kommen ſehen, die ſchon an der Arbeit ſind. Das ſind manierliche Leute. Du gehſt hin und ſagſt: Guten Morgen, und nimmſt dir ein paar Kohlen!

„Gedacht, gethan! Meine alte Bille nimmt ihr

Lanterchen (Laternchen) und wackelt mit einem Töpfchen die Halde hinauf in den Stollen. Da sitzen zwei himmellange, schwarze Kerle bei dem blutrothen Kohlenfeuer und ein grausam großer, schwarzer Pudelhund liegt dabei und knurrt und brummt.

„Kusch! kusch! Sultanchen," sagt die Bille, und bietet den Männern den guten Morgen. „So fleißig schon so frühe?" sagt sie und bittet um ein Köhlchen. „Nimm dir deinen Topf voll," sagt der Eine und die Bille steckt ihr Lanterchen an und scharrt sich ihren Topf voll, deckt den Deckel drauf, sagt: „Seid nicht so fleißig!" und wackelt heim. Wie sie aber die Kohlen auf den Herd hinschüttet, sind sie bumms — aus, und auch das Lanterchen geht aus, wie sie zuleuchten will. —

„Da ist kein Öl drauf," sagt sie, und brummt, daß das Kohlenfeuer so schlecht ist. Was will sie aber anfangen? Die Mannsleute haben das Feuerzeug in der Tasche. Ei, denkt sie, die Gondershäuser Kesselflicker waren ja recht manierlich. Geh' nochmal hin! Sie werden dich nicht schelten!

„Wieder wackelt sie die Halde hinauf und sagt: „Landsmann, die Kohlen sind mir ausgegangen; jetzt will ich aber den Deckel nicht mehr drauf thun. Darf ich mir noch einmal nehmen?" —

„Da knurrt der schwarze Pudel ganz grausam; aber die Bille sagt: „Kusch! kusch! Sultanchen, mein Alterchen, wenn du an unser Haus kommst, sollst du auch eine Schinkenhäse kriegen."

Der eine der schwarzen Männer sagt: „Nimm dir nur! Wieder steckt sie das Lanterchen an, scharrt sich den Topf voll Kohlen und geht, indem sie sagt: „Bedanke mich auch!“

Als sie nun heimkommt, sind ihre Kohlen noch frisch in der Gluth. Wie sie sie aber auf die Platte des Herdes schütte', bumms — sind sie wieder todtaus und auch das Lanterchen dazu.

„Ei, so soll dich!“ flucht sie, tappt dunkel an den Küchenschrank, greift den Ölkrug, schüttet Öl aufs Lichtchen, nimmt etwas Salz aus dem Salzfäßchen, um es auf die Kohlen zu streuen, und denkt, nun sollen sie dir gewiß nicht mehr ausgehen! Macht sich zum dritten Mal nun auf den Weg nach dem Stollen.

Als sie so die Halde hinaufkrabbelt, springt ihr der schwarze Pudel entgegen, als wolle er sie zerreißen.

Ach, denkt sie, hätt'st du doch die Schinkenhäse mitgenommen, daß das Vieh dich in Ruhe ließe! „Kusch! kusch! mein Alterchen,“ sagte sie nun schmeichelnd, „ich thue dir ja nichts und die Häse entgeht dir nicht! Komm nur, wenn's Tag ist!“

Da wird das Vieh ruhig und sie krabbelt hinein und sagt: „Ach, die Kohlen wollen gar nicht anhalten. Nun hab' ich aber Salz, das ich darauf streue; da brauch' ich euch nicht mehr zu plagen.“

„Nimm dir noch einmal.“ sagt der Eine, und als sie ihr Lanterchen angezündet und ihren Topf voll gescharrt, und eben sich bedanken und gehen will, steht

der andere Kerl auf, hebt seine rothglühende Schürstange gegen sie auf und sagt: „Kommst du noch einmal, so drehe ich dir den Hals um!“ — Ei, denkt die Bille, das ist mir ein grober Flegel von erster Sorte! Hab' ihnen doch erst vor drei Jahren einen kupfernen Kessel abgekauft. Sie war fix mit dem Mäulchen und hatte eine Zunge, so scharf wie ein Scheermesser. Wollte eben dies Mäulchen ein wenig spazieren gehen lassen; aber, dachte sie, am Ende hetzen sie dir den Eiterbisser (Ausdruck für böse Hunde) auf den Nacken. Laß' es gut sein und sag' lieber ein gut Wort: „Gott helf!“ sagt sie und will gehen; doch da brüllt der Hund, aber nicht wie andere, ordentliche Hunde, sondern erschrecklich! Da springen die Kerle auf und es thut einen Donnerschlag, daß die Bille schier zusammenfällt. Das Feuer ist aus, ihre Kohlen sind aus, sammt ihrem Lanterchen. Ihre Haare stellen sich zu Berge. Sie betet: „Alle guten Geister“ — und lauft, so schnell sie kann, heim, und als sie in der Küche ihre todten Kohlen auf den Herd wirft, — schlägt's Eins, und sie erkennt, daß sie nicht bei den Gondershäusern, sondern bei bösen Geistern war.

In der Todesangst eilt sie in ihre Kammer und kriecht mit den Kleidern ins Bett und zieht die Decke über den Kopf, und betet in der größten Todesangst alle Stoßgebete, die sie kann aus ihrer Jugendzeit.

Als nun um drei Uhr die Dreſcher klopfen, ist keine Bille da, und als endlich der alte Fried aufsteht und

ſie wecken will, da redet ſie irre. Er geht nun hinunter und will Feuer anmachen, um die Suppe für die Dreſcher zu kochen, da die Bille ſo krank iſt. Als er aber an den Herd kommt, wie ſtaunt er da! Der ganze Herd liegt voll Gold, voll purem Golde, lauter doppelte, alte Schildkarline. Er weiß nicht, was er machen ſoll und woher das viele gelbe Gold iſt; aber er denkt: Beſſer iſt der Hab' ich, als der Hätt' ich, und nimmt's, ſchafft's in die Kiſte, und thut, als hätt' er gar nichts geſehen.

Morgens geht er zur Bille und ſagt: „Was iſt euch denn paſſirt, Bille?“ Da erzählt's die Alte haarklein und hat's hernachmals meiner Mutter ſelig erzählt und iſt nach acht Tagen geſtorben. Von meiner Mutter hab' ich's oftmals gehört.“

„Dummes Geſchwätze,“ ſagte der Steiger. „Davon ſoll der alte Fried reich geworden ſein?“

„Von was dann?“ fragte ärgerlich Lehnert

„Ei, der hat geſchachert wie ein Jude und tüchtig geknäuſert; hat Zinſen genommen, daß es eine Schande war. Dann hat ihm der Landſchreiber S[illegible]äſſel in Simmern die Erlaubniß gegeben, eine Heerde Hämmel zu halten, ſo groß er wollte, und hat ihm das Geld geſchoſſen. Endlich zog er viele Bienen im Bienenberg, und das Sprüchwort ſagt: „Wer Glück hat mit Bienen und Schaf', der ſleg' ſich nieder und ſchlaf'!“ Als er zuletzt Schultheiß wurde, da mußte jeder Vogel, der über ſein Haus flog, eine Feder laſſen. Siehſt du,

Lehnert," ſchloß der Steiger, „ſo iſt er reich geworden; der Spitzbubenhändel nicht zu gedenken, die er gemacht hat."

„Ich weiß, was ich weiß!" brummte Lehnert und wiegte den Kopf von einer Achſel zur andern.

„Aber Schwieger," hob der Stumpf an, „Ihr ſeid von der alten Geſchichte noch nicht auf das Heut gekommen. Wie war's mit dem Stollen?"

„Nun," hob Lehnert wieder an, „was damals in dem Stollen ſpukte, das iſt nicht ausgewandert. Vor acht Tagen kommt die Annlies in unſer Haus und erzählt, ſie habe auf dem Heimwege von Simmern Abends ein rothes Licht in dem Stollen flimmern ſehen, und drei andere Weiber haben's auch geſehen. Als ich nun auch in Simmern war, denk' ich, du mußt das Ding doch auch ſehn. Wetter noch! ich war Pfälzer Grenadier in Mannheim vier Jahre und wär' beinah Korporal geworden, wenn nämlich der alte geſtorben wäre; da dacht' ich, haſt du Kuraſch wie Einer, und fürchteſt dich vor dem Teufel und ſeiner Großmutter nicht. Geh' ich ſpät fort, und als ich das Wieſenthal heraufgehe, ſeh' ich nach dem Stollen, der freilich jetzt ganz mit Holz zugewachſen iſt — da ſeh' ich das Licht, höre darin pickeln und ſchlagen."

„Und biſt hingegangen, wie die alte Bille?" fragte der alte Steiger lachend. „Du warſt ja ein Pfälzer Grenadier in Mannheim, und die hatten Kuraſch, wie du ſagſt?" —

„Da hätt' ich müſſen ein Narr ſein," ſagte Lehnert. „Wär' er mir auf dem Weg begegnet, ſo hätt' ich ihm was anders geſagt; aber ihn aufſuchen, das war nicht nöthig. Das Sprüchwort ſagt: „Mal' ihn nicht an die Wand, ſonſt kommt er hergerannt!" Das aber laß ich mir nicht ausdisputiren. Was meine Augen ſehen, glaubt mein Herz."

„Ich wär' hingegangen!" ſagte der Steiger.

„Da wäre mein Herz ein Narr," ſagte Lehnert darauf. „Ich will ehrlich geſtehen, daß mir eine Todesangſt ankam, und ich heimlief, ſo ſchnell ich konnte."

„Ja," ſagte darauf Stumpf, „es iſt wahr; er ſah aus wie der Tod von Ypern!"

„Ach, was!" rief der Steiger, „laßt mir das Geſchwätze weg! Uns liegt anderes näher. Denkt einmal an das verfluchte Franzoſenvolk! Die ſind uns nahe. Was gibt's da mit uns, wenn die kommen und uns ausplündern?"

„Ach," ſeufzte Lehnert, „Ihr habt recht. Wenn ſie's nur nicht machen, wie 1698, als ſie die Pfalz verbrannten."

„Viel beſſer nicht, ſagte der Steiger. „Ich kenne ſie. Bin ſelbſt als junger Kerl drin geweſen. Sie haben allzeit Deutſchland verheert. Glaubt ja nicht, daß ſie uns etwas bringen!"

„Ja, du lieber Gott," ſagte Stumpf, „ſie haben nicht einmal Schuhe. Gewehre auch nicht."

„Ha!" rief der Steiger, „hätt' ich nur ein paar

Regimenter guter Schützen, ich wollte sie schon wieder in ihr Land jagen, daß ihnen die Lust vergehen sollte, in die Pfalz zu kommen."

In diesem Augenblicke jagte ein Windstoß das Fenster auf. Der Mond trat hinter einer Wolke hervor und deutlich sah man einen Menschenkopf vor dem Fenster.

„Da lauert Einer!" rief Stumpf und griff rasch hinaus, um den Lauscher am Kopfe zu fassen; denn Stumpf saß gerade unter dem Fenster. Aber der draußen zog den Kopf zurück und eine grölende Stimme rief: „Solche Großmäuler werden die Franzosen schon stopfen. Wart's nur ab, du hergelaufener Dieb!"

„Halt, das ist der Kaspar, der Halunke!" rief der Steiger, dessen Zorn in wildem Feuer auffloderte. Aufspringen, die geladene Flinte greifen, hinauseilen und losdrücken, das war Eins — und war geschehen, ehe Lehnert und Stumpf ihn hätten hindern können.

Ein entsetzlicher Schrei folgte dem Schusse.

Die beiden Männer hatten nun auch das Freie gewonnen. Der Nebel lag noch dicht auf der Erde.

„Um Gotteswillen, wen habt Ihr geschossen?" rief Lehnert.

„Mein eigenes Kind!" sprach dumpf der Steiger und taumelte gegen die Wand seines Hauses!

Aber in demselben Augenblicke hörte man Utilchen's Stimme. Sie schrie: „Licht her, Jacob ist todtgeschossen!"

„Hört Ihr's," sagte Lehnert, „Euere Util lebt, aber des Kaspar's Sohn habt Ihr gemordet. Das ist des alten Hasses Frucht und der Zorn thut nicht, was vor Gott recht ist! Nun macht Euch fort, so schnell Ihr könnt!"

„Die Franzosen! die Franzosen!" hörte man in andern Gassen des Dorfes rufen und angstvoll stürzten die Leute aus ihren Häusern, nicht erwägend, daß, wären es die Franzosen gewesen, sie ihnen gerade entgegengelaufen wären.

Mit mehreren Laternen waren indeß Leute aus der Nachbarschaft herbeigeeilt. Man erkannte nun deutlich, daß Jacob, der Sohn des Schultheißen Kaspar, am Boden lag. Das Blut rann stromweise und der Unglückliche stöhnte heftig.

Util kniete neben ihm. Als sie aber das Blut sah, sank sie ohnmächtig in Lehnert's Arme, der sie in sein Haus trug unter dem Beistande Stumpf's.

Jetzt zertheilte Kaspar den Haufen. „Ach, mein Kind! mein Kind!" schrie er außer sich. „Der Steiger hat ihn todtgeschossen! Ihr Gerichtsmänner, faßt ihn, daß er uns nicht entwischt!"

Mehrere Männer eilten nach des Steiger's Hause; ein Eilbote jagte nach Simmern, um den alten Chirurgus Heidelberger zu holen und andere Männer trugen den Verwundeten nach seiner Wohnung.

II.

Tiefer Haß und heiße Liebe ſind nicht von geſtern. Was ſo recht tief ins Herz hineingewachſen iſt, das will Zeit dazu gehabt haben. So war's mit dem Haſſe Kaspar's und des Steiger's — und, daß ich's geradeheraus ſage — mit der Liebe der ſchönen Util und des Jacob, ihrer Kinder.

Das Dorf, in dem dieſe Geſchichte ſich zutrug, lag an einem Bergabhange, der den Hochwald bedeckte. Die Flur dehnte ſich rechts und links neben dem Dorf aus, und vor demſelben zog ſich ein Wieſenthälchen hinab, deſſen Seiten wieder mit Wald bedeckt waren. Dort hinab führte ein näherer Fußpfad nach Simmern und ein Bächlein hüpfte, von Erlen und Weiden begrenzt, in die tiefere Senkung des Wieſenthals hinab. Das Dorf war lang. Wieſengärten, mit Hainbuchengehäge umſchloſſen, lagen meiſt zwiſchen den Häuſern. Etwa zweihundert Schritte von den beiden letzten, durch das Bächlein getrennten Häuſern war an der linken Seite des Berghangs die große Halde und der Stollen gelegen, von deſſen geſpenſtigem Weſen ſeit acht Tagen und länger das ganze Dorf ſprach.

Mit dieſem Stollen war es ſo. Von dem Dorfe eine halbe bis dreiviertel Stunden entfernt, lag ein anderes, wo ſeit langen Jahren ein Silberbergwerk

betrieben wurde, ohne daß jedoch der Ertrag eben bedeutend gewesen wäre. Ein Oberbergbeamter hatte nach genauer Besichtigung der Erzgänge nach Mannheim an die Hofkammer berichtet, er vermuthe, daß die besten Erze gewonnen würden, wenn man auf der andern Seite des Berges einen Stollen eintreibe. Das war vor etwa vierzig bis fünfzig Jahren geschehen.

Da kam denn von Mannheim der Befehl, man sollte den Stollen anbauen. Leopold war damals ein junger Mann. Er stammte aus dem Odenwald und diente auf dem Silberwerk als Steiger. Ihm wurde der Auftrag zu Theil, jenen Stollen anzulegen. Er kam ins Dorf; brachte Knappen mit und begann sein Werk. Man versprach sich außerordentlichen Vortheil; aber nach jahrelanger Arbeit, nach schweren Kosten, gewann man die Überzeugung, daß Alles vergeblich sei. Die Arbeit wurde eingestellt, und Niemand dachte mehr an den Stollen. Im Laufe der Zeit wuchs an der Halde Gesträuch auf, welches bald den Eingang des Stollens verdeckte. Wie überall das Volk an solche verlassene Bergwerke wunderbare Mähren anknüpft, so geschah es denn auch hier. Der und Jener hatte es darin rumoren gehört; andere sahen Flammen drin — kurz, es kam so weit, daß sich am hellen Tage Niemand in die Nähe wagte. Und die Geschichte der alten Bille war vollends das Mittel, ihn zu einem Orte des Schreckens zu machen. Der Stollen war zwar außer Thätigkeit gekommen, und der Steiger

hätte können an das Silberwerk zurückkehren; der blieb aber da, legte Fäustel und Eisen bei Seite und wurde ein — Bauer.

Das war aber kein Werk der bösen Geister, sondern ein Paar blauer Augen, so blau wie der Himmel im Mai, hatten's bewirkt. Was können nicht schöne blaue Augen, zumal wenn sie aus einem so schönen Gesichtchen heraus blitzen?

Unfern von dem Stollen lagen die zwei letzten Häuser des Dorfes. Der Bach trennte sie, und über den Bach lag früher ein eichener Steg, den aber einmal das Winterwasser mitnahm, und die Bauern meinten, das sei sehr gut gewesen. Kam auch kein neuer mehr dahin, sondern die Bewohner der beiden Häuser mußten weiter oben den Bach überschreiten. In dem einen dieser Häuser, und zwar in dem auf dem linken Ufer des Baches, wohnte früher der alte Fried und später sein Sohn Kaspar, welcher nach seinem Geschlechtsnamen Weierich hieß, und eben das Amt seines Vaters, der Schultheiß gewesen, und seinen ansehnlichen Reichthum geerbt hatte. In dem Hause oder besser Häuschen auf dem rechten Bachufer wohnte ein armer Mann mit seinem Weib und seinem schönen Kinde, dem blonden Gretchen, mit den verwettertschönen blauen Augen.

Wer das Mädchen ansah, dem war's angethan für allzeit. Die Augen aber waren's nicht alleine. Der Hunsrück ist nicht arm an schönen Mädchen, und ich möchte fast sagen, es sei kaum ein Landstrich reicher

dran. Wer das Gretchen ſah, mußte aber alsbald bekennen, daß eine ſchönere Jungfrau kaum werde gefunden werden. Sie war groß, wie alle Hunsrücker Mädchen, und kräftig gebaut; aber eine Tanne iſt nicht ſchnacker. Ihr Haar war an Farbe und Zartheit wie der ſchönſte Laubacher Flachs, und wenn es herabhing, konnte ſie ſich drauf ſetzen. Röthere Bäckchen hatte kein Herrenapfel, und einen Mund hatte ſie und Zähne drin — Nein, die Kirſchen von Salzig ſind nicht friſcher und der Schnee nicht weißer.

Des Fried's Kaspar hätte müſſen ſtockdumm ſein, wenn er nicht geſehen hätte, welch' ein Staatsmädel da drüben aus dem Fenſter ſah. Er hatte auch keinen Waldkieſel, wo andere Leute das Herz haben — kurz er verliebt ſich in das Gretchen bis über die Ohren. Nichts begreiflicher, wie das.

Man konnte nun gar nicht ſagen, daß ihm das Gretchen hold geweſen; auch nicht, daß es ihn verabſcheuet; aber lieb hatte es ihn nicht. Er war eben auch nicht ſonderlich ſchön. Mit dem einen Auge ſah er in die Brachflur — das heißt, er ſchielte mehr, als es nöthig geweſen, um die Leute im Zweifel zu laſſen, wohin er ſähe! Seine Haare waren röthlich, ſo wie die eines Kohlfuchſes, daher er auch bei dem jungen Volke dieſen Namen trug; aber er hatte Geld, war der einzige Sohn, ſein Vater war Schultheiß und der Freund des Landſchreibers Schlüſſel in Simmern, und da meinten die Alten, das Gretchen ſäße da warm.

Wenn man's ſo anſah, war's nicht uneben. Vater und Mutter machten nun, daß das Gretchen mit ihm ging, obwohl der alte Fried damit nicht ganz einverſtanden war; denn Gretchen war arm und erbte nur etwa acht Morgen Äcker und das Häuschen mit der Bitz, wie der Hunsrücker ſeinen eingehegten Wieſengarten nennt.

Als ihm aber der Kaspar erklärte, daß er, wenn er Gretchen nicht heirathen dürfe, niemals freien würde; da zog der Alte die Segel ein und ließ, wie der Hunsrücker ſagt, Gottes Waſſer über Gottes Land laufen.

Was aber dem Kaspar bei dem Gretchen mehr ſchadete, als die Kohlfuchsnatur ſeiner Haare und die abweichende Richtung ſeiner Augen, das war ſein böſes Herz. Den Armen, die an ſeiner Thüre Brod heiſchten, gab er harte Worte; brach Einer ein Bein, ſo lachte er; war er einmal gegen Jemanden im Zorne, ſo wurde er nie mehr gut und redete ihm in Spott, Hohn und Ernſt alles Böſe und Schlechte nach. Dabei ging er immer ſeine eigenen Wege und ſein Kopf mußte durch. Sein Hochmuth aber kannte keine Grenze. Er mußte überall der Erſte ſein, und da war er denn auch gar nicht geizig, wiewohl er ſonſt der ärgſte Filz im Reiche war.

Gretchen war Vater und Mutter gehorſam, drum ging ſie mit ihm zur Muſik, wenn Kirchweihe war, und ſaß auch Abends in der „Maie" bei ihm und galt im Dorf als ſein Schatz, und, was auf Eins hinauslief, als ſeine künftige Frau.

Da wurde der Stollen angelegt und der Steiger kam ins Dorf. Er wohnte im Oberdorfe bei dem Bäcker, wo er auch die Koſt hatte und der Stollen lag unten; der Steiger war damals ſo ſeine zwanzig Jahre alt, und Jedermann ſagte: Die Sonne am Himmel muß ſich freuen, wenn ſie dem bildhübſchen Burſchen ins Angeſicht ſcheint. Er betrug ſich ſtill und brav; kartete nicht und trank nicht; aber wer mit ihm ſprach, ſagte: Das iſt ein räſonabler Menſch, und hat auch Grütz im Kopfe, daß es eine Art hat, denn er redet wie ein Buch.

Wenn er Sonntags in die Kirche kam mit dem ſchwarzen Wamms und den weiten Ärmeln, nebſt den blanken Knöpfen und dem kleinen Krägelein, mit der ſchwarzen Sammtkappe und dem ſilbernen Fäuſtel und Eiſen dran, dem breiten glänzenden Ledergurt und dem Leder hinten, und vornen mit der ſilbernen Schnalle; wenn er ſo kam, ſo ſchnacks, friſch und ſchön, wie kein Burſch im Dorfe, dann hätte einmal Einer die Köpfe der Weiber und Mädchen ſehen ſollen. Der Schulmeiſter mochte den ſchönſten Walzer als Vorſpiel aufſpielen, Keine trat den Takt mehr dazu; der Pfarrer mußte tüchtig auf die Kanzelbibel ſchlagen, wenn ſie einmal nach ihm ſehen und auf ihn hören ſollten — kurz der Steiger verdrehte alle Köpfe im Dorf, und die Burſchen wünſchten ihn ſammt und ſonders über alle Berge. Das merkte er freilich nicht. Ernſt und ſtille horchte er auf die Predigt, und ging ſtille

hinaus, wie er hereinkam, und grüßte und dankte gar höflich und ordentlich.

Nun mußte er jeden Tag durchs Dorf hinab, nach dem Stollen. Erſt ging er auf der linken Seite des Baches hinab und ahnte nicht, daß drüben auf dem rechten Ufer des Baches hinter den Milchtöpfen am Fenſter die ſchönſten blauen Augen nach ihm ſpäheten.

Am zweiten Pfingſttage war Muſik bei dem Bäcker. Er kam auch herüber aus ſeiner Kammer und ſah zu; aber ſeine Augen folgten nur Einer, und dieſe Eine war Gretchen.

Das ſchmeichelte Anfangs dem Kaspar, und als der Steiger ihn bat, ihn einmal mit dem erglühenden Gretchen tanzen zu laſſen, gab er's willig zu, und war ſtolz darauf.

Das war ein Tanzen! Blitz und Hagel! Die flogen herum und alle Welt rief: Solo! Daß ſie allein tanzten, und die Leute ſahen mit heller Pläſir zu und meinten, das ſei das ſchönſte Paar zwiſchen Rhein und Moſel, und es ſei ſchade, wenn der und das Gretchen ſich nicht bekämen.

Als ſie ſo tanzten, ſagte der Steiger: „Gretchen, warum ſiehſt du mich denn gar nicht an? Bin ich dir ein Abſcheu?“

„Ach nein!“ flüſterte das Mädchen, und wollte es einmal probiren, ob ſie ihn anſehen könne; aber ſie wurde noch röther und konnt's nicht.

„Ich könnte dich immer anſehen und würde gar nicht müde,“ ſagte der Steiger, „du liebliches Kind!“

Da meinte das Mädchen, es müsse in die Erde sinken vor lauter Scham, daß der schöne Herr Steiger mit dem armen Mädchen so spräche. Wer weiß, was ihr der Steiger noch gesagt hätte — aber der Tanz war aus und der Kaspar hatte schon Grimm genug.

Nun tanzte aber der Steiger auch nicht mehr, aber stand da, und seine Augen suchten immer das schöne Gretchen und die himmelblauen Augen sahen unwillkührlich auch nach ihm. Trafen sie sich aber einmal halbwegs, so schlugen sie sie alle Zwei nieder, als hätten sie sich auf unrechtem Wege gefunden.

Am andern Morgen ging der Steiger auf dem rechten Ufer des Baches hinab und ging an Gretchen's Haus über den Steg.

Sie kehrte den Platz vor dem Hause.

„Guten Morgen, Gretchen," grüßte er. „Hast du schon die Müdigkeit aus deinen Gliedern geschlafen?"

„Ich war nicht müde!" lächelte Gretchen und sah ihn an, wurde aber blutroth, als es die leuchtenden Augen des Steigers sah und wandte sich ab.

„Ach," sagte der Steiger, „du magst mich gar nicht ansehen; was hast du gegen mich, Mädchen? Bist du mir gram?"

Das Mädchen schüttelte das Köpfchen und lief in das Haus und der Steiger ging nachdenklich über den Steg hinüber.

Abends, als er zurückkam, sah er fast die runden, blinden, Glasscheiben durch; aber das Gretchen stand

an der Thür und sah durch eine Ritze und freute sich inniglich, daß er so in die Fensterscheiben sah, denn das galt gewiß nicht ihrer alten Mutter, sondern ihr und Niemand sonst. Als er schon weit vom Hause weg war, sah er sich als noch einmal um. — Des andern Tages traf sich's wieder, daß sie das Getränke dem Vieh in den Stall trug, als er kam. Diesmal konnte sie ihm nicht durchgehen, denn er stellte sich an die Thür und sprach mit ihr. Nun, sie mußte doch höflich antworten und konnte gegen den manierlichen Mann nicht grob sein. Überdies konnte sie fast nur lächeln. So wurde es am Ende Gebrauch, daß sie sich Morgens sahen; dann auch Abends, wenn der Steiger Feierabend hatte. Es war gar nicht mehr anders möglich. Nach acht Tagen sah sie ihn auch an, und wenn sie lachte, sah der Steiger auf den Mund und auf die Lippen und war ganz verzaubert.

Nach vierzehn Tagen brummte die Mutter, daß Gretchen so lange ausblieb, wenn sie kehrte, oder das Vieh in den Stall, oder aus ihm heraus that, und die Knappen im Stollen konnten gut ruhen vor der Arbeit und der Feierabend kam frühe. „Macht Schicht!" sagte der Steiger, wenn auch die Sonne noch ihre Strahlen auf den Stollen warf.

Gretchen's Vater sagte zu seiner Frau: „Ich glaube der Steiger hat ein Auge auf unser Kind."

„Ich glaub's fast auch," antwortete die Mutter; „aber mir wär's viel lieber, wenn sie den Kaspar

heirathete, der so reich ist und sie so lieb hat." Der Vater zuckte die Achseln; aber sie wußten nicht, daß draußen, hinter dem Hause, wo Gretchen ihr selbstgesponnenes Tuch auf der Wiese des Grasgartens begoß, Kaspar bei ihr stand und sie mit Vorwürfen überhäufte.

„Du läufst dem Lump, dem Steiger nach!" grollte er.

„Du lügst," schnellte das wunderschöne Mädchen. „Er kommt hier vorüber und grüßt. Soll ich unartig sein und nicht wieder grüßen? Und wenn er mich frägt oder mich anredet, soll ich ihm nicht antworten?"

„Ja, das sollst du!" rief zornig der Kaspar.

Gretchen richtete sich auf und fragte: „Wer sagt das?"

„Ich, rief Kaspar, „denn ich will dich heirathen!"

„So?" dehnte mit einem spöttischen Lächeln das Mädchen; „du hast das Freien bei höflichen Leuten gelernt. Zum Heirathen," fuhr sie fort, „müssen allemal Zwei sein." —

„Willst du mich nicht, Gretchen?" fragte zornig der Kaspar. „Ich bin der reichste Bursch im Dorf!"

„Und ich das ärmste Mädchen," entgegnete sie. „Da passen wir nicht zusammen. Du mußt dir eine Reiche suchen."

„Ich will aber nicht!" rief er aus.

„So laß es bleiben!" war Gretchen's Antwort.

Sie wollte ihn stehen lassen und weggehen. Da eilte er ihr nach und faßte ihre Hand.

„Gretchen, ich kann nicht ohne dich leben!“ sagte er fast weinend.

„Du hast zwanzig Jahre ohne mich gelebt, und wirst es ohne Zweifel auch länger können,“ erwiederte sie.

„Gretchen werde mein Weib!“

„Nein,“ sagte sie — und schlüpfte in das Haus.

Sie eilte in ihre Kammer und weinte. Ach, der Kaspar hatte sie so lieb seit der Schule her, das wußte sie, und nun hatte sie ihn abgewiesen! Sie begriff nicht, woher sie den Muth genommen. Vor einem halben Jahre hätte sie sich in Alles gefügt und wäre seine Frau geworden, denn sie wußte nicht, was es hieß, einen Mann lieb haben. Jetzt wußte sie's und fühlte, daß sie Kaspar'n nicht lieb hatte, wohl aber — den Steiger.

Ihre Eltern wußten Nichts von dem, was vorgefallen war. Am Abend kam der Schultheiß Fried und freite um das Mädchen in aller Form.

Gretchen stand hinter dem Hause und weinte. Da kam der Steiger.

Kaum sah er die Weinende, als er mit einem gewaltigen Satz über die Hecke sprang. Er legte seinen Arm um den schlanken Leib und fragte: „Warum weinst du, liebes Gretchen?“

„Ach,“ seufzte das arme Mädchen, „drinnen ist der alte Schultheiß Fried, der um mich für seinen Kaspar wirbt, und ich fürchte, meine Eltern lassen sich vom Gelde bethören und sagen Ja.“

„Und du willſt ihn nicht?“ fragte er mit klopfendem Herzen.

„Ich hab's ihm vorhin geſagt,“ fuhr das ſchluchzende Kind fort, „daß ich ſeine Frau nicht werden mag.“

Er drückte ſie feſt an ſeine Bruſt. „Willſt du meine Frau werden, Gretchen?“ fragte er ſie. „Ich habe dich lieb wie mein Leben. Ich habe Brod, bin aber nicht reich. Willſt du?“

„Ja!“ flüſterte das Mädchen und barg ihr Köpfchen in der Schürze.

Der Steiger ſprach kein Wort mehr und zog ſie eiligſt durch die Hinterthür in das Haus, und trat mit ihr in die Stube, wo der alte Fried ſaß und ſeinen Reichthum auskramte.

„Vater und Mutter,“ ſagte der Steiger, nachdem er gegrüßt, „ich habe eben unter Gottes freiem Himmel mit eurer Tochter mich verlobt. Sie hat vor Gott mir ihr freiwilliges Jawort gegeben, und ſo kommen wir, um euren elterlichen Segen euch zu bitten, und geloben euch kindliche Liebe, Treue und Gehorſam.“

„Was?“ rief der Fried, „wollt ihr euer Kind dem hergelaufenen Menſchen geben?“

Der Steiger ſagte heftig: „Ich bin ehrlicher Eltern Kind; Niemand kann mir etwas Übles nachſagen, und mein Amt ernährt Frau und Kind. Fall's ich aber Luſt hätte, es aufzugeben, ſo hab' ich geſunde Arme und Luſt zur Arbeit, und Ihr braucht mein Weib und

meine Kinder nicht wegzujagen von Eurer Thüre, wie die anderen Bettler!"

Der Schultheiß sah den Steiger überecks und ordentlich scheu an, als er so sprach, griff nach seiner Kappe und sagte: „Wenn's so steht, so will ich gehen und dem Glücke Gretchen's nicht hinderlich sein." Aber in seinem Gesichte lag giftiger Spott und Hohn, als er das sprach, und sein Auge schoß giftige Pfeile auf den Steiger. In der Thüre wandte er sich noch einmal um, und rief in die Stube: „Die fünfzig Gulden, die ich euch geliehen, müßt ihr in acht Tagen zahlen, sonst laß ich euch pfänden!"

„Die sollt Ihr haben," sagte der Steiger, und der Alte rannte hinweg wie ein Besessener.

„Da haben wir's," sagte seufzend Gretchen's Vater, und das Mädchen weinte heiße Thränen. Allein nach einer Stunde vertraulichen Gespräches war Alles gut, und die Alten segneten ihre Kinder und der Steiger drückte den Brautkuß auf die schönsten Lippen. Die Thränen versiegten in den schönen blauen Augen, und sie strahlten so hell, wie droben am Abendhimmel die Sternlein.

Des andern Morgens trat der Steiger in des Schultheißen Stube.

„Hier bringe ich Euch die fünfzig Gulden nebst den Zinsen von Martini bis Dato," sagte er; „seid so gut und gebt mir Quittung für meinen Schwiegervater."

„Iſt's ſchon ſo weit?“ fragte höhniſch der Alte. „Nun, es iſt gut, daß Euer Sparpfennig ſo weit reicht.“ —

„Laßt Euch das nicht kümmern, Schultheiß,“ ſagte der Steiger. „Es hat noch keine Noth. Seht nur zu, daß Ihr die Quittung ordentlich ſchreibet.“

Der Alte ſchluckte eine giftige Rede hinunter, denn der Steiger ſtand ſo feſt und groß vor ihm, daß es ihm ſchier unheimlich im eigenen Hauſe wurde. Als er ihm die Quittung reichte und der Steiger ſie prüfte, ſagte er: „Nun könnt Ihr gehen.“

„Das will ich noch etwas aufſchieben,“ ſagte der Steiger, „weil ich noch etwas mit Euch zu reden habe. Nächſten Sonntag werde ich ausgerufen, da ſollt Ihr mich in die Gemeinde aufnehmen. Seid ſo gut, und thut das gleich.“

Knirſchend vor Wuth, holte der Schultheiß das Bürgerbuch und ſchrieb den Namen hinein, und der Steiger zahlte ſeine fünf Gulden Einſtandsgeld. „Seid ſo gut und gebt mir Quittung,“ ſagte er.

Das mußte abermals der Schultheiß thun.

„Meinen Feuereimer will ich morgen in Simmern holen,“ ſprach er weiter, und dann erſt ſagte er Adjes und ging.

Der Schultheiß wagte Nichts mehr zu ſagen.

Kaspar ſaß droben in der Oberſtube und weinte und fluchte auf den Steiger.

„Weißt du was?“ ſagte der Alte zu ihm, „mach's

kurz und freie an das Bienenberger Müller's Ammarie, das ist ein Staatsmädel und hat Geld."

„Ja," rief Kaspar, „geht hin Vater und freiet; denn ich will dem Gretchen die Freude nicht lassen, daß es mir einen Korb gegeben und dem Steiger will ich's schon einträuken."

Des Müller's Ammarie war ein lustig Ding, das gern Hochmuth trieb. Die kennte keinen armen Teufel brauchen. Sie hatte längst auf den reichen Kaspar ein Auge, und nach ihm die Angel geworfen. Als nun der Alte unverhofft kam, wurd's bumms! richtig und der Kaspar wurde geholt und Handstreich gehalten noch an dem Abend und der Wein floß in Strömen und die Herrlichkeit hatte kein Maß.

Als Fried und Kaspar Abends spät heimgingen, sagte der Fried: „Nun werdet ihr bis Sonntag mit einander ausgerufen, und der Pfarrer muß dich zuerst ausrufen, ich will's schon fertig machen."

Am andern Tag war das ganze Dorf voll von der Neuigkeit. Die Frauen sagten: „Dem Gretchen gönne ich den schönen Steiger. Es wäre doch eine Sünde gewesen, wenn der scheele Kohlfuchs das schöne Mädchen gefreiet hätte." Die Mädchen sahen traurig drinn, denn sie hätten alle selbst den Steiger gerne genommen; aber das gute Gretchen verkleinerte Keine.

Es war aber gerade, als sollte dem Kaspar Alles schief gehen! Als der Schultheiß zum Pfarrer kam und fragte, ob der Steiger schon dagewesen sei, sagte der

Pfarrer: Ja. Fried drang nun in den Pfarrer, ihm das Vorrecht zu laſſen; allein der Mann blieb bei ſeinem Grundſatze, daß in der Kirche der Schultheiß Nichts gelte, und er die Reihenfolge beobachten werde. Das war nun neuer Verdruß und ein Grund mehr, Haß auf den Steiger zu werfen, obwohl der nichts dafür konnte.

Alles, was der Schultheiß und ſein Sohn dieſem oder ſeinen Schwiegereltern Unangenehmes zufügen konnten, thaten ſie, des Steigers mühſam gehaltene Ruhe brach, und in immer ſteigender Leidenſchaftlichkeit verfolgten ſich Beide. Die Jagd, die der Steiger mit Liebe trieb, die Frohnde, die Gemeinderechte — Alles gab Veranlaſſung zu Reibereien und Proceſſen, und ſo dauerte es fort, als Kaspar nach ſeines Vaters Tode Schultheiß wurde. Häusliche Leiden änderten Nichts. Gretchen ſtarb und Ammarie ſtarb — die Wittwer verfolgten ſich nach wie vor, ja es ſchien ſelbſt, als wachſe der Haß mit den Jahren.

Der Steiger war ſehr in Rückgang gekommen durch die ſtets ſich erneuernden Proceſſe, welche ihm der Kaspar anhing. Das hatte an Gretchen's Herzen genagt, wie ein nie raſtender Wurm, und der Steiger ſagte es ſich und Anderen: der Kaspar habe ſeine Frau gemordet. Seitdem war der Steiger ſo empfindlich und jähzornig geworden, daß wirklich ſchwer mit ihm leben war. Der Stollen war noch zu Lebzeiten des alten Schultheiß Fried eingegangen und ein ſchönes Einkommen damit für den armen Steiger gewichen.

Er war ein kräftiger und ein sehr geschickter Mann. Bisher hatte der alte Schulmeister den Leuten die Güter vermessen. Als er alt wurde, that es der Steiger, denn er verstand die Feldmeßkunst aus dem Fundament und war ein Mann bei der Spritze, das heißt: fix und richtig waren seine Vermessungen. Außerdem schrieb er alle Kaufacte und Verträge im Dorfe, machte Erbtheilungen, und seine unbestechliche Rechtlichkeit erwarb ihm das verdiente Zutrauen aller Leute. So ernährte er sich, baute mit zwei Kühchen seine paar Äckerchen und machte keine Schulden. Bei dem Oberförster stand er auch gut und half ihm in manchen Arbeiten. Auf der Jagd aber entging ihm Nichts, was er auf das Korn genommen hatte. Der liebe Gott wachte, daß der Kaspar allemal, wenn der Steiger auf die Jagd ging, nicht vor seine Thüre trat, denn bei dem glühenden Hasse Beider, hätte Niemand für ein großes Unglück stehen können. So kamen und gingen die Jahre. Im Dorfe verlor der Kaspar allen Anhang; denn sein griesgrämliches gehässiges Wesen mißfiel Jedermann. Dabei war er niemals bereit, Jemandem zu dienen; indeß der Steiger bei Tag und Nacht zu Jedermanns Diensten war. Die Kinder der beiden Todfeinde wuchsen heran. Steiger's Ulil war der Mutter Ebenbild, ja die alten Frauen sagten, sie wäre noch schöner. Die Bursche meinten, es sei nicht möglich, daß Jemand schöner sein könne, als Ulilchen. Der Kaspar hatte einen Sohn, fast gerade so alt, wie

Ulilchen. Jacob war auch ſeiner Mutter nachgeartet. Die Ammarie aus der Bienenberger Mühle war ein gar hübſches Mädchen geweſen, nur von anderer Art als Gretchen. Sie hatte ſchwarzes Haar und ein lebhaftes ſchwarzes Auge gehabt. Ihre Hautfarbe war dunkel, aber die Friſche ihrer Wangen ließ das ganz überſehen. Stolz und eitel war ſie und hätte gerne eine rechte Frau vorgeſtellt, daher ſie auch ein ſchwarzes Tuchkleid von feinem Tuch und eine ſchwarze Sammtmütze über der weißen Nebelkappe trug; aber höchſt gutmüthig war ſie geweſen und nicht ſelten kam der Fall, daß, wenn der Steiger auf der Jagd und der Kaspar beim Oberamt in Simmern war, die beiden Frauen freundlich mit einander verkehrten und den Wunſch ausſprachen, daß doch wieder ein Steg über den Bach möchte gelegt werden, damit ſie und ihre Kinder leichter zuſammenkommen könnten. Sie beklagten ihrer Männer Hader, allein ſie redeten umſonſt zum Frieden — die harten Männerherzen und die eigenſinnigen Männerköpfe blieben unverſöhnlich. Als die ſanfteren Mütter zu Grabe gegangen waren, verboten die Väter ihren Kindern jeglichen Umgang.

Sie bedachten dabei nicht, welch' einen Reiz das Verbotene für die Menſchennatur hat. Gerade dieſe Kinder ſuchten ſich. Als ſie zu reiferen Jahren kamen, und die Geſchichte ihrer Eltern kennen lernten, da fragten ſie ſich: Können denn wir etwas für dieſen unglückſeligen Haß?

Utilchen dachte: Der Jacob ist ein bildschöner Junge und so gut, daß er hinter seines geizigen Vaters Rücken den Armen doppelte Gaben reicht! Warum sollt' ich ihm gram sein? Mir that er nichts und der Pfarrer sagt, die Menschen müßten sich lieben. Ich bin ihm auch recht gut. Und der Jacob dachte: Meiner Six, alle Mädchen im Dorfe, ja im Oberamte sind doch nur Fratzen gegen das Utilchen. Was geht mich meines Vaters Hader an, der ohnehin unchristlich ist? Warum sollte ich mürrisch sein, wenn mir das Utilchen einen guten Morgen zulächelt, daß das Herz in der Brust vor Freude hüpft? Aber — die Väter hatten's verboten! Daher lächelten sie sich heimlich zu. In der „Maie" drückten sie sich wohl heimlich die Hand, und wer sie sah, sagte, wie der ehrliche Lehnert, die lassen nimmer von einander und der liebe Gott will den Haß der Väter in der Liebe der Kinder versöhnen.

Der Steiger ahnete lange Zeit nichts; wohl aber kam der Kaspar dahinter. Der Jacob sagte aber bestimmt: „Ich bin Euer gehorsamer Sohn überall, aber nicht da, wo Ihr Haß befehlet und ich nicht hassen kann."

Die Liebe war tief hineingewachsen in die beiden Herzen, und sie lernten frühe der Liebe Leid kennen. Wie oft weinte Utilchen über des Vaters Härte und Haß! Wie oft redete Jacob in seines Vaters Gewissen, mit kindlicher Bescheidenheit, Worte der Versöhnung! Aber das waren Wassertropfen auf eine glühende Eisenplatte!

Es blieb den Treuliebenden nichts übrig, als sich heimlich zu sehen und deste treuer zu lieben.

So waren sie denn auch an jenem verhängnißvollen Abend zusammen in dem Hause einer Freundin Util's gewesen, wo noch mehrere junge Leute versammelt waren. Dort hatten sie sich ewige Treue gelobt; jede Verbindung wollten sie ausschlagen und harren, bis vielleicht der Herr die harten Herzen bräche. Endlich, als der Hirte, der zugleich Nachtwächter war, und auch bei ihnen gesessen hatte in der Gesellschaft, sich anschickte, die zehnte Abendstunde zu blasen, da brachen sie auf und gingen langsam im Schutze des Nebels daher, um zu ihren Wohnungen heimzukehren.

Unvermuthet fiel der Schuß und Jacob stürzte nieder. Der Schrecken preßte Util einen heftigen Schrei aus. Auch um ihren Kopf sauseten die Nr. 0 Schrote, ohne sie jedoch zu treffen. Jacob aber wand sich stöhnend am Boden, denn ihn hatten die Schrote getroffen und der rasendste Schmerz durchwühlte ihn. So fanden ihn die Leute und trugen ihn in seines Vaters Wohnung.

III.

Die Gerichtsmänner mit den Flurschützen waren nach des Steigers Wohnung geeilt. Sie fanden sie leer. Sie durchsuchten alle Räume; nirgends war eine Spur von dem Alten zu finden. Sein Mantel, seine Pelzmütze und seine Flinte, die alle drei ihre unab-

änderlich bestimmten Plätze hatten, fehlten. Sie zeigten Kaspar an, daß sie vergeblich den Alten gesucht.

„O, der hat sich versteckt!“ rief dieser in seiner Wuth. „Lasset das Haus umstellen, wir werden ihn gewiß fangen, oder er muß verhungern.“

Es geschah, wie der gefürchtete Schultheiß befohlen hatte; aber die Nacht verging und keine Spur war zu entdecken. Am andern Morgen ließ Kaspar jeden Winkel des Hauses durchspähen, aber es war Alles umsonst, was er aufbot, seinen Feind zu finden. Er war spurlos verschwunden. Als aber auch nach acht Tagen der Steiger verschwunden blieb, da sagten die Leute: Er ist in den Odenwald, in seine Heimat, wo er noch Verwandte hat, oder — er hat sich ein Leides angethan. Wenige Stunden nach dem unseligen Schusse kam der Chirurgus Heidelberger von Simmern an. Er untersuchte Jacob's Wunden. Die meisten Schrote waren ihm in den Schenkel gefahren, allein einige waren auch in die Seite gegangen, und hier lag die Gefahr nahe. Zum Glücke waren sie nicht in das Innere gedrungen. Sie herauszuschneiden war eine schmerzhafte Operation.

Allgemein bedauerte man den guten Jacob und trug dem Steiger herben Groll. Alle Welt sagte, er habe absichtlich den Jacob getroffen, weil er bei Ulilchen gewesen. Kaspar schrie die Welt voll. Überall wurde auf Betrieb des Oberamtes nach dem flüchtigen Steiger gefahndet; aber man fand ihn weder in den nahen

Oberämtern, noch i Trieriſchen und Heſſiſchen Lande, das mit Pfalz hier grenzte.

Der treue Pathe Lehnert hatte mit Stumpf ſein ohnmächtiges Göthchen heimgetragen, und hier kam ſie bald wieder ins Leben. Ihre erſte Frage war nach Jacob, ihre zweite nach dem Vater.

Die Nachrichten, welche Stumpf heimbrachte, waren beruhigend über Jacob; nichts weniger aber die über den Vater, ob er ihr gleich nicht Alles ſagte. Lehnert ging und ſchloß das Haus ab, das rings umſtellt war, ohne daß er es bemerkte, denn der Nebel war, wo möglich, noch dichter geworden, als er vorher geweſen. Utilchen blieb bei Lehnert's dieſe Nacht. Am andern Tage ging ſie in ihr leeres Haus, mußte den Schmerz erfahren, daß der grimmige Feind ihres Vaters jeden Winkel durchſuchte, und blieb dann allein mit ihrem Kummer und ihren Sorgen.

Auffallend war es ihr, daß Brod und Lebensmittel fehlten, die ſie noch am Mittage geſehen hatte. Sie theilte das ihrem Pathen mit.

„S — t!“ ſagte Lehnert. „Sag's Niemand, Kind, ich ſehe daraus, daß dein Vater ſeine Beſonnenheit beſaß, als er entwich. Weit iſt er nicht.“

Dieſe Vermuthung wurde indeſſen wieder zunichte, denn ſie ſtreiften in den Wäldern umher, ohne ihn zu finden. Auch in den Häuſern befreundeter Leute, auf Mühlen und Dörfern in der Nähe fand er ſich nicht.

Nach einigen Tagen, als Morgens Utilchen aus

ihrer Kammer in die Wohnstube trat, hatte der Wind das Fenster aufgejagt. Sie wollte es schließen, da gewahrte sie einen Zettel. Er war mit Bleistift geschrieben von ihres Vaters Hand.

„Kind," schrieb er, „ängstige dich nicht um mich. Ich bin an einem sichern Ort; aber ich hungere. Morgen Nacht um zwölf Uhr trage hinter Lehnert's Haus einen Korb mit Brod und anderen Lebensmitteln, und binde oben darauf ein Deckbett von Federn. Was macht der arme Jacob? Schreib's auf einen Zettel und leg's in den Korb. Zerreiße den Zettel und schweige!"

Das Mädchen zitterte vor Freude. Sie dankte Gott für die sichere Nachricht von dem Vater, und eilte dann zum Pathen Lehnert, dessen Treue felsenfest war. Der staunte. — Er sann nach. „Kind," sagte er, „er wird doch nicht —?"

„Was denn, Pathe?" fragte das Mädchen angstvoll. „Er wird doch nicht in dem Stollen sein, wo der Teufel wohnt?" brach Lehnert heraus.

Utilchen schüttelte sich vor Entsetzen. „Nein, gewiß nicht," sagte sie, „mag er auch sein, wo er will. Eher möchte ich glauben," sagte sie darauf, „daß er in dem alten Kloster Chumbd *) einen Zufluchtsort gefunden habe. Er kennt es genau von jeher."

---

*) Die Ruine ist längst vertilgt, das Dörfchen aber trägt den seltsam fremden Namen noch.

„Du magſt Recht haben," ſagte Lehnert. „Wir wollen uns den Kopf nicht darüber zerbrechen. Er iſt in Sicherheit, das iſt die Hauptſache, und verſtändig und geſcheidt." Alles wurde vollbracht, wie es der Vater geboten und am Morgen war der Korb weg, ſtand aber einen Morgen ſpäter vor Lehnert's Hinterthüre, zum Zeichen, daß der Inhalt in die rechte Hand gekommen war.

War das Mädchen über die Sicherheit des Vaters beruhigt, ſo war ihr Herz es doch nicht über die Lage des Greiſes, der ſo ſehr der Pflege in ſeinem hohen Alter bedurfte. Und doch hatte er nicht den Ort bezeichnet, wo er ſich aufhielt. Dieſe Sorge quälte ihr Herz; auf der andern Seite zog ſie ihr Gefühl zu dem leidenden Geliebten, und ſie durfte doch nicht zu ihm gehen.

Dieſer innere gequälte Zuſtand der Jungfrau wurde noch verſchlimmert durch die Angſt vor den Franzoſen.

Immer näher kam die Gefahr. Es kam die Nachricht, daß ſie nahten und die Furcht wurde mit jeder Minute größer.

Endlich ſtürmte ein regelloſer Haufe dieſer wilden Rotten in das Dorf, und Plünderung war das Erſte, was ſie begannen. Jedoch traf dieſes Geſchick nur das Oberdorf. Sie mußten ſchnell zurück und ſich alſo begnügen mit dem, was ihnen zu erreichen möglich war.

Eines Abends ſaßen Lehnert's mit Ulilchen zuſammen. Bereits hatte es Zehn geblaſen und eben wollte

Stumpf's Frau, die bei dem Mädchen in dem einſamen Hauſe ſchlief, mit ihr dorthin aufbrechen, da öffnete ſich die Thür und der alte Steiger trat herein. Alle ſprangen auf. —

„Stille! Stille!“ flüſterte der Steiger, und drückte ſein weinendes Kind an ſeine Bruſt; reichte den Anderen die Hand und ſagte: „Machet das Licht aus, daß wir nicht beobachtet werden, ich habe Euch Wichtiges zu vertrauen.“ Das Licht erloſch augenblicklich. Die Thüre wurde geſchloſſen und Alle ſetzten ſich um den Steiger herum, der alſo anhub:

„Ich habe ſchwere Tage der Reue verlebt, Kinder, in meiner Einſamkeit, und ich hoffe, Gott wird mir die übereilte That verzeihen und den armen Jacob glücklich geneſen laſſen.“

„Aber wo ſteckt ihr denn Cumpeer,“ fiel ihm der alte Lehnert in die Rede, der es gar nicht abwarten konnte, bis der Steiger den Schlupfwinkel nenne, der ihn verborgen vor den Augen ſeiner Feinde.

„Gedulde dich, Cumpeer,“ ſprach der Greis. „Ihr wiſſet Alle, welche Mähr ſich über das Geſpenſt im Stollen verbreitet hat.“ —

„Ich hab's geſehen!“ fiel Lehnert ein.

„Weißt du, was es war, Cumpeer?“ fragte der Steiger den Geſpenſterſeher.

„Nun,“ ſagte Lehnert, „die Gondershäuſer aus der Hölle, wo Heulen und Zähneklappern iſt, die der Bille den Hals umdrehen wollten? Was denn ſonſt?“ „Ich,

Lehnert, ich war's," rief halblaut der Greis. „Was?" fragten Alle im größten Erstaunen. „Was, zum Kuckuck," rief Lehnert, „was hättet Ihr denn darin gemacht?"

„Das will ich dir sagen, Cumpeer," nahm der Steiger wieder das Wort. „Ich hab' lange vorausgesehen, daß die Franzosen kämen; und daß sie uns Alles nähmen, das wußte ich auch. Da dachte ich, geh' hin und arbeite Nachts im Stollen. Erweitre ihn, daß er ein Zufluchtsort für dein und deiner Freunde Hab' und Gut werden kann. Wenn Ihr nun schlieft, ging ich hinaus, zündete mein altes Grubenlicht und fing meine Arbeit an. Ich wußte wohl, daß der Aberglauben mein Unternehmen am Besten schützte, und mich vor neugierigen Besuchern bewahren würde. Das traf Alles zu, denn wer auf den Aberglauben der Leute seine Rechnung stellt, der täuscht sich sehr selten. Seit länger denn zwei Monaten treibe ich es so. Das Gestein, welches ich losgearbeitet, habe ich aufgemauert am Mündeloche des Stollens und es mit Moos bestochen, und Süßholz-Stöcke hineingesetzt, daß auch das geübteste Auge dort keinen Eingang sieht, der erst an der Seite des Felsens ist, wo eine Eichenhecke ihm Schutz gewährt. Ein Loch, das man kaum von außen sieht, dienet als Fenster, um Alles zu beobachten, was Außen vorgeht. Tief im Stollen und zwar weit genug, um sicher zu sein, ist ein Luftschacht aus früherer Zeit, den ich noch anlegte, dort hab' ich einen Herd, um uns etwas Warmes zu kochen. Ich bin in diesem Verstecke

gewesen bis jetzt und habe mich herausgewagt, um Euch zu sagen, daß Ihr nun Päcke machen und Alles mir bringen sollet. Sie kommen wieder und wehe dann dem, der Nichts gerettet hat!"

Die Erzählung des Steigers setzte Alle in nicht geringes Erstaunen. Lehnert und Stumpf, eingedenk ihrer Unterredung mit dem Steiger, sahen beschämt zur Erde. Beide fühlten wohl, wie sehr sie verdienten, daß sie der Steiger strafe oder verspotte. Nichts von dem geschah; vielmehr gab der biedere Alte Rathschläge und eilte, nachdem er sich an warmer Speise erquickt, wieder dem Zufluchtsorte zu, da er dem Hasse Kaspar's nichts Gutes zutrauen durfte.

Ulilchen's Seele war beruhigt, da sie nun wußte, wo ihr Vater war, und rüstig begann sie Alles, was Werth hatte, vorzüglich die Leinwand, die ihre fleißige Mutter gesponnen hatte, zu packen. Eben so thätig waren die Bewohner des Lehnert'schen Hauses, und schon in der folgenden Nacht nahm der Steiger Alles in Empfang.

Wie staunten sie, als sie in den Stollen eintraten! Hier ahnete Niemand eine menschliche Wohnstätte; hier war volle Sicherheit, wenn nicht der Verrath aus der Mitte derer selbst, die hier Sicherheit suchten, hervorging. Es war Alles, wie der Steiger gesagt; ja es war um Vieles noch besser und zweckmäßiger, als er ihnen es geschildert hatte. Wahrhaft erfinderisch hatte der alte Bergmann diesen Aufenthalt zur Stunde der

Gefahr mit Bequemlichkeiten ausgestattet. Die rings umher laufenden Bänke, von Steinen gemauert, waren breit genug, um als Lagerstätten zu dienen und das schönste Moos bedeckte sie. Tief in dem Raume war eine Nische für die Lampe, damit Helle verbreitet wurde und man außen doch das Licht nicht wahrnehmen konnte.

Eine Ahnung schien dem Steiger zu sagen, daß die Gefahr sich nahe. Er drängte zur Eile und wirklich erwies sich seine Vermuthung als wahr.

„Von dem „stumpfen Thurme" her und von der Höhe von Kirchberg kommen sie in Schaaren!" riefen sich die Frauen angstvoll zu. Wer noch etwas zu verbergen hatte, that's so schnell er konnte.

„Diese Nacht noch kommen sie!" riefen die Ängstlichsten. Aber die Nacht ging ruhig vorüber, nicht aber der Morgen des kommenden Tages. Die weiß getünchte neue Kirche des Dorfes lockte die Plünderer. Man sah die Kirche als weißen Punkt aus der Ferne mehrerer Stunden. Die Franzosen gaben der Vermuthung Raum, es sei das stattliche Schloß eines Adeligen und dorthin warfen sich tausend Mann, vom General Championnet befehligt, den Punkt zu besetzen. Lüstern nach Raub, warf sich die Colonne dorthin und erreichte vor Mittag noch das unglückliche Dorf.

Wüthend, sich so arg in ihren Erwartungen getäuscht zu haben, liefen sie aus den Gliedern und stürmten in die Häuser. Schüsse fielen. Das Angstgeschrei der

Bewohner, das Fluchen und Toben der Franzoſen erfüllte die Luft. Es war eine ſinnbetäubende Verwirrung. Ihr Vieh ließen die Bauern los und trieben es nach dem Walde, noch ehe die Feinde das Dorf erreicht hatten.

Der Steiger war urplötzlich in ſeinem Hauſe erſchienen, denn noch raffte ſein zitterndes Kind Vergeſſenes zuſammen.

„Fort!“ rief er, „fort, ſo ſchnell du kannſt!“ Er drängte das todtbleiche Mädchen zum Hauſe hinaus. Und als ſie weg war, riß er Thüren und Fenſter auf, warf alles alte, irdene Kochgeräthe in Scherben auf den Boden, warf Tiſche und Stühle um — und nachdem er dieſe ſcheinbare Zerſtörung angerichtet, zog er ſich nach dem Stollen zurück. Dort fand er Lehnert, Stumpf und ſeine Frau, welche auf ſeinen Rath eine ähnliche Zerſtörung in ihrem eignen Hauſe vorgenommen hatten.

IV.

Wie weiſe die Berechnung des Steigers geweſen war, zeigte der Erfolg. Als die Franzoſen an des Steigers und an das Haus Lehnert's kamen und das greuelvolle Bild der Verwüſtung ſahen, verließen ſie beide ſchnell, überzeugt, hier habe bereits ein Haufe ihrer Genoſſen Alles aufgeräumt und das Unbrauchbare in heiterer Laune zerſtört.

Von des Steigers Hause zog ein Trupp hinüber zu dem Kaspar's. Den kranken Sohn schonten sie, nachdem sie sein Bett durchsucht; aber den Alten quälten und mißhandelten sie unbarmherzig. Sie verlangten Geld.

Da waren sie freilich an den Rechten gekommen, denn er hatte allerdings Geld, mehr als irgend Einer im Dorf; aber es herzugeben, war nicht seine Meinung. Umsonst betheuerte er seine Armuth. Das schöne Haus strafte ihn Lüge. Sie drohten erst seinen Sohn, dann ihn zu erschießen; aber es war erfolglos. Jetzt riß der Faden französischer Geduld, der ohnehin nicht lange gesponnen ist, und zwei Gascogner machten sich die teuflische Lust, den Alten mit ihren Bajonetten zu kitzeln und endlich mit dem Kolben der Gewehre zu stoßen, daß er stöhnte vor Schmerz; aber sein Geld verrieth er nicht. Müde des Quälens im Hause, rissen sie ihn hinaus, um ihn ohne Weiteres an dem Apfelbaume, welcher den Hof beschattete, aufzuknüpfen. Schon war Alles im besten Fortgang, als sich Jacob herbeischleppte und um Erbarmen anhielt, aber vom Schmerze seiner Wunden überwältigt, niedersank. Der Anblick des Leidenden, sein Flehen, erweichte die harten Herzen der Peiniger. Jacob hielt ihnen einen Beutel dar, worin einige Thaler waren. Dies aber reizte nur die Begierde der Wütheriche. Sie stürzten jetzt in das Haus, um jeden Winkel zu durchspähen. Der alte Kaspar sah sich kaum frei, als er, ohne des bejam-

mernswerthen Sohnes zu gedenken, nach dem Holzschoppen lief, und dort einen Strumpf mit Geld *) unter dem schirmenden Holze hervorzog, ihn eiligst in der Seitentasche seines Kamisols verbarg und das Freie zu gewinnen suchte.

Einer jener beiden Gascogner hatte ihn beobachtet, durch ein Fenster des zweiten Geschosses.

Eiligst setzte er ihm nach. Kaspar, seinen Verfolger gewahrend, nahm in seiner Todesangst die Richtung nach dem Stollen. Obwohl der Greis einen weiten Vorsprung vor seinem jugendlichen Verfolger hatte, so fingen doch bald seine Kräfte an, zu versagen; denn die erlittenen Mißhandlungen, die ausgestandene Todesangst, die noch und jetzt aufs Neue seine Seele erfüllte, hatten seine Kraft verzehrt. Schon war der Verfolger nahe, da entstand im Dorf ein fürchterliches Geschrei und die Trommel wirbelte.

Der Franzose stand und horchte. — Sollte der Feind nahe sein? — Noch einmal sah er sich nach seinem Schlachtopfer um, fuhr mit dem Gewehre an den Kopf, zielte und die Kugel pfiff dahin. Er aber, als der Greis nicht augenblicklich stürzte, wandte sich nach dem Dorfe zurück.

Zu dem Ohre des Franzosen war der Schmerzruf nicht gedrungen, den Kaspar nach dem Schusse ausstieß,

*) Das ersparte Geld in einem Strumpf aufzuheben, ist eine alte Sitte des Hunsrückers.

wohl aber zu dem des Steigers, der an der Öffnung ſtand, welche er ſelbſt zum Spähen hergerichtet.

Wohl war das Schreien und Rufen aus dem Dorfe zum Ohre der im Schachte Geborgenen gedrungen und hatte dort die Wirkung nicht verfehlt. Bleich wie eine Leiche ſaß Utilchen und Stumpf's Frau da. Die hellen Thränen rieſelten über ihre Wangen herab. Die Hände gefaltet, betete ſie um den Schutz des Himmels für die Unglücklichen. Utilchen betete hauptſächlich für Einen. Ach, hätte ſie gewußt, was dort ſich ereignet; hätte ſie den Armen, deſſen Verband ſich gelöſt, blutend im Hofe liegen ſehen, ſie wäre nicht hier geblieben, und hätte ſie ihr Leben wagen müſſen. Die Männer ſaßen ſtille und lauſchten angſtvoll dem fernen Tumulte.

Als der Steiger den Schuß und den Angſtſchrei hörte, erkannte er die Stimme ſeines Todfeindes, des Kaspar; aber zu ſeiner Ehre ſei es geſagt, kein andres, als das Gefühl des Mitleids bewegte ſeine Seele.

Langſam kam das Stöhnen jetzt näher und plötzlich erſchien Kaspar unfern der Öffnung, an welcher der Steiger ſtand.

Dort ſank er nieder. — Der Steiger, welcher allein wußte und wahrnahm, ſtand wie eingewurzelt. Da ſprach Kaspar betend: Ach, Herr, ich fühle es, dein Arm hat mich ereilt. O vergib mir meine Sünden! O vergib mir, was ich dem armen Steiger Böſes gethan, wie ich ihm vergebe, was er meinem Kinde

zufügte. Ach, daß er hier wäre und meine Thränen ſähe und mir vergeben könnte!

Dieſe Worte, unterbrochen vom Stöhnen einer todtwunden Bruſt, drangen zu des Steigers Ohren, und alsbald verließ er die Öffnung und eilte hinaus.

Als ihn Kaspar erblickte, fuhr er empor und ſtarrte ihn an mit Augen, die weit aus ihren Höhlen traten. Als aber der erſte, erſtarrende Schrecken vorbei war, reichte er ſeine Hand dem Steiger entgegen.

„Mit mir iſt's aus," ſtöhnte er, „der Franzoſe hat mich gut getroffen. Steiger, könnt Ihr, wollt Ihr vergeben, was ich Euch Übels gethan?"

Der Steiger reichte ihm ſtumm ſeine Hand.

„O ſprecht nur ein Wort," flehte der Sterbende, „nur ein Wort der Vergebung, daß ich doch ſterben kann mit dem Troſte, Ihr habet mir meine Übelthaten verziehen!"

Dem Steiger pochte ungeſtüm das Herz. „Steht's ſo ſchlimm mit Euch, Kaspar," ſagte er. „So ſterbt in Frieden, ich vergebe Euch alles Leid, alles Weh, allen Jammer, den Ihr mir und meinem Gretchen zugefügt."

„Ach Gretchen," ſeufzte der Kaspar. „Sagt, hat ſie mir nicht geflucht, als ſie ſtarb?"

„Nein, Kaspar, nein; ſie war zu gut dazu!"

„Ja wohl," ſagte dieſer, „ſie war ein Engel. O Steiger, erquickt meine welke Zunge mit einem Tropfen Waſſers!"

eyt hatten die drinnen das Geſpräch gehört, ſie

liefen heraus, und Utilchen ſtieß einen Schrei aus, als ſie Kaspar bluten ſah.

„Gretchen! Gretchen!“ rief der Kaspar, deſſen Auge trübe wurde, „Gretchen vergib mir, ich bin ja ſchuldig an deinem Tode!“

Das Mädchen zitterte.

„Wo iſt Jacob?“ fragte ſie Kaspar.

„Ach, der liegt blutend im Hofe!“ ſagte er.

Der Steiger kam und erquickte den Todfeind mit Waſſer, daß er wieder zu ſich kam.

Jetzt unterſuchten Lehnert, Stumpf und der Steiger ſeine Wunde. Die Kugel war in die rechte Seite gedrungen. Rettung war unmöglich. Sie mußte die edlen Eingeweide verletzt haben.

Sie verbanden die Wunde, ſo gut es ging. Der Leidende war ſichtbarlich geſtärkt. „Wo iſt Utilchen?“ fragte er.

„Dort eilt ſie hinab zum Dorfe!“ rief der Steiger, voll Todesangſt.

„Laßt ſie,“ ſprach Kaspar. „Gottes Engel ſchützen und geleiten ſie. Meinen Jacob wird ſie ſuchen, wenn er noch lebt.“

„Gerechter Gott,“ rief Stumpf, „iſt der denn auch geſchoſſen?“

„Nein,“ ſagte Kaspar. „Er wollte mir zu Hilfe eilen, als ſie mich aufhängen wollten, und da iſt er umgeſunken und hat viel — geblutet. O, die Hand Gottes hat mich ereilt!“

Stumpf lief Utilchen nach, während der Steiger, Lehnert und Stumpf's Frau den Verwundeten in den Stollen trugen. Hier berichtete der Unglückliche die Ereigniſſe, denn das Waſſer, welches ihm der Steiger reichte, ſchien ſeine Kräfte zu beleben.

Während deſſen war Utilchen wie das flüchtige Reh zum Dorfe geeilt und Stumpf konnte ſie nicht mehr erreichen; wohl aber fand er das Geld Kaspar's, was ihm, als er ſich mühſam die Anhöhe zum Stollen hinaufſchaffte, mußte aus der Taſche gefallen ſein, ohne daß er es in ſeiner Todesangſt merkte. Stumpf verbarg es in ſeinem Rocke. Als er ſich dem Dorfe näherte, zogen die Feinde jenſeits aus demſelben hinaus. Es war ihm kein Zweifel, wo er Utilchen ſuchen müſſe. Er lief zu Kaspar's Hauſe. Da bot ſich ihm ein rührendes Schauſpiel. —

Auf einem Balken, welcher unter des Hauſes Fenſtern lag und als Bank diente, erblickte er Jacob, todtenbleich halb liegend, halb ſitzend. Vor ihm kniete Utilchen weinend und aufgelöſt in namenloſer Angſt.

„Ach, ſtirb nicht! ſtirb nicht! mein Jacob," rief ſie jammernd aus, „unſre Väter haben ſich ja verſöhnt!"

Dies Wort weckte wie mit magiſcher Kraft den Ohnmächtigen. Er ſah ſie an und lächelte. „Was ſagſt du?" fragte er, ſeine Hand matt ihr darreichend.

Jetzt trat Stumpf hinzu und bekräftigte was des Mädchens Mund geſagt hatte.

„Was iſt dir, Jacob?" fragte Stumpf.

„Mir iſt ſo matt, als müßte ich ſterben!“ ſagte er, „und mir war ſo wohl, als mich Ulilchen weckte!“

Stumpf trug ihn auf ſein Bett, entkleidete ihn und verband ſeine Wunde wieder. Stumpf mußte ihm Alles erzählen.

Als er aber von ſeines Vaters Gefahr hörte, wollte er auf und ihm zu Hilfe eilen; aber zu matt und entkräftet vom Blutverluſte ſank er zurück auf ſein Lager.

Allmählich waren die Bewohner des Dorfes nun zurückgekehrt mit tiefem Wehklagen über die Zerſtörung ihrer Wohnungen. Als aber vom Stollen her jetzt ein Zug kam, den Niemand ſo ſich erwartet, lief Alles, was Leben hatte, ſeines Jammers vergeſſend, herzu.

„Iſt das nicht der Steiger?“ fragten Dieſe.

„Iſt nicht der Verwundete Kaspar?“ fragten Jene.

„Der Welt Ende muß nahe ſein,“ meinten Andere, „wenn dieſe ſich verſöhnen!“

Wie ſehr aber auch die Bauern ſich wunderten, das, was ſie für unmöglich gehalten hatten, war geſchehen. Lehnert und Stumpf, der wieder hinausgeeilt war, und Stumpf's Frau trugen den alten Kaspar in dem Seſſel des Steigers, an den ſie in der Eile zwei Stangen gebunden, und der Steiger ging neben her und hielt des Kaspar Hand.

Sie trugen ihn in ſein Haus zu ſeinem Sohne. Tief ergreifend war das Wiederſehen Beider. Wie ſehr aber auch andere und edlere Gedanken Kaspar's Seele erfüllten, ſein Antlitz leuchtete doch auf, als der

ehrliche Stumpf das Geld in dem Strumpf, an das er jetzt erst wieder dachte, auf Jacob's Bett legte.

Er reichte ihn Utilchen. „Heb's auf Kind," sagte er. „Es ist euer Heirathsgut," und dann hieß er das hocherröthende Mädchen nahe herzu treten zu Jacob's Bett, dessen Hände der Steiger hielt, und faßte, sich mühsam erhebend, des Mädchens Hand.

„Steiger," sagte er, „legt Jacob's Hand in die ihre."

Und als es geschehen war, lehnte er sich zurück und sagte: „Das ist das Siegel der Versöhnung!" Noch einmal seufzte er tief auf. Ein Blutstrom entquoll seinem Mund — und der Tod hatte sein unverkennbares Siegel auf die Züge gedrückt.

Dumpfes Schweigen herrschte; als aber der alte Steiger die Augen des Verstorbenen zudrückte, löste sich das Gefühl Aller in Weinen auf.

Eine rheinische

Schmugglergeschichte.

Meine Jugend fällt in die Zeit, als Napoleon ſein eiſernes Scepter über die ſchönen Lande auf dem linken Ufer des Rheines ſchwang. Dort iſt meine Heimat. Wo die Berge ſich thürmen, wo der Strom wild daherbrauſt, wo die Ritterburgen von den Höhen herabſchauen, wo die edle Traube reift, da bin ich herangewachſen und habe mit klarem Auge in das Leben blicken gelernt. Wer wollte ſich wundern, daß ich ſelbſt jenſeit der Hälfte meiner Tage mit unbeſiegbarer Vorliebe in jene Tage zurückſchaue? Gar manche Begebenheit aus jener Zeit ſteht vor meiner Seele mit allen ihren Einzelnheiten, ſo friſch und ſcharfgezeichnet, als hätte ich ſie geſtern erſt erlebt. Unter dieſen Eine, die ſich mir vor Allen mit unvertilgbaren Zügen in die Seele gegraben hat. Iſt's ein Wunder? Der, welcher beſonders darin als handelnd auftritt, war unſer Nachbarsſohn, war, wenn er auch durch Verhältniſſe und Alter mir ferne ſtand, mein Liebling; denn er wußte ja ſo viele ſchöne Mährchen und Geſchichten, ſo ſchauerliche und grauſige, daß mir mehr als eine Gänſehaut ankam, und ich mich enger an ihn ſchloß, wenn er Abends auf der Steinbank vor dem Hauſe mir ſie erzählte; er wußte alle Vogelneſter im Umkreiſe einer halben Stunde; er konnte gar ſchöne

Weidenpfeifen im Frühlinge machen und schmucke Käfige im Winter; er war ein vorzüglicher Angler an der Klostermauer am Rhein, und warf er das Netz, wenn ich ruderte, so brach es schier von der Menge der silberglänzenden Bewohner der Tiefe. Conrad war ein prächtiger Bursche von achtzehn Jahren, mit braunem Haar und braunem Auge, und Wangen, so frisch und roth, wie die eines Borsdorfer Apfels. Dabei war er einer der schlauesten „Schlummerer," und verstand es, die Grünröcke zu hänseln, wie vor ihm und nach ihm kein Andrer. Daß er nicht Soldat werden mußte, lag daran, daß er einer armen, hochbetagten Wittwe einziger Sohn war — und er war ein guter Sohn, denn er trug die Mutter auf den Händen. — In ganz Bacharach war keine Seele, die ihn nicht lieb hatte.

Ich habe meinen Conrad einen „Schlummerer" genannt; das fordert eine Erläuterung.

Zur Zeit der französischen Herrschaft am Rheine war der Schmuggelhandel — dort „das Schlummern" — genannt, fast der einzige Verdienst der Schiffer, weil aller Verkehr, alle Schiffahrt stockte. Es war aber auch der einträglichste und zugleich schwierigste Erwerb.

Die Produkte der überseeischen Colonien und der englischen Manufacturen und Fabriken lagen am rechten Rheinufer heimlich aufgestapelt. In dunkler Nacht sie herüberzuschaffen und möglichst schnell tiefer in das

Land zu bringen, war die Aufgabe der zahlreichen Schlummerer. Dies mußte auf die vorſichtigſte und ſchlaueſte Weiſe geſchehen: denn zahlreiche Poſten von Douanen, „Grünröcke“ vom Volke genannt, bewachten Tag und Nacht das Ufer. Zwei Linien ſolcher Douanen umgaben, wie eine ineinandergreifende Doppelkette, das linke Rheinufer. Die erſte Linie ſtand am Rheine; die zweite, die ſogenannte „ſchwarze Brigade,“ ſtand etwa eine Meile hinter dieſer im Lande und beide waren ſcharf und wachſam. „Das Schlummern“ wurde übrigens außerordentlich bezahlt. Die, welche „Schlummern“ ließen, konnten dies auch; denn wieviel es ſie auch koſtete, der Gewinn war dennoch höchſt bedeutend. Mag dies Eine als Maßſtab dienen, daß am rechten Ufer des Rheines das Pfund Kaffe vier und zwanzig Kreuzer koſtete, und am linken Ufer — zwei Gulden fünf und vierzig Kreuzer!

In dieſem Verhältniß lag die ungeheuere Macht der Verſuchung, welcher ſelbſt rechtliche Männer nicht widerſtehen konnten. Der Schmuggel war übrigens wahrhaft organiſirt vom Ufer des Rheines bis zum Sitze des Kaiſers, zur Alles verſchlingenden Hauptſtadt — Paris.

Überall in den Uferorten beſtanden Schmugglerbanden, eng unter ſich verbunden unter einem Haupte, kühne Waghälſe; aber die ſchlaueſten und kühnſten waren die Bacharacher Schlummerer. Kein Douan konnte ſich rühmen, einen erwiſcht zu haben, und doch

wurde vielleicht nirgends mehr geschlummert. Mochte es sein, daß, wie man zu sagen pflegte: „Der Kaiser selbst den Douanen die Augen zudrückte," weil auf den Fünffrancsstücken des Kaisers Bild geprägt war: so konnte dies doch nicht immer sein, da die „Grünröcke" sehr oft ihre Stationen wechseln mußten; die List und Schlauheit that mehr, als die Bestechung.

Ich war durch Conrad's Erzählungen jederzeit genau mit diesem Schlummerwesen bekannt; habe viele Jahre dies Treiben mit angesehen und die Geschichte erlebt, die ich hier erzähle. Aber eben, weil sie Thatsache, darf ich die handelnden Personen nicht bei ihrem rechten, sondern nur etwa bei ihren Taufnamen oder den Nachnamen nennen, welche, nach einer fatalen Ortssitte, dort fast jeder trägt.

Der Winter des Jahres 1809 war sehr hart. Wer's nicht aus Erfahrung weiß, darf's auf mein Wort hin glauben, denn mein Gedächtniß ist sehr gut. Der Rhein war schon zeitig im December zugegangen, und der fortdauernde Frost hatte das Eis zu einer so starken Brücke werden lassen, daß Frachtwagen darüber gehen konnten und die Küfer ein Faß mitten auf dem Rheine machten zum steten Gedächtniß.

Gegen den Jahresschluß hin fiel ein mächtiger Schnee, der fast einen Schuh hoch die Erde deckte.

Es war am Abend des dreißigsten Decembers.

Ein scharfer Ostwind pfiff durch die engen Gassen des Städtchens Bacharach. Die Nacht war völlig lichtlos. Nicht nur daß der Neumond ohnehin Alles in ein undurchdringliches Dunkel hüllte, auch kein Sternlein schien; denn die Wolkendecke des Himmels war so dicht, daß kein Schimmer hindurchdrang. Schon hatte die Zehnuhrglocke vom Thurme der reformirten Kirche geläutet; aus den Schenken kehrten die Zecher heim und als überall die Lichter erloschen, wurde es so still auf den Gassen, wie wenn die Stadt ausgestorben wäre.

Jetzt schlichen Männergestalten leise in das Haus eines Schiffers, den man gewöhnlich „Bräunchen" nannte. Er war das Haupt der Schlummerer. Seine Wohnstube, hoch über der Straße wie alle Wohnstuben der Untergasse gelegen, weil der Rhein so oft aus seinen Ufern tritt, war niedrig und ziemlich enge; allein da er mit seinem Bruder, der Stoffel hieß und ledigen Standes war, wie er, zusammen haushielt, so reichte der Raum aus. Die Laden waren sorgfältig geschlossen. Stoffel hatte so tüchtig eingeschürt, daß eine gar behagliche Wärme im Gemache herrschte.

Bräunchen saß im lederbezogenen Großvaterstuhl, rauchte seine kleine irdene Pfeife, gefüllt mit einem übelduftenden Tabake, den Stoffel nur Skaferlatti Nr. 1. nannte und erwartete seine Genossen zur reiflichen Berathung.

Jetzt knarrte die Hausthür und bald trat ein

großer, starker Mann herein, dessen schwarzes Bart- und Haupthaar ihm den Namen des „Schwarzen" gebracht. Fast auf dem Fuße folgte ihm ein anderer, schmächtig und klein, den Bräunchen und Stoffel mit dem Nachnamen „Schnuckes" begrüßten. „Setzt Euch," sagte Bräunchen, ohne daß er aufstand, und beide rückten geräuschlos ihre Stühle zum Ofen, wo Stoffel, der im Hause die Rolle der Hausmutter machte, ein Tischchen mit Ziegenbeinen hinstellte, nebst einer Maaß Wein darauf und, nach Landesbrauch, nur einem Glase.

Nachdem der Schwarze und Schnuckes Platz genommen, schenkte Bräunchen ein, trank es dem Schwarzen zu mit einem herzlichen: Prosicist! Beide thaten ihm darauf Bescheid, die Pfeifen wurden gestopft und die Berathung begann.

„Ich habe Nachricht," sagte Bräunchen, „daß in Caub reiche Sendungen englischer Seidenstoffe, Tücher und Spitzen liegen. Sie müssen nach Paris in der kürzesten Zeit, weil die Winde zur See sie zurückhielten. Es gibt einen Verdienst, wie wir lange keinen gehabt. Außer dem Conrad aber müssen wir noch einen vertrauten Mann haben, weil die Waaren in sechs Bündeln verpackt sind."

„Das thut sich leicht," sagte der Schwarze. „Der Philipp wird helfen." Alle waren mit dem Vorschlag einverstanden.

„Welchen Weg nehmen wir?" fragte darauf Schnuckes.

„Darüber," sprach Bräunchen, „hab' ich mir so einen Plan gemacht, den ich Euch mittheilen will. Alles ist draußen weiß; denn der Schnee deckt Berg und Thal mit gleicher Farbe. Da habe ich die Bündel in weiße Leinwand schlagen lassen, wir setzen weiße Mützen auf, ziehen weiße Hemden über, und weiße Hosen an und ich wette hundert gegen Eins, daß wir auf hundert Gänge am Douanen vorüber gehen können, ohne daß er uns sieht."

„Ja, ja," sagte ironisch lächelnd Schnuckes, „wenn er auf dem einen Auge scheel ist, und mit dem andern nichts sieht!"

„Sei still," sprach Bräunchen; „du hast immer etwas auszusetzen an dem, was nicht aus deinem eigenen Gehirne sprang. Ich schlage dich aber mit der Erfahrung. Gestern Nacht sind wir, Conrad und ich, zur Probe mit zwei Bündeln im Hahn herübergegangen und nicht hundertfünfzig Gänge von uns stand der Douane Bauer und sah uns nicht. Was sagst du nun?"

„Donner!" rief Schnuckes, „das war so einer von den Streichen, wie sie der Conrad liebt. Hab' Respect davor. Es war eine neue Art, die Douanen zu täuschen, und wer die Natur des Flusses kennt, muß sie vortrefflich erdacht nennen. Niemals nämlich läuft in diesen Gebirgen der Rhein glatt zu. Die starkfallende Wassermasse wirft das Eis übereinander oder schiebt es mit großer Gewalt unter oder ineinander, so

daß Zacken empor stehen und es ganz leicht ist, daß Gestalten, wenn ihr Äußeres mit der Farbe des Eises übereinstimmt, sich unbemerkt dazwischen bewegen können. Auf diese Wahrnehmung war der Plan des Schmugglers gebaut, und die Probe hatte bewiesen, daß er vollkommen ausführbar und zweckmäßig sei."

„Willst du denn aber, daß wir wieder im Hahn übergehen?" fragte der Schwarze. „Du weißt, der Bauer ist der Schlauste von allen Grünröcken hier, der schon in der kurzen Zeit seines Hierseins genauere Kenntniß des Bodens und der Leute hat, als alle Andern zusammen, die Jahre hindurch schon hier herumschnüffeln. Wird er nicht Eure Spur gefunden haben?"

„Das wär' so eine Frage für Einen, der gestern auf die Welt gekommen," sagte Schnuckes.

„Meinst du, das Bräunchen ließe sich so leicht fangen?" Bräunchen lachte spöttisch und schwieg eine Weile; dann nahm er seine Pfeife aus dem Munde, klopfte sie aus und sagte, indem er das Messer mit dem geschnitzten Buchsbaumstiele aus der rechten Hosentasche zog und sein Röllchen Skaferlatti zu schneiden begann: „Ich denke, das hätte ich längst vergessen! Ich bin mit Conrad am Kreuzsteine hinauf und oberhalb der Pfalz herüber. Es war freilich ein schlimmer Weg; aber es ging. — Jetzt nehmen wir den Weg im untern Hahn, gehen bei den letzten Häusern des Mannwegs herüber, steigen über den großen Schieferbruch weg

und erreichen bald die Hecken. Dort ruhen wir und warten auf das Signal von Henfahausen. Iſt es dort im Dorfe juſt, ſo legen wir beim alten Fenſterfeifer ab.“

Dieſer Plan war gut ausgedacht und auch mit einer ſo großen Sicherheit ausgeſprochen, daß Niemand etwas einzuwenden wagte.

„Wer wird am Fahr Poſten ſtehen?“ fragte der Schwarze, „der Bauer?“

„Das mag Conrad erkunden,“ ſagte Bräunchen und Stoffel ſetzte hinzu; „er kann es auch am Beſten, denn des Bauer's Marie iſt ja ſein Mädchen.“ Dieſe Pille reichte Stoffel abſichtlich dem Schwarzen, den er nicht leiden konnte. Er war ja Conrad's Oheim; er beſaß gewaltigen Bürgerſtolz, und der Umgang ſeines Bruderſohnes mit der Tochter eines verhaßten und verabſcheuten Douanen — war ein Schuß, der ihm ins Herz traf.

„Was ſagſt du da?“ fragte er mit rollendem Auge den Stoffel. Seine Stirne war tief in Falten und eine dunkle Gluth begann ſich über ſein ganzes, breites Geſicht auszudehnen. Er lehnte ſich vor bei dieſer Frage und ſah Stoffel'n ſcharf ins Geſicht.

„Ich ſage, was die ganze Stadt weiß,“ erwiederte Stoffel.

„So ſoll dich und die ganze Stadt —“ ſchrie der Schwarze und ſchlug auf den Tiſch, daß Krug und Glas zu tanzen begannen; aber ehe der Fluch über die Lippe kommen konnte, hatte ſchon Bräunchen mit kräftigem Arme den des Schwarzen gefaßt und ihm

ein: „Still!“ zugedonnert, daß er erschreckt zusammenfuhr und schwieg, denn er hatte Respect vor Bräunchen. „Meinst du, alter Narr,“ fuhr der darauf fort, „der Conrad sei blind? Alle jungen Kerle der Stadt laufen sich schier die Beine ab, um dem Mädchen zu gefallen, dessen Schönheit jeder sieht, und dessen häusliche Tugenden Jedermann bewundert.“

„Nun nehm' ich's dem Conrad nicht übel,“ lachte Schnuckes, „denn Bräunchen hat Feuer gefangen!“

Diese Bemerkung zog die Sache ins Komische und Alle lachten; selbst der Schwarze, dessen Hitze ohnehin schnell verrauchte, mußte lachen.

„Ja, Schnuckes,“ sagte Bräunchen, „wär' ich ein junger Kerl, wie Conrad, ich nähm' das Mädchen heute zum Weibe Bei meiner Seele! unsere Stadt Bacharach hat von jeher den Ruf gehabt, sie habe bildschöne Mädchen; aber seit das Mädchen hier ist, müssen alle die Segel streichen. Nähm' sie einen alten, wetterharten Schiffer, ich würde heute noch um sie freien.“

Das Gelächter wurde durch diese halb ernst, halb scherzhaft gehaltene Äußerung noch allgemeiner und der beginnende Unfriede starb im Keime. Es wurde nun noch Alles abgeredet, namentlich Sammelort und Stunde in Caub, und die Ausführung auf die Neujahrsnacht verschoben, wo die allgemeine Lustigkeit die Aufmerksamkeit der Douanen, wie die Schlummerer hofften, ablenken sollte.

Seit dem letzten Herbſte war ein Douane nach Bacharach gekommen, dem ein ſchlimmer Ruf vorangegangen war. Er hieß Bauer, und war aus dem Elſaß. Er hatte an verſchiedenen Orten ſchon geſtanden, und war berüchtigt wegen ſeines ſcharfen Auges, wegen ſeiner amtlichen Strenge und unbeſtechlichen Pflichttreue. Alle Welt zitterte vor dem kleinen, dicken Manne, denn alle Welt ſchmuggelte. Wenn auch nicht jeder ein Gewerbe daraus machte, wie die Schiffer, ſo pflegte man ſich doch die Kattune, die Tücher und andere Fabrikate drüben zu kaufen, auch jedesmal ein Viertelpfund Kaffe, ein Päckchen Tabak oder dergleichen mitzubringen. Selbſt das war ſtraffällig; indeſſen ſahen die meiſten Grünröcke darüber hinaus oder durch die Finger.

Bald jedoch erkannte man den Irrthum in Betreff Bauer's. Fand er beim Viſitiren eine ſolche kleine Quantität geſchlummerten Gutes, ſo lachte er und ſagte: „Da haben Sie eine Warze oder ein Krähenauge, das Sie vertreiben müſſen!“ und ging weg. Nur gegen Schmuggler war er unerbittlich ſtrenge. Dabei führte der Mann einen ſittlich reinen Wandel; war höflich und gefällig und wob köſtliches Linnengebilde in ſeiner freien Zeit, wodurch er mit den Frauen der Stadt in eine beſonders freundliche Beziehung kam. Bald genoß er die allgemeinſte Achtung in der Stadt. Mehr als er, ſprach indeſſen beim männlichen Theile der Stadtbewohner ſeine Tochter Marie an.

Marie war, als sie nach Bacharach kam, just sechzehn Jahre alt, und wer sie sah, war entzückt von ihrem Liebreiz.

Dies hellblaue, große Auge sah unter den ungewöhnlich langen, glänzenden Wimpern so mild, so lächelnd, so schuldlos und warm, so bezaubernd heraus, daß ungestraft Niemand in seine ahnungsreiche Tiefe schauen durfte. Und doch mochte man immer hineinblicken und wurde gar nicht müde, denn es war so, als ob man immer etwas noch nicht Gesehenes drinnen fände. Um ihre reine, hohe Stirne ringelten sich kunstlos die blonden Locken ihres reichen Haares — doch was könnte es helfen, wenn ich alle ihre Reize beschriebe? Conrad's Wort bezeichnet das genauer. Er sagte leise zu sich, als er sie zum ersten Male sah: sie ist ein Engel! und wahrlich, das war sie. Wie schön sie sei, ahnete sie nicht; wie gut sie sei, sagte ihr seelenvolles Auge, der milde Ausdruck ihres Wesens; das verkündete ihr Leben und Thun; wie fromm sie sei, bewies ihre Andacht in der Kirche; wie fleißig sie sei, verkündete ihr Haus, ihre Reinlichkeit, ihre nie rastende Thätigkeit. Lieber Himmel! ein Douane hatte blutwenig zu verschneiden; aber Marie hatte für Arme stets eine Gabe. Die Nachbarn rühmten ihre Bereitwilligkeit, gefällig zu sein, allesammt und Jedermann redete Liebes und Gutes von ihr.

„Habt ihr das schöne Douanenmädchen schon gesehen?“ fragten sich die Bursche der Stadt. Conrad

wandte ſich allemal mit Erröthen ab — denn er hatte ſie geſehen und ihr Bild ſtand wachend und im Traume vor ſeiner Seele. Er ſah ſie alle Tage, ja alle Stunden, denn ſie wohnte neben ihm.

Wenn die anderen Burſche ihr zu Gefallen liefen, ſo mied er ihre Nähe. Seltſam war es, daß aber ihr Auge ihn dennoch ſuchte, und ihn vor Allen.

Als der Rhein zuging und alle Welt auf der Stadtmauer ſtand, um das Schauſpiel zu ſehen, erſchien auch Marie in Conrad's Nähe. Sie hatte gar viel zu fragen und alle Fragen richtete ſie an Conrad, der vor Seligkeit innerlich bebte. Freudig antwortete er, und von da an war ein zutraulicher Verkehr angebahnt. Er gewann aber erſt rechten Beſtand, als Conrad's Mutter erkrankte und Marie ſogleich nachbarlich nach ihr ſah und ſie pflegen half.

Die gute Wittwe war ſchwer erkrankt und das Leiden zog ſich in die Länge. Marie wachte ganze Nächte bei ihr, damit der gar ſehr angeſtrengte Conrad ſchlafen konnte. Da gewann ſie auch die Mutter lieb. Mußte ſie denn nicht? War ja doch das liebliche Mädchen wie eine gute Tochter um die kranke Mutter bemüht und beſorgt! Und wie gut war das! Konnte auch Conrad aus ſeiner Schiffsjungenzeit kochen wie ein Mädchen und ſäubern und fegen, ſo vermochte er doch nicht für eine Kranke ſo zu ſorgen, wie dies ein weibliches Weſen kann.

Sah er die Liebliche ſo ſchalten und walten in

seinem Hause mit sorglichem Fleiße, so konnte er kein Auge von ihr wenden. Wer wollte es ihm verargen, wenn der Gedanke seine Seele beschlich, wie schön es wäre, wenn sie als seine Gattin so wirkte und immer die Mutter pflegte? Das konnte er ihr um kein Gut der Erde sagen. Seine Blicke aber redeten, wenn die Lippe schwieg.

Wie es kam — ich weiß es nicht! — aber einst, als die Mutter wieder genesen war, fand sich's, daß Marie an Conrad's Brust lag, von seinen Armen umschlungen, an sein Herz gepreßt, und die Lippen sich berührten im ersten, seligen Kusse einer lang genährten, tiefgewurzelten Liebe. Von da an war immer wonniger Frühling, selbst im tiefen Winter; die Sterne leuchteten in Pracht, wenn auch der Himmel dicht umwölkt war — und Beiden war es klar geworden, daß ihr Leben auch noch einen besondern Zweck habe, und zwar einen gemeinsamen.

Keusche Liebe ist scheu. Sie flieht das Auge der Welt. Niemand ahnete die Liebe der Beiden, als die Mutter, die Marie liebte wie ihren Conrad. Dennoch aber läßt sich heimliches Glück nicht gut auf die Dauer verbergen. Es gab Augen, die schärfer sahen, als die von Marien's Vater, der, weil er wußte, daß Conrad auch ein Schlummerer war, eine große Abneigung gegen ihn hegte, obwohl er ihm nie ein Leid zugefügt. Conrad hatte viele Neider, weil Marie viele Bewunderer hatte. So kam es denn, daß die bösen Zungen in den

Wirthshäuſern meinten: der Conrad habe gut ſchlummern; der Bauer gehe ihm aus dem Wege, wenn er auf dem Poſten ſtehe.

Es war wohl ein Unglück, daß der ſtrenge Mann einmal von einem dienſtfertigen Grünrockscollegen das hörte. Da brauſte ſein Zorn auf, wie ein verheerender Waldſtrom daherbrauſt, und ſeine Worte trafen Marien's ſanftes Herz mit zerſchmetternder Gewalt. Er drohte mit ſeinem Fluche, wenn ſie nicht das Band löſe, das ihm ein Greuel ſei, verbot allen Umgang und war von da an hart gegen ſie, die nie gewußt was väterliche Härte ſei.

Das war die Schlange, die unter Blüthen gelauſcht auf ihr Opfer. Armes Kind! Wer konnte die Thränen zählen, wer das Weh ermeſſen, das ihr Herz erfüllte, das ſich ſo glücklich gefühlt in ſeiner Liebe? —

Und Conrad? er ahnte nichts — bis er ihre thränenmüden Augen ſah und küßte. Da traf auch ihn der Schlag; — aber wer kann dem Herzen, das liebt, gebieten, daß es haſſe? Lieber Gott! der alternde Mann hatte vergeſſen, daß es im Mai ganz anders iſt, als im December; daß die Liebe nicht berechnet; daß ſie nicht zu löſchen iſt, wie ein Feuer auf dem Herde; ja daß die Wurzeln des Baumes tiefer in der Erde Schooß ſich ſenken, wenn der Sturm anhaltend und oft um den Gipfel tobt; daß verbotene Liebe nur heißer brennt und heimliches Koſen ſüßer iſt, als das geſtattete.

Konnte er Marie hüten, wenn er auf dem Posten stand? Er war Soldat gewesen und rechnete auf unbedingten Gehorsam: aber er fand ihn nicht. Marie war überzeugt von der Reinheit ihrer Liebe und von Conrad's vollem Herzen. Da mußte des Vaters Härte ungerecht erscheinen, wie sie es denn auch war. Sie sahen sich noch, wie vor, nur heimlich und, da Jedermann wußte wie Bauer gegen das Verhältniß war, Niemand mehr Spuren eines Umgangs zwischen Beiden sah, so schwieg auch die üble Nachrede. Eins nur bekümmerte Marien's Seele unaussprechlich — das, daß ihr Vater gedroht hatte, wenn ihm Conrad als Schmuggler in die Hände falle, er ihn niederschießen würde, wie einen tollen Hund. Das hatte er im wilden Zorne gesagt. — Und er war ganz der Mann dazu, es auch zu halten; denn so gutmüthig er auch sonst war, so glich er, gereizt, einem wilden Löwen — und hier war seine Ehre angegriffen, ein Gut, das dem unbescholtenen Mann über Alles kostbar war.

O wie oft beschwor Marie ihren Conrad, von dem unseligen Gewerbe zu lassen!

„Ach!" sagte er dann, „womit soll ich die Mutter ernähren? Ich habe ein Kartoffelfeld und einen Weinberg — das ist Alles — und — es ist so wenig, daß wir davon nicht leben können; und ein Handwerk hab' ich nicht gelernt. Die Schiffahrt aber liegt darnieder!"

Dann weinte Marie heiße Thränen und betete zu Gott, daß er in seiner Gnade doch ein Unglück verhüten wolle! Sie hielt es von nun an für keine Sünde,

ihrem Geliebten jedesmal den Ort anzuzeigen, wo ihr Vater die Wache habe, und er mied ihn sorglich.

Marie hatte gehofft, die Zeit würde des Vaters Zorn mildern; allein es schien, als habe hier die Alles mildernde Macht der Zeit allen Einfluß verloren; denn in Bauer's Seele wuchs der Haß gegen Conrad mit jedem Tage. Selbst gegen sie gewann er nicht mehr die frühere väterliche Freundlichkeit. In seinem Dienste wurde er sehr strenge, ja schonungslos, selbst das Kleinste ließ er nicht mehr durch, sondern nahm es mit unerbittlicher Strenge weg. Marien's Liebe war zu einer Quelle des Jammers geworden. Und hätte das Leben nicht noch einzelne verstohlene Sonnenblicke gehabt, die für viele düstre Tage entschädigten, sie hätte sich mögen ein Plätzchen da wünschen, wo die müden Wanderer ausruhten im kühlen Bettlein der Erde von ihrem dornenvollen Lebensgange.

Es war leicht wahrnehmbar, wie der Kummer an ihrem Herzen nagte; denn ihre Wangen erblichen, das Auge schwamm häufig in Thränen und jenes bezaubernde, seelenvolle Lächeln schwebte nicht mehr auf der frischen Lippe. Auch von Conrad war der frische, heitere Jugendmuth gewichen. Er war ernst und düster und sein Blick stierte oft zielles ins Blaue oder in die grünliche Fluth des Rheins. In solchen Minuten dachte er der Zukunft seiner Liebe, und der tiefe Seufzer, der sich aus der Brust losrang, legte Zeugniß ab, wie düster die Aussichten waren, die sich ihm darboten.

Nach jenem Abend bei Bräunchen, wo Stoffel den Funken in des Schwarzen Seele geworfen, konnte dieser kaum raſten, bis er zu ſeiner Schwägerin, Conrad's Mutter, kam, um die er ſich ſonſt eben wenig kümmerte.

„Was muß ich hören," ſagte er, als er ſich am andern Morgen zu der Wittwe niedergeſetzt, „der Conrad ſoll ja ein Gehänge mit dem hübſchen Douanenmädchen haben?"

„Er hat ſie lieb," ſagte die Frau — „und ſie verdient es."

„Wie?" rief der Schwarze, „Ihr redet ihm gar das Wort, daß er unſrer Familie dieſe Schande machen will?" —

„Schwager," ſagte die Wittwe, „als ich hart auf dem Siechbett lag, und von meinen Verwandten Niemand nach mir ſah, da kam das fremde Mädchen wie ein helfender Engel zu mir und pflegte mein." —

Der Schwarze fühlte den Stich. „Ei," lachte er, „die warf eine Bratwurſt nach einem Speckſtück!"

„Das iſt nicht wahr," ſagte die Wittwe; „denn was ſie an mir that, das hat ſie auch an anderen Kranken der Nachbarſchaft gethan."

„Aber ein Douanenmädchen!" hob der Schwarze wieder an, der einige Beſchämung verdecken wollte. —

„Hat nicht Chriſtus auch die Zöllner an ſich gezogen, und die Juden ſagten: ſie ſeien alle Sünder? Ja, er hat ſogar einem derſelben den Vorzug vor

einem hochmüthigen Pharisäer gegeben. Seit wann seid Ihr denn so stolz, Schwager?"

„Unsre Familie hat keinen Makel!" sagte er etwas verwirrt.

„Ich weiß nicht, wie weit das wahr ist," erwiederte die Wittwe, „aber ich glaube, es war Euer Großvater, der am Galgen drüben im Niederthale starb! — Hieltet Ihr es wirklich für einen Makel, wenn dies vortreffliche Mädchen einst meines Sohnes Frau würde? Ich nicht! Vielmehr würde ich die Stunde segnen, in der sie es würde."

„Aber Ihr wißt doch, daß der alte Bauer so sehr dagegen ist;" sagte der Schwarze, dem alle Waffen genommen waren.

„Das ist ein Andres und sehr zu beklagen. Es kommt leider von dem fluchwürdigen Schlummern, in das Ihr meinen Sohn verstrickt habt, Schwager."

Der Schwarze war froh, daß es eine Pforte gab, durch die er der alten Frau entschlüpfen konnte.

„Was soll man denn machen?" fragte er. „Wo etwas verdienen, daß man leben könne? Der verdammte Franzose hat allen Handel getödtet. Hungern, Schwägerin, ist ein übles Geschäft. Hat man's darin der Meisterschaft nahe gebracht, so kommt der Hungertod, und der soll herber sein, als jeder andere. Ihr wißt recht gut, wie es um uns steht, wenn das Schlummern nur irgend flau geht. Morgen ist etwas zu verdienen. Mehr wie sonst in sechsmal. Wo ist der Conrad?"

„Ich weiß es nicht," sagte die Wittwe seufzend und der Schwarze machte sich eilend aus dem Staube; aber die fromme Frau faltete ihre Hände zum leisen Gebet und flehte, daß doch Gott der Herr in seiner reichen Gnade ihrem Conrad einen andern Lebensweg eröffne; daß er ihn doch auch Morgen gnädiglich schützen wolle!

Der Schwarze suchte unterdeß den Conrad, und fand ihn bei einem seiner Jugendgenossen, gerade dem, der ausersehen war, den Schlummergang mitzumachen. Er theilte den Beiden den Plan mit, und Beide eilten, die nöthigen weißen Kleidungsstücke zu bereiten.

Nie hatte die Mutter mit größerer Angst einem solchen Gang entgegen gesehen, als gerade heute. Sie wußte keinen Grund dafür anzugeben; aber es lastete ihr wie ein Centner auf der Seele.

Conrad war gutes Muthes. Er hoffte von Marie Näheres über ihres Vaters Wache zu hören. War er heute auf dem Posten, so blieb er gewiß morgen zu Hause.

Am Abend sah er sie ein Stündchen.

O des Glückes! Seit drei Tagen sah er sie nur von ferne, wenn sie dahinschwebte über die Straße in ihrem züchtigen Anzuge, der die Liebliche bis zum Kinn einhüllte. Jetzt sah er wieder in das schöne Auge; jetzt durfte er seinen Arm sanft um sie legen, und ihr Kopf ruhte an seiner Schulter. Sie hatten sich so viel zu sagen. Nachdem sie lange gekost, fragte sie, wann wieder geschlummert werde?

Er hatte vor Marie kein Geheimniß. Er erzählte ihr seinen Eisgang mit Bräunchen. Sie zitterte ob der Kühnheit des Unternehmens und doch — das ist eines jener seltsamen Räthsel des Menschenherzens — hörte sie mit einem gewissen Stolze, wie der männliche Muth des Geliebten die Gefahren überwand; wie er mit eben so großer Kühnheit, als List, selbst ihren Vater getäuscht

Sie dankte Gott, daß es so gut abgegangen, und faßte Muth, daß es auch nun glücken werde, zumal ihr Vater morgen frei hatte und gewiß den ganzen Tag am Stuhle stand und das künstliche Gebilde wob.

Er mußte ihr Alles erzählen, auch den Weg beschreiben, den sie gingen. Sie war im Herbste mehrmals zum Einkauf ihrer Winterverräthe in Hetlschhausen gewesen und kannte genau jenen Schieferbruch, an dessen Wand der Pfad vorüberführte, den sie zu gehen hatten. Sie beschwor ihn, doch ja vorsichtig zu sein, weil eben der Pfad am Schieferbruche vorüber zu jeder Zeit, besonders aber bei Nacht, und jetzt, wo der Schnee blende, sehr gefährlich sei.

Lächelnd versprach's der Jüngling, küßte noch einmal den lieblichen Mund und schlüpfte zur Mauerthüre hinaus.

Still und ruhig floß der letzte Tag des Jahres hin. Bauer saß am Webstuhl und folgte mit kunstgeübter Hand der Vorschrift des schönen Musters. Er war

heute wieder einmal freundlicher mit seiner Marie umgegangen, und dieser milde Strahl väterlichen Wohlwollens erwärmte das Herz der Jungfrau wieder, das so schmerzlich dies Gut vermißt, dessen sie sich sonst ungeschmälert erfreut.

Der alte Mann freute sich der Ruhe, der wohlthuenden Wärme, und sehnte sich recht sehr, einmal eine Nacht im Bett zu schlafen. Freundlich plaudernd saßen Beide schon um sieben Uhr bei ihrem einfachen Abendbrod, als es an der Thüre leise klopfte, und nun der Douanen-Lieutenant von Sanct Goar in Civilkleidung geheimnißvoll hereintrat.

Bauer nichts Anderes als einen Fang ahnend, sprang auf, seinen Vorgesetzten zu begrüßen, der, zu ihm tretend, leise bat, Marie zu entfernen. Ein Wink des Vaters reichte hin, die Bebende hinauszuweisen, die nichts Gutes ahnete.

Ihr Erschrecken war groß. Dies Kommen, zu dieser Stunde, diese Kleidung — sagten ihr mehr, als das Hinausweisen, daß ein Geheimniß obwalte. Sollten die Schlummerer verrathen sein? Sollte der Lieutenant irgendwie erfahren haben, daß etwas im Werke sei? — Wer gab ihr Gewißheit? — Lauern — ? — dem widerstrebte ihr besseres Gefühl. Eine Angst, eine Unruhe ergriff sie, die sie durchaus nicht bewältigen konnte. Sie irrte umher — gefoltert in ihrem Herzen — das zu zerspringen drohte, ohne Ziel, ohne Zweck, aus einer Ecke in die andere. Die Besprechung der

beiden Männer währte lange. Endlich ſchied der Lieutenant und Bauer rief ſeiner Tochter.

Über das Geſicht des Vaters war eine Freude ausgegoſſen, der ein reiches Maaß von Grimm beigemiſcht war.

„Heute, denke ich," ſagte er, indem er ſein Gewehr lud, und zwei Kugeln aufſetzte, „heute, denke ich, ſollen wir auf lange Zeit dem Spitzbubentreiben der Schlummerer ein Ende machen. Hol' ſie dieſer und der! Ich dachte einmal wie ein anderer Chriſtenmenſch, der Ruhe nach den vielen Strapatzen zu pflegen, aber, Proſt die Mahlzeit! Hat ſie der Teufel geritten, daß ſie einen Hauptpaſch werfen wollen. Hol' mir die Fuchsmütze und den warmen Mantel, Marie."

„Was iſt denn, Vater?" fragte mit anſcheinender Ruhe, aber innerer heftiger Erregung das Mädchen.

„Was es iſt, einfältiges Ding, das kannſt du dir denken. In Caub liegen reiche Vorräthe engliſcher Waaren, das iſt uns verrathen. Heute ſind die hieſigen Schlummerer hinüber, um ſie zu holen. Sie haben Alle weiße Kleider mitgenommen, um ſich bei dem Schnee unſichtbar zu machen; aber wir wollen ſie ſchon kriegen. Am Rheinufer ſteht kein einziger Poſten. Das macht ſie ſicher; aber acht Mann liegen in der Hütte am Cauber Fahr im Verborgenen und Dunkeln, die haben genau Acht und nehmen ſie in den Rücken. Wir und die ſchwarze Brigade, die hier herum liegt, bilden eine enge Kette unweit des Dorfes Henſchhauſen. So

kommen sie zwischen zwei Feuer, und — entrinnt Einer, so ist's ein Wunder, und deren geschehen heuer keine mehr!"

Es war ein Glück für das arme Mädchen, daß der Alte sich rasch fertig machen mußte, um mit den Genossen und dem Lieutenant aufzubrechen; denn sie wankte der Thüre zu, einer Leiche ähnlich.

Der Vater nahm sein Schnappsfläschchen, hing den Mantel um, setzte die Fuchsmütze mit dem lang herabhängenden Schweif auf, und eilte mit einem hastigen: „Gute Nacht!" hinweg.

Als er zur Hausthüre hinaus war, sank das Mädchen auf einen Stuhl, und das zum Zerspringen volle Herz mußte sich in einem lauten Schrei der Verzweiflung Luft machen. — Alles ging wirre in ihrem Kopfe durcheinander. Er war verloren, das sah sie klar ein; denn ungewarnt ging er dem Tode oder dem Verderben entgegen. Die Ketten der Galeeren von Bließingen waren sein sicheres Loos, wenn ihn keine Kugel traf, und er in Gefangenschaft gerieth. Und wie sollten sie dem Hinterhalte, wie dem Empfang auf dem Berge entgehen?

Das Mädchen rang die Hände in einer Seelenangst, die ihr den kalten Todesschweiß auf die Stirne trieb. Sie betete laut um Licht und Rath, um Hülfe. Plötzlich tagte es in ihrem Kopf.

Auf! rief sie, ich muß ihn retten, ich muß; mag kommen, was da wolle! Ich kenne ihren Weg, ich weiß

die Stunde ihres Kommens. Gott ſchütze mich! Ihr Auge ſtrahlte in einer heiligen Begeiſterung.

Sie legte warme Kleider an, nahm ihres Vaters Stock und, ſich entſinnend der Liſt der Schmuggler, nahm ſie ein ſchneeweißes Bettuch, um ſich darein zu hüllen, wenn ſie der Douanen-Hütte etwa nahe kommen ſollte.

Seit dieſer Entſchluß in ihrer Seele gereift war, wich alle Angſt. Sie konnte ja, wenn ſie an dem Schieferbruche war, ſie auf einem andern Wege in der Mitte des Berges retten. Gingen auch alle Waaren verloren, was that's? Wurde ſo doch das Leben und die Freiheit von ſechs Menſchen und — Conrad's gerettet, ihres Conrad's, der ihrer Seele Leben war.

Ohne Weiteres brach ſie auf. Unbemerkt oder doch unerkannt kam ſie aus der Stadt in das Freie. Raſch wie das geſcheuchte Reh flog das Mädchen die Heerſtraße hin. Der Schnee leuchtete ihr, ſo dunkel es auch war.

Als ſie die Gegend erreichte, welche der „Hahn" genannt wird, und Laub nun gegen ihr über lag, ſtand ſie ſtille, ſich zurecht zu finden. Ihrem ſcharfen Auge entging die dunkle Stelle nicht, wo der Schieferbruch ſich befand.

Die Kälte war ſchneidend. Der Wind pfiff aus Norden mit einer Heftigkeit, welcher ſelbſt ihre warme Kleidung keinen Widerſtand leiſten konnte.

Aber ein großer Gedanke belebte ſie, die Rettung

des Geliebten. Wie konnte sie an sich denken? Wie sollte sie über Kälte klagen bei der Gefahr, die ihn zu verderben drohte?

Bis jetzt war ihr Weg sehr gut gewesen; aber nun erst begannen die Schwierigkeiten.

Das Ufer der Heerstraße zwischen Caub und Bacharach besteht theils aus schroff abgemeiselten Felswänden, die oft an dreißig bis vierzig Schuh Höhe haben, theils aus abschüssig gehaltenem Erdreich, das hart gefroren und mit Schnee bedeckt war. Nur hin und wieder bot eine Haselnußhecke oder ein Dornstrauch eine Handhabe für den, der die unsägliche Anstrengung wagen wollte, sich da hinauf zu arbeiten, wo nirgends der Fuß einen sichern Stand hatte. Weiter oben mehrten sich die Gesträuche und das Fortkommen war leichter; allein nun erreichte man die breite Halde, wo einst vor vielen, vielen Jahren der blaue Schiefer zerspaltet worden zum Gebrauche beim Dachdecken.

Der Halde und der Felswand nach zu urtheilen, mußte das Werk geraume Zeit, gewiß mehr denn ein halbes Jahrhundert mit Aufwand reicher Mittel betrieben worden sein, aber nur am Tage, nie in der Tiefe. Die Felswand, welche ganz gerade abfällt, ist siebzig bis achtzig Fuß hoch und wenigstens ebenso breit. Ein Fußpfad führt an dieser höchst gefährlichen Stelle, die gerade in der Mitte des Berges liegt, vorüber, und der Wanderer hat an dem Absturz nur einige Schlehen-Sträucher, und die nicht überall, zum Schutze. Der

Bewohner der Ebene würde zittern, hier vorüber zu gehen und vor Schwindel es keiner über ſich gewinnen können. Der Sohn der Berge, vertraut mit ſolchen Gefahren, läßt ſie als ſolche gar nicht gelten und ſchreitet, ſein Liedlein fröhlich ſingend, ſo gleichgültig vorüber, als ginge er auf breiter, ſicherer Straße ſeinem Ziele zu. Dies war der Weg der Schlummerer in dieſer Nacht, dies der Weg, den das vom Froſte durchſchauerte Mädchen jetzt wählen mußte. Sie, die nie die Künſte erlernt, leichten Schrittes die Höhe zu erklimmen, deren zartes Weſen überhaupt nicht an die Schwierigkeiten und Hinderniſſe einer Wanderung, wie dieſe, gewöhnt war, ſollte nun die abſchüſſige Erdwand hinaufklimmen und über den krachenden Schnee. Jede Andere wäre bebend zurückgeſchaudert, nur Marie nicht mit ihrem ſtarken, liebevollen Herzen.

Sie hatte jetzt eine Stelle erreicht, wo eine Haſelhecke ihr die Zweige, wie helfende Arme, entgegen reckte. Ohne Zaudern faßte ſie dieſe und ſchwang ſich empor — aber ſie brachen — und Marie glitt wieder die Wand herab. Sie verſuchte zum zweiten Mal hinauf zu ſteigen, und dieſes Mal war ſie glücklicher. Sie erreichte die Höhe der Böſchung der Straße; aber ſie mußte ausruhen von der Anſtrengung, die es ihr gekoſtet. Es ſchlug eben auf dem Thurme von Taub drei Viertel. Das konnte vor zehn ſein, und um zehn Uhr brachen ſie auf. Der Gedanke ließ Marie die Ermüdung, die blutig geſchundene Hand — Alles

vergessen. Ohne Aufschub stieg sie mit Hülfe des Stocks und der Zweige höher hinauf. Nach unsäglichen Mühen und zum Tode erschöpft erreichte sie die Halde. Ein kalter Schauder überlief sie, als sie die jähe, hohe Felswand sah, an deren oberem Rande bloß hin und wieder eine Schlehenhecke stand. Erwärmend aber durchdrang sie wieder das Bewußtsein, daß sie sich nicht irre gegangen, daß sie bei der rechten Stelle angelangt sei, wo sie nun sicher rechnen durfte, ihren Zweck zu erreichen.

In Caub schlug es eben zehn Uhr. Als sie die Klänge hörte, raffte sie sich empor. Jetzt galt es; die Stunde nahte. Aber wie sollte sie die Höhe erklimmen? Sie sah sich rings um mit spähendem Auge; aber nur auf einem weiten Umwege konnte sie die Erreichung ihres Zieles hoffen.

Alle Kräfte waren erschöpft. „Conrad ist in Gefahr!“ sagte sie laut; gerade als ob sie durch dies magische Wort den erschöpften äußern Menschen habe aufrichten wollen. Und er hob sich noch einmal kräftig empor. — Sie richtete ihre wankenden Schritte zur linken Seite, wo mehr Sträucher standen, als auf der andern, und hier zog sie sich mehr und mehr der Höhe zu. Aus vielen leichten Wunden rann das rothe Blut auf die weiße Decke des Schnee's, denn nicht selten griff die Arme in die spitzigen Dornen eines wilden Rosenstockes. Dennoch zauderte sie nicht, und endlich stand sie oben, wo der Pfad vorüber führte;

aber hier pfiff mit fürchterlicher Gewalt und Schärfe der Wind. Sie war erhitzt in hohem Grade. Hier konnte ſie nicht bleiben. Etwas weiter zurück bot eine Eichenhecke, noch bedeckt mit ihrem dürren Laub, einigen Schutz. Dorthin wandte ſie ſich und ſetzte ſich nieder, weil ihre Beine ſie nicht mehr trugen — aber zu heißen Gebete ſchlangen ſich die blutenden Hände ineinander und das Auge ſuchte in der dichten Nebelhülle des Himmels einen Haltpunkt an einem flimmernden Sterne — doch kein Stern ſchien herab zur Erde. —

Auf verſchiedenen Wegen und zu verſchiedenen Tagesſtunden waren Conrad und ſeine Genoſſen unbemerkt von den lauernden Douanen nach Caub gekommen.

Der Schwarze war der erſte. Die Zeit fiel ihm diesmal wie eine rechte Laſt auf das Herz. Wie er ſie kürze und ſich leicht mache, war bald gefunden. Er trat in ein Wirthshaus und ſog ein Schöpplein des ſüßen, duftigen Caubers nach dem andern.

Viele Gäſte kamen, tranken und ſchieden wieder. Nur Einer hielt bei ihm aus, ein Schiffer, den Liederlichkeit und Trunkſucht vom Beſitzer eines ſegelreichen Rheinſchiffes zum Tagelöhner herabgebracht.

Dieſer Menſch ahnete, daß der Schwarze nicht zwecklos ſich ſo lange in Caub halte. Er kannte die Schwäche deſſelben, ſeine Ruhmredigkeit und Plauder-

ſucht. Darauf bauend, nahm er ſich vor, ihm ſeinen Zweck abzulauſchen und irgend einen Vortheil daraus zu ziehen.

Er ſtieß mit ihm an und ſagte: „Der alte Schlummerer ſoll leben, der allzeit die Grünröcke geprellt!“

Der Schwarze lächelte ſelbſtgefällig und erwiederte: „Sie müßten früher aufſtehen, wollten ſie mich fangen. Ich habe das elfte Gebot gelernt.“

„Man ſollte wahrhaftig meinen, du könnteſt blaupfeifen, Alter! Nun treibſt du's doch ſchon manches Jahr, und nie wurdeſt du erwiſcht.“

„Narr,“ ſprach lächelnd der Schwarze, „die Kunſtſtückmacher pflegen zu ſagen: Geſchwindigkeit iſt keine Hexerei. Liſt und Schlauheit iſt auch keine.“

„Das mag wahr ſein,“ erwiederte der Andere; „aber nicht Jeder hat ſie in ſo reichem Maße wie du. Könnt Ihr heute nicht noch Einen brauchen? Ich möchte etwas verdienen.“

„Heute nicht;“ ſagte der Schwarze; „wir ſind ſchon unſerer ſechs; aber das nächſte Mal will ich deiner gedenken.“

„Gings den anderen neulich gut?“ fragte der Cauber weiter.

„Prächtig!“ rief der Schwarze aus. „Die haben eine neue Liſt probirt, die ich erſann.“

„Du biſt ein verſchlagener Schelm! Worin beſtand ſie denn?“

„Ei, ſie legten ſchneeweiße Kleider an, da ſahen die Grünröcke ſie nicht.“

„Vortrefflich! Alle Henker, das iſt gut, beſonders jetzt, wo der Schnee Alles deckt und gleichförmig färbt. Ihr werdet es heute Nacht wieder ſo machen?“

„Verſteht ſich! Was einmal als bewährt angeſehen werden kann, läßt man nicht unbenutzt. Um Johanni gibt's keinen Schnee mehr.“

„Das iſt wahr; Ihr müßt aber doch theure Waare heute haben, da Ihr nur zu Sechſen geht?“

„Lauter Seide und Spitzen, die vielleicht die Kaiſerin ſelber tragen wird!“

„So geht's! Unſereins plagt ſich, trägt ſeine Haut zu Markte, und die Großen haben den Vortheil davon. Item, da mögt Ihr etwas verdienen?“

„Das glaub' ich;“ bramarbaſirte der Schwarze. „Es trägt Einer vielleicht für zehntauſend Franken Werth!“

„Wie dem ſei, es iſt doch ein ſaures Stück Brod! Welche Gefahren! Wie leicht bricht Einer ein Glied den Bach hinauf nach Langſcheid zu.“

„Den Weg nehmen wir heute nicht!“

„Welchen denn? Er iſt doch der nächſte?“

„Richtig; aber der Kuckuck trau' den Grünröcken. Wir gehen am Hahn über, ſchlagen uns dann links hinauf über dem Schieferbruche weg, und kommen leicht nach Henſchhauſen, wo wir beim alten Fenſterſeifer ablegen. Heute Nacht tollt Alles. Die Grünröcke

werden auch das Ihrige thun. Da ist's just, und man kann etwas wagen."

„Aber wie kommt Ihr nur auf dem unbetretenen Pfade fort?"

„Dafür ist gesorgt, Alterchen. Wir haben alle Eisspornen an, und spitzbeschlagene Eisstöcke. Da kann man fest auftreten und hat einen sichern Gang."

„Das Gespräch wurde hier durch neuankommende Gäste unterbrochen. Es nahm nun eine andere Richtung und nach einer halben Stunde hatte der Schwarze vergessen, daß er Alles ausgeplaudert, und es fiel ihm gar nicht auf, daß sich der, der ihn so arglos ausgeholt, unbemerkt entfernt hatte. Ihm kam in seinem weinseligen Taumel gar nicht in den Sinn, daß dieser verlorne Mensch einen Mißbrauch von seinen Mittheilungen machen könnte. Er fiel nach einiger Zeit in einen tiefen Schlaf und erwachte erst, als sich die Nacht schon mit schnellen Schritten näherte.

Kaum hatte jener Mensch, welcher dem Schwarzen sein Geheimniß abgefragt, sich aus der Schenke entfernt, als er nach Hause eilte, und sich umkleidete. Ohne Säumen schlug er den Weg nach Oberwesel ein, wo er über die geschlagene Bahn leicht hinübergelangte. Mit der größten Hast lief er nach Sanct Goar und trat in das Haus des Douanen-Lieutenants, der ihn wohl kannte, da er nicht das erste Mal den Verräther machte.

„Was gibt's?" fragte der Lieutenant.

„Einen köſtlichen Fang, Herr!“ rief der Verräther „Lauter Seide und Spitzen, die nach Paris beſtimmt ſind.“

„Parbleu!“ rief der Lieutenant, der nur gebrochenes Deutſch ſprach. „Aſt du ſikere Nachrich?“

„Gewiß! die Bacharacher Hauptſchlummerer, ihrer ſechſe, tragen die Bündel. Ich kenne den Ort und die Stunde genau. Wie viel gebt Ihr?“ —

„Swanſik Francs!“ rief freudig der Lieutenant.

„Ja, wenn's Kaffe und Zucker wäre, ließ ich mir das gefallen, aber bedenkt, Spitzen und Seidenſtoffe, vielleicht noch Koſtbareres!“

„Canaille!“ zürnte der Lieutenant, „Sie ſoll vierſik Francs aben, aber nix mehr!“

„So iſt mir's ſchon recht,“ ſagte der Schiffer; „aber ich rede kein Wort, bis ich das Geld in der Taſche habe.“

Fluchend ſchritt der Franzoſe zum Schreibpult und holte das Geld, und erſt als es der Verräther in der Hand hatte, theilte er ihm Alles mit, was er von dem ruhmredigen Schwätzer erfahren hatte.

Es war noch Zeit genug für den Lieutenant, ſich in Civilkleidung auf den Weg zu machen, und die nöthigen Anordnungen zu treffen, dieſesmal die bis jetzt nie ergriffenen Schmuggler auf der That zu ertappen und eine glänzende Rache an ihnen zu nehmen; zugleich aber lächelte ihm das Priſengeld entgegen und vielleicht eine belohnende Rangerhöhung.

Sein Eifer kannte daher keine Grenzen, und schon um neun Uhr lagen die Douaniers am Cauber Fahr in ihrer dunkeln und kalten Hütte, und unterhielten sich flüsternd über den zu hoffenden Fang, während droben auf der Höhe über die ganze Kante des Gebirgs in Entfernungen von kaum dreißig Schritten eine Kette von Douanen stand, durch welche unbemerkt zu schlüpfen, kaum einer Maus gelungen wäre —; und dort unten saß ein weinendes, zitterndes Mädchen, durchschauert vom Frost und innerer Angst und Furcht, und lauschte jedem Laute, welchen der durch das Laub wehende Wind hervorbrachte oder ein hungerndes Wiesel, das schnell wie der Gedanke durch das dürre Laub raschelte.

Es war eben zehn Uhr vorüber, als der Schwarze in das Haus des Kaufmannes trat, wo die übrigen Theilnehmer des heutigen Wagnisses sich bereits eingefunden und in ihre weiße Kleidung sich gehüllt hatten.

Mit Vorwürfen wegen seines Zaudern empfing ihn Bräunchen. So ungern er sie sonst hinnahm, und so heftig er zu widersprechen pflegte, diesmal schwieg er mäuschenstille; denn das Gewissen schlug ihn.

Ohne Säumen kleidete er sich an. Die Eisspornen wurden angeschnallt, die Eisstöcke ergriffen, die Bündel an den Tragriemen über die Schultern befestigt und mit den besten Wünschen des Kaufmannes schlichen sie

ſich in den Mannweg, erreichten in tiefer Stille den Rhein und betraten die Eisdecke, welche ſie heute an ungebahnter Stelle im Zickzack zu überſchreiten hatten.

„Es iſt kein Licht droben in der Hütte," flüſterte Conrad dem Schwarzen zu, welcher vor ihm ging.

„Sie werden auch 'mal Sylveſterabend halten," ſagte dieſer, „und gewiß beſſer wie wir, denn es iſt furchtbar kalt. Der Wind ſchneidet mir ſchier die rechte Backe weg. Wie herrlich ſäße ſich's jetzt am warmen Ofen bei einem Glaſe warmen Weines?" —

Bräunchen, der vorne ging als der Erſte, warnte durch ein leiſes: „St!" denn es war Regel, daß nie geſprochen werden durfte, wenn ſie ſchmuggelten.

Jetzt erreichten ſie die Heerſtraße. Tief zur Erde gebückt, krochen ſie leiſe über ſie hin, ſo leiſe, daß ſelbſt die Späher in der Hütte am Fahr durchaus nichts von ihnen wahrnahmen, wie angeſtrengt ſie auch auf jede Bewegung achteten.

Mit einer Gewandtheit, welche nur eine lange Gewohnheit, und mit einer Sicherheit, wie ſie auch nur der Sohn der Berge in den Bergen hat, ſtiegen ſie den Abhang hinauf, wandten ſich dann links dem Schieferbruche zu.

Lautlos und in ihrer Erſcheinung wahrhaft geſpenſtiſch, aber in voller Sicherheit und des Gelingens gewiß, ſtiegen ſie bergan. Der Weg war ungemein ſchwierig von dieſer Seite her; aber mit Hilfe der

zweckmäßigen Eisspornen und Eisstäbe legten sie dennoch eine ansehnliche Strecke zurück und erreichten nun die gefährlichste Stelle, den schmalen Pfad, welcher über der jähabfallenden, senkrechten Felswand des verlassenen Schieferbruches vorüberführt. Einer mußte hinter dem Anderen gehen, und jeder genau in die Fußtritte seines Vordermannes treten, welcher vorsichtig mit dem Stabe untersuchte, ehe er seinen Fuß einsetzte.

Lange, ach unendlich lange für ihr geängstetes Herz, hatte nun schon Marie dagesessen. Mit jedem Augenblicke wurde ihr Herz schwerer; denn sie blieben ja so lange aus. Sollten die in der Hütte versteckten Douanen sie gefangen genommen haben? Sie schrack zusammen bei diesem Gedanken. Allmählich aber empfand sie die schneidende Kälte weniger; ihre Gedanken verwirrten sich und eine unwiderstehliche Neigung zum Schlafe bemächtigte sich ihrer Und doch traten noch Augenblicke eines klaren Bewußtseins dazwischen. In einem solchen sprang sie auf. Sie erwachte dadurch gleichsam aus diesem Halbschlummer, und erinnerte sich, gehört zu haben, daß dieser Zustand dem Tode des Erfrierens vorhergehe. Sie raffte sich gewaltsam empor; aber ihre Mattigkeit war unbeschreiblich groß. Sie mußte sich wieder setzen.

Jetzt vernahm sie Tritte im krachenden Schnee und neues Leben durchzuckte sie. Starr sah sie in der Richtung des Tones hin und — wirklich! da kamen die weißen Gestalten. Sie warf das weiße Linnentuch,

das ſie um ſich geſchlagen, um vom Berge her nicht beobachtet zu werden, ab, und trat den Kommenden entgegen.

Bräunchen, als der Vorderſte des Zuges, der jeden Tritt unterſuchen mußte, ſah ſtarr vor ſich zur Erde. Jetzt gewahrte er plötzlich einen dunkeln Gegenſtand vor ſich, blickte auf und — ſah mit Entſetzen eine menſchliche Geſtalt entgegentreten.

„Verrath!“ ſchrie er plötzlich. „Verrath! Zurück, Brüder!“ Aber im Umdrehen und vom Schrecken überwältigt, ihren Standpunkt vergeſſend, ſtürzten alle die Felswand hinab. —

Marie ſah das Entſetzliche und ſank leblos zur Erde.

Noch ſo lebhaft wie heute entſinne ich mich des Morgens des Neuen-Jahrs-Tages 1810. Es war eine Unruhe in der Stadt, wie ich mich je beobachtet zu haben, nicht entſinnen kann. Überall ſtanden die Leute zuſammen und aus den Geſichtern ſprach ein düſterer Ausdruck. Neben uns, im Hauſe Conrad's, und noch eins weiter, wo der Douane Bauer wohnte, hörte man laute, heftige Wehklage. Es mußte etwas Außerordentliches geſchehen ſein. Endlich kam ein Freund meines Vaters zu uns. Nach einem kurzen, herzlichen Glückwunſche, fragte er: „Haben Sie ſchon von dem entſetzlichen Unglücke gehört?“ Mein Vater verneinte, und Jener erzählte: „Heute Nacht gegen elf

Uhr kam Bräunchen an mehrere Häuſer, klopfte und bat um Gotteswillen um Beiſtand, es ſei ein entſetzliches Unglück geſchehen.

„Die Leute merkten gleich, es handle ſich um einen Unfall beim Schmuggeln, und viele folgten ihm, der ſelbſt aus mehreren Geſichtswunden heftig blutete.

„Er führte ſie an den alten Schieferbruch im Hahn — dort lagen fünf Perſonen, ſchrecklich verwundet, und Einer war todt.

„So ſtill als möglich wurden die Verwundeten weggebracht, die Bündel kamen in Sicherheit, den Todten aber, deſſen Schädel zertrümmert war, ließ man liegen.“

„Wer iſt's denn?“ fragte mein Vater, heftig ergriffen.

„Conrad, der brave Conrad, Ihr Nachbarsſohn!“ ſagte er mit einer Thräne im Auge.

Dieſe Nachricht erſchütterte uns heftig, und ich brach in ein lautes Weinen aus, das mehr und mehr alle zum Weinen hinriß.

„Noch nicht genug;“ fuhr der Freund fort; „das Schlummern war verrathen, und die ſchöne Marie Bauer, die mit Conrad in treuer Liebe gegen den Willen ihres Vaters verbunden war, muß ſowohl um den Schmuggelgang als um Zeit und Stunde und Ort gewußt haben, denn ſie wollte ihren Conrad warnen, weil oben die Douanen lauerten. Leider erkannte ſie Bräunchen nicht, als ſie ihm entgegen trat, meinte, ſie

ſei ein Douane, wandte ſich um und ſtieß Conrad zuerſt hinab, ſtürzte ihm nach, indem er ihn noch erhaſchen wollte, und von einem unbeſchreiblichen Schrecken ergriffen, ſtürzen Alle hinab.

Marie muß darauf ohnmächtig geworden ſein, und als die Douanen endlich von der Höhe herabſtiegen, fanden ſie ſie erſtarrt da liegen. Schnell wurde ſie von ihrem verzweifelnden Vater zur Stadt getragen. Als der Arzt kam, erklärte er ſie für todt. Sie ſei erfroren, ſagte er. Aus ihrer Ohnmacht ſcheint ſie nicht wieder erwacht zu ſein!

Am folgenden Tage wurden zwei Särge auf den Friedhof vor die Stadt hinausgetragen. Hinter dem Einen wankte ein Mütterchen, aufgelöſt in Schmerz; hinter dem andern ein Douane, deſſen Geſicht Todesbläſſe deckte, deſſen Auge aber trocken war. Die ganze Stadt folgte und nie floſſen mehr Thränen, nie ſah man eine allgemeinere und tiefere Trauer.

Die beiden Särge wurden, weil zwei Gräber zu machen bei dem Froſte zu ſchwierig war, in Ein Grab geſenkt. So einte der Tod, was das Leben feindlich geſchieden.

Bauer verließ den Dienſt. Er war tiefſinnig geworden und kehrte in ſeine Heimat zurück. Conrad's Mutter folgte bald dem geliebten Sohne.

Die Schlummerer waren unsichtbar geworden. Erst nach einem Vierteljahre erschien Einer nach dem Anderen wieder; aber wie sahen sie aus! Narben bedeckten die Gesichter und andere Gebrechen blieben bis ans Grab. Der Schwarze lachte nie mehr. Er allein kannte den Zusammenhang, der nach seinem Tode bekannt wurde.

Auf dem Grabe der beiden Liebenden aber erblickte man im folgenden Frühlinge Rosen und andre Blumen gepflanzt, ohne daß man wußte, wer es gethan.

Ammi.

Eine Geschichte aus dem Hunsrücker Hochlande.

I.

Es war an einem Sonntagnachmittag im September, und obwohl der Nordwind um dieſe Zeit in der Regel ſchon ſcharf über die Stoppeln ſtreicht und der Hunsrücker bereits ſeine Winterſaat beſtellt hat, auch die Schwalben ſich um den Kirchthurm ſchaarten, die baldige Abreiſe zu beſprechen, und die Zeitloſe, hier die „Winterhauch“ genannt, die Wieſen bedeckte, ſo war's doch noch ein recht ſonnig warmer Mittag. Den Kranichen und Schneegänſen, die in ihren Dreiecken am Himmel vorübergezogen waren, ging's dieſes Jahr gerade wie den Kalendermachern, die Regen prophezeien, und es gibt Sonnenſchein, und umgekehrt. Daher kommt's auch, daß das Sprichwort ſagt: den Kalender machen die Leute, das Wetter der liebe Gott. Das Jahr 1811 machte ohnehin alle Bauernregeln und Kalendermacher zu Schanden, und es ſchien ſich einmal vorgenommen zu haben, ſeinem eigenen Kopfe zu folgen; denn wie's den geſegnetſten Sommer hatte vom früheſten Frühling an, ſo ſchien es den Winter völlig vergeſſen zu haben. Ja, das war ein Jahr! Seit Menſchengedenken war kein ähnliches. Das machte aber der mächtige Komet, der am Himmel ſtand.

Es war an einem Sonntagnachmittag im September 1811. Die Sonne schien noch so warm wie im Juli und der Komet mit seinem ungeheueren Schweife schien den kühleren Herbst ganz weggefegt zu haben. Gegen den entfernten Hochwald hin dehnte sich eine weite Wiesenfläche, die trotz der Winterhauchen noch üppig grünte. Seitwärts, etwa einen Flintenschuß entfernt, lag das schöne Dorf. In diesem Wiesengrunde, der sich an dem breiten Bache hinzog, den Erlen und Weiden einschlossen, weideten Knaben, Jünglinge und Mädchen das Vieh, und Jubel und Gesang schallte von allen Seiten her und im fröhlichen Spiele wurde gar häufig die Aufsicht auf das weidende Vieh vergessen. Das that übrigens nichts, denn es war nirgends Gefahr und der Wald war weit genug entfernt. Nur das Eine konnte schlimm werden, wenn nämlich eine Bremse daherschwirrte oder eine Hornisse, weil dann das Vieh zu „biesen" anfing und wegrannte wie toll. Und dazu war's eben immer noch warm genug.

Hier hatten sie von Kartoffelstroh ein Feuer angemacht und brieten sich Kartoffeln darin und tanzten darum, wenn's hoch auflohete, als ob's ein Johannisfeuer wäre; andere trieben allerlei Spiele, kurz, sie vergnügten sich gar lustig. Der Bach machte, wie alle Hunsrücker Bäche, ganz verwunderliche Krümmungen, wodurch es kam, daß es Stellen daran gab, die recht heimliche Plauder- und Koseplätzchen bildeten, wo man

dem Auge der Übrigen ganz verborgen war. An einem solchen Plätzchen, das schier wie eine große Laube rund von dunklen Erlen abgeschlossen war und nur gegen den Wiesengrund eine schmale Öffnung hatte, lag der Stamm eines beim vorjährigen Hochwasser entwurzelten uralten Weidenkopfs. Er bildete im tiefen heimlichen Schatten eine recht einladende Sitzbank, und es schien, als hätten ihn Zwei zum Koseplätzchen erkoren, denn sie kamen, nachdem sie sich nach allen Seiten umgesehen, um sich zu vergewissern, daß sie unbeachtet und sicher seien, mit raschen Schritten in das schattige Versteck herein und setzten sich vertraulich auf den Weidenstamm.

Es war ein liebliches Paar, aber nicht ein Jungbursch mit seinem Liebchen, sondern zwei Mädchen, die in diesem Jahre kaum zum neunzehnten Male die Winterhauchen in den Wiesen sahen. Sie waren beide sehr hübsche Mädchen, aber doch so verschieden, daß, wenn man hätte sagen sollen, welche die schönste sei, man in die Klemme gerathen wäre und sich gefragt hätte: bist du auch deiner Sache so sicher, daß dich dein Ausspruch hintennach nicht reut? Schon wenn man sie die abschüssige Wiese herunter gehen sah, konnte man sehen, daß die Zwei nicht einerlei Wesens waren. Es ist erstaunlich, wie bezeichnend der Gang und die Haltung eines Menschen für sein ganzes Wesen ist. Man kann, wenn man prüfend darauf achtet, gar sichere Schlüsse ziehen.

Die Eine trat fest, bestimmt, kräftig auf, die Andere weich, man möchte sagen ängstlich und sanft, und diese Art des Auftretens stimmte mit ihren Naturen durchaus überein. Die, welche so fest und schnellkräftig einherging, trug sich kerzengerade wie eine junge Tanne. Ihr Auge sah klar und fest in die Welt, aber es war doch kein Stolz, kein Hochmuth darin. Die innere Sicherheit und Festigkeit des Willens und Herzens aber that sich in jeder Bewegung, in Blick und Haltung kund. Sie hatte kastanienbraunes, reiches, glänzendes Haar und braune, leuchtende Augen. Ihre Stirne war frei, hoch und rein, ihre Wangen wie gemalt und ihr kleiner Mund wie eine rothe Kirsche; aber die Hautfarbe war ein bischen dunkel, was ihr jedoch gar gut stand, und so recht zum Ganzen paßte. — Die Andere war etwas kleiner, ihr Körper zarter gebaut, ihr Auge blau wie der Himmel, ihr Haar blond und zart wie der glänzende Flachs, den ihre kleine Hand spann in den Wintertagen. Ihre Haut war wie der frischgefallene Schnee, wenn die Morgenröthe darauf leuchtete, und ihre Wangen wie eine Moosrose, die eben die Knospe gesprengt hat. In ihrer Kleidung waren sie fast gleich. Ein buntes Halstuch umschloß die Brust bis zum Halse, den ein Halsband von Granaten auf schwarzem Sammtband umgab. Das Mieder war von himmelblauem Tuche mit schwarzen Sammtbändern eingefaßt. Der Arm war bloß bis zum Oberarm, wo sich das schneeweiße,

ſelbſtgeſponnene Hemd enge anſchloß, weil es über dem Ellenbogen zuſammengelegt und hinten mit einer Stecknadel feſtgeſteckt war. Ein weiter, grün und ſchwarz geſtreifter Tartanrock umſchloß die ſchlanke Hüfte und fiel ziemlich lang herab, doch nicht ſo tief, daß man nicht die hellblauwollenen Strümpfe mit den rothen Zwickeln und die Schuhe mit ziemlich hohen Abſätzen hätte ſehen können. Vorgebunden hatte jede eine Schürze von dunklem Druckkattun mit ſchwarzem, lang herabhängendem Bande.

Man konnte es leicht abnehmen, daß die Mädchen Eile hatten, um ungeſtört plaudern zu können. Bemerkt hatte ihre Entfernung Niemand, und wollte ihnen das Glück wohl, ſo konnten ſie leicht ein Stündchen heimlich reden. Sie ſetzten ſich eng aneinander auf den Weidenſtamm, und die Braunhaarige, nachdem ſie vorſichtig gelauſcht, ob nicht etwas Verdächtiges ſich hören laſſe, legte der Blonden die Hand auf die Schulter und ſagte: „Lene, um tauſend Gottes Willen, iſt's denn wahr?“

Die Blonde erhob das geſenkte Haupt und ſah mit rollenden Thränen die Freundin an und nickte bloß, denn ſie konnte jetzt, wo ein langverhaltener Schmerz mit aller Gewalt hervorbrach, kein Wort reden.

Ammi, ſo hieß die Braune, ſchlug die Hände zuſammen und ſagte: „An des Himmels Einfall hätt' ich eher geglaubt! Aber, rede doch einmal, Lene! habt ihr denn Streit gehabt? — Ein Bräutigam verläßt

plötzlich seine Braut, in die er verliebt schien wie ein Eichkätzchen — so etwas ist auf dem ganzen Hunsrück noch nicht vorgekommen! Aber, gelt, ihr habt Streit gehabt? Worüber denn, Lene?"

Lene hatte das Gesicht in beide Hände gelegt. Sie weinte fast laut und der Schmerz stieß ihr ordentlich in der Brust; aber sie antwortete nicht und Ammi fuhr fort: „Ich kann mir den Hannjost gar nicht denken! Ist doch die Lene das hübscheste Mädchen weit und breit! Ist sie doch eines reichen Bauern einziges Kind! Ist doch des Vaters Namen ein ehrbarer und ihr Ruf ohne Makel, wie ihre Schönheit! Ich sage, die Welt muß keine Woche mehr vom jüngsten Tage sein!"

Sie sprang auf, rannte einmal das Wiesenplätzchen auf und ab und setzte sich dann wieder.

Da richtete Lene den thränenmüden Kopf in die Höhe und sagte leise: „Ammi, es ist Alles vorüber! — Er hat mir meinen silbernen Ring zurückgeschickt durch Schulmeisters Ottil, und seinen hat sie ihm auch gebracht."

„Da!" rief Ammi, „so ist der Topf schon übergelaufen! — Du mein Gott und Herr! Vor acht Tagen noch alles Liebes und Gutes, die Red' von der Hochzeit zu Märtestag, und jetzt Alles aus und vorbei! Das begreif' eins! — Sind denn etwa Fuchsschwänzer und Ohrenbläser dazwischen gewesen? Lene, liebe Lene, sag' mir's doch!"

Lene schüttelte den Kopf und sah Ammi so flehend,

ſo ſchmerzlich an, als wollte ſie ſtillſchweigend bitten: Sei doch zufrieden!

„Ich fahr' aus der Haut, Lene, wenn du nicht die Lippen aufthuſt! Ich muß dann glauben, du ſeiſt Schuld, und deine Thränen klagen dich der Schuld an!"

Lene richtete ſich auf. Ihr glänzendes Auge richtete ſie feſt auf die Freundin, dann ſagte ſie: „Gott weiß es, ich bin ohne Schuld!"

„So iſt der Hannjeſt verrückt!" rief das aufgeregte Mädchen. „Sag' mir's doch!" bat ſie wieder. „Du haſt mich nicht mehr lieb, Lene! Sieh', ich hab' keinen Gedanken in der Seele, und du kennſt ihn ſchon, ehe er um die Ecke iſt; aber du hinterhältſt Alles. Hab' ich das um dich verdient?"

Da fiel Lene ihr um den Hals und ſagte, krampfhaft weinend und ſchluchzend: „Ich kann dir's nicht ſagen!"

„Du — kannſt — nicht?" ſprach Ammi gedehnt und plötzlich bedeckte eine tiefe Gluth ihr Angeſicht.

Sie ſchwieg lange; dann ſchlang ſie ihre Arme um Lenen's Nacken, drückte ſie feſt an ſich, faßte ihr Geſicht mit beiden Händen und küßte die Glühende auf den roſigen Mund.

„So!" ſagte ſie, „nun hab' ich dich noch viel tauſendmal lieber! Beſſer Unrecht leiden, als Unrecht thun! Laß ihn fahren, Lene! er iſt ein übermüthiger, lüderlicher Burſche, ein Händelſucher und Kartenſpieler. Laß ihn fahren! Reiß' die Lieb aus dem Herzen mit

Stumpf und Stiel! Er ist keiner Thräne aus deinen schönen Augen werth!"

„Ach, könnt' ich!" flüsterte das tiefgebeugte Mädchen. „Er war ja meine Welt, mein Alles!"

„Ist er's denn noch, wo er deiner Achtung nicht mehr werth ist?" rief Ammi. „Lene, ich hab' meinen Stoffel lieb, daß ich für ihn in den Tod gehen könnte, wenn's sein müßt', aber ich hätte Kraft genug, die Lieb' bis in den tiefsten Keim in mir zu tödten, wenn — —. Nein, Lene, sei stark! Ein Mädchen muß auch Herr sein können über ihr Herz. Kränkt dich das Gerede der Leute? Wenn das Gewissen rein ist, so lacht man darüber. Siehst du, da droben der, der weiß Alles und der richtet. — Ueberleg' ich's jetzt und denke mir, wie der Hannjost so oft rauh und widerborstig ist, so mein' ich, der liebe Gott weiß am besten, was uns frommt. Ich kann freilich nicht in die Zukunft schauen, aber ich hab' den Glauben, so, wie sich's jetzt gestellt hat, ist's dein Glück. Besser, sie werfen vor der Hochzeit die Maske ab, als nachher!"

Ammi hätte wohl noch lange so fort geredet, wäre nicht auf der Wiese ein Brüllen des Viehes laut geworden und ein lautes Geschrei der jungen Leute und Kinder.

„Himmel, das Vieh bieft!" rief Ammi und war im Nu verschwunden, wie das flüchtige Reh, wenn es aufgeschreckt worden ist.

Nach allen Richtungen rannte das Vieh wie rasend,

den Schweif hoch in der Luft und den Kopf tief an der Erde. Da war kein Aufhalten, kein Wehren, man mußte es eben laufen laſſen, bis es müde war und ruhig wurde, wenn es den Ton der ſummenden Horniſſe nicht mehr hörte. Das nennt der Hunsrücker „bieſen.“

Es war ein Glück, daß ſich eine Anzahl Knaben gegen den Wald hin zum Ballſpiel geſammelt hatte. Als ſie das Vieh rennen ſahen, bildeten ſie eine lange Reihe und lärmten gewaltig, die Mützen und Tücher ſchwenkend; dadurch hielten ſie das Vieh vom Wald ab. Es rannte nun theils im Wieſengrund herum, ſtürzte ſich in den breiten und tiefen Bach und ſchwamm hinüber, theils rannte es auf die Felder und gegen das Dorf. Nach einer halben Stunde war es zurückgebracht und Alles wieder in Ordnung.

„Was war's denn,“ fragte Ammi ein anderes Mädchen, bei dem der größte Theil der jungen Leute ſtand.

„Ach,“ ſagte das Mädchen, „der Hannjoſt hat mit der Hand vor dem Munde den Ton einer Horniſſe nachgemacht; da wurde das Vieh toll und bieſig.“

Ammi's zürnender Blick traf den Übermüthigen, daß er das Auge niederſchlug.

„Wenn man von einem Buben- oder Schandſtreich hört, ſo braucht man nicht mehr im Dorfe zu fragen: Wer hat's gethan? Jedermann weiß, daß Weierich's Hannjoſt der Urheber iſt!“

Dieſe Worte ſagte das Mädchen mit ätzender Schärfe.

Der Getroffene wurde bleich vor Zorn. „Wärſt du ein Bub,“ rief er, „ich brächʼ dir den Hals!“

Ammi hatte ſich abgewendet. Jetzt fuhr ſie raſch herum und ſagte: „Es thut mir leid, daß ich keiner bin. Einem Mädchen kann ein Strolch höchſtens das Herz brechen; und dann iſt er noch frech und keck dazu, und die Welt ſtoßt ihn nicht aus, wie er es verdiente!“

Sie ſah ihn feſt, faſt durchbohrend an, und er ſchwieg und ſah zur Erde. — Sie aber ging noch einmal ſo feſt und ſchnellkräftig über die Wieſe, die Freundin aufzuſuchen. — Lene war heimgegangen, um ihren Knecht zu ſenden. Ammi kehrte zu der Geſellſchaft zurück, von der ſich Hannjoſt entfernt hatte.

„Den wird Gott zeichnen!“ rief das Mädchen nach ihm deutend, „das Zeichen der Schmach trägt er ſchon!“

Kein Unfall ſtörte mehr die Hütenden. Die Thiere beruhigten ſich völlig und weideten wieder. Hier und dort ſpielten die jungen Leute in Gruppen, Andere ſtimmten ein Volkslied an. Ammi aber ging zum Bachufer, lehnte ſich an den Stamm einer Erle und ſtand lange hier allein, ſinnend und oft tief aufſeufzend. Ihre Gedanken waren bei der Freundin, bis endlich die Betglocke läutete und das Vieh heimgetrieben wurde.

Lene und Ammi waren, wenn auch mannigfach verſchieden, dennoch Ein Herz und Eine Seele ſeit

ihren früheſten Kindertagen. Sie hatten nebeneinander in der Schule geſeſſen, ſie waren unzertrennlich bei den Spielen geweſen und hatten auch Beide das heilige Nachtmahl miteinander zum erſten Mal empfangen. So alte Liebe roſtet nicht. Innig und treu verbunden lieben die Mädchen in dieſer Eintracht und nichts ſtörte ſie. Inniger und enger wurde noch die Verbindung, als ſie ſich das ſüße Geheimniß der Liebe zu vertrauen und zu bewahren hatten. Freilich war da die blonde Lene im größten Vortheil. Ihre Liebe war begünſtigt vom Vater und von Hannjoſt's Eltern und bald wurde das Verlöbniß gehalten, wo der Pfarrer eine ſchöne Rede hielt und die Ringe wechſelte. Ihrem Glücke ſchien nichts im Wege zu ſtehen, und Hannjoſt's Eltern, wie viele Leute im Dorfe, meinten, die ſanfte Lene werde über den wilden Hannjoſt eine Gewalt erlangen, wie ſelten eine Frau über ihren Mann, eben weil ſie ſo gut und mild ſei. Andere zweifelten und meinten, Ammi wäre die Rechte für ihn geweſen.

Ammi war nicht ſo glücklich. Ihre Liebe zu Stoffel war, wie die Leute ſagen, mit aus den Kinderſchuhen herausgewachſen, und wie ſie höher aufſchoſſen, wuchs die Liebe tiefer in die Herzen hinein; aber ſie war eine heimliche, weil der Vater Ammi's dagegen war. Gegen den Burſchen konnte er nichts haben, er war ein Muſter eines braven, wackern Jungen, aber ſein Entgegenſtemmen hatte einen Grund, der in dem Sprichworte fußte: Viele Brüder machen ſchmale Güter. Der Stoffel war

der Älteste von vier Brüdern und drei Schwestern, und wenn auch der alte Müller Bauermann ein hart gebackener Müller war und ein hübsches Gut hatte, so machten eben doch die Achtelchen nicht so viel aus, wie Ein Ganzes, und das bekam seine Ammi, denn sie war ein einzig Kind. — Vielleicht hätte sich das doch noch ausgeglichen, weil Stoffel die Geschwister mit Ammi's Geld abfinden und sich die Mühle erhalten konnte; aber der Alte war Stoffel's Vater nicht hold, weil er fest glaubte, der alte Müller Bauermann habe es hintertrieben, daß er Syndik im Dorfe wurde, wie sie zu der Franzosenzeit die Schöffen oder Bürgermeister nannten, und habe es dem Weierich, des Hannjost's Vater, zugespielt, weil der ihm einmal mit Geld aus einer großen Verlegenheit geholfen. Da wusch eine Hand die andere, meinte er mit heftigem Zorn im Herzen, und das vergab er dem Müller nie. So ließ sich's an den Fingern abzählen, daß aus einer Heirath Ammi's und Stoffel's nichts werden konnte. Mit dem alten Zorn und Haß ist es, wie mit der alten Liebe. Er rostet nicht und wächst am Ende ins Fleisch hinein, wie ein Nagel, schmerzt immer, aber man kriegt ihn nicht mehr heraus.

„Wie wird's noch gehen?" sagte Stoffel oft und seufzte.

Dann antwortete Ammi: „Darüber zerbrech' ich mir den Kopf nicht. Kommt Zeit, kommt Rath! So viel weiß ich, wenn mein Vater mich zwingen will, hat

er das Spiel verloren; denn die elterliche Gewalt hat auch ihre Grenze, und die ist am Altar Gottes."

Der alte Bender, Ammi's Vater, kannte seine Tochter. Hundertmal sagte er: „An dem Mädchen ist ein Bub verdorben. Ich fürchte, sie macht mir noch Arbeit."

Wenn er das sagte, dachte er allemal an Bauermann's Stoffel und Ammi's Liebe zu ihm. Sie war ihm ein Dorn im Auge und er wartete nur, bis ein rechter Freier käme, um den Faden abzuschneiden.

Ein Ereigniß, wie das, daß Weierich's, des Syndiks Hannjost mit seiner Verlobten, mit Schneider's Lene, gebrochen, brachte das ganze Dorf in wahren Aufruhr. Überall steckten die Leute die Köpfe zusammen. Im Backhaus, am Brunnen, im Wirthshaus und Sonntag Nachmittags vor den Hausthüren wurde es besprochen und verhandelt. Aber es war eine seltene Erscheinung, daß sich diesmal keine Parteien bildeten und nur Eine Stimme im Dorfe war, und diese gegen Hannjost. Man bedauerte das gute Mädchen und ihren braven Vater, und Hannjost konnte in jedem Gesichte Tadel, Unwillen, Zorn lesen. Er hatte eben wenige Freunde im Dorfe.

Fast durchweg in jedem Dorfe spielt ein Reicher unter den Burschen den Wilden. Er ist der Hauptahn; um ihn sammeln sich die Anderen, er gibt den Ton an, den Alle summen. Sein Witz wird im Chore belacht; was er thut, ist schön und recht, was er angibt, wird ohne Weiteres gethan. Wenn er irgend

einen friedlichen Bürger auf dem Striche hat, so kann er sich Gott befehlen; jeder Schabernack, aller Ärger wird ihm angethan. Im Wirthshause sitzt er oben an, beim Tanz ist er der Erste und tanzt Solo, wenn es ihm beliebt. Er gibt die Tänze an, die die Musikanten spielen müssen, kurz, er ist ein Machthaber, wie irgend einer in der Welt. Daß er der Liebling der Mädchen ist, auch wenn ein derbes Maaß Rohheit und Übermuth mit ins Spiel geht, liegt auf der Hand; und wenn er zehn Schätze hätte und verließe, die Eilfte meinte doch, sie fessele ihn sicher, und nimmt seine Bewerbungen mit Freuden an. Gehen Tollheiten, Unordnungen, Nachtlärm und dergleichen von ihm aus, die Männer haben selten den Muth, es ihm zu verweisen, weil sie die tausenderlei Wege kennen, wo er es ihnen vergelten kann und sicher nicht säumt, es zu thun. Bei Schlägereien, die zur Kirchweihe selten fehlen, führt er seinen Troß an und kann seiner Hilfe sicher sein. Wenn alle Welt von ihm redet, gleichviel, gut oder böse, so hat er in seiner Meinung das Höchste erreicht. Es ist wahr, daß oft solche Hauptähne, wenn sie es recht toll getrieben, im Ehestande musterhafte Männer werden und recht brave Gemeindeglieder; aber es als eine Regel aufstellen wollen, wäre doch allzu gewagt, da das Gegentheil eben so häufig eintritt.

Hannjost, des Syndiks Weierich Sohn, der einzige, der ihm von neun Kindern geblieben, war so ein Haupthahn. — Eben der Umstand, daß ihnen so viele

Kinder geſtorben waren, ſammelte in dieſem letzten der Eltern ganze Liebe, und dies war ſein Unglück. Verzogen wurde er von Kindheit auf, jeder Wunſch wurde ihm erfüllt. Er hatte immer Geld genug in der Taſche, ſeine Wünſche zu befriedigen, und that's auch, ohne daß ihm die blinden Eltern etwas dagegen ſagten. Er war Herr ſeines Willens und machte es lediglich und immer, wie er ſelber wollte. So war er ein liederlicher Geſell geworden, der ſeine Leidenſchaften allein maßgebend ſein ließ für ſein Thun, und die Leute im Dorfe nannten ihn „Weierich's Zuchtruthe." Er hatte viele Mädchen nachgeführt, aber alle wieder fahren laſſen. Um Bender's Ammi ſtrich er lange herum, aber das Mädchen führte ihn ab, daß es eine Luſt war, und es gehörte entweder die ganze Unverſchämtheit Hannjoſt's dazu, oder eine wahnſinnige Liebe, dennoch wieder zu kommen. Endlich wurde er's denn doch müde. Vielleicht gefiel ihm auch die herrlich erblühende Lene, die alle Welt als die Krone des Dorfes pries, beſſer. Er warb um ſie, und Lene, die ihn längſt geliebt, erhörte ſeine Liebesbitten, und der alte Weierich ſah's nicht ungern, obwohl er die raſche Ammi lieber als Schnur gehabt hätte, der er eine größere Macht zutraute, den Wildfang zu bändigen und ihn zu einem braven Manne zu machen. Er war vollends zufrieden, als Lene ſo ſtarken Einfluß auf den Burſchen ausübte, daß er ſeitdem wirklich ein ganz anderer Menſch geworden zu ſein ſchien.

Da brach er plötzlich mit dem holdſeligen Mädchen, und der Vater und die Mutter ſtanden ſo verblüfft da, wie alle Anderen. Als ſie ihn fragten, wies er ſie zornig und ungezogen ab. Damit war die Geſchichte für ſie aus; denn leider war es ſo weit gekommen, daß ſie es nicht mehr wagten, dem Burſchen mit dem Anſehen der elterlichen Würde entgegen zu treten. Faſt weinend ſagte der alte Weierich zu ſeiner Frau:

„Das iſt die Folge davon, daß wir vergaßen, was im Heidelberger Katechismus ſteht, daß Gott die Kinder durch der Eltern Hand regieren will. Und Salome und Sirach ſo gut wie der Apoſtel Paulus haben uns umſonſt geſchrieben, was wir thun ſollten. Nun ernten wir das Kreuz!“

Die Mutter ſeufzte und ſchwieg. Wer von Beiden am meiſten Schuld trug, war ſchwer zu ſagen.

„Ich wollt' lieber, er wär' Soldat geworden!“ klagte der Alte.

„Verſündige dich nicht,“ ſprach die Mutter; „du weißt doch noch, wie du mit dem vollen Kronenthalerſäckel nach Simmern liefſt und mit dem leeren zurückkamſt! Und gib Acht, es legt ſich wieder bei.“

Aber es legte ſich nicht bei. Wenn auch Scham und Reue Hannjoſt's Herz zerriß, ſein Bauernſtolz ließ eine Rückkehr nicht zu. An Lenen's Haus ging er vorüber wie ein Dieb, und wenn er ſie ſah, blickte er an den Boden. Sein Übermuth war gebrochen; daher bekamen denn auch die Leute den Muth, ihren Tadel

laut und scharf auszusprechen. Es geht aber auf einem Dorfe wie in der Stadt. Eine Zeitlang redete alle Welt von der Geschichte; dann ward's still, und weil Lene nicht starb, wie Manche hatten wetten wollen, sondern, wenn auch mit schmerzlicher Überwindung, ihr Loos trug, so wurde nach einem halben oder ganzen Vierteljahre nichts mehr von der Sache geredet.

Es war gegen Martini, als eines Sonntag Mittags der alte Syndik Weierich in Bender's Haus trat. Bender war allein und saß am Tisch und kramte in seinen Papieren, Schuldscheinen, Quittungen vom laufenden Anno.

„Stör' ich dich, Peter," sagte Weierich, „so sag's; so komm' ich ein andermal wieder."

„Nein, setz' dich, Gottfried," war Bender's Antwort.

Er raffte seine Papiere zusammen, stieß sie auf dem Tische gleich, band sie zusammen, legte sie in das Schränkchen von Kirschbaumholz, das in der Ofenecke fest gemacht war, schloß ab und setzte sich zu dem Syndik.

„Was führt dich zu mir?" fragte er.

„Ein Geschäft," sprach der Syndik. „Ist's just hier?" fragte er, sich umsehend. „Es ist für dich allein."

„Wenn die Wände keine Ohren haben," sagte Bender, „so sind wir sicher."

Er stand auf, sah in die Kammer, die auf der einen, und in die Küche, die auf der andern Seite an

die Stube ſtieß, und da er Niemanden ſah, kehrte er zurück, ſetzte ſich zu Weierich an den Tiſch und ſagte: „Du kannſt friſch von der Leber reden, wir ſind allein.“

„Hör' einmal,“ hob der Syndik an, „ich kann nicht mit jedem Bürger in der Gemeinde reden, aber mit Einem muß ich, und da komm' ich zu dir, weil ich dich für verſchwiegen halte. Du weißt, die Landmeſſer ſind mit der Vermeſſung unſerer Gemarkung fertig, und die nächſte Woche ſoll unſere Gemeinde eingeſchätzt werden in ihre Steuerklaſſe. Da gilt's! Von Rechtswegen müßten wir halb erſte und halb zweite Klaſſe bekommen; aber da müßten wir hölliſch bezahlen und die Steuerlaſt läge auf unſeren Nachkommen bis ans Ende der Welt. Werden wir auch einmal auf dem linken Rheinufer wieder deutſch, was Gott lieber heut als morgen gebe, ſo bleibt doch der Kataſter beſtehen und der Steuerſatz iſt ſo feſt wie unſere Berge; nicht?“

„Freilich,“ ſagte Bender, der eigentlich noch gar nicht wußte, wo hinaus eigentlich Gottfried Weierich wollte.

„Nun hat ſo ein Commiſſär zwei Augen,“ fuhr der Syndik fort, „und wenn man auf das eine Geld legt, ſo ſieht er nur halb; legt man auch aufs andere, ſo ſieht er gar nichts. Verſtehſt du?“ —

Der Syndik ſah mit dieſen Worten fuchsſchlau lächelnd in Bender's Augen.

„Ich verſteh's,“ erwiederte Bender.

„Gut,“ ſagte Weierich, „dann kann ich weiter

herausrücken. Ich hab' mit dem Commissär die Sache schon rund gemacht. Wenn er sechs Karolin bekommt, so setzt er unsere Gemarkung halb in die dritte und halb in die vierte Klasse. Es kräht kein Hahn darnach, und unsere Steuerlast wird um ein paar tausend Franken geringer. Es ist ein Vortheil auf ewige Zeiten."

Vender's Gewissen regte sich. „Recht ist's aber doch nicht," sagte er.

„Wohl wahr, Peter," fuhr der Syndik fort, „und wenn du meinst, wir sollten's bleiben lassen, so ist mir's auch recht; aber es macht mir und dir ein schönes Sümmchen, und der verfluchte Franzos kriegt's doch, der unsere Kinder hinmordet, den wir Alle hassen, der uns drückt, wo und wie er kann, und wer steht uns dafür, daß er, wenn's ihm an den Kragen geht, uns nicht unser Gemeindeland nimmt und versteigert's? Das Sprichwort sagt: Der Jud' haßt das Gerümmel! Ich hab' schon so eine Glocke in der Ferne läuten hören. Wie nun? fragst du noch, ist's Recht oder Unrecht? — He?"

Peter Vender müßte kein Bauer gewesen sein, wenn ihn das nicht schon halb herumgebracht hätte.

„Spiel's," fuhr der Syndik fort, „spiel's ihm in den bodenlosen Säckel, so hat er's, und du und deine Nachkommen bezahlen's. Übrigens, Peter, handeln wir ja hier nicht eigennützig für uns, sondern für unsere Gemeinde. Das mußt du bedenken."

Peter Bender ſagte: „Aber, Gottfried, woher die ſechs Karolin nehmen und nicht ſtehlen?“

„Ohe!“ rief der Syndik. „Weißt du denn nicht vom letzten Gemeindetage her, daß wir in unſerer Schmuckelkaſſe, von der der Maire nichts weiß — weil er nicht Alles zu wiſſen braucht, und man in einer Gemeinde bald hier, bald da einen Kreuzer braucht, um den man nicht allemal ſchreiben kann — daß wir in der Kaſſe noch mehr als ſo viel haben?“

„Das wär' ſchon gut,“ ſagte Bender, „aber was wird die Gemeinde ſagen, wenn es fehlt? Und du willſt es doch nicht Jedem auf die Naſe hängen?“

„Jetzt nicht,“ entgegnete der Syndik; „aber ich ſag' es dir und noch zwei anderen von den erſten Männern im Dorfe, die können's beſtätigen vor der Gemeind', daß es zu einem Zwecke verwendet worden, der Allen zu gut kommt. Nach ein paar Jahren ſagt man's Allen frank und frei, und da Jeder ſeinen Vortheil dabei hat, was er ſieht, wenn er in den Steuern herunter kommt, ſo wird auch Jeder ſchon ſein Maul halten und die Geſchichte nicht an die große Glocke hängen.“

Beide ſprachen nun noch eine Weile über den Handel, dann waren ſie einig und die Geſchichte war fertig. Dieſe ächte Bauernſchelmerei war aber eigentlich von dem Syndik nur gewählt, um den Bender ſich geneigt und kirre zu machen. Es wußten's wenigſtens ſchon Zehn im Dorf und der Commiſſär hatte das

Geld ſchon, um deßwillen er den Staat um das Zehnfache und mehr betrog, — eine Handlungsweiſe, die damals, wo das Geld alles Eckige kugelrund machte, ganz herkömmlich war.

Sie hatten ihre Pfeifen angezündet, und nachdem die Staatshändel beſeitigt waren, kamen die eigenen daran. Weierich klagte Bender'n, welch einen Streich ihm ſein Hannjoſt geſpielt mit dem Brechen mit Schneider's Lene. Es mochte ihm damit völlig Ernſt ſein, aber ſein geheimer Zweck forderte es, daß er ſeinen Sohn wo möglich rein wuſch. Auf Lene direct eine Schuld zu werfen, wagte er nicht. Er ſagte daher: „So leid mir auch die Geſchichte thut, ſo hat ſie doch eine Seite, die mir nicht unlieb iſt. Dir, Peter, kann ich ſchon ſo etwas ſagen. Siehſt du, die Lene iſt viel zu weich für meinen Hannjoſt. Er iſt ſo ein Wilder, weil er halt weiß, daß er Geld hat und kriegt. Wir waren ja auch einmal jung und haben's an uns auch nicht fehlen laſſen. Das muß Unſereiner bedenken, wenn er über das Thun und Treiben der Jugend judicirt. Und ich frage dich, ſind wir nicht tüchtige Männer und brave Ehemänner geworden? Freilich haben unſere Weiber — man muß ehrlich ſein — viel an uns zu ſchulmeiſtern gehabt; aber ſie haben alle Beide — deine, Gott hab' ſie ſelig! und meine, Gott erhalte ſie! — Haar auf den Zähnen gehabt, und hingen uns den Brodkorb hoch und legten uns den Maulkorb an, beſonders fürs Wirthshaus. Daraus

folgte, daß wir alle Beide behaltene Männer geworden ſind. Die Lene wäre, wie geſagt, zu weich für ihn geweſen, und ich hätte befürchten müſſen, er hätte wie ein thöricht Fohlen hinten ausgeſchlagen. Das iſt das Einzige, warum mir die Geſchichte weniger unlieb ſein könnte. Ich meines Ortes," fuhr er fort, als Peter Bender dazu ſchwieg, „hatte immer ein anderes Mädchen im Auge für ihn, die Krone aller Mädchen im Dorf; ich will's nur rund heraus ſagen — deine Ammi. — Aber die Lieb' iſt ſtockblind, und man mag auch nicht gerade ſo entgegentreten, weißt du? — Nun aber hat er's ſelber aufgelöſt, und nun iſt's gut. Leider hat aber Ammi mir alle Hoffnung genommen, ſie als meine Schnur zu ſehen, da ſie mit Bauermann's Stoffel, wie ich höre, ein Gehänge hat."

Ammi's Vater hatte bis jetzt ſtille dem Redeſtrom des verſchmitzten Weierich zugehört. Jetzt berührte dieſer einen wunden Fleck. „Wer hat's geſagt," fuhr Jener auf, „daß das Gehänge mit Bauermann's Stoffel mehr ſei, als ſo ein Tanzſpaß? Ich denke, wenn die Sache ernſtlich gemeint ſein ſollte, der Vater hätte auch noch ſeinen Batzen dazu zu geben!"

Gottfried Weierich hatte erreicht, was er wollte. Er wußte nun, wie viel Uhr es war und wie die Gäule im Stalle ſtanden. „Freilich," ſagte er begütigend, „ſo denk' ich auch. Es iſt zwar heutzutage ein bitterböſer Geiſt in der Jugend. Sie wollen von elterlicher Zucht und kindlichem Gehorſam nichts mehr wiſſen, und

gedenken nicht, daß es im Heidelberger Katechismus heißt: „Was will Gott im fünften Gebote? daß ich meinem Vater und meiner Mutter und Allen, die mir vorgesetzt sind, alle Ehre, Liebe und Treue beweise und mich aller guten Lehre und Strafe mit gebührendem Gehorsam unterwerfe," und wie die Worte ferner lauten. Jedes möchte gern selbst Herr sein, wenn's über einen Strohhalm springen kann."

„Wenn der Vater ein Simpel ist, dann geht's so," fuhr Peter Bender hitzig fort. „Gottlob, ich bin keiner und führe mein Hausregiment mit eigener Hand. Und dem Mädel will ich den Stoffel aus dem Kopfe herausstoffeln, daß es eine Art hat!"

„Wärst du denn nicht abgeneigt, wenn mein Hannjost käme und um Ammi würbe?" fragte Gottfried Weierich mit sanft lautender Stimme.

„Daß ich dir's gerade sage, Gottfried, ich hab' an deinem Buben viel auszusetzen," sprach Bender; „aber wenn er sich artet, so wüßt' ich nicht, was ich thäte. Das aber will ich dir sagen, was wir hier reden, muß unter uns bleiben. Merkte die Ammi, und sie ist ihres Vaters Tochter darin, daß es ein abgekartetes Wesen wäre, es gäb' schlimme Arbeit. Ein resolut Mädel ist sie, das muß wahr sein!"

„Versteht sich," sagte der Syndik. „Dem Hannjost will ich so unter der Hand sagen: Hätt'st du Bender's Ammi gefreit, so wär' das Alles nicht gekommen. Das ist genug, denn er hatte die Ammi immer lieb, das

weiß ich. — Alſo es bleibt dabei!“ ſprach er und ſtand auf, indem er die Hand hinhielt. „Schlag ein, Peter! wir wollen Beide das Unſrige thun, und meinem Wilden will ich ſagen: Zieh' die Schwungfedern ein, Bübchen, ſonſt kriegſt noch nicht Hirtenjacob's Kathrin zur Frau! das wird ihn geſcheidt und zahm machen. Ohnehin geht er herum wie ein geſcheuchter Dieb. Er kann das rechte Fahrwaſſer nicht finden und merkt doch, daß es bald Zeit iſt, verſtändig zu werden. Er iſt jetzt ſeine Ein und Zwanzig alt, Alles hat ſein Ende, und ich hoffe dich doch noch Kumpeer *) zu nennen. Schlag' ein, wenn dir's Ernſt iſt!“

Der Bender ſchlug ein, und der Syndik ging fröhlich von dannen. Ammi's Vater aber blieb in tiefen Gedanken zurück. Er hatte da mehr gehört, als er wußte, und ſein alter Groll wuchs wieder grün empor. Das aber ſah er ein: ſollte etwas aus der Heirath mit Hannjoſt Weierich werden, ſo war mehr als Eine harte Nuß zu knacken.

Es iſt auf dem ganzen Hunsrück eine allgemeine Einrichtung, daß, wo möglich, jedes Haus hinten einen Garten und, an dieſen anſtoßend, einen mit Obſtbäumen mehr oder weniger beſetzten Grasgarten, die „Pütz“ genannt, hat. Da mancherlei Abflüſſe in dieſe Pfütze gehen, ſie auch in der Regel den Brunnen enthält und gewäſſert werden kann, ſo wächſt in ihr das üppigſte

*) Compère.

Kgl. Bibliothek
Berlin

Gras, das mehrmals im Jahre das herrlichſte Grummet gibt.

Es war vielleicht vierzehn Tage ſpäter, als Ammi mit der Senſe und dem Rechen in die Pütz ihres väterlichen Hauſes trat, um noch vor Nacht eine Laſt Grummet zu mähen, da nicht Futter genug zu Hauſe war. — Die Pütz zog ſich vom Hauſe bis zum Bache hinab und war auf beiden Seiten von einem dichten Hage von Hainbuchen umzogen. Auf der einen Seite führte an dieſem Hag ein Weg vorüber, der aus dem Dorfe zum Bache ging. — Sie ſtand in der Nähe dieſes Wegs am Hag und ſchürzte ſich eben zum Mähen; aber wie es ſo geht, es kamen ihr andere Gedanken in den Sinn, und ſie ſtützte die Senſe auf die Erde und lehnte ihren runden vollen Arm auf den Senſengriff. Es war ein ſchönes Bild, wie ſie ſo da ſtand; das Haar war nachläſſig aufgeſteckt, nicht einmal in Flechten; zwei volle reiche Locken hatten ſich gelöſt und fielen auf beiden Seiten in Ringeln auf den Buſen; der weiße Hals wurde dadurch beſonders gehoben. Auf den ſchönen Zügen lag tiefer Ernſt.

Was ſie ſo nachdenklich machte, waren zwei beſondere Umſtände, die ſeit kurzer Zeit auffallend hervortraten. Hannjoſt ſchien den Auftritt auf der Wieſe ganz vergeſſen zu haben. Er ſchien blind für die Verachtung, die ſie ihm bewies, taub gegen die harten Worte, womit ſie ihn, wenn er ſich ihr nahte — und das that er mit ſichtlichem Bemühen — zurückwies.

Er ging ihr überall nach, und wo er dachte, er könne ſie finden, da war er gewiß. Dies auffallende Betragen ſtand nicht allein. Auch ſein Vater und ſeine Mutter waren ihr ſo ungewöhnlich freundlich, daß ſie faſt zu ahnen anfing, man beabſichtige von dieſer Seite her eine Verbindung anzubahnen. — Das war das Eine, was das verſtändige Mädchen ſtutzig machte. Das Andere kam aus dem eigenen Hauſe. Schon mehrmals hatte ihr Vater, wenn andere Leute „majeten," d. h. zu Beſuch da waren, die Gelegenheit vom Zaune gebrochen, davon zu reden, wie nothwendig es für redliche Eltern ſei, dahin zu wirken, daß ihre Kinder ſich in keine unpaſſenden Verbindungen einließen; daß es der Kinder Pflicht ſei, den Eltern auch beim Heirathen unbedingten, blinden Gehorſam zu leiſten. Es ſei, ſagte er, heutzutage ſo eine dumme Einbildung und eine Nachäfferei der Herrenleute, daß man von Liebe rede, die zum Heirathen gehöre. Die Hauptſache ſei, daß man Etwas habe und erheirathe, denn die Liebe laſſe den Magen leer, und damit ſei nicht auszukommen. Derartige Reden führte er gar oft. Auch hatte er mehrmals hart über Bauermann's geredet, man ſah's, abſichtlich. Einmal, als Sonntags „Maje" (Beſuch) da war, hatte ſie nicht ſchweigen können. Ihr Vater redete wieder vom Gehorchen beim Heirathen.

„Vater," hatte ſie da geſagt, „meint Ihr denn, es ſei vor Gott recht, daß ein Vater oder eine Mutter ihr Kind zwingen könne, eine Heirath mit einem Unhold

einzugehen, den es haßt und verſchmäht? Meint Ihr, es ſei auch da gehorſam zu ſein ſchuldig, wo es ſich um das Glück oder Elend ſeines ganzen Lebens handelt? Meint Ihr, zum Beiſpiel, ich ließe mich ſo von Euch verſchachern, wie unſere Kühe an den Juden verſchachert werden? Da irrt Ihr! Ich muß mit dem Manne leben, den ich nehme, nicht Ihr. Und ſehe ich voraus, daß ich ihn nicht leiden kann, ſo ſoll mich keine Macht zwingen, Ja zu ſagen. Das iſt meine Meinung. Der Gehorſam hat auch ſeine Grenzen, und ein Kind iſt nicht das Opferthier, das die Eltern zur Schlachtbank führen dürfen."

Da war er aufgebrauſt mit dem wildeſten Zorne, hatte von verderbenen, ungerathenen Kindern geſprochen, und wie er ſie würde zahm zu machen wiſſen.

Ein andermal hatte ſie, als er über Bauermann's losfuhr, ihre Partei ergriffen und ſie vertheidigt; da war denn das Gewitter losgebrochen mit Donner und Blitz, und er hatte ihr rund erklärt, er werde nie ſeine Einwilligung geben, ihr aber fluchen, wenn ſie ähnlichen Gedanken forthin Raum in ihrer Seele gebe.

„Wohlan," hatte ſie da geſagt, „ſo bleibe ich ledig und ſterbe als alte Jungfer!"

Seitdem war das Verhältniß zu ihrem Vater nicht mehr das rechte. Kein freundlich Wort ſprach er mehr mit ihr. Nur Schnurren und Burren war im Hauſe; der Friede, wie er früher allzeit geherrſcht, war verſchwunden. Das hatte ihr ſchon manche ſchwere Stunde gemacht,

und manche Thräne hatte ſie mit der treuen Lene geweint. Sie ſah, wie auch ihr ein Schickſal nahte, gleich dem der Freundin.

Das Alles ging jetzt an ihrer Seele vorüber, und immer tiefer verſank ſie in kummervolles Nachdenken. Da berührte plötzlich eine Hand ihre Schulter. Sie zuckte vor Schrecken und wandte ſich ſchnell um. Es war Stoffel, der eben aus dem Dorfe kam und nach der Mühle ging. Auch in ſeinen Zügen ſpiegelte ſich der Kummer.

Eine Weile ſahen ſie ſich in die Augen, ſo ſtill, als ſollten die Blicke reden. Sie thaten's freilich auch.

Endlich ſagte Stoffel: „Ammi, nun iſt die ganze Geſchichte klar!"

„Welche?" fragte das Mädchen.

„Nun, die mit dir und dem Hannjoſt."

„Nenne den Namen nicht!" ſagte das Mädchen mit großem Nachdruck. „Er iſt mir ſo widerlich wie die Blindſchleiche, wenn ſie ſich zu meinen Füßen windet! Aber ſag', was haſt du denn? du ſiehſt ja auch ſo traurig drein?"

„Kann ich froh ſein, wenn du mir ſollſt entriſſen werden?"

„Daran ſind wir noch nicht!" ſagte Ammi.

„Meinſt du?" fragte der Jüngling und lehnte ſeine kräftige Geſtalt wider den Buchenhag. „Ich will dir dann nur ſagen, daß die alte Weierichin geſtern zu meiner Baſe geſagt hat: es ſei ihr lieb, daß ihr

Hannjoſt das bleiche Buttergeſicht, die Lene, habe fahren laſſen. Die habe nichts für ihn getaugt; du ſeieſt die Frau für ihn, und ſein Vater habe auch mit dem deinigen geredet und ſein Jawort erhalten Das ſei nun ausgemacht, und dein Vater werde dich ſchon zur Ordnung bringen, wenn du auch nicht wollteſt; dieſen Dienſtag werde er die Freier ſenden."

Ammi wurde bleich wie Schnee. Sie ſah den Jüngling an, den ihre Seele liebte, und in ihrem Blicke lag ihre ganze Seele. Sie ſchwieg einige Minuten, dann ſagte ſie: „Stoffel, ich bleibe dir treu! Vertrauſt du mir auch dann, wenn du mich an der Seite Hannjoſt's zur Kirche gehen ſiehſt mit dem Brautkranz im Haar? — Ich frage dich, glaubſt du auch dann noch an meine Treue?"

Stoffel ſchwieg einen Augenblick, er verſtand kaum, was ſie ſagte.

Sie wiederholte ihre Worte und ſagte: „Sieh', ich fordere viel, ſehr viel von dir, aber die Treue fordert Glauben. Glaubſt du?"

„Ja," ſagte Stoffel; „aber Gott verhüte, daß es ſo weit komme!"

„Es kommt ſo weit, ich glaube es," ſagte ſie, und die bleiche Wange färbte ſich wieder in höherer Gluth. „Aber geh', mein Vater könnte kommen. Noch Eins, Stoffel! Rede jetzt nichts mehr mit mir. Thu', als ob wir unſere Herzen auch getrennt hätten. Sei gleichgiltig gegen mich, ich bin's auch gegen dich. Lene wird dir ſagen, was ich denke. Gute Nacht!"

Er reichte ihr die Hand, die sie drückte, und er ging.

Rasch fuhr jetzt die Sense durch das abendlich feuchte Gras, rauschend streckte sie die Mahden nieder. Die innere Erregung förderte das Werk, und bald trug sie die Last in die Tenne, von wo aus sie es in die Raufe des Viehes einlegen konnte. Als sie in das Haus trat, hörte sie schon ihren Vater zornig im Zimmer auf und nieder gehen; die Diehle krachte, so schwer trat er auf. Und als er sie in der Küche hörte, da kam er heraus, und sein wilder Zorn brach los, denn er hatte sie bei Stoffel stehen sehen. Fest erklärte er, nie werde er in eine Verbindung mit ihm willigen, und es sei sein fester Wille, daß sie Hannjost Weierich zum Manne nehme.

Sie schwieg beharrlich, denn jede Widerrede hätte ihn zu Mißhandlungen führen können. Auch kam die Magd, und die Ehre, auf die der Hunsrücker viel hält, forderte, daß sie nicht Zeuge sei von Worten oder Thaten, deren sich Vater und Kind zu schämen hätten. Sie stellte, als das Essen fertig war, es ruhig auf den Tisch und ging auf ihre Kammer.

Das Herz war zu voll. Hier schüttete sie es in heißen Thränen aus. Sie sah das Unglück nahen, das sie so manchmal bei ihres Vaters starrem Sinne gefürchtet hatte. Es hing die Wetterwolke drohend über ihren. Haupte, aber kein Verzagen kam in des Mädchens starke Seele. Sie betete heiß und innig um Erleuchtung und Kraft, und als sie gebetet, setzte

ſie ſich auf ihre Kiſte, ſtützte den Kopf in die Hand und dachte über ihre Lage nach. Und ſo ſaß ſie noch, als die Sterne am Himmel ſtanden und der wunderbare Komet mit ſeinem rieſenhaften Schweife; ſo ſaß ſie noch, als der Wächter die zwölfte Stunde blies. — Aber dann ſtand ſie auf, um ſich zu entkleiden. Wer in ihre Züge geſchaut hätte, der würde in der wunderbaren Ruhe derſelben erkannt haben, daß ihr Denken ein ſicheres Ziel, eine beruhigende Sicherheit, eine völlige Klarheit gefunden, und daß ihr Wille mit ihren Gedanken im reinſten Einklange ſtand. Sie legte ſich ruhig nieder, und der Schlaf des Friedens ſenkte ſich bald auf die geſchloſſenen ſchönen Augen nieder, aus denen die Thränen verſchwunden waren.

Ruhig erwachte ſie und ging an ihren häuslichen Beruf. Eine andere Veränderung war an ihr nicht wahrzunehmen, als daß ſie bleich ausſah und die friſchen Roſen ihrer Wangen ſeit geſtern Abend entblättert ſchienen.

Ihr Vater ſah's, aber er beachtete es nicht, wollte ſich wenigſtens den Schein geben, als beachte er's nicht. „Bleib' heute zu Hauſe," ſagte er, als er in die Küche trat, um eine Kohle auf ſeine Pfeife zu legen. Sie blieb zu Hauſe und war unermüdet thätig. Als aber der Vater, um Etwas zu ordnen, aufs Feld ging, da eilte ſie zu Lene und fiel ihr um den Hals.

„Lene!" rief ſie, „auch mir naht das Unglück. Denke dir, der Hannjoſt freit um mich!"

Lene wäre faſt in Ohnmacht gefallen.

„Was wirſt du thun?“ fragte ſie ſchluchzend.

„Meinem Vater gehorchen,“ ſagte Ammi feſt; „aber, Lene, zweifle nicht an mir! Werde nicht irre an mir! Und ſiehſt du mich mit ihm zur Kirche gehen, zweifle nicht an mir!“

Lene ſtarrte ſie an. Ammi aber riß ſich los und eilte hinweg.

II.

Der Mittag war ſtille herangekommen. —

„Haſt du Wecken im Hauſe?“ fragte da der Vater.

Als Ammi es verneinte, gab er der Magd Geld, ſie zu holen.

„Nun richte ſüße Milch zu,“ ſagte der Vater, „und Speck und Eier, denn die Freiersmänner kommen und ich will ſie nach Landesſitte traktiren.“

„Welche Freiersmänner?“ fragte ſie und ihre Wangen wurden noch bleicher als ſonſt.

„Die für Weierich's Hannjeſt um dich freien. Ich will, daß du ſeine Frau werdeſt, und heiſche vollen Gehorſam. Keine Widerrede dulde ich!“ Er ſprach dieſe Worte in einem rauhen herriſchen Tone.

„So thätet Ihr am beſten, Ihr lüdet Eure Flinte und ſchöſſet mir eine Kugel vor den Kopf; dann ſchwiege ich für immer!“ Ammi ſagte dieſe Worte mit voller Heftigkeit.

„Ammi," verſetzte der Alte, „es gibt mehr Ketten als reißende Hunde, ſagt das Sprichwort. Ich rathe dir, nicht noch einmal ein ſolches Wort zu reden!" Sein Auge rollte ſo fürchterlich bei dieſen Worten, daß Ammi unwillkürlich zitterte.

„Nehmen mußt du ihn, das hab' ich ausgeſprochen, und mein Jawort nehm' ich nie zurück. Richte dich darnach, und wehe dir, wenn du es nicht thuſt!"

Ammi zerdrückte eine Thräne und that ſtill, was er befohlen.

Mittags um zwei Uhr traten zwei Männer in das Haus. Sie hatten ihre Sonntagskleider, die langen blauen Röcke an und die breitkrempigen Hüte auf. Ihre hellblauen Strümpfe waren an dem Knie, wo die kurze gelbe Lederhoſe endete, aufgerollt und mit dem Lederriemen und der Schnalle befeſtigt. Schuhe mit blanken gelben breiten Schnallen und die lange dunkelblaue Tuchweſte, zugeknöpft bis zum ſchwarzen Halstuche, mit weißem, überliegendem Kragen, vollendeten den feſtſtehenden Sonntagsſtaat. Es waren nahe Verwandte Weierich's von des Mannes und der Frau Seite. Ihre Haltung war ſteif und feierlich, ihr Gruß höflich und zuvorkommend. Mit lachender Miene begrüßte ſie Bender und ſetzte ihnen Stühle und ſchwieg dann, den „Spruch" des Älteſten der Beiden erwartend, der nach dem Herkommen erfolgen mußte.

Nach einigen Minuten räuſperte ſich dieſer und ſtand auf. Er redete Ammi's Vater mit dem vollen

Tauf- und Geſchlechtsnamen an und ſagte, es ſei ihnen, wie aller Welt, bekannt, daß das Haus einen Schatz herberge, köſtlicher als Silber und Gold, nämlich eine Jungfrau, holdſelig und ſchön, wie keine mehr unter den Töchtern des Landes, aber, was mehr gelte, züchtig und von untadeligen Sitten und Wandel, fleißig und kundig ein Hausweſen zu regieren, reinlich und wacker vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend. Solche Vorzüge hätten die Augen einer braven Mutter und eines gutbeleumdeten Vaters, der auch ein tüchtig Hausweſen, Viehſtand, Ackerbau und Baares habe, auf ſie geleitet, und ſie wünſchten ſie als Schnur zu haben für ihren einzigen Sohn und Erben.

„Sagt den Namen an," ſprach darauf nach des Landes Sitte der Vater des Mädchens.

Sie nannten ihn; allein noch ließ es die Sitte nicht zu, daß der Vater eine Entſcheidung gegeben hätte; indeſſen lag dieſe ſchon in der Aufwartung, die nun folgte. Hätte er ihnen einen Schnapps und Butter, Brod und Käſe vorgeſetzt, ſo wäre das ein Korb geweſen, auch ohne ſein ausdrückliches Nein. Die Freiersmänner harrten mit geſpannter Erwartung deſſen, was folgen werde; denn wußten ſie auch gleich, wie es etwa ſtand, ſo konnte ja doch mittlerweile der Stand der Sache ein anderer geworden ſein. An den Geſichtszügen war nichts zu merken, denn der Brauch forderte den feierlichſten Ernſt, und Bender war nicht der Mann, der das, was ihn innerlich bewegte, geäußert

und dadurch ſeiner väterlichen Würde und Haltung etwas vergeben hätte. Er ſaß noch einige Minuten ſtill; dann ſtand er auf und ſagte: „Das läßt ſich überlegen; daß wir aber das können, werdet Ihr mit mir etwas genießen.“

Er ging zur Thür und rief, daß das Beſtellte aufgetragen werde. „Ich muß das ſelbſt thun,“ ſagte er, „denn ihr wiſſet, es hat Gott gefallen, mich in den traurigen Wittwerſtand zu verſetzen.“

Darauf kam die Magd herein und deckte ein ſchneeweißes Tuch auf den Tiſch, ſetzte den blinkenden Zinnteller auf, legte die Löffel und Gabeln zurecht; denn ſein Meſſer führt der Bauer jederzeit in ſeiner Taſche; es wird daher auch nie ein ſolches aufgelegt; darauf brachte ſie die Zinnſchüſſel voll ſüßer kalter Milch mit Weckbrocken darin und die dampfende flache Schüſſel mit dem Eierkuchen und Speckſchnitten. Die Geſichter der Freiersmänner verklärten ſich bei dieſen Vorbereitungen, denn darin lag ſtillſchweigend die Gewährung ihres Antrages.

Während des nach herkömmlicher Sitte ſehr langſam und taktfeſt gehaltenen Mahles fragte Bender, wo denn, falls er ſein Jawort gäbe, das Paar wohnen ſolle, welche Ausſteuer der Bräutigam erhalte? Die Antworten waren genügend. In Weierich's Hauſe ſollten ſie wohnen, ſagte der älteſte Freiersmann. Das war Bender beſonders lieb, da er doch dem Hannjoſt nicht recht traute. Er ſagte darauf, was er ſeiner Tochter

mitzugeben gedenke. Auch das genügte, und mit freudigem Handschlag wurde das Jawort gegeben und aufgenommen. Die Männer gingen.

Droben in ihrer Kammer saß Ammi und sah, sich und die Welt vergessend, in die Bläne des Himmels, die rein und wolkenlos sich über die Welt wölbte. Der Ausdruck ihres Gesichtes war traurig, das Auge trübe, aber keine Thräne netzte es; der Busen pochte nicht stürmisch. Es war eine wunderbare Ruhe in ihrem Herzen, seit sie mit dem Steffel am Hage der Pütz geredet, seit sie sich ihren Plan zurecht gelegt, seit sie im Gebete Ruhe gewonnen. Nur noch Eines wollte sie thun, um vollends zur Klarheit zu kommen. Der Pfarrer, welcher sie confirmirt, ein würdiger Greis, war auf ein Dorf versetzt worden, das eine Stunde entfernt lag. Dort wohnte auch ihre „Goth," die sie über die Taufe gehoben. Sie wollte dorthin gehen und Jenem und ihrer Goth ihr Herz ausschütten, und der nahe Sonntag war dazu bestimmt Als sie die Freiersmänner fortgehen sah, kam sie festen Trittes herab.

„Ammi!" rief der Vater in der Stube.

Dieser Ruf erschütterte sie. Bebend trat sie in die Stube: ob sie halten konnte, was sie sich vorgesetzt? Ihr Herz pochte und leise bat sie Gott um Kraft. Sie trat ein. Finster blickte sie der Vater an

„Hör'," sagte er herrisch, „die Männer haben für Hannjost Weierich um dich geworben. Ich hab' als

dein von Gott bestellter Fürsprecher Ja gesagt, weil ich dein Glück gründen will. Nächsten Freitag ist Hüllig *) in meinem Hause. Richte dich dazu, wie es ziemlich ist. Was es kostet, frag' ich nicht. Laß es an nichts fehlen und richte dich dazu ein."

Er hatte erwartet, daß Ammi sich wieder so entschieden gegen ihn erklären würde wie früher, aber er sah sich getäuscht. Sie schwieg, wandte sich und ging. Als sie hinausgegangen war, schüttelte er den Kopf. „Werd' einer klug aus dem Weibsvolk!" sagte er zu sich. „Sie, die so für war, mir aufzutrumpfen, schweigt jetzt! Nicht einmal Thränen seh' ich an ihr! Und die sind doch ihre Hauptwehr! — Sollte sie sich geben wollen? Hätte mein Wille so leicht gesiegt? Oder hat sie Vernunft angenommen?" Er schüttelte noch einmal den Kopf und nahm sich vor, sie zu beobachten.

Abends kam Hannjost, von Freude strahlend; aber Ammi ging schweigend an ihm vorüber und ließ ihn in die Stube treten. Sie ging zu ihrer Lene. —

Als er mißgestimmt sich bei dem Alten beschwerte, sagte dieser: „Du kennst sie ja! Es ist ein absonderlich Mädel. Sie ist halt ihres Kopfs und sie will ihr Recht haben. Sei du gutes Muths; es gibt sich Alles. Bleib nur beharrlich!"

Er kam am andern Abend wieder und dasselbe wiederholte sich. Dennoch ermüdete er nicht.

---

*) Hüllig = Huldigung, Eheversprechen, Verlobung. Die Hochzeitsgebräuche sind treu der Wirklichkeit entnommen.

Der Tag der Hüllig kam. Die Verwandten strömten zusammen. Auch Ammi kam ruhig herein, setzte die Kuchen und den Branntwein auf, und der Freiersmann that seinen Spruch und legte Ammi's Hand in die Hannjest's: sie zog sie aber schnell zurück. Hannjest legte das reiche Handgeld in ihre Hand; sie schob es zurück und sagte: „Ich nehme keines!" Den silbernen Ring, den er ihr darbot, legte sie vor sich auf den Teller; mit ihm sprach sie kein Wort. Mit den Gästen scherzte sie unbefangen und stimmte ein in das fröhliche Gelächter. Als der Freiersmann meinte, es sei denn doch nun Zeit, daß sie den Ring an ihren Finger stecke, erwiederte sie, er passe nicht an ihre Hand, er sei für eine feinere gemacht.

Hannjest verstand sie und sah betroffen unter sich. Der Freiersmann versetzte, so müsse man ihn dem Silberschmied wieder zustellen, daß er ihn weiter mache; sie solle ihm aber erlauben, daß er ihn ihr einmal anprobire. Er wollte ihre Hand fassen, allein sie entzog sie ihm unwillig und sagte, das sei lediglich ihre Sache. Sie habe überdies nicht viel übrig für die alten Gebräuche, wie Ring und Handgeld; sie wolle keines von beiden. Sie sei ihrem Bräutigam treu ohne Ring und das Verloben sei kein Judenhandel, bei dem man Draufgeld geben müsse.

Man kannte im Dorf genugsam das eigenthümliche Wesen Ammi's und ihre Art, etwas kurz abzuthun. Obgleich es eine Abweichung von dem festen Herkommen

war, ſo machte doch der pfiffige Weierich kein Aufhebens davon, weil er fürchtete Ammi zu reizen. So verſtrich der Abend und Ammi ging leichten Herzens zur Ruhe. Selbſt ihr Vater machte ihr keine Vorwürfe.

Aber das ganze Dorf ſprach davon am andern Tage. Viele meinten, dahinter ſtecke etwas; Andere ſagten: „Es iſt ein hochmüthig Ding, das ſich über das alte Herkommen wegſetzen will. Man ſuchte aus Ammi herauszulocken, warum ſie das gethan; aber das war fruchtlos. Sie lächelte und führte mit einem Scherzwort die Leute ab. Daß ſie aber alle Tage zu der ſo ſchmählich verlaſſenen Lene ging, das war ein Räthſel für alle Leute, und mit Grund. Was die Mädchen redeten, wußte Niemand, und es gab Stoff genug an den Waſchbütten, beim Flachsbrechen und bei jeder Zuſammenkunft, das Unbegreifliche zu beſprechen.

Samſtags nach dem Eſſen ſagte Ammi zu ihrem Vater, ſie wolle zu ihrer Goth gehen, ob er es ihr geſtatte, den Sonntag drüben zu bleiben und erſt Montag Morgen zurückzukommen? Er gab es zu; aber ſtatt nach dem Dorfe ging ſie zuerſt in die Stadt. Dort hatte ihre Mutter in einer achtbaren Beamtenfamilie mehrere Jahre gedient und es war ein vertrautes Verhältniß zwiſchen ihr und der Familie geblieben. Man trug dort das Wohlwollen auf die brave Tochter der treuen Dienerin über. Sie ſchüttete der wackern Hausfrau ihr Herz aus und fragte ſie, ob ſie nicht zu Martini ſie in Dienſt nehmen wolle. Voll

Mitleid mit dem armen Mädchen sagte ihr die Hausfrau das zu und fröhlich kam spät am Abend Ammi zu ihrer Goth. Aber schon Sonntag Abends kehrte sie heim und hörte, daß sie der Pfarrer mit Hannjost als Verlobte abgekündigt habe. Sie lächelte und schwieg.

Die Proklamation ging an den folgenden Sonntagen vorüber. Der Vater kaufte die Brautkleider; sie wurden gemacht und waren ausgezeichnet schön. Auf Dienstag wurde die Hochzeit angesetzt. Am letzten Sonntag der Verkündigung des Brautpaares kamen die beiden Hochzeitbitter, den Hut mit Rosmarin verziert und mit dem Branntweinkrug, der an Größe dem Wohlstande des Brautpaars entsprach, in die Wohnungen der zu ladenden Gäste. Man trank und der älteste Hochzeitbitter hielt seine von Laune sprudelnde Rede. Es solle einmal wieder eine Hochzeit geben, wie lange keine gewesen, sagte er, darum möchten sie sich einfinden und — ein schönes Hochzeitsgeschenk nicht vergessen.

Immer mehr wuchs das Erstaunen im Dorfe. Hannjost nur ging still umher. Eine Bräutigamsfreude war an ihm kaum bemerklich; doch ließ er sich die Scherze und Glückwünsche gefallen. Was ihn drückte, war Ammi's Benehmen. Sie redete kein Wort mit ihm; wollte er ihre Hand ergreifen, so sagte sie: „Nach einer andern solltest du greifen; aber die hast du Gottes und der Pflicht vergessen von dir gestoßen.“ Klagte er über ihr Benehmen, so sagte sie: „Warte nur, bis wir getraut sind, dann wird Alles anders.“ Alle ihre

Worte hatten einen Doppelsinn, der ihn erschreckte. Fragten ihn seine Eltern nach dem Benehmen Ammi's, so sagte er's ihnen. Sein Vater meinte aber, das sei so das störrige Mädchenwesen; sobald sie seine Frau sei, werde das verschwinden. Sie wolle sich doch gleich bleiben und müsse so sein um der Lene willen. Das ermuthigte ihn wieder, obwohl der Kummer nicht ganz von ihm wich.

Steffel stand manchmal auch da und wußte nicht mehr, was er sagen sollte. Ammi verlangte unbedingten Glauben an ihre Treue, und doch ging ihre Verheirathung den sichern Gang vorwärts. Bei der trauernden Lene, die sich nirgends mehr sehen ließ, holte er sich Trost; aber sie redete ebenso geheimnißvoll, wie Ammi am Hage geredet hatte.

So war Zweifel, Angst, Sorge, Neugierde überall herrschend und selbst Bender wußte manchmal nicht, was er denken sollte. — Um das Hochzeitsmahl schien sich Ammi nicht kümmern zu wollen. Er selber ließ schlachten, ließ die großen Vorräthe ankaufen oder kaufte sie selber und bestellte, weil er sich sonst nicht zu helfen wußte und mit Ammi nicht mehr hadern mochte, eine Frau zum Kochen, die in ähnlichen Fällen auszuhelfen pflegte, weil sie das aus dem Fundamente verstand. Er mußte mit Weierich's die Brautjungfern und Brautführer bestellen und hatte so in diesen Tagen viel zu beschicken.

Endlich war alles in Ordnung. Der Dienstag

Morgen graute. Alles lebte und webte im Hause von helfenden Menschen, und Hannjost's Mutter war nicht die letzte. Die Scheune war zum Tanze mit Tannen geschmückt, die Musikanten bestellt. In der großen Stube stakden die gedeckten Eßtische schon bereit und in der Küche lohete das Feuer unter den Kesseln und Töpfen und die Kuchen standen aufgeschichtet in der Oberstube.

Ammi war diesen Morgen nicht aus ihrer Stube gekommen. Was sie that, wußte Niemand. Als die Brautjungfern kamen, sie zu schmücken, sah sie bleich und ergriffen aus. Ihr Gebetbuch lag aufgeschlagen auf dem Bett. Ein reiner Werktagsanzug lag auf der Kiste und ein Korb stand da, der hoch gepackt war. Was er enthielt, verbarg ein sorgfältig darüber geschlagenes Tuch. Sie grüßte die Mädchen freundlich.

Der Kopfschmuck einer Braut ist etwas Großartiges, wenn sie keine Haube trägt. Das in der Regel sehr reiche Haar wird in unzähligen, eigenthümlichen Geflechten theils um die Stirne und den Kopf gewunden, theils in einer wirklich schwer zu beschreibenden, kunstreichen Weise durcheinander geschlungen und aufgesteckt, so daß es ein durchsichtiges Gebäude gibt, auf dessen stolzer Höhe der bedeutsame Brautkranz, hier aus Rosmarin gewunden, ruht. Den weißen blühenden Mädchengesichtern steht dieser Kopfputz höchst reizend. Will ihn eine nicht, so trägt sie eine einfache, weiße, feine Haube, an deren Seite ein sogenannter „gebackener

Strauß," künſtliche Blumen, mit Flitter, Rauſchgold und Glasperlen verziert, angebracht iſt, und ein feiner Rosmarinzweig läuft darüber hin. Vor der Bruſt trägt ſie einen Lorbeerzweig, mit rothen, blauen und weißen Bandſchleifen verziert; einen gleichen, doch ohne dieſe Schleifen, trägt ſie in der Hand. Ein ſchwarzes Tuchkleid fällt faltenreich um die Hüften bis tief herab auf den Fuß und ein ſchneeweißes, feines Tuch verhüllt züchtig den Buſen bis hoch an den Hals. Der Brautjungfrauen Pflicht iſt es, ſie alſo zu ſchmücken.

„Ammi," ſagte eine der Brautjungfrauen, „ſollen wir dir die Haare aufſtecken und flechten, oder willſt du eine Haube tragen?"

„Keines von beiden," ſagte Ammi lächelnd. „Ich will mein Haar tragen, wie ich es jeden Sonntag trage."

„Ei," ſagte das Mädchen, „du wirſt doch nicht in allen Stücken von der alten Art abweichen wollen? Die Leute räſonniren darüber."

„Mögen ſie!" war Ammi's Antwort. „Es bleibt, wie ich ſage."

Sie mußten ihr willfahren. Ihr ſchönes Haar wurde einfach geflochten.

„Wo ſollen wir denn den Strauß und den Brautkranz anbringen?" fragten die Mädchen wieder.

„Nirgends," ſagte Ammi. „Ich trage weder den einen, noch den andern."

„Man meint aber doch, du wärſt etwas Extra's,"

ſprach ärgerlich und ſchnippiſch eines der Mädchen. „Du willſt doch immer etwas Apartes!“

„Es gefällt mir ſo,“ entgegnete Ammi.

Die Mädchen dachten: Armer Hannjoſt, mit der wirſt du fein fahren!

Das Brautkleid zog ſie an, aber ſie nahm keinen Strauß in die Hand. Daß ſie keinen Brautkranz tragen wollte, machte die Mädchen toll.

„Du wirſt dich wüſtem Gerede ausſetzen!“ ſagten ſie, und ließen nicht ab, bis ſie darin ihnen nachgab.

Aus Rosmarin wurde er geflochten und auf dem glänzend braunen Haare befeſtigt. Und ob auch ihr Putz nun gegen alles Herkommen verſtieß, die Mädchen betrachteten ſie dennoch mit Wohlgefallen und meinten, eine ſchönere Braut ſei doch ſeit Jahren nicht zur Trauung geführt worden.

Drunten hatten ſich indeß alle Räume gefüllt. Die Brautführer, die Muſikanten, der Bräutigam und ſeine Angehörigen, Alles war bereit. Die Burſche ſtanden vor dem Haus in Reih' und Glied. Sie hatten Wagenketten als Bandeliere umgehängt und an jeder Kette hing, indem dieſelbe durch ein in der Mitte gemachtes Loch gezogen war, ein ungeheueres rundes Brod, in dem ein Meſſer ſteckte. Jeder hatte einen bauchigen Krug voll Branntwein in der Rechten, ein Glas in der Linken. Sie waren beſtimmt, neben dem Hochzeitzuge herzutanzen, zu ſpringen, zu gehen, je nach Belieben; denn je teller ſie ſich geberden, je mehr ſie

das verſammelte Volk zum Lachen reizen, deſto größer iſt ihr Triumph. Da der Zug ſehr langſam geht, ſo laſſen ſie die Armen, Alten, überhaupt Jeden, der Luſt hat, ſich ein tüchtig Stück von ihrem Brode ſchneiden, je größer, je lieber, und gießen ihm einen Trunk dazu ein.

Jetzt erklang die Glocke, und begleitet von ihren Jungfrauen, kam die Braut die Stiege herab. Sie war bleich wie eine Leiche und doch ſo ſchön, daß faſt jedem Mund ein Ah! entſchlüpfte. Man kam gar nicht dazu, die Abweichung von der Sitte wahrzunehmen, weil man ſich nicht ſatt an ihr ſehen konnte. — Der Zug ordnete ſich. Voraus ſchritten die beiden Väter und in ihrer Mitte der Bräutigam, deſſen Blicke ſich kaum von der reizenden Braut wegwenden konnten. Er war dunkel gekleidet, an ſeiner linken Bruſt prangte ein ungeheuerer Strauß von gemachten Blumen, Rauſchgold, Rosmarin und Bändern. Sein Hut war mit Rosmarin ganz umwunden. — Hinter dieſen Dreien, die ernſt und gravitätiſch den Zug eröffneten, kamen ſechs Muſikanten, welche einen Marſch aufſpielten, der aber ſehr langſam gehen mußte, damit der Zug ſich nicht übereile. Dieſen folgten die beiden Hauptbrautjungfrauen, deren eine einen Teller trug, auf dem ein langer Rosmarinzweig, ein weißes, neues Schnupftuch, und unter dieſem ein glänzend neuer Thaler lag; dies war Alles für den Pfarrer beſtimmt. Hinter dieſen ging die Braut, in Mitten der beiden Brautführer. Es folgte der Zug

der Jünglinge, die aber bald ihre Stelle verließen, um Brod und Branntwein auszutheilen, denn es waren sicherlich alle Bewohner des Dorfes versammelt. An ihrer Stelle schloß sich der Zug der Verwandten und Gäste an. Gesenkten Blickes schritt die schöne Braut dahin und auf kein Wort, welches ihr in Scherz und Ernst die Brautführer zuflüsterten, gab sie eine Antwort.

Die Schaaren des Volkes folgten dem Zug. Als der Bräutigam die Schwelle der Kirche betrat, schwieg die Musik. Ein paar Dutzend Pistolen knallten und drinne begann die Orgel zu spielen, bis der Zug in die Stühle getreten war und das Volk die Kirche gefüllt hatte. Nun begann, von der ganzen Versammlung gesungen, das Hochzeitslied aus dem kirchlichen Gesangbuche.

Unter dem letzten Verse trat der Pfarrer an den Altar. Die Orgel schwieg. — Der Bräutigam trat aus seinem Stuhl und schritt zu den Stufen des Altares hinan. Ammi sollte heraustreten, aber sie wankte, sie war einer Ohnmacht nahe. Die Brautführer unterstützten sie und zum ersten Male durchzuckte die Reue das Herz ihres Vaters, als er in das todtbleiche Gesicht seines Kindes blickte. Man wollte sie mit Branntwein waschen, aber sie stieß die Hände zurück. Sie hatte sich ermannt und festen Schrittes ging sie durch die Kirche und trat an des Bräutigams Seite.

Der Pfarrer begann die Vorlesung des kirchlichen

Formulars. Als er an die Stelle kam, wo er zu fragen hatte, sprach er: „Du, Johannes Justus Weierich, willst du die an deiner Seite stehende Anna Maria Bender zu deiner Ehegattin nehmen, sie treu und herzlich lieben, in Freud' und Leid nicht verlassen und den heiligen Bund der Ehe mit ihr treu und unverbrüchlich halten, bis dich einst der Tod von ihr scheidet?"

Hannjost sagte laut sein „Ja."

Ammi zuckte in sich zusammen, als er es aussprach.

Der Pfarrer wandte sich nun an sie mit derselben Frage. Einen Augenblick schwieg sie. Die Versammlung horchte mit angehaltenem Athem.

Da sprach Ammi mit einer reinen, klangvollen, Allen klar vernehmlichen Stimme: „Nein!"

Der Pfarrer, dem ein Ähnliches noch nicht begegnet war, erschrak so, daß er schneebleich wurde. Hannjost fuhr einen Schritt zurück vor Entsetzen. Durch die Kirche schallte ein lautes Ach!

Ammi griff auf ihr Haupt und nahm den Brautkranz davon weg. Sie legte ihn auf die Stufe des Altars. In der Verwirrung, in die ihn diese Antwort versetzt, wußte sich der Pfarrer gar nicht zu helfen.

„Ist es dein Ernst mit deinem Nein," fragte er sie endlich.

„Ja, es ist mein Ernst," sprach das Mädchen laut. „Ich kann einem Manne nicht sein," fuhr sie fort, „den ich verabscheue, weil er dem bravsten Mädchen

der Gemeinde die Treue gebrochen, ihm zur Schande, ihr zur Ehre. Ich bin bis an den Altar Gottes gehorsam gewesen meinem Vater, der mich gezwungen hat. Hier vor Gott hat seine Macht ein Ende. Ihr fordertet Wahrheit, und ich hab' Gott mehr gehorchen müssen, als den Menschen."

„Unter solchen Umständen kann ich Euere Ehe nicht einsegnen," sagte der Pfarrer, wandte sich und ging.

Aber auch Ammi wandte sich und ging die Stufen fest hinab, durch die Kirche und zur Thüre hinaus. Niemand folgte ihr; wie gebannt standen Alle an ihrer Stelle. Endlich lief Hannjost hastig vom Altare weg; er riß den Strauß von seiner Brust und warf ihn zur Erde; dann stürmte er zur Kirche hinaus, und in lautloser Stille folgten Alle.

Bender war wie vom Blitze getroffen, wie gelähmt schlich er seinem Hause zu. — Schon im Hofe begegnete ihm Ammi. Sie hatte ihre sauberen Werktagskleider an und den verdeckten Korb auf dem Kopf. Er starrte sie an.

„Vater," sagte das Mädchen fest und ruhig, „nach dem, was vorgefallen ist, ruht Euer Fluch, auch wenn Ihr das schreckliche Wort nicht ausgesprochen habt, auf mir. Ihr habt mich verstoßen. Ich hab' meine nothwendigen Kleidungsstücke in dem Korb und verlasse mein Vaterhaus."

Bei diesen Worten brach ihre Stimme; ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen. Stotternd sagte sie dann: „Ich gehe, mein Brod zu verdienen. Lebt wohl!"

Sie blickte ihm noch einmal lange, lange in die Augen, dann wandte sie sich weinend ab und ging.

„Ammi!“ wollte er rufen, aber die Stimme versagte ihm, er wankte. Wäre nicht einer seiner Verwandten, dem es um einen Theil des Hochzeitmahles zu thun war, zu ihm getreten und hätte ihn umfaßt, er wäre zur Erde gestürzt.

Wochen waren nach diesen Vorfällen vergangen. Die Bestürzung, welche durch das unerhörte Ereigniß im ganzen Dorfe hervorgebracht worden, hatte sich mehr und mehr gelegt, obgleich sie alsbald nach dem unglückseligen Hochzeitstage durch ein neues Unglück vermehrt worden war. Am folgenden Morgen fehlte Hannjoſt, und als sein Vater in seine Kammer trat, lag ein Zettel da, auf dem die Worte standen: „Die Schmach ertrag' ich nicht, ob ich sie gleich am Mädchen verdient habe, das ich so schwer gekränkt. Ich gehe freiwillig unter die Soldaten, wo ja eine Kugel für mich wird gegossen sein.“

Im Dorfe hatten sich jetzt die Urtheile abgeklärt. Anfänglich hatte man über Ammi die herbsten Worte gehört; jetzt waren die Leute, ruhiger prüfend, auf ihre Seite getreten und alle Urtheile wendeten sich gegen Hannjoſt, gegen seine Eltern, und obgleich er das ganze Hochzeitsmahl unter die Armen ausgetheilt und dabei gesagt hatte: „Betet für mich!“ — gegen Ammi's Vater, der wie ein Unhold sein schönes Kind zu solchem Schritte gezwungen hatte.

Beiderſeits waren die Eltern tief gebeugt, doch Hannjoſt's Eltern mehr, als Bender. Dieſer wußte bald, wo Ammi war, im Dienſte der Familie in der Stadt, wo ſie eine Zuflucht geſucht. Aber Weierich's hatten ihr letztes, einziges, wenn auch ſtrafbares Kind verloren. Verloren? — War denn zur Zeit, als Napoleon ſeine Heere von Schlachtfeld zu Schlachtfeld ſchleppte, noch eine andere Hoffnung, wenn man an die Todtenſcheine dachte, die der Syndik Tag für Tag empfing? Wohin er ſich gewendet, erfuhren ſie nicht, denn es kam keine Kunde von ihm.

Bender war ſeltſamerweiſe gar nicht erzürnt über ſeine Tochter. Jener Blick, den er in der Kirche in ſeines einzigen Kindes todtbleiches Antlitz gethan, hatte in ſeine Seele mitten hineingeriſſen, ſo eiskalt, ſo erſchütternd, daß er hätte ausrufen mögen: „Ammi, komm' zurück!“ Und als er vor ihr ſtand, noch ergriffen von der Macht des eben empfangenen Eindrucks, und ſie ihm ſo lange in die Augen ſah mit der reichen Liebe und dem unendlichen Schmerz eines Kindesherzens, das zum Äußerſten gebracht, ſich verſtoßen und vom väterlichen Fluche belaſtet glaubt, da war aller Groll verſchwunden und die tiefſte Reue erfüllte ſein Herz, daß er ſo hart gegen ſie geweſen und ſie zu einer Ehe hatte zwingen wollen, die in ſich ſelbſt eine fluchbelaſtete geweſen wäre. Er würde ſie jetzt zurückgerufen haben, wenn er den noch in ihm waltenden Bauernſtolz hätte beſiegen können. So ein reiches

Bauernherz iſt zähe und eiſenfeſt. Er glaubte ſich etwas vor den Leuten zu vergeben, wenn er ſich ſchwach zeigte. Auch glaubte er, Ammi ſei zu weit gegangen, daß ſie das Vaterhaus verlaſſen, ehe ſie gewußt, wie er ihren Schritt aufgenommen. Endlich aber fürchtete er, ſie möchte ſein Zurückrufen als eine Bewilligung ihrer Liebe zu Bauermann's Stoffel anſehen.

Es war aber doch eine Veränderung mit ihm vorgegangen. Er ging ſeitdem ganz gebückt einher; er führte, wenn die Gemeinde bei einander war, nicht mehr, wie ſonſt, das große Wort, und war nicht mehr ſo unzufrieden mit allen Schritten des Municipalraths und der Gemeindeverwaltung. Er kam nicht mehr wie ſonſt in die Majen am Sonntag Nachmittag und Abends in der Woche. Still und für ſich lebte er und die tüchtige Magd, die er hatte, führte ihm ſeine Haushaltung zur Zufriedenheit. Nur ſein Kind fehlte ihm, und das konnte er kaum verwinden. Die Stadt, wo Ammi diente, vermied er; aber ihre Kiſte mit Allem, was ſie noch daheim hatte und bedurfte, ſchickte er ihr nach mit dem Zufügen: er wolle nicht, daß ſie Mangel habe.

Stoffel war der Glücklichſte. War er ſchier geſtorben vor Leid, als er hörte, Ammi ſei zur Kirche gezogen mit Hannjoſt, ſo lebte er jetzt neu auf und die Hoffnung gewann wieder Raum in ſeiner Seele. War auch die Trennung ſchmerzlich, ſo ſah er ſie doch öfter in der Stadt, als er ſie im Dorfe geſprochen hatte,

ſeine Ammi, deren Treue die Feuerprobe beſtanden. Lene aber glich der vom Sturme geknickten Lilie. War ſie auch vollkommen vertraut mit dem, was Ammi thun wollte, die Genugthuung, die ihr dadurch zu Theil wurde, war ihr ein Stich ins Herz, weil ſie eine ſo ſchreckliche Demüthigung und Schmach für Hannjoſt in ſich ſchloß. Und als er nun gar plötzlich verſchwand und unter die Soldaten ging, da brach ihr ſchier das Herz; denn der Zettel, den er den Eltern zurückgelaſſen und deſſen Inhalt ſogleich im Dorfe bekannt geworden war, hatte es ja ausgeſprochen, daß er ſeine Schuld fühlte, und ſein Unrecht erkannt hätte. Und die, die ſie allein aufrichten konnte, fehlte ihr, die treue Freundin, die ſie ſo gewaltig gerächt hatte. Die Roſen kehrten gar nicht mehr auf ihre Wangen zurück, und es ſchien, als zehre ein tiefer Gram an ihrem innerſten Lebenskeime. Es wäre ihr eine Seligkeit geweſen, hätte ſie zu Hannjoſt's Eltern gehen können, um hier tröſtend, Troſt zu finden für ſich ſelber, aber ſie wagte das nicht.

Unter dieſen Umſtänden floß der Winter träge hin. Der Komet, deſſen Schweif nach Frankreich hineinſtand, gab den Leuten viel zu denken, und der alte Aberglauben, als habe ihn der Herr als ein prophetiſches Zeichen an den Himmel geſtellt, hindeutend, wohin ſich die Zuchtruthe ſeines Strafgerichtes wenden werde, faßte gewaltig Fuß unter den Bewohnern des Hochlandes, die im innerſten Herzen den wälſchen Drängern

ſeind waren. Als ſich die Kunde von Napoleon's gewaltigen Kriegsrüſtungen auch zu ihnen ſchlich, da prophezeiten ſie dem Würger den Untergang, weil der Komet es nur zu beſtimmt vorgebildet habe.

Durch die raſtloſe Bemühung des menſchenfreundlichen Unterpräfecten in Simmern war es endlich gegen Oſtern Weierich gelungen, die Kunde zu erhalten, daß ſein Sohn in ein leichtes Infanterieregiment geſteckt worden ſei, deſſen Stamm in Nismes liege. Er ſchrieb nun an ihn und in dieſem Briefe gedachte er Lenen's Leid. Da kam endlich eine Antwort von ihm und ein Brief an das trauernde Mädchen. Zitternd erbrach ſie ihn und vor Thränen konnte ſie ihn kaum leſen; aber was er enthielt, war Balſam für ihr Herz. Voll tiefer Reue ſprach er ſeine Schuld aus und flehte ſie um Vergebung an. Heilig betheuerte er ihr, wie er erſt jetzt ſo tief fühle, daß er ſie und nur ſie liebe.

Das war, wie wenn auf eine von der Sonnengluth verſengte und verwelkte Pflanze der erquickende Regen fällt. Wie ſie ſich aufrichtet zu neuer Blüthe, ſo Lene. Alle Schmerz, alle Kränkung war nun vergeben und vergeſſen. Ihre Wangen färbten ſich wieder und das Leben, das am Erlöſchen ſchien, regte ſich wieder friſch in allen Pulſen des jungen Mädchens. Auch von Ammi's Herzen nahm es eine ſchwere Bürde des Vorwurfes, da ſie ſich als die anſehen mußte, die, obwohl ſie recht gehandelt zu haben glaubte, dennoch den Grund zu größerm Leide für die Freundin gelegt hatte.

Seine Eltern hatte er flehentlich gebeten, seine Liebe zu ihm auf Lene überzutragen, und sie, die das Unglück tief gebeugt hatte, boten dem Mädchen die Hand der Liebe und Versöhnung, und in Lenen's Brust und Leben fiel ein neuer Sonnenstrahl. Indessen begann der alte Weierich zu kränkeln. Die letzten Erfahrungen waren der Nagel zu seinem Sarge gewesen. Ohnehin nicht stark, fühlte er durch so herbe überwältigende Geschicke seine Kraft gebrochen. Er siechte noch bis zum Frühlinge hin, dann starb er. Lene hatte ihn wie eine Tochter gepflegt, treu, liebevoll, hingebend, mit einer nie zu ermüdenden Ausdauer. Mit dem Segen für sie auf den Lippen verschied er. Zu seiner Frau hatte er kurz vorher gesagt: „Ich sterbe, ich fühl' es. Auf dich, als die Längstlebende, fällt nach unserem Ehepakt all' unsere Habe. Sollte Hannjost fallen in der Schlacht, so geb' mir die Hand darauf, daß Lene dein und mein Erbe ist." Die betagte Wittwe hing nun an dem Mädchen wie die Mutter an ihrem Kind, und Lenen's Liebe theilte sich zwischen ihrem Vater und der Mutter ihres Geliebten.

Noch einmal war ein Brief von Hannjost gekommen, dann vernahm man nichts mehr von ihm. Die ausgebildeten Rekruten waren zu dem Regimente gestoßen, das mit dem Heere nach Rußland marschiren sollte

III.

Kaum war es nach den aufregenden Ereigniſſen wieder ruhiger geworden in Bender's Seele, ſo zog in ſie der alte Ehrgeiz wieder mit aller Macht ein. Die Stelle des Gemeindeverſtandes oder Syndiks war durch Weierich's Tod erledigt, und er ſteuerte jetzt mit vollen Segeln auf ſie los, die ihm einſt entgangen war, wie er meinte, durch des Müllers Bauermann liſtiges und ränkevolles Spiel.

Wie immer eine langgenährte Feindſchaft denen, die gerne Hader ſäen und zu Ohrenbläſereien Liebhaberei tragen, ein weites Feld heilloſer Wirkſamkeit eröffnet, ſo fehlte es auch jetzt dem ehrgeizigen Bender nicht an ſolchen, die ihm hinterbrachten, diesmal denke Bauermann an ſich ſelber. Er ſei beim Maire und Unterpräfecten gar gut angeſchrieben, und ſei ſchon bei Beiden geweſen, um ſich die Stelle zu ſichern. Da glühte der alte Haß noch einmal ſo feurig, da war die Macht der Leidenſchaft im Manne ſo groß, daß er ſich freute, ſeinem Kinde, das des Feindes Sohn liebte, die Hand noch nicht geboten zu haben.

Und Bauermann's Seele hatte weder früher, noch jetzt daran auch nur im Entfernteſten gedacht, ſich in dieſe Angelegenheit zu miſchen, oder gar ſich ſelber das zuzuwenden, was Bender mit ſo glühender Leidenſchaft erſtrebte. Ein Ämtchen und das damit verbundene

Anſehen, der größere Einfluß, auch wohl hier und da das Vortheilchen, das herausſprang, war für dieſen die leckerſte Lockſpeiſe. Bauermann dachte vernünftiger. Er hätte um kein Gut ein Amt haben mögen, da er darin nur Schaden für ſein Geſchäft hätte erblicken müſſen. Auch ſagte ihm, wenn ein ehrgeiziger Gedanke ihn hätte ergreifen wollen, ſeine Selbſterkenntniß, daß er die Fähigkeiten nicht beſitze, die zum Gemeindeamte erforderlich waren. Die kurpfälziſchen Schulen, in denen alle dieſe Männer ihre Bildung erhalten hatten, gehörten zu den dürftigſten, die ſich denken laſſen. Auch die Schule, welcher ſie ihren Unterricht verdankten, leiſtete kaum das Nothwendigſte. Das beklagte Bauermann oft; aber Bender war zu ſolcher Selbſterkenntniß niemals gekommen, obwohl er kaum ſeinen Namen ſchreiben, kaum einen Brief leſen, kaum aufs Nothdürftigſte rechnen konnte.

Nie hatte Bender in dem Grade den Bauern geſchmeichelt, als jetzt, nie hatte er ſich ſo eifrig den Schein eines tiefern Wiſſens um die Angelegenheiten der Gemeinde gegeben, wie jetzt. Er verſchmähte es nicht, des Verſtorbenen Handlungen zu tadeln und ſich darüber auszuſprechen, wie dies und jenes hätte anders und für die Gemeinde vortheilhafter eingeleitet, ausgerichtet und gemacht werden können. So beſtellte er den Boden zunächſt. Endlich entſchloß er ſich, zum Maire ſelber in die Stadt zu gehen. Dieſer war ein alter, erfahrener Mann, der, ein Landeskind, die

Inſaſſen ſeines Verwaltungsbezirkes genau kannte, aber auch die Eigenſchaft hatte, rund und derb das zu ſagen, was er für geeignet hielt.

Eines Tages kam Bender in ſeine Privatwohnung; auf der amtlichen Schreibſtube hätte er ihn nicht allein ſprechen können. Mit großer Höflichkeit und gewinnender Freundlichkeit trat er ein und ſeine Verbeugung war um vieles tiefer, als ſonſt. Der Maire hatte ihn auf der Stelle durchſchaut, und gerade bei guter Laune, wollte er einmal die Windungen kennen lernen, die hier Liſt und Schlauheit mache, um das zu erſtrebende Ziel zu erreichen.

„Wie geht's, Bender?“ fragte er freundlich.

„Wie ſoll's gehen, Herr Maire! So ſo, la la! Ich denke, wir haben ein gutes Jahr vor der Hand; wenn nur der Krieg nicht wäre!“

„Der iſt weit von uns,“ ſagte der Maire lachend, „und der Kaiſer hat den Sieg an ſeine Adler geheftet.“

Bender, der gut deutſch geſinnt war, hier aber einem Manne gegenüber ſtand, der den Franzoſen anhing und ihnen ſeine Stellung verdankte, zuckte die Achſeln und ſagte trocken: „Man ſollt's meinen!“

„Überdies,“ fuhr der Maire fort, „wird die Eroberung Rußlands des Kaiſers Weltherrſchaft die Krone aufſetzen.“

„Was kann man ſagen?“ war Bender's Antwort. „Unſereins verſteht das nicht.“

„Da habt Ihr Recht,“ verſetzte der Maire. „Ich

kann's auch gar nicht billigen, wenn der Bauer ſich in derartige Dinge miſcht."

„Das iſt richtig," meinte Bender; „unſereins hat Beſſeres zu thun. In der eigenen Gemeinde iſt zu thun genug."

„Gewiß; aber ſagt einmal, wie ſprechen ſich denn Eure Leute über den Mann aus, der Syndik werden ſoll?"

„Da wär' viel davon zu reden, Herr Maire," ſprach Bender ernſt und mit dem Scheine großer Unparteilichkeit. „Hätte die Gemeinde zu wählen, ſo wüßt' ich ſchon, wer's nicht würde. Und doch ſoll er Himmel und Erde bewegen."

„Wer denn?"

„Der Müller Bauermann."

„Hört," verſetzte der Maire, „da ſeid Ihr auf einer falſchen Fährte. Ich halte den Müller für einen der bravſten Männer Eurer Gemeinde und für einen ſehr verſtändigen dazu. Schon damals, als Weierich es wurde, wollte ich ihn dazu haben; aber er hat's rund abgeſchlagen, und erſt vorgeſtern hatte ich ihn dazwiſchen, daß er jetzt das Amt annehmen ſolle. Was meint Ihr, was er ſagte?"

„Menſchengedanken kennt man nicht," erwiederte Bender; „aber damals hat er ja doch den Weierich empfohlen."

„Das iſt gelogen!" platzte der Maire heraus und lief roth an, denn er war ein hitziger Mann.

„Gelogen?“ fragte Bender erstaunt und betroffen.

„Ja, gelogen!“ fuhr der Maire fort. „Er sagte damals zu mir, der Weierich ist ein Duckmäuser, der so seine Schliche geht und sich selber nicht vergißt. Und was er da gesagt hat, hab' ich wahr gefunden. Nein, Euch schlug er damals vor, als ich ihn fragte, Euch, und Ihr meintet — ich hab's wohl oft gehört — er habe Euch schwarz gemacht. Ihr habt Unrecht an dem braven Manne gethan, während Ihr und der Weierich unter dem Tische spieltet. — Ihr habt ihm viel abzubitten, Bender, das sag' ich Euch.“ Bei diesen Worten sah ihn der Maire so scharf an, daß er die Augen niederschlagen mußte. „Und vorgestern, als ich ihn wieder fragte, ob er die Stelle denn jetzt nicht annehmen wolle, sagte er fest und bestimmt nein. Er meinte, ein Ämtchen sei für einen Bauers- und Geschäftsmann ein Unglück, wenigstens für einen wie er. Er habe, sagte er, sein Geschäft jetzt so im Schwung, und sein Sohn stehe ihm so wacker bei, daß der Mehlhandel neben dem Mahlen ihm die größten Vortheile abwerfe. Auch wolle er jetzt eine Ölmühle bauen, da er Wasser und Raum genug habe, und deßwegen war er bei mir, daß ihm das gestattet werden möge. Der will's nicht. Als ich ihn aber fragte, wen er denn für geeignet halte, nannte er — Euch.“

„Mich?“ fragte Bender voll Erstaunen.

„Ja, Euch!“ bekräftigte der Maire. — „Was meint Ihr dazu?“ fragte er nach einer Pause.

„Was soll ich meinen, Herr Maire?“ antwortete Bender. „Ich wäre noch rüstig genug dazu.“

„Das ist richtig; aber wißt Ihr, was ich ihm geantwortet?“ Bender sah ihn mit großer Spannung an, aber er schwieg. „Nein, sagte ich,“ fuhr der Maire fort, „der Bender wird doch kein solcher Esel sein, daß er darnach strebt! Er kann ja nicht lesen und nicht schreiben. Das wäre mir ein feiner Syndik! Nein, sagte ich zu Bauermann, ich denke besser vom Bender, als daß er in seinen alten Tagen noch vom Hochmuthsteufel sich plagen läßt. Der kennt sich selber besser; denn die meisten Leute, die noch aus Kurpfalz stammen, können nichts. Der Weierich war noch der beste. Bauermann allein macht eine Ausnahme von der Regel.“

Dem armen Bender wurde es schwindelig. Er entfärbte sich und zog sein roth baumwollenes Taschentuch heraus, um sich den Schweiß abzutrocknen und seine Betroffenheit zu verbergen. Der Maire that, als sähe er das nicht und fuhr fort:

„Der Müller meinte, Ihr wär't ein verständiger und braver Mann, da könne man sich ja in das Geschäft einschießen; aber ich sagte ihm rund heraus: der Bender ist nicht fähig dazu, und er solle nur jeden Gedanken daran fahren lassen. Ja, fuhr ich fort, wär' Euer Stoffel verheirathet und ein seßhafter Bürger, den machte ich zum Syndik, denn der hat etwas Ordentliches gelernt, und ich halte ihn für den Tauglichsten in der Gemeinde. Übrigens vor Neujahr

wird nichts entschieden, und bis dahin mag der Reiter, der als Beigeordneter dient, das Amt versehen. Macht er sich, so soll er es werden; doch kommt Zeit, kommt Rath. Vielleicht verheirathet sich bis dahin der Stoffel, und dann wird er's, so wahr ich Maire bin."

In Bender's Brust arbeitete es gewaltig. Alle seine Hoffnungen waren zertrümmert; aber was er von Bauermann gehört, das that ihm wohl. Er bat ihm im Stillen alle Unbill ab. Legte er sich nun die Sache zurecht, so kam etwa diese Gedankenfolge heraus: Heirathete der Stoffel und wurde Syndik, und gab er ihm Ammi zur Frau, so konnte er doch so unter der Hand mit ins Amt hinein pfuschen und die Dinge in der Gemeinde nach seinem Kopfe ordnen. Auch begann ihm der Gedanke zu schmeicheln, daß dann Ammi die erste Frau im Dorfe wäre. Diese Reihe von Vorstellungen flog ihm durch den Kopf; aber er besaß Selbstbeherrschung genug, so viel als möglich das, was ihn bewegte, zu verbergen.

„Ihr habt Recht, Herr Maire," sagte er nach einiger Zeit, „für mich ist's nichts, und der Müller hat's gut gemeint; aber sein Stoffel muß ja noch Soldat werden, und dann wär's doch bedenklich, so einen jungen Mann zum Syndik zu machen."

„Ihr habt da zwei Dinge erwähnt," sprach der Maire ernst, „auf die ich wohl antworten kann, weil ich die Sachlage kenne. Stoffel kann nicht Soldat werden. Erinnert Euch, Bender, er ist vor etwa zwei

Jahren vom Kirſchbaume gefallen und hat den Arm gebrochen. Obwohl das ihn an keiner Arbeit hindert, ſo kann er doch, da der Arm ſchlecht geheilt iſt, nicht das Gewehr tragen. Das ſteht feſt und ich kenne das. Da er überdies in dieſem Jahre zugfähig iſt, ſo haben ihn neulich die Doctoren unterſucht und das erklärt, was ich Euch ſage. — Das Andere aber iſt lächerlich. Erſtlich wird er, wie wir, alle Tage älter, und dann kommt's auf die Tüchtigkeit an, und die iſt für ihn. Was ich in dieſem Falle thue," ſetzte er mit Selbſtgefälligkeit hinzu, „iſt gethan, und Jugend hat friſche Kraft und Freudigkeit."

Die Stunde, auf die Schreibſtube zu gehen, war da, und Bender mußte ſich entfernen. Der Maire ſah ihm lächelnd nach. „Du biſt hoffentlich geheilt!" ſagte er; „aber Alter ſchützt vor Thorheit nicht."

Der Weg nach dem Dorfe führte durch den Wald. Als ihn Bender erreichte, bog er links ab und ging in den dichteſten Theil des jungen Schlages, wo er ſich am Stamm einer einzeln ſtehenden Eiche niederſetzte und den Kopf, der ſorgenſchwer war, in die Hand ſtützte. Ein tiefer Seufzer arbeitete ſich aus ſeiner Bruſt hervor. Was er heute erlebt, war ſo bedeutſam und wichtig, daß es ſein Innerſtes in Aufruhr brachte. Zunächſt machte ſich ſein Zorn über den groben Maire Luft. Der hätte doch manierlicher ſein können! Ihm ſo, mir nichts, dir nichts, unter die Naſe zu ſagen, er ſei ein Eſel, das war mehr, als ein Mann vertragen

konnte, der nicht anders wußte, als daß er sehr klug sei, und der überzeugt war, es mache Niemand seine Sache besser, als er. So schwer indessen das zu verwinden war, so blieb doch nichts übrig, als den Ärger zu verschlucken. Das aber plagte ihn über die Maaßen, daß der grobe Maire das auch dem alten Bauermann gesagt, und daß der es wußte. Hier rieth die Klugheit, den Bauermann sich nicht aufs Neue zu verfeinden; denn wurde der erst recht zornig, so erfuhr's das ganze Dorf, und stand er dann nicht geradezu am Pranger?

Das Zweite aber, was ihm im Kopfe herumging, war, daß es nun in Frage stand, ob, wenn Stoffel solche Aussichten hatte, er nicht am Ende die Lene heirathete; denn er ging sehr oft dorthin, das wußte er genau. Wär's da nicht klug, Ammi zurück zu rufen?

Endlich bewegte ihn die Frage: ob er nicht auf irgend eine Weise mit Bauermann sich aussöhnen könne? Seit Jahren hatte er nicht bei ihm mahlen lassen, weil er den alten Pick auf ihn hatte. Er sann nach, wie das zu machen sei, ohne daß es Aufsehen errege. Zuletzt kam er darauf hinaus, wenn Ammi zurückkehre und er ihrem Umgange mit Stoffel nichts in den Weg lege, werde das sich unter der Hand geben. Und so verhärtet war Bender auch nicht, daß er nicht längst sein rauhes Wesen gegen Ammi bereut hätte. Als er darum mit seinen Überlegungen so weit

war, that es ihm im Herzen wohl, dem Gedanken Raum geben zu können, ſein einziges Kind wieder um ſich zu haben. War's doch ſchier dreiviertel Jahre, daß er Ammi nicht mehr geſehen hatte! Und wie oft hatte er das Bedürfniß gefühlt! — Aber — ein Gedanke, der mit dieſem Aber durch ſeine Seele fuhr, erſchreckte ihn. Er kannte Ammi und ihre Feſtigkeit. Würde ſie kommen, wenn er es ihr ſagen ließe? — Lange ſaß er in tiefem Sinnen; dann ſtand er auf, er hatte den Ausweg gefunden. Zu der alten Goth wollte er morgen gehen; die mußte in die Stadt und Alles ausgleichen. Dann wollte er den Wagen anſpannen und Ammi ſelber holen. Hatte ſich ja doch, ſeit Hannjoſt in ſeinen Briefen ſich wieder an Lenen gewendet, auch ſein Verhältniß zu Ammi geändert, und ohne Furcht, daß man ihn hänsle, konnte er die Hand zum Frieden reichen.

Glücklicher, als ſeit langer Zeit, kehrte Bender heim. Sanfter und ruhiger hatte er ſeit jenem Hochzeittage nicht geſchlafen. Als er am andern Morgen aufſtand, war es ihm ſo wohl, ſo leicht im Herzen, daß er hätte ſingen und pfeifen können. Alles Bittere, was er beim Maire gehört, war verſchwunden, und leichten Herzens ging er bei Zeiten zu Ammi's Goth hinüber nach dem nächſten Dorf.

Unfern deſſelben begegnete ihm der alte Pfarrer, der viele Jahre lang ſein Seelſorger geweſen war und auf den die Gemeinde noch ungemein viel hielt. Dem

alten Geiſtlichen konnte Nichts erwünſchter kommen, als daß er Bender einmal traf. Er hatte ihm ſo Vieles zu ſagen, daß er kaum wußte, wo er beginnen ſollte. Dem Bender war's nicht recht geheuer, denn er wußte, der alte Pfarrer war, wenn er auch den Napoleon und die Franzoſen nicht leiden konnte, doch des Maire's Freund und verkehrte viel mit ihm. Hätte er ahnen können, daß Vieles von dem, was der Maire ſo ganz arglos hingeworfen in der geſtrigen Unterredung, mit dem Pfarrer verabredet war, er würde jetzt aus den Eiſen geſchlagen haben; aber darüber lag der Schleier des Geheimniſſes, und nie hob ihn eine Hand.

Nach dem herzlichen gegenſeitigen Gruße fragte der Pfarrer, wohin er wolle, und Bender ſagte es offen. — Mit großer Freude nahm der Pfarrer dies freimüthige Geſtändniß auf. Er ſagte ihm, wie oft ſchon die gute Ammi ihm weinend geklagt, daß ihr Vater ſo unverſöhnlich ſei, nicht nach ihr frage und ihr kein Vaterherz zeige.

„Bedenkt," ſagte er ernſt, „daß der ungerechte Fluch auf euer Haupt zurückfällt! Ammi hat Euch vor einem ſchweren Unrecht bewahrt; ſie war in ihrem Rechte, nicht Ihr. Und nun verſtoßt ihr das gute Kind, das mit ſo treuer Liebe an Euch hängt und ſich in Gram und Heimweh verzehrt. Ihr kommt in die Stadt und beſucht ſie nicht. Bender, Bender! gedenkt Ihr nicht an des Herrn Gleichniß vom verlorenen Sohn? Und Ammi iſt kein verlorenes Kind, und Ihr

wollt doch nicht vergeben? — Ihr betet alle Tage: Vergib uns unſere Schuld, wie wir unſeren Schuldigern vergeben — und Ihr thut nicht alſo?"

Bender traten die Thränen in die Augen. „Ach," ſagte er, „ich bin ja auf dem Wege!"

„Nein," erwiederte der Pfarrer, „Ihr wollt noch einen Schleichweg gehen; Ihr wollt Euch nichts vergeben, ſonſt ginget Ihr ſelber. Die alte Goth ſoll gehen."

Da rief Bender: „Ihr habt Recht; jetzt ſeh' ich's ein, und bei Gottes Barmherzigkeit, ich gehe ſelber!"

„So iſt's Recht," ſagte der Pfarrer; „aber noch Eins, Bender. Wie ſteht's zwiſchen Euch und Bauermann? Da wird noch der alte Haß lodern? Bender, denkt an das Gebet, an das ich Euch erinnert: Vergebt, damit Euch vergeben werde! Und warum ſpreizt Ihr Euch ſo gegen die Verbindung mit dem Stoffel?"

„Ach, Herr Pfarrer," ſagte Bender, dem es ganz weh ums Herz war, „Ihr wiſſet nicht, wie Ihr mich treffet. Ich hab' geſtern erſt klaren Wein eingeſchenkt gekriegt. Ich geb' Euch die Hand drauf, ſo hart und zähe ich bin, ich hab' mich umgewandelt. Ihr ſollt von mir hören, ich geb' Euch die Hand drauf."

Und er drückte die Hand des Geiſtlichen und ging, ſtatt ins Dorf, rechtsab das Wieſenthal hinunter, welches ihn auf den Weg nach der Stadt leitete.

Wer Ammi lange nicht geſehen hatte, erſchrak über das bleiche Ausſehen des einſt ſo blühenden Mädchens.

Offenbar nagte der tiefſte Kummer an ihrem Herzen, und dieſer Kummer war kein anderer, als der über ihres Vaters zähes Beharren auf ſeinem Sinne. Die Familie, die ſie mehr aus Liebe, als aus Bedürfniß ihrer Dienſte aufgenommen, ſuchte ſie aufzurichten, aber es gelang nicht. Halbe Nächte ſaß ſie weinend in ihrem Bett. Da trat unerwartet ihr Vater zu ihr. Als ſie ihn erblickte, ſanken ihre Arme wie gelähmt herab. Sie wurde noch bleicher, als gewöhnlich, und ein Zittern ergriff ihren ganzen Körper. Ihre Thränen brachen zugleich mächtig hervor, aber ſie vermochte kein Wort zu ſprechen.

Bender ſah ſie liebevoll an. „Ammi!“ ſagte er, „dein Vater kommt, ſein Kind wieder zu ſuchen.“

Er ſelbſt war bewegt, und ſein Auge wurde feucht, als er das ſagte. Da löſte ſich der Zauber, der ihre Bruſt beengte; einen Schrei ſtieß ſie aus, der gellend durch das Haus drang, und dann lag ſie an ihres Vaters Bruſt und weinte laut. Die Bewohner des Hauſes eilten herzu, und als ſie das Kind an des Vaters Bruſt ſahen und wie die Beiden weinten, da ſagte die alte Mutter zu den Ihrigen: „Laſſet ſie allein! Da feiert die vergebende und verſöhnende Liebe ein Feſt, deſſen ſich die Engel des Himmels freuen.“

Und ſie gingen und ließen ſie allein, bis ſie ſich ausgeweint, bis das Wort das Herz erſchloß und ſie die Vergangenheit vergaßen in der ſiegenden Liebe des Augenblicks. — —

„Es geschehen Zeichen und Wunder," sagte am folgenden Tag ein Nachbar zu der Wittwe Weierich, die bei der Lene in traulichem Gespräche saß. „Habt Ihr's denn schon gehört, daß Bender's Ammi wieder mit ihrem Vater ausgesöhnt und hier ist seit gestern Abend?"

„Was sagt Ihr?" rief Lene und sprang auf.

„Wahrhaftig, so ist's!" sagte der Nachbar.

Nun hielt keine Macht das Mädchen mehr. Sie flog die Straße hinauf und lag bald am Herzen der treuesten Freundin.

Bender war früh weggegangen, ohne daß er gesagt hätte wohin. Er hatte nahe bei Bauermann's Mühle eine Wiese. Dorthin war er gegangen, um Bauermann vielleicht zu treffen. In das Haus geradezu zu gehen, davon hielt ihn denn doch der noch nicht ganz niedergekämpfte Bauernstolz zurück. — Es war ein heißer Sommertag, der Himmel rein, ohne ein einziges Wölkchen. Obwohl es Vormittag war, so zitterte doch schon die Luft in der sengenden Gluth der Sonne. Die Pflanzen ließen matt ihre Blätter hängen und kein Lüftchen bewegte das Laub der Erlen, die am Mühlenteiche standen. An der Mühle ließ sich keine Seele sehen; nur die Räder klapperten emsig, vom starken Wasserstrahle getrieben.

Bender ging am Teiche hinab, wo es schattig war, und näherte sich der Pütz, die an die Mühle stieß und nach Landessitte mit einem sauber beschorenen und sorglich gepflegten Hage von Hainbuchen umfriedigt

war. Dort ſtanden des Müllers Bienenſtöcke, gegen die Hainbuchenhecke ſich anlehnend. Bender trat näher, um nach dem Flnge der Bienen und ihren vorliegenden Schwärmen zu ſehen. Das hatte er früher um keinen Preis gethan. Er ging wohl auch auf ſeine Wieſe, aber kein Blick ſtreifte die Mühle; er that, als ſähe er ſie nicht. Heute aber war er ſo glücklich, Ammi hatte ihn ſo liebevoll gegrüßt, als er aus der Kammer trat; ſie hatte ſein Frühſtück ſchon bereitet, und nie war die Suppe, die die Magd gekocht, ſo ſchmackhaft und ſo nach ſeinem Sinne geweſen. Er hatte Gott gedankt für die Wendung der Dinge, und es war ihm, als ſei die vergangene Zeit ein wüſter Traum geweſen. Da kam denn auch des alten Seelſorgers Wort wieder mit ſeinem ganzen Gewicht in ſein Andenken zurück, und das Verſprechen, das er ihm vor Gott gegeben.

Neben ſeinen Bienenſtöcken ſaß der Müller Bauermann auf einem Schemel, den er ſich dahin getragen, weil er heute gegen Mittag das Schwärmen eines Stockes mit Gewißheit erwarten konnte. Das Geräuſch von Tritten hatte ihn aufmerkſam gemacht. Er lugte durch die Lücken der Blätter, die ihn verdeckten, und gewahrte den Bender. Er erſtaunte; Bender ſah nach der Mühle; ja, es kam ihm vor, als ſuche ſein Auge Jemanden, als verlange er, Jemanden aus der Mühle zu treffen. Nach dem, was er bis jetzt an Bender erlebt, kam ihm das ſo ſonderbar und räthſelhaft vor, daß er ſich kaum darein finden konnte. Sein Erſtaunen

wuchs, als Bender an den Hag näher herantrat und die Bienen betrachtete.

In diesem Augenblicke stürmten die Massen der Bienen zum Flugloche heraus. Summend schwärmten sie nach der Höhe.

„Der fliegt ab!“ rief Bender. „Ist denn Niemand da?“

„Doch,“ sagte jetzt Bauermann, und stand auf, Bender'n grüßend. Der hatte sich schon zur Erde gebückt und eine Handvoll Erde gegriffen, welche er in den Schwarm warf.

„Hol' das Faß! geschwind!“ sagte er zu Bauermann, „ich will dir helfen!“ Rasch sprang er um die Ecke, wo die Thüre war, und stand bald neben dem Müller. Ohne auf etwas Anderes einzugehen, sprach Bender eifrig von den Bienen und beobachtete dabei die Richtung, welche der Schwarm zu nehmen schien. „Dort am Bäumchen hängt er sich,“ sagte er, und wirklich bildete sich bald der dicke Klumpen, anzeigend, daß dort die Königin ihren Ruhepunkt gewählt habe. Der Schwarm wurde nun gefaßt und dann ins Gras gestellt, wo er sich bald beizog.

Jetzt fühlte Bender, daß er reden müsse von dem, was ihm im Herzen brannte.

„Bauermann,“ sagte er verlegen, „ich habe dich viele Jahre lang im Verdachte gehabt, du seiest mein Gegner und Feind. Gestern sind mir die Augen aufgegangen und ich hab's eingesehen, daß ich dir groß

Unrecht angethan. Sieh', darum komm' ich und reiche dir die Hand und sage ehrlich: Verzeih' mir's; der Hader soll begraben sein ins tiefste Meer!"

Bauermann hatte ihm bewegt zugehört. „Gottlob," sagte er, „und Gott lohn's dem, der's gethan, daß du zur Einsicht kommst. Hier ist meine Hand! Niemand kann sie lieber reichen, als ich; denn Hader ist Eiter in den Gebeinen, und Friede ernährt, Unfriede aber verzehrt."

Mit einem herzlichen Händedrucke war der Friede hergestellt und besiegelt. Noch lange saßen sie bei einander, bis der nahende Mittag zur Heimkehr rief. Als Bender schon wieder jenseit der Pütz war, rief er noch zurück: „Sende den Steffel mit dem Wagen, ich muß heute noch Korn fassen."

„Es geschehen Zeichen und Wunder!" rief Bauermann, als er zu seiner Frau trat, bei der Steffel stand. Keines begriff, was er meine; als er aber erzählte, was sich ereignet, hörten sie voll Verwunderung zu und die Mutter schlug die Hände zusammen; Steffel aber ging in den Garten, weil es für sein Herz zu enge wurde in der Stube. Die Freude war so groß, nach so langer trostloser Aussicht; die Hoffnung schwellte sein Herz aufs Neue. Er konnte den Abend kaum erwarten, wo er Ammi wieder sehen sollte, und diesmal im elterlichen Hause, das er seit seinen Kinderjahren nicht mehr betreten hatte.

Ammi ahnte nichts, als ihr Vater mit dem Knechte

ging Korn zu fassen und ihm sagte, er habe den Müller selbst bestellt. Abends stand sie in der Stube, als ein Müllerwagen daher rasselte, den die Glocken der Rosse verkündeten. Sie hätte fast laut aufgeschrien, als sie Stoffel sah, der am Hause hielt und hereinsprang, nachdem er die Peitsche ans Kummet gesteckt. Hocherröthend blickte sie in ihres Vaters Angesicht. Dieser lächelte und sagte: „Geh', Ammi, und zeige dem Stoffel das Korn, das er laden soll."

Sie zauderte — das war zu außerordentlich, als daß sie hätte daran glauben sollen. „Nun," sagte Bender, „soll ich selbst die hohe Treppe hinauf steigen?" Da flog sie pochenden Herzens hinaus und vor Stoffel die Stiege hinan, daß er ihr kaum folgen konnte. Aber droben? Da sank die Glückliche an des Jünglings treue Brust und im Jubel erzählte sie ihm Alles, was sich seit gestern Wunderbares ereignet hatte. Doch wie erstaunte sie, als nun auch Stoffel ihr die neue Mähr von heute Morgen mittheilte. Ammi blickte dankend nach oben, Stoffel aber drückte sie an seine Brust und rief: „Ammi, es tagt nach langer Nacht und die Hoffnung geht auf wie die Morgensonne!" Und ihr in die Augen blickend, fragte er leise: „Sagst du auch Nein, wenn du mit mir am Altare stehst und dich der Pfarrer fragt, ob du mein Weib werden wollest?"

Da riß sie sich aus seinen Armen, deutete auf die Säcke und rief: „Stoffel, trag' das Korn hinab! Hörst du, es klingelt, die Mühle ist leer!" Und im Nu war

ſie die Treppe hinab und verbarg das glühende Antlitz in ihrer Kammer.

Es war im Spätherbſte des Jahres 1813, gegen Martinstag, und es war ein Wetter, daß man keinen Hund vor die Thüre hätte jagen mögen. Bäcker und Müller ſtritten draußen, wer von ihnen der größte Schelm ſei, wie man auf dem Hunsrück ſagt, wenn im Herbſte Regen und Schnee unter einander fällt und der Wind die Wetterfahnen und die Flocken und Tropfen trillt. Man ſucht dann eifriger den warmen Ofen und ſchmiegt ſich fröſtelnd daran, die bedauernd, die draußen ſein müſſen.

In einer hellerleuchteten Stube ſaß ein blühendes junges Weib neben dem alten, viereckigen Ofen, auf deſſen Platten bibliſche Geſchichtsdarſtellungen zu ſehen waren. Sie ſpann den ſilberglänzenden Flachs und zog feine Fäden, während ſie dann und wann einen liebevollen Blick auf die Wiege warf, in der ein Kind ſanft ſchlummerte, leiſe geſchaukelt von einem alten Manne, der auch kaum vom Kinde wegſah, deſſen Züge der ſchönen Mutter Abbild waren. Dann aber flog ihr Blick mit demſelben Ausdrucke zur andern Seite des Tiſches, wo ein junger Mann ſaß, der ſeine Pfeife rauchte und das glückliche Geſicht der Mutter mit unſäglichem Wohlgefallen betrachtete.

Das Geſpräch ſtockte eben, da klopfte es an dem Laden, erſt leiſe, dann ſtärker. Die junge Frau erſchrak.

„Herr Syndik!“ rief eine bekannte Stimme, und der junge Mann ging zum Fenſter und öffnete.

„Was gibt's?“ fragte er.

„Lieber Gott, es ſind wieder zehn Deſerteurs da, die um Gotteswillen bitten, wir ſollen ihnen Brod geben. Es ſind Deutſche.“ Es war ein Mann von der Sicherheitswache, die man überall in den Dörfern errichtet hatte, weil die Wälder von Deſerteurs der zerrütteten Armee wimmelten.

„Sollen wir ſie arretiren?“ fragte der Mann, ſetzte aber ſchnell hinzu: „Wir müßten dann aber Hilfe holen!“

„Steffel!“ bat das junge Weib, „es ſind ja auch treuer, trauernder Mütter Söhne! Thu' es nicht!“

Der Syndik blickte nach ihr hin und man ſah, wie ſchwer es ihm wurde, ſeiner Pflicht zu genügen.

„Ich muß,“ ſagte er. „Meine Pflicht fordert es.“

Ammi blickte trauernd in das Licht und ſeufzte tief. Stoffel griff nach ſeiner Mütze.

„Willſt du?“ fragte ſie zitternd vor Mitleid, Angſt und Sorge.

„Weib,“ ſagte er bittend, „mache mir meine Pflicht nicht ſchwerer, als ſie iſt!“

„Vater,“ bat ſie, „geht doch mit ihm, daß ihm kein Unglück widerfährt.“

Der alte Bender ſtand raſch auf, um nach ſeiner Mütze zu greifen; aber in dem Augenblicke kam ein zweiter Bote, der ſagte, ſie ſeien fort. Die Leute hatten ihnen Brod gegeben.

„Dann kann ich zu Hauſe bleiben,“ ſagte Steffel

Bauermann, der junge Syndik; ſchloß den Laden und ſetzte ſich wieder. Langſam kehrten Ammi's rothe Wangen wieder.

„Es iſt doch entſetzlich," ſagte ſie, „was die armen Jungen ausſtehen müſſen!"

„Und wie muß es um die Armee ſtehen!" meinte Vater Bender. „Seit der grauſamen Schlacht von Hanau laufen halbe Regimenter fort, der Heimat zu. Haben ſie aber Unrecht? Ihr Kaiſer lügt die Welt an in einem Bülletin, das man in alle Welt ſchickt, und ſagt, er habe geſiegt, und läßt ſeine Leute im Stich und macht ſich aus dem Staube nach Paris! Und euch, den Syndiken, gibt man Befehl, die armen Teufel zu arretiren, die nicht wiſſen, wer Koch oder Kellner iſt. — Nein, käm' einer oder zehn an unſere Thür, ich gäb' ihnen all unſer Brod. Gelt, Ammi?"

„Freilich," ſagte die junge Frau und blinzte ſchalkhaft nach ihrem Manne. „Sie kämen dann ja zum Bender und nicht zum Syndik Bauermann, zu Bender's Ammi und nicht zur Frau des Syndik."

„Schöne Wirthſchaft!" ſagte der Syndik halb ernſt, halb lachend. „Ich glaube, ihr habt's ſchon ſo gemacht."

Da ließ das junge Weib den Faden einlaufen, klatſchte leiſe in die Hände und ſagte: „Gelt, Vater, der Stoffel könnte Rathsherr werden!"

Der Alte lachte und ſagte: „Du haſt's ja nicht geſehen, als es geſtern Abend geſchah!"

„Ach," rief Ammi, „wenn doch der Hannjoſt käme!"

„Ei," erwiederte Stoffel, „da ſieht man doch, daß es ihr mit ihrem Nein nicht ſo ernſt war! Vielleicht ſagte ſie jetzt gerne Ja!"

„Du böſer Mann!" zürnte das junge Weib. „Aber nein," fuhr ſie fort, „laßt uns im Ernſte davon reden. Nun iſt's weit über ein Jahr, was ſag' ich, ſchier zwei, daß kein Zeichen des Lebens mehr von ihm gekommen iſt."

„Ich weiß nicht," ſagte Stoffel, „mir iſt's, als müſſe er kommen. Der Andres Pfaff aus der Stadt, der als Invalide heimgekommen iſt, hat ihn ja noch vor der Leipziger Schlacht geſprochen, wie er mir ſelber geſagt hat. Hat ihn Gott ſo lange erhalten, ſo bin ich des Glaubens, daß er kommt"

Und noch lange beſprachen ſie dieſe ihnen Allen wichtige Angelegenheit.

Und gerade in dieſer Nacht war es, daß nach ein Uhr an Weierich's Haus leiſe geklopft wurde. Der Knecht hörte es und dachte, es ſeien wieder hungernde Deſerteurs, welche damals in Schaaren die Wälder des Hunsrücks durchwanderten. Meiſt waren es Belgier und Holländer, oder Niederländer aus dem Bergiſchen oder der Gegend von Aachen und Cleve, die ſich ihrer Heimath näherten. Strenge Befehle wurden gegeben, ſie zu arretiren, aber kein Menſch that es, vielmehr leiſtete ihnen überall das Volk Hilfe und Beiſtand, ſo viel es konnte.

Der Knecht ſtand auf, um nachzuſehen, und da fiel

es ihm auf, daß der alte Spitz nicht bellte, ſondern mit allen Zeichen der Freude wedelnd an der Thüre herum lief. Er öffnete das Fenſter. —

„Jacob," ſprach eine Stimme, die ihm bekannt ſchien, „mach' auf, ich bin's, der Hannjeſt, des Syndiks Sohn; aber ſei ſtille, daß es Niemand merkt."

Der alte Knecht öffnete, und zerlumpt, naß und faſt baarfuß hinkte Hannjeſt herein. Die Uniform hing ihm in Fetzen am Leibe und den Arm trug er in einer Binde.

„Wie geht's meinen Eltern? was macht Lene?" fragte er.

„Eure Mutter iſt wohlauf und auch Lene — aber Euer Vater ruht ſchon lange im Grabe."

Da ſank der Arme auf die Bank und weinte laut.

Die Mutter hörte die Unruhe unten. Sie ſtand auf, machte Licht und kam herab. — Wie erſchrak ſie, als ſie den Fremden ſah! aber welche Seligkeit durchſtrömte das Mutterherz, als es der geliebte Sohn war! Schnell wurden Kleider geholt, Kaffe gekocht, und erſt jetzt ſah ſie ſeinen Arm. Er war verwundet worden bei Hanau und noch war der Stich einer Lanze nicht ordentlich verbunden. Die Wunde ſah übel aus. Was die pflegende Liebe konnte, geſchah, aber noch vor Tag holte der Knecht den Chirurgus aus der Stadt, der ein verſchwiegener Mann war.

Morgens kam, wie ſie pflegte, Lene. Am ſtrahlenden Antlitz der Mutter ſah ſie, daß etwas Erfreuliches vorgefallen war. Sie ſah ſie forſchend an.

„Komm," ſagte Jene und führte ſie hinauf. Der Chirurgus hatte eben den Arm unterſucht und verbunden. Lene warf ſich weinend über den Geliebten.

„Kannſt du dem Reuigen vergeben?" fragte er ſie. „Ich habe ſchwer gebüßt!" ſetzte er hinzu. —

Sie barg ihr Angeſicht an ſeiner Bruſt und ihr Mund brauchte nicht zu antworten.

Morgens kam Lene ſtrahlend vor Freude, zu Ammi, die allein bei ihrem Kinde ſaß. Dieſe ſah die Freundin einen Augenblick forſchend an, dann rief ſie: „Er iſt da! gelt, er iſt da?" Und Lene nickte mit ſeligem Antlitz.

„Aber ſchweig, um Gotteswillen!" ſagte ſie. „Wir halten ihn verborgen. Denk' dir, er iſt verwundet!"

Zwei Monate kaum war er verborgen, da kamen die Deutſchen unter Blücher's Führung und die Rheinlande waren frei. Des geneſenen Hannjoſt's erſter Gang war zu Stoffel und Ammi.

„Meinſt du, ich hätte es nicht gewußt?" fragte Stoffel ſeine triumphirende Frau. „Da hätt' ich ja doch blind ſein müſſen. Dir leſ' ich jeden Gedanken auf der Stirn!"

Bald vereinte der Pfarrer das glückliche Paar, und Lene ſagte nicht Nein.

So ging mir's.

Eine Geſchichte zur Lehre und Kurzweil.

Als ich noch in Heidelberg ſtudirte, und das war vor etwa vierzig Jahren, wohnte ich bei dem berühmteſten Schneider der Univerſitätsſtadt, dem Meiſter Ruppel, der alle Studenten zu Kunden und — in der Kreide hatte. Der Meiſter Ruppel hatte es weit genug gebracht. Er führte ein eigenes, anſehnliches Tuchlager, hielt zwanzig Geſellen, die alle in Einem Zimmer ihre Boutique hatten, und beſaß ein Haus, das ſich mit jedem der Stadt meſſen konnte. Er war glücklich, hatte wohlerzogene Kinder und eine liebenswürdige Frau. Sein Familienleben war friedlich und gemüthlich, und man meinte, im Hauſe ſeien alle Leute ſtumm, ſo ſtille ging Alles darin her, obwohl ſo viele Menſchen nicht wenig Bewegung hervorbrachten.

Ich hatte mich der beſondern Gunſt meines Hausherrn zu erfreuen, denn vor mir wohnte ein Kurländer im Hauſe, der Ruppel viel Herzeleid und Ärger anthat. Manchen Sonntag Abend verplauderte ich mit dem verſtändigen Manne, ſtatt auszugehen, und empfing dagegen Vertrauen und Freundlichkeit. Es iſt ein altes, wahres Wort: „Wie's in den Wald ſchallt, ſchallt's wieder heraus.“ Ich hab' das immer, hier aber beſonders erfahren.

Eines Sonntags, es war im hohen Sommer, wo

Alles ausflog an den Sonntagen, mußte ich zu Hause sitzen, weil ich mir den Fuß übertreten hatte.

Das war mir höchst unangenehm; denn Besuch bekam ich bei so schönem Wetter nicht, und ein solcher Sonntag ist drei Jahre lang. Morgens arbeitete ich; aber am Nachmittage legte ich mir ein Buch vor und wollte lesen. Bei der Stille, die außer- und innerhalb des Hauses herrschte, wurde aber bald meine Andacht so tief, daß ich mit der Nase auf dem Buche lag und mich inwendig besah — oder, zu deutsch: hart und fest schlief.

Durch ein leises Klopfen an der Thüre wurde ich geweckt.

Auf meinen Ruf trat Meister Ruppel herein und sagte: „Lieber Herr, da Sie heute ohne Zweifel entsetzliche Langweile haben werden, und keine Herren Studenten kommen, so wollte ich für mich und meine Frau die Erlaubniß erbitten, mit und bei ihnen den Kaffe zu trinken, und Ihnen so die Zeit etwas zu verkürzen, falls Sie nichts einzuwenden haben."

„Vortrefflich, Herr Ruppel!" rief ich aus. „Seien Sie mir herzlich willkommen."

Er setzte sich zu mir. Wir scherzten, lachten, plauderten Ernstes, wie's eben sich so in dem oft wunderlichen Gang eines Gespräches macht, bis seine Frau kam. Nun zündeten wir uns die Pfeifen an, sie goß Kaffe ein, und bald darauf saßen wir recht behaglich und gemüthlich bei einander.

Ruppel wurde ganz heimlich, wie man bei mir zu Hause sagt, wenn Einem das Herz aufgeht. Er erzählte Eins um das Andere aus seinem Leben, das mich begierig machte, seine Lebensfahrten im Zusammenhange kennen zu lernen

„Warum nicht?“ sagte er, als ich ihn darum bat; „Sie müssen's aber nehmen, wie ich es gebe, denn jeder Vogel pfeift, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und ich denke, das ist das Rechte.“

„Wer sein Leben erzählen will, muß bei seiner Wiege beginnen,“ sagte er. „Die meine stand in einem uralten Bauernhause zu Schlierbach. Es war einstöckig, stand am Berge, so daß das moosgrüne Strohdach nur eine Seite hatte, und mit seinen Sparren am Berge lehnte — und eben an der Firste die Haselnußstauden überhingen, deren süße Frucht ich alljährlich, auf dem Dache hinaufkriechend, pflückte. Unten über den Fenstern her lief eine ganze Reihe Schwalbennester, und die treuen Thiere hausten hier am liebsten; denn ich vertheidigte ihre Häuser gegen jeden frechen Spatz, der sich darin einnisten wollte. Es war ein mir angeborenes Gefühl des Rechtes, das mich trieb, den faulen Hausdieb zu verjagen. Dafür zwitscherten sie mir Morgens und Abends ihr Lied, und waren so heimlich, daß ich zusehen konnte, wenn sie bauten, brüteten oder ihre Jungen fütterten. Glauben Sie mir, das Thier hat uns überall lieb, wenn wir ihm Liebe beweisen, und seine Scheu vor uns ist allzeit die Frucht der Rohheit

und Härte der Menſchen gegen das arme Geſchöpf. Unſer Stübchen hatte zwei Fenſter, deſſen kleine Fenſterſcheiben der Mutter Reinlichkeit ſo klar hielt wie Kryſtall. In dem kleinen Stübchen ſpielte des Vaters Webſtuhl eine Hauptrolle, denn er war Leinweber. Der Mutter Spulrad machte ſich nebenan breit — da blieb faſt kein Raum mehr übrig. Es war ein Glück, daß wir Drei nicht viel Raum brauchten. Bei dem Weber-Handwerke war mein Vater Schulmeiſter. Das war ſo in Kurpfalz, daß die Handwerker in den Dörfchen Schule hielten, alle Tage vier Stunden. Das war genug. Was ſie lehrten? Nun, Rechnen, Leſen und ein Bischen Schreiben — das war der Inbegriff aller Weisheit. Dazu waren die Mädchen vom Schreiben ausgeſchloſſen. Sie lächeln? Ja, ja; da waren auch die Alten ſicher, daß ſie nicht hinter ihrem Rücken Liebesbriefe ſchrieben. Item, ſie wurden doch mit ihren Schätzen einig. Gelt, Lieschen?"

Die Frau lächelte ſchelmiſch, und man ſah, daß ſie aus ihren Jugendtagen ſich manche Erinnerung zurückrief.

„Für die Schule zu halten, empfing mein Vater dreißig Gulden; von jedem Bürger eine Uhrgarbe, um die Dorfuhr in Ordnung zu halten, und ebenſo von jedem ein Brod, ſogenanntes Glockenbrod, für das Morgen-, Abend- und Sonntagsgeläute. Das war ſeine ganze Beſoldung. — Außer der Schule wob mein Vater recht wacker, wie er denn ein ſtiller, fleißiger

Mann war. Vom vielen Reden war er kein Freund, und ſeine Gemüthsruhe kam nicht leicht in Gefahr, das Gleichgewicht zu verlieren.

„Übrigens hab' ich's damals ſchon weggehabt, daß, wie man zu ſagen pflegt, meine Mutter die Hoſen hatte. Es iſt nun freilich das Loos aller Ehemänner, lieber Herr, daß ſie unter dem Pantoffel ſtehen; es kommt nur darauf an, ob das Pantöffelchen von Sammt oder hartem Leder iſt."

Die Meiſterin goß ihm Kaffe ein und ſagte: „Glauben Sie's nicht, lieber Herr. Wir Frauen danken Gott, wenn die Männer zufrieden ſind und nicht brummen. Wir laſſen ſie gerne gewähren."

Ruppel ließ ſich nicht ſtören. „Ei," ſagte er, „hab' ich denn damit etwas Übles geſagt? Ich, mein' Seel'! bin der Meinung, daß das recht gut iſt, und wir dadurch vor manchem dummen Streiche bewahrt bleiben.

„Item meine Mutter war eine ſeelengute, weichherzige Frau, die nur dann und wann ihr Köpfchen durchſetzte. Ach, ſie war meiſt trübe geſtimmt, und oft ſah ich ſie weinen. Fragte ich ſie, warum ſie weine? dann drückte ſie mich an ihr Herz und ſagte: „Jacöbchen, Gott hatte mir ſieben Kinder geſchenkt, alle wie Milch und Blut, und die hab' ich alle müſſen ins Grab legen. O, das thut weh, ſehr weh, und ein Mutterauge kann nicht trocken bleiben, wenn ſie ihrer verſtorbenen Lieblinge gedenkt." Das begriff ich damals noch nicht, jetzt wiſſen wir's auch, lieber Herr."

Es entſtand eine Pauſe, und die Thränen, die in Beider Augen glänzten, galten einem lieblichen Mädchen von zwölf Jahren, das vor einem Jahre hingewelkt war, wie die Roſenknoſpe, die der Wurm benagt, ehe ſie ſich entfaltet hat.

„Ich wurde," fuhr darauf Ruppel fort, „von meinem Vater aufs Beſte unterrichtet. Ich rechnete fix, las fließend, ſchrieb leidliche Katzenfüße, und wußte den Heidelberger Katechismus ſo ſicher, wie ein Uhrwerk die Stunden ſchlägt. Dafür war ich — auch Primus in der Schule, und wenn der dicke Herr Kirchenrath zu Oſtern kam und Examen hielt, machte ich ihm den Knix für die ganze Schule, zum Gruße nämlich.

Er belobte allemal meinen Vater und ſagte von mir: „Herr Schulmeiſter, Er muß den Buben auch Schulmeiſter werden laſſen, maßen er nicht bloß gute Talente, ſondern auch Conduiten hat."

„Das that mir allemal gut, und ich ſah mich im Geiſte ſchon als Herr Schulmeiſter in meinem lieben Schlierbach, das für mich die Welt war.

„Als ich confirmirt worden, machte mein Vater Ernſt aus der Sache; aber ganz unerwartet gab es da einen Widerſtand, den er nicht mochte erwartet haben, und ich auch nicht.

„Die Mutter ſprach nämlich: „Da wird nichts daraus!"

„Mein Vater ließ erſtaunt das Weberſchifflein

ruhen und ſah ſie verwundert an. Ich nicht minder. „Warum denn nicht?“ fragte er langſam, und ich ſah zum erſten Male, daß er anlief bis an die Stirne.

„Darum,“ ſagte die Mutter, „weil du ſelbſt viel hundertmal aus der Schule kommſt, dich müde und ſchachmatt in den Sorgſtuhl fallen läſſeſt und ausrufſt: „Da ſoll man lieber die Säue hüten, als Schulmeiſter ſein!“ Darum, weil du ſelbſt viel hundertmal klagſt, daß die Glockenbrode ſchimmelig ſind, die Uhrgarben ſo klein, daß man ſie mit der Hand umſpannen kann, und jeder Bauer will, daß ſein Kind das geſcheidteſte werde. Geht's nicht, weil der Dummkopf nichts lernt, ſo heißt's: „Der verfluchte Schulmeiſter taugt nichts; wir dingen uns zu Martinstag einen andern!“ Setzeſt du die Kinder der Reichen nicht oben hin, ſo heißt's: „Wart', das gedenk' ich ihm!“ Und ſie ſpielen dir alle Schabernacke, die ſie nur können, und ich muß es hören und wieder hören. Gibſt du Einem eine Backpfeife, ſo iſt gar der Teufel los, und ſie laufen ſchnurſtracks zum Herrn Kirchenrath nach Heidelberg, der dich dann kommen läßt und rüffelt. Meinſt du, mein Jacöbchen, das letzte meiner Kinder, das mir Gott ließ, ſolle ſo geplagt ſein in der Welt? Nein; Handwerk hat einen goldenen Boden; aber freilich das der Leinweber nicht. Darum ſoll er mir auch kein Leinweber werden. Sieh ihn an, wie er ſo dünn und ſo krausgliederig iſt, und du wirſt ſagen: „Gott hat ihn zum Schneider beſtimmt, die alle nicht fett ſind.“ Da komm'

ich oft in das Haus des Schneiders Glöckner in der Mittelbadgaſſe, rechts ums Eck, wo der Bäcker Reiſſel wohnt, und bringe ihm das Tuch, das die Frau Meiſterin geſponnen. Der hat Geld wie der Kurfürſt, lebt herrlich und in Freuden, wie der reiche Mann im Evangelium, und hat ein Haus, wie's zwiſchen dem Mittelthorthum und der Cameralſchule nicht ſteht. Der iſt nicht, wie hier der Meiſter Zeppel, der nur die Mode von Anno 1711 kennt und keinen Rock nach heutigem Schnitte machen kann; nein, der hat alle Moden im Kopf und iſt ein ſolider Mann. Zu dem muß er in die Lehre! Sein Glück iſt dann gemacht!"

„Auf das Wörtlein muß legte ſie einen entſchiedenen Druck.

„Mein Vater hatte aufmerkſam zugehört. Mancher Seufzer hatte ſich aus ſeiner Bruſt gearbeitet, als Zeuge, wie wahr die Schilderung meiner Mutter ſei. Er ſchwieg eine Weile, ohne daß ſein Schifflein hin und her flog.

„Nicht wahr, Conrad, das iſt auch deine Meinung?" ſagte ſie darauf mit einem ſo ſchmeichelnden, herzgewinnenden Tone, daß mein Vater wehmüthig lächelnd mit dem Kopfe nickte, ſein Weberſchifflein wieder nahm, und ſeine Gedanken ſtill in das Tuch hineinwob, das er mit dem Rohrſchilde zuſammenſchlug.

„Die Sache war abgethan. Er hatte eingewilligt, und ich ergab mich um ſo lieber, als die Mutter mir

mein ſicheres Glück vorausſagte, und heute noch danke ich Gott, daß es ſo kam.

„Über die Sache ſelbſt hörte ich nichts mehr; aber am folgenden Sonntage ging mein Vater nach Heidelberg. Er zog ſeinen Sonntagsrock an, ſetzte ſeinen Dreimaſter auf und machte ein Geſicht, dem ich's aufs Haar anſah, er habe etwas Wichtiges vor.

„Meine Mutter ſaß zu Hauſe mit gefalteten Händen. Ach, die gute Seele betete ſicherlich für ihres Kindes glückliche Zukunft. Ich konnte es kaum erwarten, bis mein Vater zurückkam.

„Endlich ſah ich ihn daherſchreiten. Ich lief ihm entgegen, und freundlich nahm er mich bei der Hand, und führte mich nach Hauſe.

„Die Erwartung ſah aus meiner Mutter Augen, und ihre Lippe zitterte leiſe.

„Wie iſt's, Conrad?" fragte ſie. „Was hat Meiſter Glöckner geſagt?"

„Alles richtig!" entgegnete der einſilbige Vater.

„Gottlob!" rief die Mutter, und ſchlug ihr Auge zum Himmel auf, von wannen die Hilfe und Erhörung ihres Gebetes kam.

„Meiſter Glöckner braucht einen Jungen," fuhr der Vater fort, „und er iſt Zunftmeiſter. Da geht's. Morgen ſoll Jacöbchen in die Stadt. Gib ihm das gelbe Hähnchen mit, das einzige, das uns das Wieſel von der weißen Glucke übrig ließ. Das iſt ein angenehmes Präſent."

„Er legte Rock, Hut und Stock ab. Die Mutter trug's fröhlich in die Dachkammer, und für meine Hoffnungen und Gedanken ſchloß die jugendliche Einbildung das weiteſte Thor auf, und die Welt lag im Sonnenglanze vor mir.

„Am andern Morgen zog mir die Mutter mein Sonntagswamms an, das mir der Vater bei dem Schneider Zeppel hatte aus einem lederfarbigen Rocke machen laſſen, den er als Geſelle ſich in Baſel vor vielen, vielen Jahren gekauft. Die Farbe hatte vielerlei Schattirung angenommen, und die Ärmel waren kurz geworden, denn ich hatte ſeit meiner Confirmation einen entſetzlichen Schuß im Wachſen gethan. Meine blaue Hoſe zog ich an, die ich auch verwachſen hatte, und meine Schuhe mit gelben Schnallen. Das war mein höchſter Staat. Im Körbchen ſaß der Hahn. So zog ich ab unter den Segenswünſchen der Eltern, und meine Bruſt hob ſich in ſtiller Luſt.

„Es war eigentlich eine Schau, zu der ich ging, das wußte ich wohl, und die Mutter hatte mir Alles geſagt, was ich thun ſollte.

„Meine Sache ging gut. Zwar lächelte der ernſte Meiſter über meinen Knix mit dem Kratzfuße hinten aus; er ließ mich leſen, ein Exempel de Tri rechnen und etwas ſchreiben. Das ging mordfein, und er ſagte: „Du kannſt morgen kommen. Ich will für die Lehraufnahme bei der Zunft ſorgen.“

„Ich flog nach Schlierbach zurück, brachte des

Meiſters ſchönen Gruß und Alles war abgethan. Der Mutter Freude kannte keine Grenzen. Und doch — als ſie meine Hemden und Strümpfe in des Vaters altes Felleiſen packte, fielen mehr Thränen hinein, als ſie Kleidungsſtücke einpackte. Ihr Kind ging ja nun von ihr weg, um lange, lange draußen in der fremden Welt zu bleiben. Wer möchte das tadeln?

„Morgens früh ſchied ich. Alle meine Kameraden kamen und ſagten mir Adje. Die Mutter weinte; ſelbſt der ernſte Vater hatte Thränen in den Augen, als ich tröſtend zur Mutter ſagte: „Ich komme Sonntags immer zu Euch! Weinet doch nicht und macht mir das Herz nicht ſchwer!“

„Mir fiel's ſchwer genug auf das Herz, als ich zum Dorfe hinauszog. Aller friſche Jugendmuth war hin. So lange ich noch Schlierbacher im Felde ſah, hielt ich mich; aber als das Dorf und die Leute verſchwunden waren, ſetzte ich mich unter einen Nußbaum am Weg und weinte bitterlich.

„Es iſt Zeit, daß ich von mir rede. So wachsweich war ich eben doch nicht, daß ich leicht und gern weinte oder flennte, wie man zu Schlierbach ſagte. Nur jetzt preßte mir das Scheiden Thränen aus, und, meines Wiſſens, waren es die erſten dieſer Art; ſolche, die von Püffen und Fängen kamen, die ich bisweilen empfangen, waren häufiger geweſen. Dennoch war ich keine Schlafhaube, die gerne weint; vielmehr ein kecker Bube, dem das Mäulchen gar oft voreilte; zungenfix

und naseweis, und bereit, gerne abzutrumpfen, besonders wenn man mich reizte; denn Alles ertrug ich leicht, nur keinen Spott und Utz, wie man zu Schlierbach sagte. Dies möge genug sein, der Erfolg wird weiter selbst reden.

„Tiefe Eindrücke gibt's in einem frischen Bubenherzen nicht. Als ich mich ausgeweint, und ein Trupp Handwerksbursche lustig singend vorüberzog, war aller Schmerz vergessen. Ich schloß mich ihnen an. Sie trieben ihren Muthwillen mit mir, hatten aber auch ihre Lust an meinen kecken Antworten. Sie belehrten mich nach allen Seiten hin, und als wir das nahe Heidelberg erreichten, rief mir noch ein Schneider zu: „Junge, laß dir nur nichts von den Gesellen gefallen!"

„Lieber Gott, ich meinte, das sei Alles gut gemeinte Lehre, und dachte keine Minute daran, daß es Arglist gewesen, und daß der falsche Judas mir da etwas ins Ohr geraunt, das mir viel Herzeleid machen mußte; denn das Jungenleben ist überall ein Hundeleben, und Schweigen und schweigend Dulden ist die erste und oberste Tugend eines Jungen. Es ist, als ob jeder Geselle an dem Jungen sich schadlos halten wolle für alle Unbill, die er selbst in der Jungenzeit erlebt und durchgemacht.

„So ging ich denn schnurstracks in die Mittelbadgasse und in des Meisters Haus. Statt aber in des Meisters Stube zu gehen, gerieth ich an die Thüre der Arbeitsstube, wo die Gesellen saßen, und diese hatte ich noch nicht gesehen.

„Ich klopfte an und öffnete auf das „Herein.“ Verblüfft blieb ich an der Thüre ſtehen und machte meinen Knix. Er war aber etwas tief, und als ich mit dem rechten Fuße den Kratzfuß machte, und tüchtig hinten ausfuhr, kam ich unerwartet wider die Wand, bekam dadurch eine Neigung nach vornen, das mächtige Felleiſen auf meinem kleinen Rücken verſchob ſich, die Laſt kam auf die rechte Seite, die ſich ohnehin durch den Kratzfuß geneigt, und um das Gleichgewicht war es geſchehen. Ich plumpſte auf die Naſe, und ein ſchallendes, endloſes Gelächter brauſte auf wie ein wilder Sturm.

„Das Alles war das Werk einer unſeligen Minute.

„Es war ein maßloſer Ärger, der ſich meiner bemeiſterte. Ehrgeizig war ich immer geweſen. Jetzt lag mir des Judasbruders Mahnung im Gedächtniß, und dieſe trieb den Zorn zur Flamme.

„Ich ſprang auf, ballte meine Fäuſte und rief: „Die Narren erkennt man am Lachen!“

„Aber nun lachten ſie noch ärger, beſonders Einer, ſo groß wie ich, der hinten und vornen einen namhaften Höcker hatte, rothe Haare und krumme Beine wie eine Sichel. Weil der Knirps ſo klein war, dachte ich, das iſt auch ein Junge wie du.

„Buckelorum,“ rief ich voll Zorn, „nimm dich in Acht, ſonſt dreſche ich dir das Affenkäſtchen, das du da hinten hängen haſt!“

„Jetzt hätte Einer den Menſchen ſehen ſollen! In

einem Sprunge war er unten, und auf meiner Wange brannte eine Ohrfeige wie Feuergluth. Aber nun war's auch mit meiner Geduld aus.

„Daß dich —!" rief ich aus, packte ihn, und warf ihn unter die Boutique, daß ihm die Rippen krachten. Das war so Schlierbacher Art!

„Die Gesellen wollten bersten.

„Auf des Knirps Zetermordio ging die Nebenthür auf und der Meister erschien.

„Was gibt's hier?" fuhr er mich an, und in meiner Seele regte sich eine Ahnung, daß ich tolle Streiche gemacht. Ich drehte angstvoll meine Mütze.

„Ehe der Knirps sich unter dem Boutiquetische herausarbeiten konnte, stand ich vor dem Meister und sagte: „Herr Meister, als ich hier eintrat, weil ich Seine Thüre verfehlte, grüßte ich höflich, verlor aber das Gleichgewicht und fiel auf die Nase; da lachten die, und besonders der rothe Junge dort, der doch Junge ist wie ich, und als ich mich opponirte, schlug er mir eine Backpfeife ins Gesicht, daß mir der Backen noch feuert. Da hab' ich's kurz gemacht und ihn ein wenig unter den Tisch geworfen."

„Unwillkürlich lachte der Meister, aber er faßte mich beim Ohre, zupfte mich unsanft und sagte: „Du bist ein kecker Junge. Das will ich dir stecken. Der ist kein Junge, wie du meinst, sondern der Obergeselle, vor dem du Respect haben mußt, wie vor mir. Zähme dein Maul, sonst will ich dich lehren!"

„Zebedäus," ſagte er zu dem Buckelorum, „vergeß Er's dem Bauerbuben, was er gethan, und denk' Er großmüthig. Jacob wird ſich nicht mehr vergeſſen."

„Mir rieſelte es eiskalt durch alle Glieder. Mein Vater hatte mir von der Macht des Obergeſellen geſprochen, und mich beſonders angewieſen, mich mit dem gut zu halten Und nun hatte ich's wohl für immer verdorben. Ein Streifblick, den ich auf ihn warf, zeigte mir ein Geſicht voll Wuth über die erlittene Schmach, und ein Auge, in dem der wilde Zorn glühte. Was wird das werden? dachte ich, und ein tiefer Seufzer arbeitete ſich aus meiner Bruſt hervor, ein Seufzer, der aus der Tiefe kam, wo die Warnungen meines Vaters jetzt erſt wieder in Flammenſchrift ſtanden Der abſcheuliche Judas war Schuld daran.

„Der Meiſter zog mich in ſeine Stube. Er hatte Alles mit angehört, und hielt mir nun eine Predigt über die Pflichten eines Jungen, die mir das Blut erſtarren machte, zumal ich ſah, wie ich ſchon von vornherein dagegen geſündigt hatte.

„Iſt das dein beſtes Wamms?" fragte mich, ablenkend, der Meiſter.

„Ich ſagte: „Ja!"

„Er ſchüttelte den Kopf. „So kannſt du dich nicht ſehen laſſen," fuhr er fort, „denn da laufen dir die Buben nach." Er nahm einen Rock aus einem Schranke, gab mir den und ſagte: „Geh' hinüber und zertrenne den!"

„Als ich in die Stube trat, brauſte das Lachen wieder auf.

„Ich dachte: Lachet nur; mich ſollt ihr nicht mehr kriegen, und ohne Weiteres trat ich zu dem Rothen, und ſagte ſo beſcheiden als ich's konnte: „Herr Obergeſelle, wo ſoll ich mich hinſetzen?“

„Mit einem hölliſchen Blicke wies er mir am untern Ende der langen Boutique ein leeres Loch an, von dem ich ſofort Beſitz nahm. Mein Nachbar war ein Berliner, der mir freundlich wies, wie ich trennen ſollte.

„Allmählich wurde es ſtille. Der rothe Buckelorum aber ſchnaufte noch immer vor Zorn.

„Ruppelchen,“ ſagte er nach einer Weile, „warum haſt du denn heute kein Hähnchen mitgebracht?“

„Jib ihm eins!“ flüſterte mir der Berliner zu, und abermals lief mir mein Maul davon, daß ich ſagte: „Herr Obergeſelle, wir hatten nur zwei, und dem Letzten iſt ein Unglück paſſirt.“

„Was denn für eins?“ fragte er höhniſch.

„Druf! druf!“ raunte mir der Berliner zu, und das ſtachelte mich.

„Ei,“ ſagte ich, „es iſt aufs Dach geflogen, und da iſt's ſchwindelig geworden und herunter gefallen, und hat ſich hinten und vorn einen Höcker gefallen, daß man's vor ehrlichen Leuten nicht mehr kann ſehen laſſen!“

„Wie ein Teufel ſprang der Obergeſell auf und alle Geſellen lachten ohne Maaß.

„Stille!“ donnerte aber der Meiſter, der in der Thür unbemerkt geſtanden.

„Da hat Er's, Zebedäus!“ rief er dieſem zu „und es ſchadet ihm nichts; Er hätte den Jungen ſollen in Ruhe laſſen; aber dir, Jacob, ſag' ich, zähme dein Maul, das eine ſcharfe Schneide hat; und Er, Lude, laß er das Hetzen. Kommt ſo was noch einmal vor, ſo jag' ich ihn zum Teufel, und du, Jacob, wirſt heimgeſchickt, kriegſt aber erſt noch mein ſpaniſch Rohr zu ſchmecken. Jetzt will ich Ruhe und fleißige Arbeit haben!“

„Mit dieſen Worten ging er ins Zimmer, wo er zuſchnitt, und es war nun ſo todtſtille, daß man nur die Nadel hörte, die in das Zeug ſtach.

„Ich trennte wacker und es ging gut von der Hand.

„Zebedäus!“ rief der Meiſter, als ich den Rock zertrennt hatte.

„Dieſer huſchelte ins Gemach.

„Während dem flüſterte Lude mir zu: „Det haſt du jut gemacht; aberſchſt, nimm dir in Acht! Der Buckelorum, wie du ihn jelauft haſt, wird dir kuranzen.“

„Ich hatte genug gehört, um mir eine Lehre abzuziehen. Zu Pfingſten war ich im Schwetzinger Garten geweſen, und hatte da die Tempel-Inſchrift geleſen: „Reden iſt Silber; doch Schweigen iſt Gold!“ Die kam mir ins Gedächtniß und ich dachte, du willſt dir das „Gold“ zu Nutze machen. Ich hatte ſchon Lehren genug. Du kriegſt mich nicht mehr, dachte ich weiter,

als der Berliner mich veranlaſſen wollte, den Rothen abzutrumpfen. Ich gab ihm keine Antwort.

„Ruppel!“ rief der Rothe. „Hierher!“

„Gehorſam ſprang ich zu ihm.

„Er nahm mir das Maß; allein wo er anhielt, bekam ich einen Puff, daß es ein blaues Mal gab oder er kniff ins Fleiſch, daß ich hätte laut aufſchreien mögen. Aber ich ſchwieg und trug's ſtill. Als er nichts ausrichtete, rief er, indem er mir einen Rippenſtoß gab: „Das iſt ja eine ſteife Canaille, die ſich nicht drehen kann!“

„Aber ich ſchwieg und drehte mich dreimal herum wie ein Kreiſel.

„Die Geſellen verbiſſen das Lachen nur mit Mühe, und Buckelorum ärgerte ſich baß, weil das ein ſchweigender Spott war.

„Ich habe abſichtlich dieſe Begebenheiten breit erzählt, um zu zeigen, wie mein Eintritt ins Geſchäft begann, und wie ich mit meinem loſen Mäulchen mir einen Weg bereitete, auf dem mehr Dornen wuchſen, als ein Menſch ſchier ertragen kann, denn nichts machte ich von nun an recht. Der rothe Buckelorum tränkte mir's ein, daß ich ihm den Namen gegeben, und ihn unter die Boutique geworfen. Im Tage hieß es: „Ruppel, ich brauche Schnupftabak,“ denn er ſchnupfte unaufhörlich. „Hol' ihn am Mannheimer Thor bei dem Kaufmanne Hecht.“ Ich nahm die Doſe und lief, daß mir der Athem ausging. Kam ich wieder, ſo hieß

es: „Du vermaledeite Hausſchnecke, biſt du wieder über einen Steppelacker gekrochen?“ Kaum ſaß ich, ſo rief er: „Ruppel, lauf zum Poſamentirer in der Steingaſſe und hol' die Knöpfe!“ Kam ich außer Athem zurück, ſo rief er: „Faulthier, haſt du wieder bei einer Schlierbacher Heckenfrau gefraubaſt? Da, trag die Hoſe zu dem Herrn, der beim alten Schmitt am Klingenthore wohnt, aber raſſ dich!“ Hätte ich ſechſerlei Dinge auf einen Gang abthun können, ſo mußte ich ſechsmal darum gehen. Abends fiel ich ſchier um vor Müdigkeit, aber ſelbſt im Bett war keine Ruhe. Kaum ſchlief ich, ſo rief er: „Ruppel, hol' 'mal Waſſer!“ Ich mußte taumelnd auf. Oder er rief: „Hol' mir die Doſe, die im Rocke ſteckt.“ Überdies ſtieß, ſchimpfte und trat er mich mit Füßen, wo er nur konnte.

„Ich litt namenlos; allein den Triumph ließ ich ihm nicht, daß ich geklagt oder geweint hätte. Ich hatte ſchweigen gelernt und dulden. Es war feſter Vorſatz, der Meiſter ſollte mit mir zufrieden ſein und den Unhold wollte ich müde machen. Das gelang mir freilich nicht. Kam ich einmal nach Schlierbach und klagte meine Noth, dann weinte meine Mutter voll Mitleid und der Vater ſagte: „Das iſt überall ſo. Du erntеſt überdem, was du geſäet haſt. Hättſt du mir gefolgt, wär's ſo weit nicht gekommen.“

„Einen Troſt hatte ich doch. Von jedem Kleidungsſtücke, das ich wegtrug, gab's ein Trinkgeld, das hielt ich ſorglich zu Rath. Für das erſte Sümmchen kaufte

ich mir ein Paar Stiefel, dann eine neue Mütze, dann eine Hose und endlich einen Rock, so eine Art Colett oder kurzen Frack, wie man ihn damals trug. So sah ich schmuck aus, und wenn ich nach Schlierbach kam, sagten die Leute: „Guckt 'mal, das Jacöbchen ist schon ein ordentlicher Stadtherr, und kommt daher wie ein Student!"

„Das schmeichelte meiner Eitelkeit, denn eitel war ich wie Einer. Man sagt das uns Schneidern ohnehin nach und mit Grund, daß wir eitel seien. Mir scheint's natürlich. Wer alle Tage der Eitelkeit Anderer dient, und sieht, wie viel Werth man im Leben auf die Kleidung setzt, wird's am Ende, ohne daß er's merkt; daß ich kein übler Junge war, sagte mir ohnehin der mächtige Spiegel in des Meisters Stube, und in den sah ich gar gerne. Es war auch der Erste, den ich sah. Darüber zog mich der Buckelorum über die Maßen auf. Wenn's mich auch ärgerte, ich trug's wie das Andere, so stille wie ein Fisch, und dacht, das wird ja auch ein Ende nehmen. Ich bemerkte nämlich seit einiger Zeit, daß der Meister mit dem Buckelorum nicht zufrieden war. Er machte sich keck und spielte den Meister, wenn der abwesend war. Darüber beschwerten sich die Gesellen.

Eines Tages hörte ich sie mit einander hadern, und als der Buckelorum aus der Zuschneidestube kam, rief ihm der Meister nach: „Hier ist sein Lohn, geh' Er auf die Herberge!"

„Victoria!“ rief ich in meinem Herzen. „Mit dir und meinem Elende hat's ein Ende!“

Er rannte durch das Zimmer wie ein Irrwiſch, und kam bald in vollem Anzuge zurück und holte ſein Geld.

„Als er ohne Adje zu ſagen, zur Thüre ging, rannte mir der Berliner zu, der jetzt Obergeſelle war: „Junge, jeh' und mach' ihm ſo einen Jratzfuß nach, wie du einen jemacht, als du jekommen; du ſollſt es ooch jut bei mich haben!“

„Der böſe Feind ſaß mir im Nacken und ich dachte: da kannſt du dir einen Stein ins Brett ſetzen, und ich that's zum allgemeinen Vergnügen, weil ihn alle Geſellen haßten; aber als ich mich umdrehte, bekam ich von dem Meiſter, der zugeſehen hatte, eine ſo unangenehme Maulſchelle, daß ich, wie damals Zebedäus, unter die Boutique fuhr. Der Meiſter ſprach kein Wort dazu. Ich meinte, das ſei auch nicht nöthig geweſen, denn dieſe Handthierung ſprach deutlich genug, um verſtanden zu werden. Ich kroch heraus und rieb ſie ein, und der Berliner ſagte lachend: „So recht! reibe ſie wacker ein, von mir kriegſt du keene nich!“

„Gegen Abend nahm er mich auf die Seite. „Ruppelchen,“ ſagte er, „du biſt en janz juter Junge, wenn nur det verfluchte Maul nich wäre. Mich darfſte ooch nich quer kommen, denn de Hand iſt mich nich anjewachſen; aberſchſt du ſollſt es jut haben, wenn du dich mit mich hältſt. Siehſte, ich habe das Malheur,

det ich oftermals Leibjneipen kriege, beſonders jejen Abend. Da muß ich enen Doppelkümmel hinter die Binde ießen. Et wäre mich aber unanjenehm, wenn et der Meiſter wüßte. Hier haſte Jeld. Jeh' an mein Bett. Unter dem Kopfkiſſen liegt ſo ene klene Bulle. Die nimmſte und jehſt zu dem Wirth im Schiff in der Schiffjaſſe, die nach dem Neckar führt. Da läßte ſe füllen und ſtellſt ſe wieder an ihre Stelle. So machſte dir anjenehm bei mich und wenn de det jeden Abend jut machſt, ſollſtet jut haben."

„Aha! dachte ich. Dies Leibweh kommt wie das Fieber, allemal um die beſtimmte Zeit. Item, was liegt dir daran? Ich that's regelmäßig, und nun gingen wirklich goldene Tage für mich an. Zwar lud er mich oft ein, auch 'mal einen „Kurzen" zu nehmen, wie er den Schnapps nannte; aber ich danke Gott, daß ich einen ſo gründlichen Abſcheu davor hatte, daß ich nie in Verſuchung kam.

„Der Berliner war im Grund ein gutmüthiger Menſch, wenn ich auch mit ſeinem Thun gar nicht zufrieden war; denn er hatte niemals Geld, weil er ſpielte und gerne gut aß und trank. Er machte wohl allerlei Verſuche, mir meine Trinkgelder abzubergen, und zum erſten Male gelang es ihm auch, daß er mich um einen Gulden ſchnappte; allein ich gab nun mein Geld dem Meiſter aufzuheben, was dieſem recht wohl gefiel und mich ſicher ſtellte. Der Berliner verzog zwar die Miene etwas, als ich es ihm bei neuem

Drängen ſagte; aber es blieb dabei, und ich hatte Ruhe.

„Wart' nur," ſagte er, „wenn du einmal Jeſelle biſt, und mit uf die Herberje jehſt, dann hebt erſt det rechte Leben an; denn die Studenten ſind Lumpenhunde jejen uns. Du wirſt ein ſtarker Kerl, und ich freu mir, an dir enen rechten Adjutanten zu kriegen. Ich möchte einmal an die Sulzer."

„So nannten wir die Studenten damals, und der Buckelerum hatte ihnen den Namen gegeben. Weil ſie allezeit tief in des Meiſters Kreide ſaßen, ſo nannte er das „die Sulze," was ſo viel hieß, als eine gewürzte Brühe. Sie wiſſen," fuhr er fort, „es iſt ein uralter Haß zwiſchen Studenten und Knoten, wie ſie die Handwerksburſche nennen, und ich kann wohl ſagen, ſo ſchlimm es auch iſt, daß der ſchon den Jungen eingeimpft wird. Es hat mancherlei Quellen dieſes Mißverhältniß; aber eine Hauptquelle ſuche ich darin, daß die Mädchen des Mittelſtandes meiſt nach den Studenten ſchielen und den braven Handwerksburſchen überſehen. Das wurmt dem jungen Blut und der Haß wirft ſich auf die, welche ihm die Herzen abwenden, eine ſo angeſehene Rolle ſpielen und ſich um keinen Menſchen ſcheeren. Auch ich war damals ein rechter Studentenfeind, denn ich wurde von der Zunft losgeſprochen und aufgedungen als Geſelle, erhielt meinen Lehrbrief und war nun ein freier Herr. Das „Du" hörte auf und der Meiſter traktirte mich per Er. Das

durchzuckte mich mit Wohlgefühl. Ich hätte es früher schon gut gehabt im Hause, wenn der Buckelorum nicht gewesen. Der Meister war immer freundlich gegen mich, die Maulschelle abgerechnet, die er mir, wohlverdient, gesteckt, als ich den Scheidenden ruchlos verhöhnte. Ich blieb daher als Geselle im Haus. Ich war ein fixer, tüchtiger Arbeiter. Das wußte der Meister, aber ich auch, denn da auf das Stück gearbeitet wurde, so machte ich die Woche schier ein Viertheil mehr, als jeder andere Geselle, und doch war's besser genäht.

„Für mein Geld, das ich den Klauen des Berliners entrissen, kaufte ich mir einen flotten Anzug; denn so wollte es der Meister, und den machte ich mir nach dem neuesten und feinsten Schnitte.

„Himmel, was war ich ein Prachtkerl! Gewachsen wie eine Tanne, um die Hüften schmal wie ein Insekt, und doch kräftig gebaut, die Erstlinge des Bartes reiften um Kinn und Wange, und ein Schnurrbart machte sich gar patzig unter der Nase, und die Wangen waren roth wie junge Kirschen.

„Fragen Sie einmal meine Frau?"

Sie schlug ihm auf den Mund und sagte: „Sehen Sie 'mal, wie eitel er ist?" „Nun, nun," sagte ich, „es geht Ihnen eben noch nach, daß Sie ein hübscher Bursche waren."

Er lachte laut auf.

„Das merkte Niemand besser," fuhr er fort, „als

Agneschen, die Tochter unseres Gegenüber. Ihr Vater war ein Pechvogel, wie wir die Schuster nannten; aber das Mädchen war hübsch, wenn auch nicht so hübsch wie mein Lieschen, das ich erst später fand. Sei nicht böse, Franchen," neckte er, „der Herr will Wahrheit. Soll man denn die dummen Streiche seiner Jugend verschweigen? Ich saß an unserm Fenster, und Agneschen drüben an dem ihrigen. Sah ich hinaus, so sah ich sie, blickte sie auf, so sah sie mich. Das war natürlich. Und da wir uns beiderseits gefielen, so gab's sich auch ganz einfach, daß wir oft und gerne hinaussahen und die Augen sich begegneten. Daß die sprechen können, ohne Zunge, ist eine seit Eva's und Adam's Zeiten bekannte Sache. Die unseren redeten auch. Sagten die meinen: Agneschen, wie bist du hübsch! so sagten die ihrigen: Jacob, du gefällst mir auch!

„Eine Zeit lang hielt diese Sprache aus, aber nun mischte sich der Mund drein. Wir trafen uns in der Dämmerstunde am Fenster, aus dem sie so freundlich lugte. Noch ein paar Wochen — und sie war meine erklärte Geliebte.

„Niemand konnte mir etwas Unrechtes nachsagen. Ich lebte still und eingezogen, sparte meinen Verdienst, kleidete mich gut, und war auf schnurgeradem Weg Altgeselle, ja Obergeselle geworden, da mir Meister Glöckner sehr gut war. Das wußte der alte Pechvogel, des Agneschen's Herr Vater, sehr wohl. Daher sah er unsere wachsende Liebe sehr gerne. Ich war selig im

Traume, so herzlich von dem herzigen Mädchen geliebt zu werden, und ließ mir nicht träumen, daß ich nicht allein Hahn im Korbe sei.

Oben in einer Mansardstube unseres Hauses wohnte ein Student, ein rechter „Sulzer," der Lampadius hieß und ein liederlicher Finke war. Schulden hatte der Mensch wie ein Erbprinz, aber das mußte man ihm zugestehen, er war ein bildschöner Junge, so schön, wie nur Einer in der Stadt. Der luchste aus seiner Kammer herab in des Agneschen's pechschwarze Augen, und ich wußte es nicht, und unser Junge, ein verschlagener, kleiner Gaudieb, trug die Liebesbriefe hin und her, was ich aber Alles erst später erfuhr, und auch des Agneschen's Vater nicht wußte.

„Mein Meister, der das Agneschen über die Taufe gehoben, sah's gerne, daß ich so um es herum ging, und da er keine Kinder hatte, glaube ich, er hatte es gut mit uns Beiden vor. Davon ahnete ich freilich nichts.

„Die Sache ging so ihren gemessenen Gang. Erst sprach ich sie am Fenster. Dann saß ich bei ihr und dem Vater auf der Bank vor der Thüre. Darauf kam ich ins Haus, und, da ich merkte, daß mich der Alte wohl leiden mochte, machte ich kein Geheimniß daraus, daß ich das Mädchen lieb hatte.

„Um diese Zeit wollte es des Berliners Unstern, daß der strenge Meister hinter sein Schnappstrinken kam. Da war's aus. Er mußte das Felleisen schnallen

und gehen, blieb aber doch in der Stadt und wurde Obergeselle bei dem alten Batt auf der Hauptstraße, nahe beim „König in Portugal.“ Auch der vermaledeite Buckelorum war noch da, und hatte sich bei dem Schneider Eller im „kalten Thale“ als Obergeselle eingenistet. Er mied mich aber, wo er konnte, und kam ich in den „faulen Pelz,“ um ein Rüpel Bier zu stechen, und er war auch da, oder in den „Reichsapfel,“ so machte er sich blitzschnell aus dem Staub. Er traute dem Landfrieden nicht. Und doch wäre er sicher gewesen, denn ich hätte mich sicherlich an der mißrathenen Kreatur nicht vergriffen. Nur einmal, als er getrunken, wollte er an mich, aber ich beachtete ihn nicht mehr.

„Ich wurde Obergeselle! Keine Worte schildern diese Freude und das Glück meiner Eltern. Ich darf es ja wohl sagen, daß ich sie in ihrem Alter getreulich unterstützte und von meinem Überflusse, denn den hatte ich nun, ihre Lage besserte. Der Vater hatte, da ein Jüngerer ihm den Rang ablief, und wohlfeiler der Gemeinde diente, den Schuldienst verloren. Da ging's ihnen etwas knapp, und ich schätzte mich glücklich, die Last ihres Lebens erleichtern zu können. Es würde auch fort und fort geschehen sein, wären nicht unselige Ereignisse eingetreten. Seit ich Obergeselle war und nur noch einen Schritt zum Meister hatte, wurde ich von dem alten Pechvogel mit ganz anderen Augen angesehen. Selbst Agneschen ließ sich gerne von unserer

künftigen Heirath verduſeln. Ich ſprach von nichts lieber, was mir mein Lieschen gewiß vergibt, da ſie auch einen Schatz hatte vor mir, der auch wohl ſolche Dinge mit ihr wird verhandelt haben. Gelt, Alte?"

Sie lächelte ſtill und ſagte dann: „Fahr' doch fort. So genau haſt du mir's doch noch niemals erzählt."

„Wie geſagt," fuhr der Meiſter fort, „ich war ein gemachter Burſche. Damals hatte ein ſpekulativer Kopf dem „rothen Läppchen" den Rang abgelaufen, und auf dem Wege nach Schlierbach den „Hausacker" zu einer Wirthſchaft hergerichtet. Dahin ſtrömte Sonntags alle Welt: Studenten, Bürger, Handwerksburſche und Frauen und Mädchen des Bürgerſtandes. Agneschen pochte das Herz, wenn ſie erzählte, wie ihre Nachbarinnen, des Glaſers Töchter, am letzten Sonntage ſo vergnügt im „Hausacker" geweſen.

„Wart!" dachte ich, „nächſten Sonntag ſollſt du dieſe Freude haben!" Ich ſagte es ihr. Und als der Sonntag kam und drei Uhr Mittags, trat ich in Agneschen's Zimmer. Ich trug einen königsblauen Frack, den ein Graf hätte tragen können, gelbe Nankinghoſen, weiße Weſte und neuen Hut. Agneschen war weiß gekleidet und ſah zum Küſſen hübſch aus.

„Stolz, wie ein König, ſchritt ich dahin, das hübſche Mädchen am Arme. Die Leute ſahen uns überall bewundernd nach.

„Agneschen preßte ſich an mich, als ſolle ſie mir geraubt werden.

„Sie zitterte vor Lust und war im siebenten Himmel, wie man sagt.

„Wohl fiel es mir auf, daß sie oft zurücksah, als erwarte sie Jemanden, aber ich beruhigte mich wieder, als sie auf meine Frage entgegnete, sie sähe nach den geputzten Leuten. Freilich wurde sie roth wie eine Essigrose, aber ich dachte an nichts Schlimmes. Als aber das immer ärger wurde, kam mir doch der quälende Gedanke, sie spiele am Ende die Falsche. Das wurmte mir im Stillen.

„Endlich erreichten wir den „Hausacker," wo alle Räume so vollgepfropft waren, daß wir kaum zum Sitzen ein Plätzlein fanden. Ich bestellte Wein, denn ich wollte meinem Mädchen Ehre anthun. Mit nicht geringem Ärger sah ich mir gegenüber an der Wand den rothen Buckelernm, den Zebedäus, sitzen, der mich höhnisch ansah. Nicht weit davon sah ich den „Sulzer" Lampadius, der mit Agneschen zu liebäugeln anfing.

„Mein Blut wurde heiß. Ich stürzte einige Gläser Wein rasch hinunter. Davon wurde es noch heißer. Die Musik spielte auf, und im raschen Tanze mit Agneschen glaubte ich Frieden zu finden. Aber Prost die Mahlzeit! — Ich wurde nur noch aufgeregter. Als wir wieder saßen, ließ sich Lampadius mit Agneschen in ein Gespräch ein, das mir noch mehr wurmte, weil er ihr allerlei schöne Dinge sagte, und das Mädchen sie mit unzweideutigem Wohlgefallen anhörte. Bald merkte ich, daß die Füße des Lampadius und Agneschen's

ein gar vertraulich Zwiegespräch unter dem Tische hielten.

„Alle Wetter!“ dacht' ich. „Dir will ich das vertreiben;“ lugte hinab und treffe mit meinem Stiefelabsatze des Sulzers Zehen, daß er einen lauten Schrei thut.

„Der Zebedäus lachte teufliſch. „So recht, Rupprechen,“ rief er, „du haſt ohnehin ſchöne Hörner! Stoß einmal damit, daß die Leute ſehen, du ſeieſt ein rechter Geisbock!“

„Da war's aus. Raſch griff ich über den Tiſch, faßte den Buckelorum bei den rothen Haaren, zog ihn herüber, tunkte ſeine Habichtsnaſe ſo heftig in den verſchütteten Wein, daß das Blut herausſchoß, und dann riß ich ihn heraus und ſchleuderte das kleine Ungethüm mitten unter die Tanzenden. „Det war ein Meiſterſtück!“ rief der Berliner, der plötzlich an meiner Seite ſtand. „College,“ ſagte er, „du biſt en Kernjunge jeworden! Ich denke, wir kommen heute noch an die Sulzer.“

„Das Alles ging ſchnell, wie ein Gedanke. Als ich mich nach dem Berliner umſah, fiel ein Ziegenhainer mit Rieſenkraft auf meinen Kopf. Hätt' ich den Hut nicht aufgehabt, er hätte mich ohne Zweifel tüchtig getroffen und zu Boden geſchlagen.

„Verdammter Knote,“ rief Lampadius, „das iſt für den Tritt!“

„Einen Augenblick war ich wie betäubt, dann aber

ergriff ich die Flasche und schleuderte sie dem Sulzer an den Kopf.

„Nun gab es Arbeit! Der Lampadius blutete. Wie ein Rasender sprang er auf den Tisch, um an mich zu kommen. Ich aber faßte seine stämmigen Beine und schleuderte ihn in den Tanzsaal. Agneschen, die meine Hände von den Beinen des Sulzers abwinden wollte, flog in ihrem weißen Fähnchen, von der Macht des Schwungs ergriffen, nach.

„Jetzt gab's ein wildes Geschrei. Alle Studenten schaarten sich um Lampadius, alle Handwerksburschen um mich, und es entstand eine heillose Rauferei.

„Was ich that, weiß ich nicht; aber daß ich mit einem Stuhlfuße, den ich ausgerissen, dreinschlug wie ein Besessener, war eine nur zu wahre Thatsache. Wein, Leidenschaft und Zorn hatten mich außer mir selbst gebracht.

„Plötzlich, als eben der Kampf im höchsten Brande war, riß mich Jemand gewaltsam zurück. Es war der Berliner. „Junge," rief er mir ins Ohr, „et is Zeit, det wir die Platte putzen. Der Buckelorum ist nach der Stadt jerannt, die Polizei zu holen. Kriegt dir die, so kannst du in Nummro Sicher brummen, und mich jeht's nich besser."

„Das Wort gab mir meine Besinnung wieder. Ich erkannte seine Wahrheit, und schnell wie der Blitz waren wir draußen, während die Prügelei lustig fortging.

„Es war dunkel geworden.

„Der Berliner zerrte unaufhörlich, daß ich mit ihm davonginge, aber ich konnte nicht. Ich wollte sehen, wie es Agneschen gehe. So falsch sie auch an mir gehandelt, so bedauerte ich sie doch jetzt.

„Endlich kam sie mit fliegendem Haare, zerrissenem Kleid, in Summa in einem beklagenswerthen Zustande, heraus. Als ich sie sah, rang Zorn und Mitleid um die Herrschaft in meinem Herzen. Ich trat ihr näher.

„Agneschen," sagte ich, „das ist der verdiente Lohn der Untreue!" Da hätte aber Einer hören sollen, wie sie mich mit Schimpfreden übergoß. So etwas hätte ich dem sanften Mädchen nun und nimmer zugetraut.

„Jefällt dich der Jesang?" fragte mich der Berliner. „Det is ene Nachteule," sagte er, „die dir in Nummre Sicher bringt, denn da hinten kommt die Polizei."

„Er riß mich fort auf dem Schlierbacher Wege.

„Fort, fort!" rief er. „Hörst du sie laufen?"

„Wirklich waren sie uns auf der Fährte.

„Wir waren wie Besessene davongerannt, aber plötzlich empfand ich so entsetzlichen Milzstich, daß ich keinen Schritt mehr weiter konnte. Der Berliner riß mich in das Gebüsch zur Seite des Weges.

„Wo sind sie?" hörte ich die Stimme der Schaarwächter, die auf dem Weg, uns gegenüber, standen. Es waren ihrer Zwei.

„Stille nur!" flüsterte der Berliner, allein in dem Augenblicke kam mir ein so unwiderstehliches Niesen an, daß ich umsonst es zu bezwingen versuchte.

„Mein Lebtag hatte ich die beſondere Natur, daß ich, wenn ich ins Nieſen kam, ein außerordentliches Geräuſch machte. Die Hitze, in der ich mich befand, und die Kühle der Nachtluft, der feuchte Boden, auf dem wir lagen, mußte es verurſacht haben, daß es jetzt mit außerordentlicher Macht losbrach und gar nicht enden wollte.

„Proſit!“ rief einer der Schaarwächter, und ſtand mit einem mächtigen Sprunge vor uns.

„Der Berliner ſprang auf, ſchlug ihm auf den Kopf, daß er taumelte, und entſprang. ich konnte mich vor Milzſtich nicht regen.

„Auf den Schrei des Getroffenen kam der Andere herbei, und ich war in ihren Händen.

„Umſonſt flehte ich, ſie möchten mich nur eine Minute ruhig laſſen, weil ich ſo heftig litte. Sie ſtießen mir die weißen Knöpfe ihrer ſpaniſchen Rohre in die Rippen, daß ich auf mußte, und ſo ſchleppten ſie mich denn ohne Erbarmen zum Hausacker, und von da nach der Stadt.

„Es war ein Glück für mich, daß es ſtichdunkele Nacht geworden, denn ich wäre vor Scham des Todes geweſen, hätten mich die Leute geſehen.

„Als wir ſo dahingingen, vernahm ich Agneschen's Stimme, und auch bald die des Lampadius, an deſſen Arm ſie hing. Sie verſicherte ihn, daß ſie nur ihn liebe, mich, den ſie mit den abſcheulichſten Namen benannte, aber nur als Verwand behandelt habe. Das

war wieder ein Gewinn für mich, aber der Grimm ſtieß mir ſchier das Herz ab. So ſehr es mich auch drängte, ihr ein Wörtlein zuzurufen, ich ſchwieg und überwand mich ſelbſt.

„Bald darauf nahm mich das Stadtgefängniß liebreich auf. Ich ruhte auf den Lorbeeren meiner Thaten aus — aber ſie waren hart und verwandelten ſich in die Dielen einer unreinen Pritſche.

„O, das war eine Nacht! Kein Schlaf kam in mein Auge, aber wohl die Reue in mein Herz mit einer zerfleiſchenden Gewalt. Meine Eitelkeit erſchien mir zuerſt in ihrer Verwerflichkeit. Hätte ich das Geld, was ich auf meine üppige Kleidung verwendete, meinen armen Eltern gegeben, wie wohl hätte es ihnen in ihren alten Tagen gethan! Und ich wäre ja bewahrt geblieben vor dem Heere von Thorheiten, welche die Schwelle zu meinem Unglücke bildeten. Hätte ich mich nicht an das leichtfertige Ding gehängt, die mich doch nur hänſelte, hätte ich die Augen aufgethan, ich hätte es wahrnehmen müſſen, wem der glühende Blick ihres ſchwarzen Auges galt, den ſie heraufwarf, und den meine Eitelkeit auf mich bezog. Ich rauſte mein Haar und verwünſchte die Eitelkeit und die Mädchen, den Hausacker und mich ſelbſt. Mein Jähzorn erſchien mir in ſeiner Strafbarkeit, und jetzt erntete ich noch die Früchte meiner kecken Zunge an dem vermaledeiten Zebedäus. Dachte ich an die Folgen meiner Handlungen, ſo war ich entehrt, konnte in Heidelberg nicht

mehr bleiben, und was ſollte es werden? Ich hatte keinen Heller Geld mehr. Wo das hingekommen, wußte ich nicht. Es war mir aus der Taſche gemauſt worden im Gedränge. Manchmal kam mir ein Verdacht gegen den Berliner in die Seele, weil ich mich dunkel erinnerte, daß er einmal in meine Taſche gegriffen hatte. Ich ſprach ihn aber frei, denn ich hielt ihn für viel zu ehrlich, als daß er das thun könnte.

„Wohin ſollte ich? Nach Schlierbach? Nein! die Schande wollte ich meinen Eltern nicht machen. War ihr Kummer ja ohnehin groß genug, wenn ſie meine Streiche vernahmen.

„In dieſem Zuſtand einer entſetzlichen Seelenqual verlebte ich eine Nacht, wie ich mich keiner zweiten erinnere. Der Morgen wollte gar nicht kommen. Endlich blitzten die erſten Lichtſtreifen in das Loch, das meinem Kerker als Fenſter diente. Nie habe ich in tieferer Bewegung den Tag begrüßt, als damals. Ich fiel auf meine Kniee nieder und gelobte Gott, ein anderes Leben zu beginnen.

„Endlich, nachdem ich noch manche Stunde geharrt, wurde ich vor das Stadtamt geführt. Fürchterlich war mir dieſer Augenblick, fürchterlicher noch, weil Lampadius gegen mich zeugte, und der Buckelorum mit ſeinem höhniſchen Teufelsgeſichte mich belächelte und Schuld auf Schuld häufte. Mein Urtheil war acht Tage Arreſt bei Waſſer und Brod, und Verweiſung aus der Stadt. Acht Tage im Kerker! Ich meinte, in

die Erde zu ſinken; allein ich hielt mich, um nicht dem Zebedäus die Freude zu vermehren. Als ich an ihm vorübergeführt wurde, flüſterte er: „Keinen Kratzfuß machen?“ Hätte ich gekonnt, ich hätte ihm den Hals gebrochen.

„Was ſoll ich von jenen acht ſchrecklichen Tagen ſagen? Die Qual, die ich ausſtand, läßt ſich ermeſſen; doch ſie waren mir heilſam, und eine beſſere Strafe hätte mir gar nicht zu Theil werden können zu meiner Beſſerung.

„Am Tage meiner Entlaſſung lief ich zu Meiſter Glöckner, packte und ſchnürte mein Felleiſen, und ſagte ihm dann, mit einer Thräne im Auge, Lebewohl!

„Er reichte mir ſeine Hand. „Ruppel,“ ſagte er, „laß Er ſich das zur Warnung dienen. Ich verliere Ihn ungern und ich hatte es gewiß gut mit Ihm vor, allein Sein Leichtſinn hat Alles zerriſſen. Werde Er ein braver Menſch, und kommt Er dann einmal heim, ſo will ich Ihn wieder mit Freuden aufnehmen.“

„Ich drückte ſeine Hand und ging. Ach, der brave Mann wußte nicht, daß ich auch nicht einen Kreuzer in der Taſche hatte. Ich konnte es nicht über das Herz bringen, es ihm zu ſagen. Er hätte mich wahrlich nicht verlaſſen. An Agneschen's Haus eilte ich vorüber, ohne auch nur einen Blick darauf zu werfen. Alle Neigung zu der Betrügerin war erſtorben, und hatte einem tiefen Abſcheu, einer gründlichen Verachtung Raum gemacht.

„Ohne mich aufzuhalten, eilte ich über die Neckarbrücke. Erſt als ich jenſeits ſtand, wo man noch einmal in die Felſenſchlucht blicken kann, aus der der Neckar ſtrömt, wurde mir's weich ums Herz. „Dort oben liegt das Dorf deiner Heimath," dachte ich; „dort rollen die Thränen deiner Eltern, die jetzt ihre letzte Stütze wanken und fallen ſehen, und nicht einmal wiſſen, was aus ihrem Kinde wird." Dieſer Gedanke preßte mir die Bruſt zuſammen, daß ich nicht athmen konnte. Ich ſetzte mich in die Weiden am Ufer des Neckar und weinte bitterlich, und erſt, als ich mich recht ausgeweint, wurde mir's leichter um das Herz, und ich wanderte weiter, ohne zu wiſſen wohin.

„Gegeſſen hatte ich nichts, als eine Rinde trockenen Brodes. Bei Handſchuchsheim erbarmte ſich ein Bauer meiner. Er ſaß auf dem Kirſchbaum und brach die lockende Frucht.

„Als ich ſo ſehnſüchtig hinaufſah, rief er: „Wie iſt's, Landsmann, will Er ſich ſatt Kirſchen eſſen?"

„Ich habe kein Geld," ſagte ich mit gepreßtem Herzen.

„Darnach hab' ich ja nicht gefragt," ſagte der ehrliche Menſch; „leg' Er ſein Felleiſen ab, und komm' Er herauf."

„Das ließ ich mir nicht zweimal ſagen. Wie ein Gedanke war ich auf dem Baum und that mir gütlich. Ich dankte herzlich, als ich mich gehörig getroffen, und mit dem treuherzigen: „Behüt' Ihn Gott!" entließ mich der Bauersmann.

„Ich lief, was ich laufen konnte. Vor dem Fechten, wie es die Handwerksburschen nennen, hatte ich einen Abscheu, den ich nicht überwinden konnte. In ein Wirthshaus konnte ich nicht gehen, denn ich hätte ja das arme Schlafgeld nicht zahlen können. Jemanden in dem nahen Dorf um eine Schlafstelle zu bitten, konnte ich auch nicht über mich gewinnen.

„Da fiel mein Blick auf die Wiesen, in denen die duftigen Heuschober saßen. „Ei," dachte ich, „wie willst du's besser haben?" Es fing an zu dunkeln, und das Feld war leer von Arbeitern.

„Ich ließ den staubigen Weg liegen, und ging nach dem Neckar zu. In einem Heuschober wühlte ich mir ein bequemes Lager, deckte mich mit Heu so zu, daß nur mein Gesicht frei blieb, legte das Felleisen als Kopfkissen unter, und ehe noch der Mond am Himmel heraufstieg, lag ich im tiefsten Schlaf. Ich hatte ja auch Vieles nachzuholen; denn in den Tagen meiner Haft konnte ich auf der harten Pritsche nicht gut schlafen; ich war diesen Tag stark gewandert. So machte nun die Natur ihr Recht geltend und alle Leiden, alle Gewissensbisse, alle Sorgen vor der Zukunft waren vergessen. Der plätschernde Neckar, die säuselnden Winde und das Nachtlied zahlreicher Nachtigallen wirkten zusammen mit meiner Ermüdung und meinem weichen, duftigen Lager, daß ich nie herrlicher geschlafen zu haben, mich erinnern kann.

„Mit den ersten Strahlen der Sonne erwachte ich.

Mir war ſo wohl. Ich erinnerte mich des Liedes, das ich bei meinem Vater gelernt: „Mein erſt' Geſchäft' ſei Preis und Dank ꝛc.," und ich betete es mit der innigſten, frömmſten Erhebung. Ich hatte die Seele Gott befohlen. Das gab mir ein Frohgefühl, daß ich freudig aufſprang, mein Felleiſen umwarf und fröhlich, wie die Lerche, die über mir ihr frohes Morgenlied ſang, meinen Weg antrat.

„Bald genug aber meldete ſich der unerbittlichſte Geſelle, der Magen. Wo ſollte ich etwas hernehmen, ohne zu betteln, was ich nicht über mich vermochte, oder zu ſtehlen, wogegen ſich mein Rechtsgefühl auflehnte. Ich mußte weiter. Es wurde Mittag. Ich ſah den blauen Rauch aus den Schornſteinen der Dörfer aufſteigen und dachte, wie gut das Mittagsbrod dort wohl den Leuten ſchmecken müßte: aber ich hatte keins, und konnte mir auch keins kaufen.

„Freilich hätte ich ein Kleidungsſtück veräußern können, allein ich fürchtete, für einen liederlichen Geſellen gehalten zu werden, und, ehrlich geſtanden! es ging mir auch ans Herz, ehrlich erworbenes Gut ſo wegzuſchleudern.

„Am Nachmittage ſah ich ein ſchönes Städtchen vor mir liegen. Ich fragte Jemanden, ob eine Schneiderherberge drinnen ſei?

„Das bejahte der Mann, bezeichnete mir das Haus, und, ſo gut es die matten Glieder vermochten, ſteuerte ich darauf los.

„Ich grüßte den Herbergsvater mit dem Handwerksgruße.

„Woher des Weges?“ fragte der mürrisch aussehende Mann.

„Von Heidelberg!“ war meine Antwort.

„Wo gelernt?“ fragte er weiter.

„Bei Meister Glöckner,“ sagte ich; „war auch Geselle und Obergeselle dort.“

„Warum denn fortgelaufen? He! Auch vielleicht in des liederlichen Ruppel Geschichte verflochten?“

„Der Ruppel ist so übel nicht,“ sagte ich gluthroth. „Ich kenne ihn.“

„Was? den loben? Er ist doch dort zum Zeitvertreibe nicht eingesperrt worden?“

„Nein,“ sagte ich; „aber er ist in Wuth gebracht worden durch schlechte Leute,“ warf ich ihm hin.

„Nun, das hat mir auch ein Berliner gesagt,“ fuhr der Herbergsvater fort „Haben wir Hunger?“

„Gewiß!“ sagte ich, „aber kein Geld.“

„Was, kein Geld? Ja, Freund,“ sagte er darauf mit wüstem Stirnrunzeln, „wo das Geld wendet, wendet Schrank und Keller, Krug und Teller. Will Er Arbeit hier? Wie heißt Er?“

„Ich nähme gerne Kundschaft,“ entgegnete ich, „weil ich in Noth bin.“ Die zweite Frage ließ ich aus Scham unbeantwortet.

„Wie heißt Er denn?“ fragte er nun etwas mißtrauisch.

„Ruppel heiße ich," war meine Antwort.

„Was der Teufel! Ruppel? So wäre Er der Tagedieb, der den Skandal gemacht?" Er betrachtete mich lange; ich aber wandte ihm den Rücken und ließ ihn stehen.

„Er eilte mir nach. „Nun, nun, wohin will Er denn?" fragte er.

„Wo ich freundlichere Herberge finde!" sagte ich. Es mochte ihm bange werden, ich brächte bei der Zunft sein Haus in Verruf. Deßwegen legte er sich jetzt aufs Gutewortegeben. Das half ihm nun nichts mehr. Ich ging weiter und ließ ihn verblüfft stehen.

„Das aber fühlte ich, daß ich weit nicht mehr fortkommen würde. Es war sehr heiß. Die meisten Bewohner des Städtchens waren draußen beim Heumachen, und in den Straßen schien es, als sei Alles ausgestorben.

„Ich war nahe dem Ende des Städtchens gekommen, als mir plötzlich die Beine die Dienste versagten, Alles mit mir rund herum ging, und es mir blau und schwarz vor den Augen wurde. So viel vermochte ich noch, daß ich mit Anstrengung aller Kräfte eine Steinbank erreichte, die unter den Fenstern eines kleinen Hauses hinlief. Dort sank ich zusammen und das Bewußtsein verging mir.

„Ich hatte seit den Kirschen am vorigen Tage nichts mehr gegessen, und es war hoher Nachmittag. Wie konnte es anders kommen, als daß mir die Sinne vergingen?

„Ob ich lange oder kurz so ohne Bewußtsein gelegen, weiß ich nicht. Das aber weiß ich, daß mit dem Erwachen der Duft eines belebenden Essigs mir in die Nase stieg. Eine zarte Hand rieb mir die Schläfe und Stirn mit Essig. Das Alles empfand ich schon und doch waren meine Sinne noch gehalten und gebunden. Endlich erwachte ich aus der allmählich verschwindenden Betäubung, und vor mir kniete ein Mädchen, das sorglich mich mit Essig anwusch. Ich blickte in ein Paar blauer Augen, wie sie die Erde nicht schöner hatte, und in ein Gesichtchen, so lieblich wie eine erblühende Rose. Ich hielt's anfänglich für einen schönen Traum und wollte die Augen wieder schließen, daß er nicht so schnell vergehe. Als ich aber die Fingerchen fühlte, die mir die Schläfe anstrichen, da merkte ich, daß es nicht Traum, sondern einfache Wirklichkeit sei, und ich sah das Engelsgesichtchen an, und hätte so all mein Lebtag es ansehen können.

„Wo bin ich denn?" fragte ich, denn alles bisher Erlebte war in meinem Gedächtniß wie erloschen, wie ausgetilgt.

„Sie nannte den Ort und fragte:

„Wie ist es Ihm denn? Fühlt Er sich wieder wohl?" — In dem Tone lag der Ausdruck einer so innigen, herzlichen Theilnahme, daß er mein Herz mit Wonne erfüllte.

„Will Er nicht jetzt etwas essen?" fragte sie weiter, als ich noch nicht auf ihre erste Frage geantwortet

„Ich nickte mit dem Kopfe.

„Ach," sagte sie, „dann probiere Er doch einmal, ob Er in das Haus gehen kann. Hier brennt die Sonne so heiß, und das ist doch nicht gut."

„Ich richtete mich auf und das liebe Kind (denn das war das Mädchen noch, da sie kaum sechzehn Jahre alt war) faßte mich am Arm und half. Nur sehr mühsam gelang es mir, in das Haus zu kommen, und als ich die nette, saubere Stube erreicht und mich in einem ledernen Großvaterſessel niedergelassen, versagte mir wieder alle Kraft.

„Brod konnte ich nur noch herausbringen.

„Sie flog hinweg und holte Brod.

„Gierig verschlang ich das dargebotene Stück und nun erst wurde mir anders zu Muthe.

„Ach," sagte ich leise, „seit gestern Mittag vier Uhr habe ich nichts mehr gegessen."

„Sie faltete die Hände und rief: „Großer Gott!" — Kaum aber hatte sie durch diesen Ausruf ihr Mitleid und ihre Verwunderung zugleich ausgedrückt, so war sie auch verschwunden. Ich konnte nicht widerstehen, ich schnitt mir noch einen rechten Ranken Brod ab und verspeiste den mit einem Heißhunger und einem Wohlgeschmack, wie ich niemals etwas genossen.

„In unglaublich kurzer Zeit erschien das liebliche Mädchen mit einem himmlischen Lächeln auf ihren schönen Zügen wieder und setzte einen duftenden Pfannkuchen auf den Tisch, den sie schnell gebacken. Sie

zerschnitt ihn selbst und sagte dann: „Nun setz' Er sich her, und lasse Er sich's gut schmecken!"

„Ich that's, und niemals hat eine Wirthin mit größerer Lust dem Appetit ihres Gastes zugesehen, als es hier geschah.

„Soll ich noch einen backen?" fragte sie liebreich, als ich den köstlichen Kuchen verzehrt hatte.

„Ich dankte und pries ihre Kunst und ihre Güte gegen einen armen Fremdling. Sie erröthete und wies Alles ab, als wär' es nichts gewesen. Sie plauderte so herzig, daß ich gar nicht müde wurde, ihr zuzuhören. Ich fühlte mich so wohl, daß ich sogleich hätte weiter wandern können. Als ich aber Anstalt machte, sagte sie so freundlich: „Es ist ja noch so heiß! Leg Er sich eine Stunde auf die Bank zum Schlafen nieder, daß Er wieder recht frisch wird. Es ist still im Haus. Ich gehe derweilen in den Garten arbeiten."

„Dies arglose Vertrauen that mir wohl. Ich fragte sie, ob sie es denn wage, einen ihr ganz Unbekannten so allein in ihrem Hause zu lassen?

„Ihn, ja," sagte sie erröthend und zögernd, „denn Er sieht ja gut und ehrlich aus."

„Gottlob, das bin ich auch, du liebes Mädchen!" rief ich, und sie wünschte mir: gute Ruhe, und ging, während ich mich auf die Bank legte, und träumte, es sei mir ein Engel begegnet, der mich vom Tode des Verschmachtens gerettet, und der Engel sah gerade aus wie das liebliche Mädchen.

„Ein vorüberfahrender Heuwagen weckte mich. Ich ſtand neu belebt auf. Meine Retterin ſaß in der Thür und ſtrickte. Sie ſchien Wache gehalten zu haben, daß mir nichts begegnen könne.

„Mir wurde es ſchwer, zu ſcheiden von dem engelgleichen Mädchen; aber es mußte ſein. Ich faßte ihre Hand und ſagte ihr, indem ich in das ſchöne, blaue Auge blickte, als könne ich in der Seele Grund ſchauen, ich würde ſie nie vergeſſen und gewiß wiederkommen. Sie erröthete, und wünſchte mir alles Reiſeglück, und ich ging mit ſchwerem Herzen. Das Mädchen hatte mir's angethan.

„An einer Ecke ſah ich nochmals zurück, und ſiehe, ich blickte in Lieschen's liebliches Geſichtchen, das aber ſchnell hinter dem Hofthore verſchwand. Da iſt mir's recht ſchwer geworden, nicht wieder zurückzukehren. Die weiche Weiſe des Liedes:

„Muß i denn, muß i denn zum Städtle 'naus,
Und du, mein Schatz, bleibſt hier —"

ſang ein vorüberfahrender Burſche. Es kam mir juſt vor, als ſei das das Echo meiner Seele, und es iſt es auch geweſen, denn Lieschen's Bild hab' ich mit mir genommen, und es iſt mein rettender Engel geblieben, bis —

„Doch ich muß weiter erzählen," unterbrach er ſich ſelber. Die Meiſterin war längſt heimlich weggeſchlichen

„Vielleicht hundert Schritte war ich vor dem Städtchen, da merkte ich erſt, daß die Sonne ihrem Scheiden nahe war. Ich ſtand, zweifelnd, was ich thun ſollte, denn ein vorübergehender Bauersmann ſagte mir, bis zum nächſten Orte ſeien's zwei und bis Darmſtadt vier gute Stunden.

„In dem Augenblicke kam eine Kutſche daher, in der ein dicker Herr behaglich ſchlief. Dem Kutſcher eilte es auch nicht, und die Pferde ſchienen ihres Gebieters Meinung zu theilen.

„Buben und Handwerksburſchen haben das Recht, hinten auf zu ſitzen, wenn kein Koffer da iſt, dachte ich, und wartete, bis die Kutſche herankam. Durch eine unzweideutige Miene fragte ich beim Kutſcher an, ob ich hinten darauf dürfe. Er nickte bejahend, und mit einem raſchen Sprunge ſaß ich darauf.

„Der Weg ſenkte ſich bald und die Pferde fuhren raſcher. Ich zündete mir eine Pfeife an, die mir unendlich gut ſchmeckte, und wenn auch im Allgemeinen ſehr träge, ſo kam ich doch ohne Müdigkeit nach Darmſtadt.

„Als ich an der Krone abſprang und dem Kutſcher dankte, blies eben ein Nachtwächter zehn Uhr. Jetzt fiel mir's wie ein Centner aufs Herz. Kein Geld und fremd! Wo ſollte ich ſchlafen? Ei, dachte ich, ein unſchuldiger Schalksſtreich ſchadet ja nichts. Geh in den offenen Hof, und iſt Niemand da, ſo ſchlüpf in die Kutſche. Da ſchläfſt du gut und es koſtet nichts.

„Ich machte kehrt. Das Thor war noch offen. Niemand war zu ſehen. Ohne Umſtände ſchlüpfte ich in die Kutſche; zog die Leder vorn zu, die zwei Vorhänge bildeten, und legte mich auf die weichen Polſter, indeß mein Felleiſen zu meinen Füßen lag. Niemand kam, nachzuſehen. Der Kutſcher mochte glauben, der Hausknecht habe die Lederverhänge beſorglich zugezogen, und jener mochte meinen, dieſer habe es ſelbſt gethan. Kurz, ich ſchlief wie ein König, und im ſüßeſten Traume lebte ich noch einmal das bedeutſame Ereigniß des letzten Tages durch, und Lieschen's Geſtalt ſchwebte wieder vor meiner Seele. Um vier Uhr des Morgens hörte ich den brummenden Hausknecht nach dem Pferdeſtalle gehen. Wie ein Blitz war ich aus dem Wagen, ſchloß die Lederverhänge und die Thüre wieder ſorgfältig, riegelte leiſe das Hofthor auf und war unbemerkt auf einer der noch menſchenleeren Straßen Darmſtadts.

„Ich dankte Gott im Stillen, daß er mir den Gedanken eingeben; denn es war ja kein Unrecht. Mit neuem Muthe wanderte ich fürbaß. Bei einem Brunnen fand ich ſchöpfende Mägde. Sie wieſen mich zurecht, daß ich die Herberge fand.

„Hier empfing mich der Herbergsvater freundlicher, als der in dem Städtchen an der Bergſtraße, wo Lieschen mir das Bittere ſeines Betragens vergeſſen machte.

„Ich hörte gleich, daß viele Geſellen im Hauſe

ſchliefen und äßen, ſetzte mich derweile rauchend in eine Ecke, bis die Zeit des Frühſtücks kam.

„Der Erſte, welcher hereintrat, war mein Berliner.

„Potz Däuschen! Männeken, wo kommſte her?“ rief er, ſich mit der einen Hand die Augen reibend und die andere mir zum Willkommen reichend. Er ſetzte ſich zu mir, um die Geſchichte meiner Heidelberger Schickſale anzuhören.

„Armer Junge,“ ſagte er mit Theilnahme, „hat dir ſo ein Halunke die Taſche jefegt. Na, heute ſollſte mein Jaſt ſind. Morjen aberſcht mußt du für dir ſelber ſorjen; denn die mirigte Kaſſe iſt ooch nicht jeſpickt wie ein Haſenbraten mit Speck. Ich ſage dich, hier in Darmſtadt iſt et niſcht für uns. Frankfurt iſt det Paradies der Jeſellen. De Meiſter hier ſind dämelige Kerle, verſtehen niſcht und jeben niſcht. In der Herberje muß man ſchlafen und eſſen, und da jeht Alles durch die Jurjel, was die Hand verdienen thut. Bleib ſo lange hier, bis du dich etwas verdient haſt, dann putz die Platte und ſolje mich nach Frankfurt, wohin ich ſchon dieſe Woche jehe und dich ein warmes Plätzjen ausmachen werde.

„Er hielt Wort. Ich blieb des guten Jungen Gaſt den Tag über, und gewann durch des Herbergvaters Sorge eine ganz gute Stelle. Der Berliner hielt aber auch darin Wort, daß er noch in derſelben Woche losging gen Frankfurt. Obwohl ſein Ruf nicht der beſte war, wie ich erfuhr, ſo konnte ich ihm doch nicht

grollen. Er hatte mir Gutes erwiesen in der Noth, und auch in früheren Tagen mir nie Übles zugefügt. Sie sagten ihm nach, er fingere bisweilen gern in anderer Leute Taschen. Das machte mich freilich etwas stutzig. Denn die Begebnisse von Heidelberg lebten noch in frischem Andenken bei mir. Ich will's gern gestehen, daß ich zu gutmüthig war, etwas der Art zu glauben. Er war mir stets so wohlwollend begegnet. Ich konnte das nicht vergessen.

„In Darmstadt blieb ich dennoch länger, als ich mir's gedacht. Ich fand's aber auch gar nicht, wie mir der Berliner gesagt. Im Gegentheil, ich verdiente mir schönes Geld, und — es war mir, daß ich es nur ganz ehrlich gestehe, als könnte ich nicht weg aus — Lieschen's Nähe.

„Zu Weihnachten ging ich hin. Ich konnt's nicht aushalten. Ich sah Lieschen in der Kirche. Wie erröthete sie, als sie mich erkannte. Selbst in ihr Haus ging ich und erzählte ihrem Großvater, denn sie war eine Waise und hielt dem Greise Haus, wie es mir ergangen, und wie Lieschen an mir gehandelt. Dafür wollte ich danken. Ich brachte ihr zum Christkind ein Ringelein aus Gold. Sie nahm's nur, als es ihr Großvater gut hieß; aber ich sah, daß sie mir gut war. Ach, wie war sie schöner geworden seit dem halben Jahre! Jetzt wurde mir's noch schwerer zu gehen; allein es mußte sein und ich schied, nachdem ich ihr ehrlich gestanden, wie lieb ich sie habe, und sie solle

mir treu bleiben. Eine Thräne glänzte in ihrem Auge, als ich ihr die Hand zum Abſchiede drückte, und mir war eine auch nicht fern vom Auge.

„O, wär' ich in Darmſtadt geblieben! —

„Ein Brief des Berliners verrückte mir den Kopf. Ich verließ den Ort, wo es mir gut ging und wanderte nach Frankfurt. Das Glück oder — das Unglück wollte es, daß ich bei einem der erſten Schneider Arbeit fand. Er war ein dicker Mann, wortkarg, aber ehrlich und bieder. Bald genug ſah er, daß er mich ſehr gut gebrauchen konnte, und ich wurde Zuſchneider, Obergeſelle mit tüchtigem Wochenlohne.

„Mein Unſtern war der Berliner. Er wußte mich, deſſen Leichtſinn nur ſchlummerte, allmählich in ein rechtes Handwerksburſchenleben hineinzuziehen, und ohne daß ich's merkte, fand ich mehr und mehr Wohlgefallen daran. Bornheim oder Bernem, wie die Frankfurter ſagen, war der Ort, wohin wir jeden Sonntag gingen, und in der Regel wurde der Montag darnach himmelblau. Immer neue Luſt wußte der Berliner zu bereiten. Er hatte Geld in Überfluß, und geſtand mir, er habe einen Schatz, der ihm die Börſe reichlich verſorge. Ich lernte dieſen Schatz kennen, denn das Mädchen wohnte neben uns, und war Beſchließerin im Hauſe eines der reichſten Bankiers der Stadt.

„Sie war ſchön, Herr, ich ſage es Ihnen, aber ihre Schönheit war eine ſinneberauſchende. Ich habe nie ein Auge geſehen, das brennender geweſen wäre, nie eine üppigere Geſtalt, nie ein verlockenderes Weſen.

„Der Bankier war unser bester Kunde. Ich kam oft in das Haus, um ihm das Maß zu nehmen. Er war unendlich reich, modesüchtig, lebenslustig, jung und ausschweifend. Seine Frau sah aus, als wäre sie aus Mondschein und Vergißmeinnicht gewoben, und schmachtende Thränen seien das Bindemittel gewesen. Sie war so zart, daß ein leiser Luftzug sie hätte umwehen können. Waren die Haare der Frau Bankierin so etwas staubblond, dünn und glanzlos, so waren die der Beschließerin, Gretchen, kohlschwarz, reich und voll. War das Aussehen der Frau Bankierin wachsweiß, so blühten Gretchen's Wangen in frischem Roth — kurz, verglich man Beide mit einander, so war der Sieg auf Gretchen's Seite.

„Als sie der Berliner zum ersten Male nach Bernheim brachte und ich mit ihr tanzte, konnte ich den Blick dieses Auges kaum ertragen. Sie schien großes Wohlgefallen an mir zu finden, größeres, als an dem Berliner, das sah man schnell, und der alte Teufel der Eitelkeit regte sich. Als wir heimgingen, es war spät, und der Berliner an seinem Haus abging, führte ich sie bis zur Thüre, da riß sie mich an sich, drückte einen glühenden Kuß auf meine Lippen und sagte: „Schlaf gut, Lieber! Heute Nacht träume ich nur von dir, denn du hast mich erobert, ich gehöre forthin nur dir, dir allein an.“ Das Wort klang mir immer in den Ohren!

„O, ich hätte hier schon sie durchschauen können!

Wohl ſtand Lieschen's Bild noch vor meiner Seele wie ein warnender Engel — aber allmählich erblich es, und das üppige Gretchen nahm meine Seele, doch nein — meine Sinne gefangen. Sie beſtrickte mich auf eine unbegreifliche Weiſe. Jeden Abend ſah ich ſie, und ſtets wurde mir's ſchwerer, von ihr zu gehen.

„Der Berliner war gar nicht böſe darüber, was mir unbegreiflich war. Gretchen machte mir ſogar Präſente. Das nöthigte mich, ihr wieder welche zu machen. Meine Kaſſe empfand das, und manchmal wurde es mir unheimlich, wie das enden ſolle. Sie ſah mich einſt traurig.

„Was fehlt dir, Lieber?" fragte ſie. „Haſt du kein Geld?"

„Ich geſtand ihr das.

„Ach, mache mich ſo glücklich, und nimm meine Börſe!" flehte ſie.

„Mein innerſtes Widerſtreben beſiegten ihre Küſſe und Schmeichelworte. So weit war's ſchon mit mir, als mein Meiſter mich allein nahm.

„Ruppel," ſagte er, „ſetz Er ſich emal. Ich mein' es gut mit em, und da kann ich's net mehr ſo anſehe, daß Er met dem Mädche danebe, met dem Gretche, ä Gehänk hat. Deß Mädche hat ä böſe Ruf vun wege ſei'm Herrn. Nehm Er ſich in Acht. Es is ä liederlich Perſon, die en brave Menſche verderbe kann. Mer ſegt, ſe hätt lange Finger gemacht in ihrem Herrn ſei Kaß. Deß ſag ich em, wann's net met dem Mädche ä End

nimmt, ſo nimmt's met uns Zwä en End. Nu leg Er ſich ſchlafe, und denk Er, der Meiſter hätt's recht gut met em gemänt."

„Mir ſchauderte. Ich ſah mit Entſetzen, an welchem Abgrund ich ſtand. Es war Samſtag Abend. Am Sonntage ging ich, da das Wetter ſo unendlich ſchön war, und ich Gretchen entgehen wollte, nach Königſtein und nach der Ruine Falkenſtein. Ich war ſo frühe weggegangen, daß ich mit dem grauenden Tage ſchon die Höhe von Soden hinaufſtieg, und oben auf der Ruine war, ehe der Zug der Frankfurter Sonntagsſchwärmer ſie erreichte. Da ſaß ich allein und mein Auge ſchweifte hinaus in das wundervolle Land des Segens, das zu meinen Füßen lag.

„Dort lag Darmſtadt! dort die Höhen der Bergſtraße. Dort weilte Lieschen, mein Rettungsengel! Wie hergezaubert ſtand dies liebe Bild vor meiner Seele. Ich erbebte. Hatte ich ja doch das herrliche Weſen ganz und gar vergeſſen über der lockenden Verführerin. Ich erglühte vor Scham. Thränen traten in meine Augen.

„Ach, ich war auf böſe Wege gerathen, das ſah ich, und des Meiſters Worte klangen in meinen Ohren, wie der Ruf des Todtenvogels. Ich ſaß mir ſelber zu Gericht. Ich beichtete mir gewiſſenhaft. Ich dankte Gott, daß ich mein Beſſeres gerettet zur guten Stunde, daß ich nicht in den Pfuhl des Laſters geſunken war. Gottlob, noch war meine Seele nicht befleckt! Aber

wie war die Gefahr ſo nahe geweſen. Dieſer Morgen weckte den beſſern Menſchen in mir auf. Ich betete wieder, was ich, daß ich es ſage, lange nicht gethan. Ich gedachte meiner Eltern, und — Herr, lächeln Sie nicht, wenn ich es ausſpreche — das Heimweh erfüllte mein Herz mit einer Macht, mit einer unwiderſtehlichen Gewalt. Es zog, es riß mich nach Frankfurt zurück. Ich wollte der Verworfenen das Sündengeld zurückgeben, das ſie mir gegeben, und Alles, was ich von ihr hatte, und heim eilen, heim zu den lieben, guten Eltern, die ich vergeſſen hatte ſeit mehr denn einem Jahre.

„Ich ſprang auf und rannte den Berg hinab. Es war, als ob das Feuer in mir brenne. Ohne mich aufzuhalten, erreichte ich Frankfurt wieder.

„Der Meiſter ſtarrte mich an, als ich erſchöpft in ſeine Stube trat. Ich faßte ſeine Hand. „Sie haben mir die Seele gerettet," ſagte ich, „haben Sie Dank; aber ich muß fort von hier, noch heute. Die Schlange hat mich bezaubert."

„Ach ſo," lachte der Meiſter. „Nä, deß hat Er nicht nöthig, Ruppel," ſprach er. „Deß Gretche ſitzt uf der Mehlwoog, und Sein Freund, der ſaubere Berliner, derzu. Denk' Er ſich, heute früh, als Er weg war, kummt der Berliner und ſchleicht ſich uf Sein Zimmer drobe. Ich hör' en und denke, was will der ſo früh? Geh' ſachte die Trepp' enuf und mache ebe ſo ſachte Sein Thür uf. Do ſteht der Halunk' an

Sein Komod' und ſteppt ſich die Taſche voll. Halt! denk' ich, de Vogel fängſte. Ich ſchließe die Thür, rufe de Geſelle und mer kriege de Dieb uf der That. Die Polizei war nett weit, und eh' er ſich's verſah, ſaß er uf der Mehlwoog. Kaum war deß geſchehe, ſo gebt's drübe beim Herr Bankje aach Spektakel. Deß Gretche is fort mit Geld und Juwele vun der gnädige Frau. Awwer die Polizei hat ä fein Naſ'. In des Berliners Stub' erwiſche ſe ſe met all' dem Kram. De hat Er nun nett nöthig fortzulaſe."

„Ich ſtand ſprachlos da. Alſo auch mich wollte der Verworfene beſtehlen, und mit Gretchen ſtand er noch immer in Verbindung? Der Umgang mit mir ſollte nur ableiten von der Spur. Das lag am Tage. Mich durchbebte ein Schauder nach dem andern. Das Geld der Abſcheulichen brannte mir auf der Seele. Ich hatte keine Ruhe, bis ich es in die Armenkaſſe gelegt, und all ihre Präſente dazu.

„Auch ich hatte die Kränkung, von der Polizei vernommen zu werden, aber doch nur als Zeuge. Des Verhältniſſes Gretchen's zu mir wurde nicht gedacht. Ich dankte Gott dafür, denn es erſparte mir eine höchſt bittere Beſchämung.

„Alle dieſe Umſtände veranlaßten mich, Frankfurt zu verlaſſen, das mich ohnehin an die Sohlen brannte.

„Ich eilte heim, heim zu meinen Eltern. Die Prüfungen waren nun vorüber. Von jeder Thorheit war ich geheilt.

„Heppenheim, wo Lieschen lebte, besuchte ich nicht. Ich konnte jetzt nicht vor sie treten, ohne das Gefühl, ihrer unwerth zu sein. Die Zeit sollte mich läutern.

„Meine Eltern fand ich ringend mit Dürftigkeit. Während ich gepraßt, hatten sie gedarbt. Ich kann Ihnen, lieber Herr, nicht beschreiben, wie mich das drückte, beugte, wie die bittersten Verwürfe an meiner Seele nagten. Gottlob, ich konnte ihre Noth lindern!

„Ach, wie waren sie glücklich, mich wieder zu sehen; wie blickten sie nun nach langem Kummer wieder froh ins arme Leben. Mir vergaben sie Alles in ihrer reichen Liebe.

„Nach einigen Tagen ging ich nach Heidelberg zu meinem lieben Meister Glöckner. Seine Frau war gestorben. Er war kränklich geworden.

„Ruppel," sagte er, „Sie kommen mir wie gerufen. Ich denke schon lange daran, mein Geschäft abzugeben, und mich in wohlverdiente Ruhe zu setzen. Ich will Ihnen mein Haus verkaufen, und mir nur bis an meines Lebens Ende den zweiten Stock vorbehalten."

„Ach," sagte ich, „Sie wissen, wie arm ich bin! Womit sollte ich es Ihnen bezahlen?"

„Thut nichts," sagte er. „Sie zahlen mir nur die Zinsen des Kapitals, und dann dies selbst in Summen oder Sümmchen, wie Sie können."

„Daß ich dies Anerbieten dankbar ergriff, mögen Sie denken; allein fürs Erste blieb es Geheimniß unter uns. Ich spielte die Rolle des Geschäftsführers, bis ich mir das allgemeine Vertrauen erworben hatte. Die Kundschaft wuchs. Mein Glück war gegründet. Nun kaufte ich das Haus. Meine Eltern verkauften ihr Häuschen und zogen zu mir.

„Ich eilte nach Heppenheim.

„Blühend, wie eine Rose, fand ich Lieschen. Sie hatte manchen Antrag abgelehnt, weil sie an meine Treue glaubte. Sie wurde meine Frau, und seit jenen Tagen hat mich Gott gesegnet sichtbarlich. Ihr Großvater starb noch vor unserer Verheirathung. Ihr Erbe tilgte einen großen Theil meiner Schuld. Auch meine guten Eltern gingen, mich segnend, heim ins Vaterhaus, und heute, wo ich zurückblicke auf die Tage meiner Irrfahrten, danke ich Gott, daß ich den Gefahren entrann, daß ich weiser, erfahrungsreicher aus meinen Tollheiten herausging, und nun ein Leben führe, das mir einen heitern Lebensabend verheißt."

„Die Meisterin trat wieder herein. Sie lächelte.

„Warum sind Sie mir durchgegangen?" fragte ich.

„Ich kenne meinen Alten," sagte sie, „der hätte mich mehr als einmal schamroth gemacht."

„Sie werden wohl wissen wollen," nahm der Meister wieder das Wort, „was aus dem Berliner und Gretchen geworden. Was ich darüber erfuhr, ist

ungenügend. Sie saßen lange in Haft, und nach ihrer Befreiung verschwanden sie gänzlich. Der Buckelorum hatte sich hier als Meister gesetzt; allein das Glück wandte ihm den Rücken. Er kam nicht in Aufnahme. Ich gab ihm bis an sein Lebensende Verdienst, und suchte so die Unart meiner Knabenstreiche gut zu machen, und — feurige Kohlen auf des Feindes Haupt zu sammeln, was auch, wie ich glaube, nach beiden Richtungen gelang. Aus Agneschen wurde eine Wäscherin."